

3 1761 06586615 4

Band.
t.

Lieferung
No. I.

Mærchensaal aller Völker.

Verlag von Carl Reimarus in Berlin,
Firma: Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung.

Stich und Druck von Eduard Hænel in Berlin.

brief
PN
0041962
v.1

595

3 vols
6 £



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mrchensaalmr01klet




Pag 2
Pag. 5
Pag 13
Pag 22
ERSTER BAND.

Märchensaal.

Märchen aller Völker

für

Jung und Alt.

Gesammelt, übersetzt und herausgegeben

von

Dr. H. Kletke.

Erster Band.

Mit einem Stahlstich und einem Anhang: Die Literatur der Märchen.

Berlin.

Verlag von Carl Reimarus,

Gropius'sche Buch- und Kunsthandlung, Königliche Bauschule Nr. 12.

1845.


LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort.

Wundervolle Welt der Märchen, wer hätte nie im Flüstern und Rauschen deiner Riesenbäume geträumt! Ihr schimmernden Bilder des Orients, Wunderlampe Aladdins, Kalaf und Turandot — ihr treuherzigen Sagen der Heimath, Rothkäppchen, Aschenbrödel, Sneewitchen — wer hat nimmer Gemüth und Phantasie an euch ergötzt und erfrischt!

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Alle Völker offenbaren sich ihrer innersten Eigenthümlichkeit nach im Märchen. Es spiegelt ab den Glauben in ihnen, den Himmel über ihnen; hier ein ewiges Grün der Wälder, dort das Moos der Winterheide, Palme und Fichte, Nord und Süd. In ewiger Jugend durchzieht es die Vor- und Mitwelt, frei, frisch und fröhlich, und noch immer, wo es die Bilder seiner Zauberlaterne, den reichen Schatz seines Kindergemüths den Nachkommen darbot, hat es Liebe, Verständniß, verwandte Herzen gefunden.

Bedarf das vorliegende Unternehmen einer Rechtfertigung?

Eine reiche buntschimmernde Völkerreihe stellt sich in den eigenthümlichsten Gebilden ihrer Phantasie dar. Der Europäer, der Asiate, der Afrikaner, Franzosen, Engländer, Deutsche, Dänen, Russen, Italiener, Perser und Inder, Araber und Mongolen — getrennt durch Länder und Sitte, Geist und Klima, verbunden nur durch die gemeinsam schaffende Phantasie, die, wirkend in allen, allen mehr oder minder einen Antheil ihrer poetischen Offenbarung zu Theil werden ließ.

Das Cabinet des Fées, minder umfassend nach Anzahl der Nationen, entstellt und von ungleichem Werth durch die Aufnahme willkührlicher Erfindungen, hat sich im vorigen Jahrhundert bei Jung und Alt lebhafter Theilnahme zu erfreuen gehabt.

Sollte dies verjüngte Cabinet des Fées, welches in der Vereinigung ächter Volksmärchen das poetische Leben der Nationen in unverfälschten Zügen darbietet, eine geringere erwarten dürfen? Bei den schätzbarsten Sammlungen für die Märchenliteratur einzelner Völker, ist doch, so viel mir bekannt, ein solches Gesammtbild ihrer Märchen-Poesie in einer umfassenden Auswahl charakteristischer Proben der Märchen aller Völker, so weit diese irgend bekannt wurden, in neuester Zeit nicht vorhanden.

Wie unvollkommen nun auch dieses gegenwärtige der Idee entspreche und wie es immerhin nur als Versuch zu betrachten sei: so hoffe ich dennoch, sowol dem jüngeren, wie dem reiferen Alter damit eine willkommene Gabe zu bieten, eine Gabe, die poetisch und historisch das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nimmt.

Die besondere Berücksichtigung, welche ich bei diesem Werk auch auf den jugendlichen Leserkreis genommen habe, hat mich nirgends zu einer Willkühr, zu einer Beeinträchtigung des ächten Märchengehaltes verleitet; wenn ich auch mit derjenigen Freiheit, welche mir der Sache selbst förderlich schien, übersetzte und theilweis verkürzte.

Endlich bemerke ich noch, daß die jedem Bande beigefügten literarhistorischen Notizen, in denen ich meine Quellen gewissenhaft angegeben habe, eben nichts weiter sein sollen, als Notizen, keineswegs aber eine Märchen-Literatur-Geschichte. Diese würde, so wünschenswerth an sich, schon um ihrer Ausdehnung willen, hier nicht an ihrer Stelle sein. Ich bin zufrieden, wenn jene kurzen Uebersichten des Vorhandenen auch dem mit dieser Literatur Befreundeten manches Brauchbare und Neue bringen.

Der Herausgeber.

Inhalt des 1. Bandes.



Italienische Märchen.

1.

Der Hahnenstein.

Es war einmal in der Stadt Grottanegra ein gewisser Thomas Aniello, welchen das Unglück so verfolgte, daß all' seine bewegliche und unbewegliche Habe in einem einzigen Hahn bestand, den er mit Brosamen aufgezogen hatte. Da er sich aber eines Morgens vom Hunger mehr als sonst gepeinigt fühlte, und da der Hunger auch den Wolf aus dem Walde jagt, so faßte er mit schwerem Herzen den Entschluß, den Hahn zu verkaufen. Als er ihn nun zu Markte gebracht, findet er daselbst zwei Erzhexenmeister, welche das Thier für einen halben Gulden erhandeln, mit dem Beding, daß Aniello ihnen den Hahn nach Hause trage, woselbst er den Kaufpreis empfangen sollte. Indem nun die beiden Hexenmeister vorangingen und Thomas Aniello hinterher ging, hörte er, daß sie auf Rothwelsch mit einander redeten und sagten:

„Wer hätte uns das gesagt, daß wir diesen Tölpel hier finden würden, Januarius? Dieser Hahn wird ohne Weiteres unser Glück machen, denn du weißt ja, daß er den bewußten Stein im Kopfe hat. Wir wollen ihn sogleich in einen Ring fassen lassen, durch seinen Besitz werden wir Alles erlangen können, was wir nur wünschen."

Januarius antwortete: „Stille, Jakobchen, nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht; wir wollen dem Hahn auf das Schleunigste den Kopf umdrehen, um unsere Armuth endlich über Bord zu werfen, und uns was Ordentliches zu gute thun; denn wenig geehrt wird die Tugend ohne Geldwerth, das Kleid macht den Mann und den Bettelmann bellen die Hunde an."

Aniello, der sich in der Welt umgesehen und sich kein X für ein U machen ließ, verstand das Rothwelsch, und als sie in eine enge Straße gekommen, entwischte er ihnen und nahm Reißaus. Kaum zu Hause angelangt, dreht er dem Hahn den Hals um, nimmt den Stein und läßt ihn in einen messingenen Ring fassen. Um nun die Kraft desselben zu prüfen, spricht er: „Ich wünschte ein junger Bursche von achtzehn Jahren zu werden!" und kaum hat er das gesagt, so fließt das Blut ihm rascher durch die Adern, die Nerven werden ihm stärker, die Beine kräftiger, das Fleisch frischer, die Augen heller, die Silberhaare werden

golden, der Mund, welcher vorher wie ein geplündertes Castell aussah, bevölkert sich mit Zähnen; der Bart, der einem sorgfältig gepflegten Jagdgehege glich, wird glatt wie Saatland, und mit einem Wort: Thomas Aniello verwandelt sich in einen sehr hübschen jungen Menschen.

Hierauf sagte er von neuem: „Nun wünscht' ich einen prächtigen Palast zu besitzen und der Schwiegersohn des Königs zu werden."

Alsobald erscheint ein Palast von unglaublicher Schönheit; Zimmer befanden sich darin zum Verwundern, Säulen zum Erstaunen und Gemälde, um außer sich zu gerathen. Alles starrte von Silber; Gold trat man mit Füßen, Edelsteine blitzten einem von überall in die Augen, es wimmelte von Dienern, die Pferde und Wagen waren zahllos, mit einem Wort: die Pracht und der Reichthum waren so groß, daß der König die Augen weit aufsperrte und mit Vergnügen einwilligte, ihm seine Tochter Natalizia zur Frau zu geben.

Da um diese Zeit aber die Zauberer das große Glück des Aniello entdeckt hatten, faßten sie sogleich einen Plan, ihm dasselbe wieder zu entreißen. Zu dem Zweck verfertigten sie eine künstliche Marionette, welche vermittelst eines Uhrwerks spielte und tanzte, verkleideten sich in ein Paar Kaufleute und gingen zu Pentella, der Tochter des Aniello, unter dem Vorwande, ihr die Puppe zu verkaufen. Als das junge Mädchen die hübsche Puppe erblickte, fragte sie nach dem Preise; allein die vorgeblichen Kaufleute erwiderten, um keinen Preis sei ihnen dieses Kunstwerk feil, doch wollten sie ihr gern die Puppe schenken, wenn sie zum Dank ihnen eine andere kleine Gefälligkeit erwiese, nämlich ihnen die Arbeit des Ringes zu zeigen, welchen ihr Vater besitze, damit sie einen andern nach demselben Modell verfertigen lassen könnten. Sie würden ihr dann die Puppe gleich überlassen.

Als Pentella dieses Anerbieten hörte, dachte sie nicht an das Sprichwort: bei einem wohlfeilen Kauf merke wohl auf! ging alsbald darauf ein und sagte, sie möchten nur den andern Morgen wieder kommen, denn sie würde sich den Ring vom Vater geben lassen. Nachdem nun die Zauberer fortgegangen und der Vater nach Hause gekommen war, sagte sie ihm so viel Schmeicheleien und ging ihm so um den Bart, bis sie zuletzt den Ring in ihre Hände bekam, indem sie vorgab, sie wäre sehr betrübt und wollte sich ein wenig das Herz daran erfreuen.

Den Tag darauf mit Sonnenaufgang kamen auch die Zauberer, die nicht sobald den Ring in ihren Händen hatten, als sie wie Rauch verschwanden, so daß die arme Pentella vor Angst fast vergangen wäre.

Nachdem sie in einem dunkeln, dichtverwachsenen Walde angelangt waren, sagten sie zum Ringe, er solle nun augenblicklich die ganze Erfindung des verjüngten Greises wieder zerstören.

Aniello befand sich grade zur selben Zeit bei dem Könige, als diese neue Verwandlung mit ihm vorging, die Haare wieder grau und dünn, die Stirne runzligt, die Augenbraunen borstigt, die Augen triefend wurden, das Gesicht eingefallen, der Mund zahnlos, der Bart buschigt; die Beine zitterten, und die blitzenden Kleider verwandelten sich wiederum in Lumpen und Lappen, die er früher gehabt hatte.

Kaum nahm der König diese abschreckende Veränderung wahr und sah diesen häßlichen Bettler in vertraulichem Gespräche bei sich sitzen, so ließ er ihn auf der Stelle unter Stockschlägen und Schimpfreden aus dem Palast jagen. Aniello, welcher so mit einem Mal, er wußte nicht wie, aus seinem Himmel herabgefallen war, ging weinend zur Tochter und verlangte seinen Ring, um diesen Unfall wieder gut zu machen. Da vernahm er den Streich, welchen die vorgeblichen Kaufleute ihr gespielt hatten. Es fehlte wenig, daß er sich nicht zum Fenster hinausstürzte. Tausendmal die Albernheit der Tochter verwünschend, die um einer lumpigten Puppe willen ihn selbst zum Lumpen gemacht hatte, entschloß er sich, so lange in der Welt hin und herzuziehen, bis er diese vermeintlichen Kaufleute entdeckt hätte. Mit diesem festen Entschluß zog er sich einen alten Kittel an, steckte ein Paar Holzschuhe an die Füße, nahm einen Quersack über den Buckel, einen Stock in die Hand, und die Tochter ganz starr vor Schrecken zurücklassend, begann er wie verzweifelt darauf los zu stiefeln, und schritt so tapfer vorwärts, daß er nach einiger Zeit in das Königreich Tiefloch gelangte. Dieses Königreich wurde von Mäusen bewohnt, und da ihn diese für einen Spion der Katze hielten, so führten sie ihn alsbald vor ihren König Nagerich.

Befragt, wer er sei, woher er käme und was er in diesem Lande zu schaffen hätte, überreichte Aniello zuvörderst dem Könige eine Speckschwarte als Zeichen seiner Unterthänigkeit, erzählte ihm darauf der Reihe nach alle seine Unglücksfälle und schloß damit, er werde seine unselige Wanderschaft so lange fortsetzen, bis er jene verdammten Spitzbuben aufgefunden, die ihm einen so kostbaren Edelstein und damit zugleich die Blüthe der Jugend, die Quelle des Reichthums und die Stütze der Ehre geraubt hätten.

König Nagerich fühlte sich bei diesen jammervollen Worten von Mitleid ergriffen, und voll Verlangen, den armen Mann irgendwie zu trösten, berief er sogleich die ältesten und erfahrensten seiner Mäuse zu einer geheimen Sitzung, fragte sie um Rath für den unglücklichen Aniello und befahl ihnen, sich alle mögliche Mühe zu geben, jene angeblichen Kaufleute ausfindig zu machen. Glücklicherweise befanden sich unter den Räthen auch Beißerich und Springrich, zwei in den Vorfällen der Welt sehr erfahrene Mäuse, die gegen sechs Jahre lang in einem Wirthshause an der Landstraße gelebt hatten, diese sagten:

„Sei gutes Muths, Kamerad, denn es wird besser gehn, als du glaubst. Wisse nämlich, daß, als wir eines Tages uns in dem Zimmer des Wirthshauses zum Horn befanden, wo die angesehensten Leute weit und breit verkehren, zwei Männer aus Castell Rampino daselbst einkehrten. Nachdem sie tüchtig gegessen und dem Weinkrug bis auf den Grund gesehen, unterhielten sie sich von dem Streich, den sie einem alten Mann aus Grottanegra gespielt hatten, da sie ihm einen Stein von großer Zauberkraft entwendeten. Und einer von ihnen, welcher Januarius hieß, sagte, er wahrhaftig wolle den Ring nie vom Finger ziehen, ihm solle kein solches Unglück damit begegnen, wie jenem alten, verblendeten Narren, der diesen kostbaren Stein durch die Einfalt seiner Tochter so bald verloren habe.

Als Aniello dieses vernahm, fragte er die beiden Mäuse, ob sie ihn wol in das Land jener Gauner begleiten und ihm wieder zum Besitz seines Ringes verhelfen wollten. Er versprach ihnen zur Belohnung eine ganze Fracht von Käse und Pöckelfleisch, die sie alsdann zusammen mit ihrem Herrn Könige gemeinschaftlich verzehren könnten.

Da die Mäuse von dieser köstlichen Belohnung hörten, erboten sie sich sogleich, Land und Meer zu durchwandern, und nachdem sie von der Mausemajestät Erlaubniß erhalten, begaben sie sich auf die Reise. Nach einer tüchtigen Wanderschaft langten sie endlich im Castell Rampino an, ließen den Aniello bei einem kleinen Gehölz in der Nähe eines Flusses zurück, und spürten das Haus der beiden Zauberer auf. Da sie indeß fanden, daß Januarius zu keiner Zeit den Ring vom Finger zog, ersannen sie eine andere List, um ihren Zweck zu erreichen.

Sie warteten ab, bis die Nacht das Antlitz des Himmels überzogen, und als sich Januarius zu Bett gelegt, schlüpft Beißerich herbei und fängt an, ihm den Ringfinger zu benagen. Der Zauberer, welchem dies weh that, zog den Ring ab und legte ihn neben sich auf ein Tischchen an seinem Bett. Als Springrich dies bemerkte, sprang er rasch hinauf, nahm ihn in den Mund und in vier Sprüngen waren sie fort und bei Aniello.

Ein zum Tode Verdammter, wenn er begnadigt wird, kann keine größere Freude empfinden, als Aniello; er verwandelte die beiden Zauberer in Esel, breitete über einen derselben seinen Mantel, und ritt auf ihm, wie ein Graf; den andern belud er mit Speck und Käse, und machte sich auf den Weg nach Tiefloch, woselbst er den König und seine Räthe herrlich bewirthete, ihnen für alles ihm angethane Gute dankte und den Himmel bat, daß ihnen nie ein Hausherr eine Falle in den Weg lege, nie eine Katze ihnen ein Leid zufüge, noch Arsenik sie um's Leben brächte.

Hierauf reiste er ab nach Grottanegra, und da er noch viel schöner als früher zurückkehrte, wurde er von dem König und dessen Tochter mit den größten Schmeicheleien von der Welt empfangen, und nachdem er die Esel von der Höhe eines Berges hatte herunterstürzen lassen, genoß er mit seiner Frau eines fröhlichen Lebens und zog sich nie wieder den Ring vom Finger, um nicht auf's Neue etwa seines Glückes verlustig zu werden, denn

„Ein Hund, der einmal schon gebrüht,
„Sogar das kalte Wasser flieht."

2.

Der wilde Mann.

Es war einmal in dem Lande Maregliano eine wackere Frau, genannt Masella, welche außer sechs netten Töchtern, die so gerade waren, wie die Tannen, auch einen Sohn hatte, der so einfältig und tölpelhaft war, daß er nicht einen Hund

vom Ofen locken konnte. Kein Tag verging, daß nicht die Mutter zu ihm sagte: „Was machst du hier im Hause, du nichtsnutziger Bube, du Unheilstifter, Tölpel, pack dich fort, du Bärenhäuter, Schlingel, Thunichtgut!"

Trotz alledem, so viel Masella auch reden mochte, fuhr er in seinen Albernheiten von Tage zu Tage fort. Da sie nun sah, daß alle Hoffnung verloren war und Antonio, so hieß der Sohn, durchaus zu nichts Gutem Lust hatte, nahm sie eines Tages, nachdem sie ihm den Kopf gehörig ohne Seife gewaschen, einen Stock, und fing an, ihm die Jacke tüchtig auszuklopfen. Antonio, der sich so unversehens bürsten, striegeln und kämmen sah, machte sich, sobald er diesem Unwetter nur entkommen konnte, aus dem Staube und ging so lange, bis die vierundzwanzig Stunden vorüber waren, und im Himmelssaal die Lichterchen angezündet wurden. Hierauf gelangte er an den Fuß eines ungeheuer hohen Berges, der den Wolken geradezu an die Nase stieß, und woselbst in dem Schatten einiger Pappeln, beim Eingang einer in Bernstein gehauenen Grotte, ein wilder Mann saß.

O Herr, wie häßlich war der!

Er hatte einen ungeheuer großen Kopf, eine runzlige Stirn, zusammengewachsene Augenbraunen, schielende Augen, eine breit gequetschte Nase, einen Abgrund von Mund, aus dem zwei Hauer hervorkamen, die ihm bis an die Augen emporragten, eine haarige Brust, ungeheure Arme, Beine wie eine Säbelklinge und Füße platt wie die einer Gans. Er war mit einem Wort, das abscheulichste und zugleich lächerlichste Geschöpf, das man auf Gottes Erden nur finden konnte.

Aber Antonio, der sich nicht eben leicht in Furcht setzen ließ, nahm den Hut ab und sagte: „Guten Tag, Meister, wie geht's, wie steht's, ist euch etwas gefällig, wie weit ist's von hier bis dahin, wohin ich zu gehen habe?"

Der wilde Mann, als er diese seltsame Anrede hörte, fing an zu lachen, und weil ihm die Manier dieses Menschen gefiel, sagte er zu ihm: „Willst du bei mir in Dienst treten?" — „Was gebt ihr den Monat?" antwortete Antonio. Der wilde Mann versetzte: „Diene mir nur ehrlich, wir werden dann schon fertig werden und du wirst bei mir einen guten Tag leben."

Der Vertrag wurde geschlossen und Antonio blieb im Dienste des wilden Mannes, wo er Essen die Hülle und Fülle bekam, dagegen Arbeit so gut wie gar nicht zu thun hatte, so daß, nach vier Tagen schon, Antonio fett wurde wie eine Wachtel, rund wie eine Tonne, keck wie ein Hahn, roth wie ein Krebs, breit wie ein Wallfisch.

Es waren aber nicht zwei Jahre vergangen, als Antonio dieses faulen Lebens überdrüßig wurde, und ein großes Gelüst bekam, einen Abstecher nach Paskarola zu machen, ja, sobald er an seine Heimath dachte, wär' er fast ohne weiteres davon gelaufen.

Der wilde Mann, der ihm in's Herz blickte, und ihm an der Nase die Unruhe ansah, welche den armen Burschen wie auf glühenden Kohlen stehen und wie auf Nadeln sitzen ließ, rief ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Mein lieber Antonio, ich weiß, daß du ein großes Verlangen trägst, deine Schwesterchen einmal wieder zu sehen; weil ich dich nun wie meinen Augapfel lieb habe, so bin ich's zufrieden,

daß du einen Ausflug machst und dir diese Freude anthust. Nimm also diesen Esel, damit du nicht nöthig habest, zu Fuß zu gehen, sieh dich aber ja vor, daß du nie zu ihm sagst: Bricklebrit! denn das würde dir großen Schaden thun!"

Antonio nimmt den Grauen und ohne Adje zu sagen, setzt er sich auf und fängt an zu traben. Er war aber noch nicht hundert Schritte weit gekommen, als er wieder abstieg und „Bricklebrit!" ruft.

Doch kaum daß er den Mund geöffnet hatte, so fängt auch der Esel an, Rubinen, Smaragde, Diamanten, Perlen, so groß wie die Wallnüsse, fallen zu lassen.

Ganz verdutzt sah Antonio diese kostbare Einbescheerung, füllte mit großer Freudigkeit seinen Quersack voll Perlen und Edelsteine, setzte sich wieder auf und tüchtig darauf lostrabend, gelangte er zu einem Wirthshause. Dort steigt er ab und sagt vor allen Dingen zum Wirth: „Hurtig, binde mir den Esel an die Krippe und gieb ihm gut zu fressen; sieh dich aber wohl vor, daß du nicht etwa sagst: Bricklebrit! denn es würde dir sehr leid thun; auch hebe mir diese Sächelchen hier wol auf.

Der Wirth, welcher nicht auf den Kopf gefallen war, bekam, als er die seltsame Warnung vernahm und die Edelsteine sah, welche funkelten und blitzten, große Lust zu erfahren, was diese Worte bedeuteten. Er gab daher dem Antonio so gut zu essen und zu trinken, wie er nur irgend vermochte, bereitete ihm sein Lager auf einer weichen Matratze, und sah ihn nicht sobald die Augen schließen, und hörte ihn aus Leibeskräften schnarchen, als er zum Stall lief und zum Esel sagte: „Bricklebrit!" worauf denn der Esel vermittelst dieses Wortes die gewöhnliche Operation vornahm und seinen Leib von Gold und Edelsteinen leer machte.

Als der Wirth diese kostbare Waare erblickte, empfand er großes Verlangen, den Esel in seinen Besitz zu bringen und den Tölpel von Antonio zu prellen. Sobald der Morgen angebrochen war, und Antonio sich die Augen ausgerieben und eine halbe Stunde lang sich gedehnt und hundertmal gereckt hatte, rief er den Wirth und sprach:

„Komm her, mein Freund, bezahlte Rechnungen erhalten lange Freundschaft."

Als Jener ihm nun gesagt: „So viel für Brod, so viel für Wein, das für Suppe, dies für Fleisch, fünf Dreier für den Stall, zehn Dreier für das Bett, und so viel für Trinkgeld;" rückt Antonio mit den Groschen heraus und nachdem er den untergeschobenen Esel mit einem Sack Bimsstein statt der Kostbarkeiten in Empfang genommen, macht er sich auf den Weg nach seiner Heimath. Bevor er aber noch einen Fuß in's Haus gesetzt, fängt er aus vollem Halse an zu schreien: „Mutter, komm herbei, jetzt sind wir reich; bring' Servietten, breit' Laken aus, leg' Tischdecken unter, jetzt wirst du Schätze sehen!"

Die Mutter in größter Eile öffnet die Kiste, worin sich die Ausstattung ihrer Töchter befand, zerrt das reingewaschene Zeug heraus und breitet es recht hübsch und glatt auf die Erde, auf welche Antonio den Esel stellt; dann fängt er an zu rufen: „Bricklebrit!"

Aber Bricklebrit hin und Bricklebrit her, der Esel kümmert sich so wenig um diese Worte, als um den Klang der Lyra. Zwar werden diese Worte drei oder

viermal wiederholt, es war aber Alles ganz umsonst und ebenso gut als in den Wind gesprochen.

Da ergreift denn Antonio einen dicken Knüppel und fängt an, das arme Thier dermaßen zu bearbeiten, zu zerdreschen, ihm die Knochen im Leibe entzwei zu brechen, daß der unglückliche Esel vor Angst und Schreck über eine solche Behandlung, statt der Perlen und Edelsteine, das weiße Zeug auf die jämmerlichste Weise beschmutzt.

Die arme Masella, als sie dieses Unglück erblickt, und statt reich zu werden, einen so reichlichen Anlaß zum Aerger bekommt, faßt einen andern Prügel und ohne noch Antonio Zeit zu geben, seine Bimssteine vorzuzeigen, giebt sie ihm so eine derbe Tracht Prügel, daß er sich augenblicklich auf den Weg zum wilden Manne zurückmacht.

Als dieser ihn mehr im Trabe als im Schritt ankommen sieht, und da er wol wußte, was ihm zugestoßen war, sagt ihm tüchtig die Wahrheit, daß er sich dergestalt von dem Wirth hätte übertölpeln lassen, und wirft ihm alle Arten von Schmähreden an den Hals, weil er für einen Schätze speienden Esel sich ein nichtsnutziges Thier habe anschmieren lassen.

Antonio verspricht ihm hierauf auf das Heiligste, er wolle sich nie wieder von einem lebenden Menschen betrügen lassen. Indeß, kaum war ein Jahr vergangen, als ihn dasselbe Gelüst anwandelte, indem er fast vor Sehnsucht starb, seine Familie wiederzusehen.

Der wilde Mann, welcher zwar häßlich von Ansehen, aber gut von Herzen war, gab ihm die Erlaubniß, und beschenkte ihn außerdem mit einem schönen Tellertuch, wobei er ihm sagte: „Bring dies deiner Mutter, sieh dich aber vor, daß du hiermit nicht eben so verfährst, wie mit dem Esel, und bevor du nicht zu Hause bist, etwa sagst: Mach' dich auf und mach' dich zu, Tüchlein! Denn wenn dir irgend ein Unfall zustößt, so ist der Schaden dein. Jetzt geh' in Gottes Namen und komm bald wieder."

Antonio machte sich auf den Weg, aber nicht weit von der Grotte entfernt, legt er das Tellertuch auf die Erde und sagt: „Mach' dich auf, Tüchlein!" Auf der Stelle öffnet sich dasselbe, und er sieht darin so viel Herrlichkeiten, Kleinode, Kostbarkeiten, wie kaum zu glauben ist.

Als Antonio dies wahrnimmt, sagt er alsobald: „Mach dich zu, Tüchlein!" setzt hierauf seinen Weg fort, kehrt in dem nämlichen Wirthshause ein und spricht zum Wirthe: „Hebe mir dieses Tellertuch wol auf und sage ja nicht etwa: Mach' dich auf und mach dich zu, Tüchlein!"

Der Wirth, welcher ein durchtriebener Gauner war, erwiderte: „Laß mich nur machen!" Und nachdem er ihn mit Essen und Trinken gut bewirthet und zu Bett gebracht, nimmt er das Tellertuch und sagt: „Mach' dich auf, Tüchlein!" Da öffnete es sich und zeigte ihm so viel kostbare Sachen, daß er vor Erstaunen ganz außer sich gerieth.

Als Antonio am andern Morgen aufgestanden war, erhielt er von dem Wirth ein dem andern ähnliches Tellertuch und kam mit diesem in das Haus seiner Mutter, zu der er sagte:

„Jetzt fürwahr sind wir der Armuth los und ledig; jetzt fürwahr bedürfen wir dieser Lappen, Lumpen und Fetzen nicht mehr."

Und nach diesen Worten breitet er das Tuch auf die Erde aus und spricht: „Mach' dich auf, Tüchlein!"

Er mochte aber sagen, was er wollte, es war verlorne Zeit, und er brachte nichts zu Wege. Da er also sah, daß die Sache wider Erwarten schlecht ging, sagte er zur Mutter: „Meiner Treu, der Gastwirth hat mir wieder einen schlechten Streich gespielt, aber es soll ihm nicht so hingehen; besser wär' es ihm, er hätte ein Rad vom Wagen verloren. Ich möge das Liebste auf der Welt verlieren, wenn ich ihm nicht, sollte ich je noch einmal in dieses Wirthshaus kommen, einen viel schlimmeren Streich spiele, um mich für meine Edelsteine und den Esel bezahlt zu machen."

Als die Mutter diese neue Eselei vernahm, spie sie Feuer und Flammen und sagte zu ihm: „Geh' zu allen Teufeln, du nichtswürdiger Taugenichts, ich kann dich nicht mehr vor Augen sehen, so steigt mir die Galle, mach' dich fort, denn ich erkenne dich nicht mehr für meinen Sohn."

Der niedergeschlagene und traurige Antonio, da er den Blitz sah, wollte den Donner nicht abwarten, und indem er sich mit gesenktem Haupt und wie ein Dieb aus dem Staube machte, begab er sich zurück zu dem wilden Manne, der, als er ihn so trübselig einherkommen sah, ihm einen neuen tüchtigen Auswischer gab und sprach: „Ich weiß nicht, was mich abhält, dir den Kopf einzuschlagen, nichtsnutziger Kerl, der alle Sachen so laut ausschreit und sein Maul nicht halten kann. Wenn du in dem Wirthshause ruhig geblieben wärest, so wär' dir das nicht zugestoßen, was dir zugestoßen ist. Weil aber deine Zunge wie ein Mühlrad geht, hast du das Glück, das dir aus meinen Händen gekommen, dir selbst zermahlen.

Der traurige Antonio stand da wie ein abgebrühter Hund und schwieg.

Nachdem noch andere drei Jahre im Dienste des wilden Mannes vergangen waren, dachte er wiederum an seine Heimath, und er bekam auf's Neue ein solches Verlangen, daß es ihm fast das Herz abstieß, wenn er daran dachte.

Darum bat er den wilden Mann um Erlaubniß, ihn gehen zu lassen; und der, um sich diesen Tölpel vom Halse zu schaffen, gab sie ihm auch und zugleich einen hübsch gearbeiteten Stock, wobei er sagte: „Nimm diesen Stock als Andenken mit, sieh' dich aber wol vor, daß du nicht sagst: Steh' auf, Prügel! und: Leg' dich nieder, Prügel! Denn ich wollte nichts mit dem zu schaffen haben, was dir dann zu Theil würde."

Antonio nahm den Stock und sagte: „Laßt euch das nicht kümmern, denn ich weiß, wie viel zwei mal zwei ist. Ich bin kein Kind mehr und wer den Antonio prellen will, muß früh aufstehen." Worauf der wilde Mann antwortete: „Das Werk lobt den Meister. Die Worte sind Weiber, die Thaten sind Männer. Wir werden sehen; du hast gehört, was ich dir gesagt habe. Ein wolberathener Mensch ist halb gerettet."

Hierauf machte sich Antonio auf den Weg nach Hause, war aber kaum eine halbe Meile weit entfernt, als er sagte: „Steh' auf, Prügel!"

Doch kaum daß er dieses Wort aus dem Munde hatte, als der Prügel, wie wenn er Quecksilber im Leibe hätte, anfing mit Blitzesschnelligkeit dem armen Antonio den Rücken zu bearbeiten, daß die Hiebe wie ein Regen über ihn herabströmten, und einer nicht den andern erwartete.

Der arme Bursche, der sich so arg zerdroschen und wie Saffian durchgegerbt sah, sagte sogleich: „Leg' dich nieder, Prügel!" und augenblicklich hörte derselbe auf, seinen Rücken für eine Geige anzusehen. Obgleich auf seine eigenen Unkosten belehrt, sagte Antonio doch voller Freuden: „Ich will mir das wol merken und gesagt sein lassen; der liegt noch nicht im Bette, der heute gewiß einen schlechten Abend haben wird."

Unter solchen Worten und Gedanken kommt er an das einsame Wirthshaus, wo er mit der größten Freundlichkeit von der Welt empfangen wurde, weil man wol wußte, was seine Schwarte für Saft habe.

Kaum war Antonio angelangt, so sagte er zum Wirth: „Da nimm den Stock, sprich aber ja nicht: Steh' auf, Prügel! Denn der Schaden wäre dein, und beklage dich dann nicht über Antonio! Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Der Wirth, ganz erfreut über dieses dritte Glück, gab ihm vollauf zu essen und zu trinken, und nachdem er ihn zu Bette gebracht, lief er zum Stocke, rief seine Frau zu dem schönen Feste herbei und sagte: „Steh' auf, Prügel!"

Sogleich fängt dieser an das Hintertheil des Wirthes zu bearbeiten, und klipp klapp fährt er über ihn her bald da, bald dort, so daß der Wirth, um einer so übeln Behandlung zu entgehen, er und die Frau, mit dem Prügel hinter sich, zu Antonio liefen, ihn aufweckten und um Gnade baten.

Als dieser die Sache nach Wunsch gehen und die Maccaroni im Käse und den jungen Kohl im Speck sah, sagte er: „Da ist nichts zu thun! Ihr werdet unter dem Stocke sterben müssen, wenn ihr mir meine Sachen nicht wiedergebet."

Der Wirth, der von dieser Prügelsuppe genug genossen hatte, rief aus: „Nimm hin Alles, was ich habe, nur nimm mir diesen Prügel vom Leibe;" und um den Antonio sicher zu stellen, ließ er Alles herbeibringen, um was er ihn früher betrogen hatte.

Sobald Antonio das Seinige wieder in Händen hatte, sprach er: „Leg' dich nieder, Prügel!" und sogleich hält dieser ein und geht bei Seite. Hierauf nahm nun Antonio den Esel und die andern Dinge, begab sich in das Haus seiner Mutter, und machte daselbst einen herrlichen Versuch mit dem Esel, eine köstliche Probe mit dem Tellertuch, verheirathete seine Schwestern, bereicherte seine Mutter und machte wahr das Sprichwort:

Gott ist der Dummen Vormund!

3.
Die drei Thierbrüder.

Es war einmal ein König von Verdecolle, der hatte drei Töchter, wahre Kleinode von Schönheit. In diese verliebten sich die drei Söhne des Königs von Belprato, welche durch Verwünschung einer Fee sämmtlich in Thiere verwandelt waren, so daß der König von Verdecolle sie ihnen nicht zu Gattinnen geben wollte.

Deshalb berief der älteste, welcher ein schöner Falke und mit Zauberkraft begabt war, alle Vögel zu einer Berathung. Da kamen die Finken, Zeisige, Sperlinge, Staare, Lerchen, Kukuke, und anderes Gevögel, und diesen befahl er, alle Bäume in Verdecolle zu verwüsten, so daß nicht Laub noch Blüthen blieben.

Der zweite, welcher ein Hirsch war, berief die Ziegen, Kaninchen, Hasen und Schweine, und alle andere vierfüßigen Thiere, und befahl ihnen, die Felder und Saaten zu verheeren, daß auch nicht Stumpf noch Stiel übrig blieben.

Der dritte, welcher ein Delfin war, versammelte alle Meerungeheuer, und erregte einen solchen Sturm an den Küsten, daß auch nicht eine Barke unversehrt blieb.

Als der König sah, daß das Uebel ärger ward, und er den Schaden, welchen die wilden Freiwerber ihm thaten, nicht abwehren konnte, beschloß er, dem Unheil ein Ende zu machen, und willigte ein, ihnen seine Töchter zu Frauen zu geben.

Die Freier wollten sie ohne Hochzeitfest, ohne Sang und Klang, aus dem Reiche heimführen. Beim Abschiede aber gab die Königin Grazola den drei Töchtern drei gleiche Ringe, jeder einen, und sagte ihnen dabei, wenn sie sich nun trennten, und nach langer Zeit sich wiederfänden, oder irgend einen andern aus ihrem Geblüte sähen, so sollten sie sich vermittelst der Ringe erkennen.

Damit nahmen sie Abschied, und reisten fort. Der Falke trug Fabiella, welche die älteste Schwester war, auf einen hohen Berg, der über die Wolken emporragte, und hier, auf dem sonnigen Gipfel, wo es nie regnete, gab er ihr den prächtigsten Palast, und hielt sie wie eine Königin.

Der Hirsch trug Vasta, die zweite Schwester, in einen so dicht verwachsenen Wald, daß die Strahlen der Sonne nicht hindurch dringen konnten; und hier, in einem wundervollen Hause und Garten, so daß man nichts Schöneres sehen konnte, wohnte er mit ihr.

Der Delfin schwamm mit Rita, welche die jüngste Schwester war, auf seinem Rücken, mitten durch das Meer, bis zu einem anmuthigen Felsen, auf welchem er sie in ein Haus führte, daß drei gekrönte Könige darin hätten wohnen können.

Unterdessen gebar Grazola einen schönen Sohn, welchen sie Tittone nannte. Als dieser funfzehn Jahr alt war, und seine Mutter stets ihre Töchter beklagte, welche an drei Thiere verheirathet wären, und von welchen sie seitdem nichts

mehr vernommen hätte, faßte er den kühnen Gedanken, die ganze Welt zu durchstreifen, bis er einige Kunde von ihnen fände. Nach nicht langem Bitten deshalb bei Vater und Mutter, gab diese ihm auch einen Ring, ganz denen ähnlich, welche sie den drei Töchtern gegeben hatte, und beide entließen ihn, ausgerüstet mit aller Bequemlichkeit und Begleitung, die nöthig war, und einem Königssohne, wie er, gebührte. So reiste er fort, und ließ keine Ecke Italiens, keinen Schlupfwinkel Frankreichs, keinen Theil Spaniens undurchsucht; und nachdem er England durchzogen, Slavonien durchstreift und sich in Polen umgesehen, kurz das Morgenland und Abendland durchreiset, und zuletzt alle seine Diener, theils in den Herbergen, theils in den Spitälern, zurückgelassen hatte und keinen Panzerring mehr besaß, gelangte er endlich auf den Berg, welchen der Falke mit Fabiella bewohnte, und wo er, wie außer sich, stand und die Schönheit des Palastes dort bewunderte, die Pfeiler von Porphyr, die Mauern von Alabaster, die Fenster von Gold, das Dach von Silber.

Die Schwester erblickte ihn, ließ ihn rufen und fragte ihn, wer er wäre, woher er käme, und welcher Zufall ihn in dieses Land geführt hätte. Nachdem Tittone ihr Vaterland, Vater und Mutter genannt hatte, erkannte Fabiella ihn für ihren Bruder, um so mehr, als sie den Ring, welchen die Mutter ihr gegeben, mit dem verglich, welchen er am Finger trug. Sie umarmte ihn mit großen Freuden: weil sie aber fürchtete, daß ihr Gemahl mit seiner Ankunft unzufrieden sein möchte, verbarg sie ihn.

Als nun der Falke heim kam, begann Fabiella zu ihm, es wäre ihr große Sehnsucht nach ihren Verwandten angekommen. Der Falke antwortete ihr: „Laß sie dir vergehen, liebe Frau; denn sie kann nicht eher erfüllt werden, als bis ich wieder ein Mensch werde.“ — „In Ermangelung dessen,“ sagte Fabiella, „laß uns hinsenden und einen von meinen Verwandten einladen, mich zu trösten.“ Der Falke fragte sie: „Wer möchte denn wol so weit her kommen, dich zu sehen?“ — „Und wenn nun schon einer gekommen wäre,“ sagte Fabiella, „würde es dir unlieb sein?“ — „Warum sollte es mir unlieb sein?“ antwortete der Falke, „es genügt, daß er von deinem Geblüte ist, um mir ihn so lieb zu machen, wie meinen Augapfel.“ Als Fabiella das hörte, faßte sie sich ein Herz, zog ihren Bruder hervor, und zeigte ihn dem Falken. Dieser sagte: „Sei gegrüßt zu beiden Händen! Die Liebe dringt durch den Handschuh, wie das Wasser durch den Stiefel. Sei willkommen, und betrachte dich als den Herrn dieses Hauses; gebiete und thu' nach Belieben.“ Und zugleich gab er Befehl, daß sein Schwager geehrt und bedient würde, wie er selber.

Als aber Tittone vierzehn Tage auf diesem Berge gewesen war, gedachte er, auch die beiden andern Schwestern zu suchen. Er bat deshalb die Schwester und den Schwager um Urlaub, und der Falke gab ihm eine von seinen Federn, und sprach: „Nimm diese Feder, lieber Tittone, und halte sie werth; denn sie könnte dir einst in solcher Noth dienen, daß du sie für einen Schatz achten würdest: genug, bewahre sie wol; und wenn dir irgend ein Unfall zustößt, so wirf sie auf die Erde und rufe: komm herbei, komm herbei! so werde ich es hören.“

Tittone wickelte die Feder in ein Papier und steckte sie in eine Börse; darauf nahm er unter tausend Danksagungen Abschied, und ging hinweg.

Nach einem unsäglich langen Wege, gelangte er in den Wald, wo der Hirsch mit Vasta wohnte; und weil er vor Hunger fast verschmachtete, ging er dort in den Garten, sich ein Paar Früchte abzubrechen. Die Schwester erblickte ihn, und erkannte ihn auf dieselbe Weise, wie Fabiella; sie stellte ihn ihrem Gemahle vor, welcher ihn freudig aufnahm, und wahrhaft wie einen Fürsten behandelte.

Als Tittone nach vierzehn Tagen abermals weiter ziehen wollte, um auch die dritte Schwester zu suchen, gab der Hirsch ihm eines von seinen Haaren mit denselben Worten, die der Falke bei der Feder gesprochen hatte.

So machte Tittone sich auf den Weg, und mit dem Gelde, welches der Falke und der Hirsch ihm gegeben hatten, reiste er so weit, daß er das äußerste Ende der Erde erreichte, wo das Meer seiner Wanderung ein Ziel setzte, und er ein Schiff nahm, um auch alle Inseln nach seiner Schwester zu durchsuchen. Er ging unter Segel, und schiffte so lange umher, bis er an die Insel gelangte, wo der Delfin mit Rita wohnte. Kaum war er hier an's Land gestiegen, als seine Schwester ihn erblickte und ihn auf dieselbe Weise erkannte, wie die andern. Nachdem er von dem Schwager auch alles Liebes empfangen hatte, und abreisen wollte, um nach so langer Zeit, auch die Mutter und den Vater wiederzusehen, gab der Delfin ihm eine von seinen Schuppen, mit denselben Worten, wie zuvor. Am Lande bestieg Tittone ein Roß, und ritt fürder.

Aber kaum war er eine halbe Meile von der Küste entfernt, und in einen Wald gekommen, dessen finstere Schatten der Sitz des Grauens und Schreckens waren, da erblickte er einen Thurm mitten in einem See, welcher ringsum von hohen Bäumen beschattet war, damit die Sonne seine Gräuel nicht beschiene. Am Fenster sah Tittone ein schönes Fräulein zu den Füßen eines scheußlichen Drachen, welcher schlief. Als sie den Ritter erblickte, rief sie mit kläglicher Stimme: „O schöner Jüngling, du bist vom Himmel zum Troste meines Elends hierher geführt, wo man nie ein christliches Antlitz sah; befreie mich aus den Klauen dieses grimmigen Drachen, welcher mich meinem Vater, dem Könige von Mero=valle, entführt und in diesen finstern Thurm getragen hat, wo ich vor Gestank fast erstickt bin." — „Wehe mir," antwortete Tittone, „was kann ich thun, dir zu helfen, schöne Jungfrau, wer kann über diesen See? Wer kann sich diesem schrecklichen Drachen nahen, dessen Anblick erschreckt, und der Furcht und Entsetzen um sich verbreitet? Aber halt, warte ein wenig, wir wollen sehen, ob wir diesen Lindwurm mit fremder Hülfe vertreiben können. Es kömmt auf einen Versuch an?"

Und als er dies gesagt hatte, warf er die Feder, das Haar und die Schuppe, welche die Schwäger ihm gegeben hatten, zusammen auf die Erde, ausrufend: „Komm herbei! Komm herbei!" Und siehe, wie ein Platzregen im Sommer, welcher die Frösche mitbringt, erschienen der Falke, der Hirsch und der Delfin, und schrieen zugleich: „Da sind wir! was willst du?" Tittone, welcher mit großen Freuden diese sah, sprach: „Nichts Anderes möchte ich, als diese arme Jungfrau aus den Klauen jenes Drachen befreien, ihn aus diesem Thurme

vertreiben, Alles hier zerstören, und die Schöne als meine Gemahlin heimführen." „Still", antwortete der Falke, „ohne Geschrei hebt man den Schatz: bald wollen wir sie dir auf einem Wagen durch die Luft herführen. — Laß uns keine Zeit verlieren," rief er dem Hirsch zu, „man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist."

Also sprach der Falke, und ließ sogleich ein Heer von Greifen erscheinen, die an das Fenster des Thurmes flogen, die Jungfrau ergriffen, und sie über den See trugen dahin, wo Tittone mit seinen Schwägern stand. Und wenn sie von ferne wie ein Mond erschien, so leuchtete sie in der Nähe wie eine Sonne, so wunderschön war sie.

Aber während Tittone sie umarmte und süße Worte zu ihr redete, erwachte der Drache, schwang sich aus dem Fenster, und schoß auf Tittone los, um ihn zu verschlingen. Da ließ der Hirsch eine Heerde von Löwen, Tigern, Panthern, Bären und wilden Katzen erscheinen, welche den Drachen angriffen, und mit ihren Klauen in Stücken rissen.

Als solches geschehen war, und Tittone nun weiter ziehen wollte, sprach der Delfin: „Auch ich will etwas thun, dir zu dienen." Und damit kein Andenken eines so verfluchten und schauervollen Ortes bliebe, ließ er das Meer so hoch anschwellen, daß es seine Ufer überstieg, und mit solcher Wuth gegen den Thurm stieß, daß er von Grund aus zusammenstürzte.

Für dies Alles dankte Tittone seinen Schwägern höflich, und mahnte auch die Jungfrau, ein Gleiches zu thun, weil sie durch dieselben aus so großer Gefahr befreit worden. Aber die Thiere erwiderten: „Vielmehr müssen wir dem schönen Fräulein danken, weil sie die Ursach ist, daß wir unsere Gestalt wieder erhalten. Denn weil eine Fee, deren Unwillen unsere Mutter auf sich gezogen hatte, bei der Geburt uns verwünschte, daß wir diese Thiergestalt so lange behalten sollten, bis wir eine Königstochter aus einer großen Noth befreit hätten, so ist jetzt der von uns so lange ersehnte Augenblick gekommen, und schon fühlen wir einen neuen Geist in der Brust und neues Blut in den Adern." Und indem sie dies sagten, wurden sie zu drei schönen Jünglingen, welcher einer nach dem andern ihren Schwager herzlich umarmten, und dem Fräulein die Hand reichten, welche vor Staunen und Freuden selber fast verwandelt war.

Tittone betrachtete dies mit einem großen Seufzer, und sprach: „O guter Gott, warum kann mein Mütterlein und mein Vater an dieser Lust nicht auch theilnehmen? wie würden sich Beide nicht freuen, wenn sie ihre Schwiegersöhne so anmuthig und schön vor sich sähen!" — „Noch ist es nicht Nacht," antworteten hierauf die Schwäger, „die Scheu, uns also verwandelt zu sehen, hatte uns dahin gebracht, den Anblick der Menschen zu fliehen; aber jetzt, da wir durch die Gnade des Himmels wieder unter den Leuten erscheinen können, wollen wir Alle zugleich mit unsern Frauen wieder hervorgehen und fröhlich leben. Darum laßt uns alsbald abreisen; denn bevor Morgen früh noch die Sonne ihre Strahlen im Aufgange aussendet, müssen wir insgesammt bei unsern Frauen sein."

Hierauf, weil sie nicht zu Fuße gehen mochten, und kein Roß weiter da war, als eine schäbige Mähre, welche den Tittone hergetragen hatte, so ließen sie einen

prächtigen, von sechs Löwen gezogenen, Wagen erscheinen, in welchen sie alle Fünfe sich setzten. So fuhren sie den ganzen Tag dahin und fanden am Abend eine Herberge, wo sie sich, während die Mahlzeit bereitet wurde, heiter die Zeit vertrieben. Nach dem Essen, als man sich niederlegte, thaten auch die Brüder, als wollten sie zu Bette gehen; sie reisten aber die ganze Nacht hindurch, dergestalt, daß am Morgen, als die Sterne, scheuen Mädchen gleich, den Anblick der Sonne flohen, sie sich mit ihren Frauen in derselben Herberge wiederfanden.

Nach langen Umarmungen und Freuden über Freuden, setzten sich alle Acht in denselben Wagen, und erreichten nach langer Fahrt Verdecolle, wo der König und die Königin unglaubliche Freude hatten, ihre schon verloren geglaubten vier Kinder und die drei Schwiegersöhne als drei schöne Männer wiederzusehen. Sie meldeten den Königen von Belprato und von Merovalle das Glück ihrer Kinder, und beide kamen auch zu den Festen, und machten die Freude noch größer und allgemeiner, und alles vergangene Leid war vergessen:

Eine Stunde Zufriedenheit
Vergißt leicht tausend Jahre Leid.

4.

Vardiello.

Granonia von Aprano war eine sehr verständige Frau, hatte aber einen Sohn Namens Vardiello, welcher der größte Einfaltspinsel weit und breit war. Weil jedoch die Augen einer Mutter selten scharfsichtig sind, so war sie ihm dennoch mit solcher Zärtlichkeit zugethan, und schmeichelte und liebkos'te ihm alle Zeit, als wenn er das liebenswürdigste Geschöpf von der Welt wär'.

Diese Granonia besaß eine Gluckhenne, welche brütete, und auf welche sie große Hoffnung gesetzt hatte. Da sie nun einmal ein Geschäft außerhalb des Hauses hatte, rief sie den Sohn und sagte zu ihm: „Mein liebes Söhnchen, gieb wol Acht auf diese Gluckhenne, und wenn sie etwa fortfliegen will, so sieh' zu, daß du sie wieder in das Nest zurückjagst, sonst werden die Eier kalt und würden mir nichts einbringen."

„Dafür laßt mich nur sorgen," entgegnete Vardiello, „Ihr habt das keinem Tauben gesagt."

„Noch Eins," sprach die Mutter, „sieh', mein lieber Junge, hier in dieser Kammer befindet sich ein Gefäß mit einigen vergifteten Früchten; sieh' wohl zu, daß dich die häßliche Sünde des Naschens nicht etwa verführt."

„Ei nicht doch," antwortete Vardiello, „das Gift wird mich nicht verlocken, und ich will mir den Rath wol gesagt sein lassen."

So ging nun die Mutter fort, und Vardiello blieb zu Hause. Um keine Zeit zu verlieren, ging er in den Garten, einige kleine Arbeiten zu verrichten. Als er

jedoch mitten in der Arbeit ist, sieht er, wie die Henne aus dem Neste fliegt; daher fängt er an zu rufen: „Husch, husch, st, st!“

Aber die Henne kümmerte sich darum nicht, und Vardiello, als er ihren Eigensinn sah, und nachdem er vergebens sein: husch, husch! gerufen, stampfte mit dem Fuße, und nachdem er mit dem Fuße gestampft, wirft er die Mütze nach ihr, und nachdem er die Mütze nach ihr geworfen, wirft er einen Knüppel, der ihm gerade vor den Füßen lag, und macht ihr auf solche Art unversehens den Garaus.

Als Vardiello dieses Unglück gewahr wurde, wollte er demselben so gut als möglich abhelfen, und aus der Noth eine Tugend machend, und damit ihm die Eier nicht kalt würden, hat er nichts Eiligeres zu thun, als sich selbst auf das Nest zu setzen.

Da er jedoch zu sehr darauf drückte, so machte er einen hübschen Eierkuchen. Als er den neuen Schaden wahrnahm, wollte er mit dem Kopf gegen die Mauer rennen; zuletzt jedoch, weil jeder Schmerz endlich nachläßt, und sein Magen anfing rebellisch zu werden, beschloß er, die Henne zuzubereiten, rupfte ihr die Federn aus, steckte sie an einen großen Bratspieß, machte ein gewaltiges Feuer und fing an sie zu braten. Als sie nun fast gar war, breitete er ein reines Tischtuch über einen alten Kasten, nahm einen Krug und stieg in den Keller, um das Fäßchen mit Wein anzuzapfen. Während er indeß mitten in diesem Geschäft war, vernahm er plötzlich ein Geräusch, einen Lärm, ein Getöse im Hause, als wenn der Teufel sein Spiel darin hätte. Ganz bestürzt dreht er sich um und sieht eine große Katze, welche mit sammt dem Spieß die Henne weggeschleppt, und eine andere war hinter ihr her, indem sie Beide abwechselnd gewaltig miauten.

Vardiello, um auch diesem Unglück abzuhelfen, stürzt wie ein wüthender Löwe auf die Katzen los, läßt in der Eile das Fäßchen mit offenem Hahn, und nachdem er die Katzen durch alle Winkel des Hauses verfolgt, bekommt er die Henne zwar glücklich wieder, inzwischen aber war aller Wein aus dem Fäßchen herausgelaufen.

Als Vardiello dies bemerkte und sah, was er wiederum angerichtet, gerieth er ganz außer sich vor Schrecken; da er sich aber als ein gescheidter Mensch wol zu helfen wußte, so nahm er, um auch dieses Unglück bestmöglichst zu verbergen, damit die Mutter die Zerstörung nicht wahrnehme, einen Sack mit Mehl und schüttete ihn über den ausgelaufenen Wein.

Demungeachtet, indem er das Maaß des angerichteten Unglücks wol erwog, und all' die ungeheuern Albernheiten, die er begangen, überdachte, beschloß er, sich von der Mutter nicht lebendig wiederfinden zu lassen.

Er fällt demnach über den Topf mit eingemachten Nüssen her, von dem die Mutter ihm gesagt, daß sie vergiftet seien, und hört nicht eher auf zu essen, als bis er den Boden sieht und den Wanst gehörig angefüllt hat; hierauf verkriecht er sich in einen Ofen.

Inzwischen kommt die Mutter nach Hause und klopft vergeblich lange Zeit an die Thür'. Da aber Niemand hört, stößt sie die Thür' mit den Füßen auf und ruft mit lauter Stimme nach ihrem Sohn. Da sie auch jetzt keine Antwort

empfängt, so verwünscht sie ihr Leben, zeigt die äußerste Betrübniß und fängt noch lauter an zu schreien: „O Vardiello, Vardiello, bist du taub, daß du nicht hörst; bist du lahm, daß du nicht herbeikommst; bist du krank, daß du nicht antwortest; wo bist du denn, du Diebsgesicht? Wo hast du dich denn verkrochen, du nichtsnutziger Taugenichts?"

Vardiello, als er dieses Gekreisch hörte, sagte endlich doch mit kläglicher Stimme: „Hier bin ich, ich bin im Ofen, und du wirst mich nimmer wiedersehen, liebe Mutter."

„Warum denn?" fragte die bekümmerte Mutter. „Weil ich vergiftet bin," erwiderte der Sohn.

„Ach," sagte Granonia, „und wie hast du denn das angefangen? Was hast du denn für eine Veranlassung gehabt, dir das Leben zu nehmen, und wer hat dir denn das Gift gegeben?" Hierauf erzählte denn Vardiello der Reihe nach alle die hübschen Geschichten, die er angerichtet, wobei die Mutter fast vor Aerger hätte umkommen mögen.

Zudem hatte sie noch viel Mühe, dem Vardiello seine Einbildung aus dem Kopf zu bringen; weil sie ihn aber trotz alledem so herzlich liebte, gab sie ihm Einiges mit Syrup Angemachte, und brachte ihn dadurch endlich zu der Ueberzeugung, daß es kein Gift, sondern nur eine Magenstärkung gewesen sei, was er zu sich genommen habe.

Nachdem sie ihm nun auf das Freundlichste zugesprochen und tausendfach geschmeichelt, zog sie ihn aus dem Ofen, gab ihm ein schönes Stück Leinwand und sagte, er solle hingehen und es verkaufen, sich aber wol vorsehen, sich nicht mit Leuten von zu vielen Worten einzulassen.

„Seid unbesorgt," sagte Vardiello, „und haltet mich nicht für so dumm."

Er nahm hierauf die Leinwand und zog nun durch die Straßen der Stadt Neapel, wohin er sich mit dieser Waare begeben, indem er ausrief: „Wer kauft Leinwand, Leinwand?"

Aber wie viele Leute ihn auch fragten: „Was ist das für Leinwand?" so entgegnete er immer: „Mit euch mag ich nichts zu schaffen haben, ihr macht mir zu viel Worte."

Und wenn ihn Jemand fragte: „Wie theuer ist die Leinwand?" so nannte er ihn einen unausstehlichen Schwätzer.

Zuletzt kam er in den Hof eines unbewohnten Hauses, woselbst eine Bildsäule aus Gyps stand. Der arme Mensch, ganz müde von dem vielen Umherlaufen, setzte sich auf einen Brunnenrand, und weil er Niemanden in jenem Hause aus- und eingehen sah, sagte er ganz erstaunt zu der Statue: „Sagt mir, guter Freund, wohnt Niemand in diesem Hause?"

Da ihm die Statue, wie natürlich, keine Antwort gab, so schien sie ihm allerdings von sehr wenig Worten zu sein, und Vardiello sagte daher: „Wollt ihr diese Leinwand kaufen? Ich lasse sie euch sehr wohlfeil." Und da die Statue noch immer schwieg, sprach er: „Meiner Treu', ich habe meinen Mann gefunden; nehmt sie hin, und gebt mir, was ihr wollt, morgen komm' ich nach dem Gelde."

Damit läßt er die Leinwand auf seinem Sitze liegen, so daß der Erste Beste, der in das Haus zufällig eintrat, mit der Leinwand davonging.

Als Vardiello zu seiner Mutter ohne Leinwand zurückkehrte und ihr seine Geschäfte mittheilte, wollte sie vor Aerger in Ohnmacht fallen und rief: „Wann wirst du endlich einmal vernünftig werden? Sieh' mal, was du für dumme Streiche gemacht hast, Tölpel! Aber ich selbst bin daran Schuld, denn weil ich zu zärtlich gegen dich gewesen, habe ich dir nicht gleich Anfangs den Kopf zurecht gesetzt, und jetzt seh' ich wol ein, daß ein mitleidiger Arzt die Wunde unheilbar macht. Aber du machst mir der dummen Streiche zu viel, und wir werden eine lange Abrechnung halten."

Vardiello dagegen sprach: „Seid nur ruhig, liebe Mutter, denn es wird nicht so schlimm sein, wie ihr sagt, ihr wollt ja nichts anderes, als die neuen blitzenden Thaler; glaubt ihr denn, ich lasse mir ein X für ein U machen, daß ich gar so einfältig bin? Ihr werdet einmal morgen sehen, ob ich meine Sache nicht recht anzufangen weiß."

Am folgenden Morgen, als die Sonne kaum aufgegangen war, begab sich Vardiello in den Hof, wo die Bildsäule stand, und sagte: „Guten Tag, Gevatter, wär's euch wol gefällig, mir die paar Groschen zu geben, die ich für die Leinwand noch bekomme?"

Da aber die Statue stumm blieb, faßte Vardiello einen Prügel und traf sie damit gerade auf die Brust, so daß er ihr eine Ader entzweibrach, aus welcher ihm dann sein Glück zuströmte, denn er fand in der Statue einen Topf voll Goldthaler, den er sogleich mit beiden Händen packte, und über Hals und Kopf nach Hause lief, indem er rief: „Mutterchen, Mutterchen, o seht einmal, welch ein Berg rother Dreier!"

Die Mutter, da sie die Goldthaler sah, und fürchtete, ihr alberner Sohn möchte das Vorgefallene unter die Leute bringen, sagte zu ihm, er solle sich unter die Hausthür' setzen und die Vorübergehenden um ein Paar Dreier ansprechen.

Vardiello, der Einfaltspinsel, setzte sich also unter die Hausthür', und nun ließ die Mutter länger als eine halbe Stunde Hände voll Rosinen und trockener Feigen aus dem Fenster herunterregnen.

Als Vardiello dies gewahr wurde, rief er aus: „O Mutter, Mutter, stell' Töpfe und Schüsseln unter, wenn dieser Regen fortdauert, werden wir bald reiche Leute sein!" Und als er sich so den Bauch gehörig angefüllt, legte er sich schlafen.

Nun trug es sich einmal zu, daß zwei Arbeitsleute mit einander zankten und vor Gericht gingen, weil jeder von ihnen auf einen Goldthaler, den sie gefunden, Anspruch machte.

Da kam auch Vardiello dazu und sagte: „Was seid ihr doch für Esel, daß ihr um solch einen rothen Dreier so sehr mit einander zankt; ich mache mir wenig daraus, denn vor Kurzem hab' ich einen ganzen Topf voll gefunden?"

Als der Richter dies vernahm, riß er seine Augen weit auf, und verhörte ihn auf das Genaueste, wie, wenn und bei wem er diese Thaler gefunden habe, worauf Vardiello antwortete:

„Ich habe sie in einem Palast in einem stummen Menschen gefunden an dem Tage, als es Rosinen und trockene Feigen regnete."

Da der Richter diese ungereimte Antwort vernahm, so beachtete er die Sache weiter nicht, und verfügte blos, den Vardiello in ein Narrenhaus zu bringen.

So machte die Unwissenheit des Sohnes die Mutter reich, und der Verstand der Mutter machte die Dummheiten des Sohnes wieder gut, woraus denn sehr klar hervorgeht:

„Es muß sehr sehr schlimm hergehen, wenn ein Schiff, das ein guter Lootse steuert, an einem Felsen scheitert."

5.

Der Floh.

Es ward einmal der König von Altamonte von einem Floh gebissen. Diesen fing er mit großer Geschicklichkeit, und als er ihn betrachtete, schien er ihm so groß und schön, daß er sich ein Gewissen daraus machte, ihn auf dem Folterbett des Nagels sterben zu lassen. Er steckte ihn daher in eine Flasche, und da er ihn alle Tage mit dem Blut seines eigenen Armes fütterte, wuchs das Thier so gewaltig, daß man ihm nach Verlauf von sieben Monaten ein anderes Quartier anweisen mußte, weil es fetter ward, als ein Hammel.

Als der König dies sah, so ließ er ihm die Haut abziehen und gerben, und sodann öffentlich ausrufen, wer errathen könne, von welchem Thiere dies Fell sei, solle die Tochter des Königs zur Frau bekommen.

Als diese Bekanntmachung ergangen war, eilten die Leute haufenweise herbei und kamen aus den letzten Enden der Welt, um ihr Glück zu versuchen. Der Eine sagte, es wäre die Haut von einem Affen, der Andere die von einem Luchs, der Dritte von einem Krokodill, und wieder Einer, es wäre von dem, und wieder ein Anderer, es wäre von jenem Thiere. Alle aber waren hundert Meilen links und Keiner traf den Nagel auf den Kopf. Endlich sah sich dieses Gerippe ein wilder Mann an, das abscheulichste Ungethüm von der Welt, bei dessen Anblick der keckste Bursche in Zittern und Beben gerieth. Nachdem jener nun das Fell berochen und beschnüffelt hatte, wußte er sogleich, woran er war, und sagte: „Dies Fell ist das Fell des Königs der Flöhe."

Der König, da er sah, daß der wilde Mann die Sache so gut getroffen, wollte sein Wort nicht brechen, und ließ seine Tochter Porziella rufen, ein Mädchen wie Milch und Blut; sie war so gerade wie eine Spindel, und man hätte sie mit den Augen verschlingen mögen, so schön war sie.

„Mein liebes Kind," sagte der König, „du kennst wol das Manifest, das ich habe ergehen lassen, und weißt auch, wer ich bin. Mit einem Wort, ich kann mein Versprechen nicht zurücknehmen. Das Wort ist gegeben, ich muß es auch

erfüllen, und wenn mir gleich das Herz darüber springt. Wer hätte sich denken können, daß dieser Gewinn einem wilden Manne zufallen würde! Aber da ohne den Willen des Himmels kein Blatt vom Baume fällt, so muß ich auch glauben, daß diese Heirath im Himmel geschlossen worden ist. Hab' also Geduld und sei meine gute Tochter, und widersprich deinem Vater nicht, denn mein Herz sagt mir, daß du zufrieden leben wirst; man hat das Glück oft da gefunden, wo man es am wenigsten vermuthete."

Als Porziella diese traurige Nachricht vernahm, so füllten sich ihr die Augen mit Thränen, die Wangen erbleichten, ihre Kniee zitterten, und sie war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Zuletzt brach sie in Thränen aus und sagte zum Vater: „Was hab' ich dir denn zu Leide gethan, daß du diesen Jammer über mich bringst? Wie hab' ich mich doch gegen dich vergangen, daß du mich diesem Ungeheuer überlieferst? o erbarmungswürdige Porziella, wie ein unglückliches Schaaf bist du jetzt der Fraß eines Wehrwolfs! Ist das die Liebe, welche du für dein Blut hegst, ist das die Zärtlichkeit, welche du der erweisest, die du deinen Augapfel nanntest? So reißest du dir aus dem Herzen die, welche ein Theil deines Blutes ist, o Vater, grausamer Vater, du bist nicht von Menschen entsprossen, Seeungeheuer haben dir das Leben gegeben, und wilde Katzen dich gesäugt. Aber was sage ich, Ungeheuer des Meeres und der Erde — jedes Thier liebt seine Jungen, du allein hast kein Herz, du allein hassest deine Tochter! Hätte mich doch lieber die Mutter erwürgt! Wäre die Wiege mir doch zum Todtenbett geworden, die Brust der Amme zum Giftbecher, die Windeln zu tödtlichen Schlingen und die Klapper, die man mir umhängte, zur Keule, da es so weit mit mir kommen sollte, diesen schrecklichen Tag zu erleben, an dem ich von der Hand einer Harpie mich geliebkost, mich umarmt von Bärentatzen, von zwei Eberhauern mich geküßt sehen soll!"

Sie wollte noch weiter sprechen, als der König ganz entrüstet sie unterbrach: „Nur behutsam, denn der Becher ist von Glas. Gieße nur langsam, damit die Hefe nicht mitkommt. Halte deinen Mund und laß die Zunge nicht zu sehr laufen. Nicht allzu bitter, denn der Zucker ist theuer. Was ich thue, ist wolgethan. Mache nicht, daß mir der Senf in die Nase steige, denn wenn ich dir erst über den Hals komme, so laß ich dir keinen Knochen im Leibe ganz. Schreibe ja deinem Vater keine Gesetze vor; seit wann ist es Sitte, daß ein Mädchen, daß ein Ding, welches den Windeln kaum entwachsen ist, sich meinem Willen widersetze? Rasch, gieb ihm die Hand und geh' in diesem Augenblick mit ihm in sein Haus, denn ich will nicht dieses unverschämte kecke Gesicht noch einen Augenblick vor Augen sehen."

Die betrübte Porziella, als sie sich in solcher Bedrängniß sah, faßte die Hand des wilden Mannes mit dem Gesicht eines zum Tode Verdammten, mit dem Blick einer Wahnsinnigen, mit dem Herzen eines, der sich zwischen dem Beil und dem Blocke befindet, und wurde von ihm in einen dichten Wald geschleppt, wo die Bäume den Rasen überwölbten, damit ihn die Sonne nicht schaue, wo die Bäche, weil sie im Dunkeln gingen, über die Steine stolperten und die wilden Thiere ohne Furcht und Scheu sich lustig machten, wo nie der Fußtritt eines Menschen hinkam, der nicht die Straße verloren.

An diesem unseligen schauerlichen Aufenthalt befand sich das Haus des wilden Mannes, ganz austapeziert und ausgeschmückt rings umher mit Knochen von Menschen, die er aufgefressen. Denkt euch nun den Schrecken, das Grauen, das Zittern und Beben, das Entsetzen, welches das arme Mädchen empfand, so werdet ihr leicht glauben, daß jeder Tropfen Blut ihr zu Eis erstarrte. Aber das war noch nicht Alles, denn zu Mittag bekam sie Erbsen und zu Abend Bohnen; und wieder Bohnen und Erbsen, Erbsen und Bohnen und so fort. Inzwischen war der wilde Mann auf die Jagd gegangen; als er zurückkehrte, war er ganz beladen mit todten Leibern und sagte: „Nun kannst du dich nicht beklagen, liebe Frau, daß ich dich nicht pflege, hier hast du einen guten Vorrath von Zuessen; nimm und mach' dich lustig, denn eher wird der Himmel auf die Erde fallen, eh' ich dich an irgend etwas Mangel leiden lasse." Die arme Porziella spuckte aus und wandte voll Abscheu das Gesicht fort. Der wilde Mann, der dies wol bemerkte, entgegnete: „Das heißt Perlen den Schweinen vorwerfen, aber es hat nichts auf sich. Ich bin zu morgen auf eine Schweinsjagd eingeladen worden, von da werde ich dir ein paar Schweine nach Hause bringen; dann wollen wir mit unsern Freunden und Vettern ein herrliches Mahl veranstalten, und so lustig und guter Dinge unsere Ehe beginnen."

Hierauf begab er sich in den Wald, und während sie, ganz in traurigen Gedanken verloren, am Fenster steht, geht zufällig eine alte Frau an dem Hause vorüber, die, vor Hunger erschöpft, sie um ein Stück Brod bittet. „O liebe Frau," erwiderte das arme Mädchen, „Gott weiß, daß ich mich in der Gewalt eines Ungeheuers befinde, das mir nichts anderes in's Haus bringt, als Menschenviertel, daß ich nicht weiß, wie ich diesen Gräuel auch nur ansehen soll, so daß ich das jämmerlichste Leben zubringe, welches nur je geführt worden ist, und bin doch eine Königstochter! Und bin doch mit Zuckerwerk groß gezogen worden, und habe doch stets gehabt, was ich wollte."

Und mit diesen Worten fing sie zu weinen an wie ein kleines Kind, dem man das Essen fortnimmt, so daß die alte Frau, von Mitleid ergriffen, zu ihr sagte: „Sei nur gutes Muths, mein schönes Kind, zerstöre deine Schönheit nicht durch Weinen, ich werde dir nach allen Kräften zu helfen suchen. Jetzt höre. Ich habe sieben Söhne, wie die Riesen: Mase, Nardo, Cola, Micco, Petrullo, Ascadeo und Ceccone. Diese meine sieben Söhne besitzen ganz außerordentliche Kräfte. Wenn Mase das Ohr auf die Erde legt, so hört er Alles, was dreißig Meilen im Umkreise sich regt. Wenn Nardo spuckt, so macht er ein großes Meer von Seifenschaum; wenn Cola ein Eisen auf die Erde wirft, so entsteht ein Feld voll scharfer Messer; wenn Micco nur ein Reis hinwirft, so erhebt sich ein dichter Wald; wenn Petrullo einen Wassertropfen ausgießt, so brauset ein furchtbarer Strom; wenn Ascadeo einen Stein hinwirft, so steigt ein gewaltiger Thurm aus der Erde, und Ceccone zielt so genau mit seiner Armbrust, daß er auf eine Meile weit einer Henne ein Auge ausschießt. Mit Hülfe dieser meiner Söhne nun, die voller Höflichkeit und Freundlichkeit sind, und gewiß Mitleid mit dir haben werden, will ich dich wol den Klauen dieses wilden Mannes entreißen, denn

dieser hübsche leckere Bissen paßt nicht für die Schnauze eines solchen scheußlichen Ungeheuers."

„Das ist ja vortrefflich," erwiderte Porziella, „und jetzt ist gerade die beste Zeit, denn das Ungethüm ist eben ausgegangen und kommt erst morgen Abend wieder; wir werden also Zeit haben, uns aus dem Staube zu machen."

„Heut Abend kann es nicht geschehen," entgegnete die alte Frau, „denn ich wohne ziemlich weit von hier. Es ist aber genug, wenn ich und meine Söhne uns morgen früh daran machen, dich aus deiner bedrängten Lage zu befreien."

Hierauf ging sie fort, und Porziella, der das Herz vor Freude schwoll, legte sich zur Ruhe nieder. Aber kaum daß die Vöglein der Sonne ihren Morgenruf zwitscherten, siehe da kaum auch die alte Frau mit den sieben Söhnen, und Porziella in die Mitte nehmend, begaben sie sich auf den Weg zur Stadt. Sie waren aber noch keine halbe Meile gegangen, als Mase, die Ohren auf die Erde legend, ausruft: „Aufgepaßt, es gilt, der Fuchs ist da! Der wilde Mann ist schon nach Hause gekommen, und da er die Jungfrau nicht gefunden, so hat er sich eiligst auf den Weg gemacht, um uns einzuholen."

Als Nardo dies vernahm, spuckte er auf die Erde und machte ein Meer von Seifenschaum. Der wilde Mann kommt heran, und als er diese Seiflauge erblickt, eilt er nach Hause, nimmt einen Sack voll Werg, und wickelt ihn sich so um die Füße, daß er endlich, wenn auch mit großer Mühe, das Hinderniß glücklich überwindet.

Mase, der wiederum sein Ohr auf die Erde legt, spricht hierauf: „Der Tausend noch einmal, da kommt er ja wieder." Hierauf wirft Cola ein Stück Eisen auf die Erde, und alsbald ersteht ein Feld von Rasirmessern.

Der wilde Mann, der sich den Weg versperrt sieht, eilt noch einmal nach Hause, hüllt sich von Kopf bis zu Fuß in Eisen, kehrt zurück und durchschreitet so das Feld.

Noch einmal legt Mase sein Ohr auf die Erde und ruft: „Jetzt vorgeseh'n! Da kommt der wilde Mann wieder angelaufen, als wenn er flöge.

Alsbald läßt Micco durch ein Reis einen furchtbaren Wald emporwachsen, durch den man nur mit äußerster Schwierigkeit hindurchdringen kann. Als jedoch der wilde Mann an den Wald gelangt, nimmt er ein scharfes Jagdmesser, welches er an der Seite trug, haut rechts eine Pappel, links eine Hagbuche nieder, fällt auf der einen Seite eine Steineiche, auf der andern eine Fichte, so daß er mit vier oder fünf Hieben den ganzen Wald zur Erde streckt, und dieses Hinderniß aus dem Wege räumt.

Mase, welcher die Ohren immer steif hielt, ruft hierauf von Neuem aus: „Jetzt sind wir in der größten Noth, denn der wilde Mann ist uns schon wieder auf den Fersen."

Als Petrullo dieses hört, nimmt er aus einer Quelle, die ohne Unterlaß aus einem Felsen hervorsprudelt, einen Schluck Wasser, spritzt es auf die Erde, und alsobald sieht man einen breiten Strom vorüberrauschen, dessen Fluthen tobend daherbrausen.

Der wilde Mann, als er dieses neue Hinderniß gewahr wird, zieht sich sogleich die Kleider aus, nimmt sie auf den Kopf und schwimmt an das andere Ufer.

Mase, der seine Ohren in einem fort spitzt, hört das Geräusch der Fußtritte des wilden Mannes und sagt: „Es steht schlimm mit uns, denn der wilde Mann trabt so hinter uns her, daß der Himmel uns beistehen möge. Wir wollen uns daher wol vorsehen und dem Sturm ausweichen. Wenn nicht, so ist es mit uns für immer vorbei."

„Hab' keine Furcht," sagte Ascadeo, „ich werde mit dem Ungeheuer schon fertig werden." Und kaum hat er dies gesagt, so wirft er einen Stein hin, worauf ein Thurm aus der Erde steigt, in welchen sie sich rasch hineinbegeben und die Thür' verrammeln.

Sobald der wilde Mann ankommt und sie in Sicherheit sieht, eilt er nach Hause, nimmt eine Leiter auf den Rücken, und eilt mit ihr zum Thurme zurück.

Mase, der nicht aufhört zu lauschen, hört von Ferne die Ankunft des wilden Mannes und spricht: „Jetzt sind wir an dem äußersten Rande unserer Hoffnungen, denn der wilde Mann kehrt zurück, und zwar mit großer Wuth. Das Herz pocht mir vor Angst, und ich fürchte, es wird uns schlecht gehen."

„Hab' nur keine Furcht," erwiderte Ceccone, „und laß mich dafür sorgen; gieb Acht, ich werde ihn gehörig in's Auge nehmen."

Kaum hat er dies gesagt, so lehnt der wilde Mann auch schon die Leiter an die Mauer, und fängt an hinaufzuklettern. Aber Ceccone, scharf zielend, schießt seinen Bolzen ab, und das Ungeheuer stürzt hinunter auf die Erde. Als Ceccone dies sieht, geht er aus dem Thurm hinaus, und schneidet dem wilden Manne mit seinem eigenen Jagdmesser den Kopf ab, wie wenn es frischer Käse gewesen wär'. Diesen trugen sie sodann ganz vergnügt zu dem Könige, der voll Freude war, seine Tochter wiederzubekommen, denn es hatte ihn schon hundertmal gereut, daß er sie einem wilden Manne vermählt hatte. Er suchte nun für Porziella einen wolgefälligen, ihr angemessenen Ehgemahl, und machte zugleich die Mutter und ihre sieben Söhne, die seine Tochter von einem so unglücklichen Leben befreit hatten, zu reichen Leuten, denn er unterließ nicht, tausendmal sein Unrecht zu bereuen daß er um eines Eigensinnes willen Porziella so großer Gefahr ausgesetzt habe, ohne zu bedenken, einen wie großen Fehler derjenige begeht, der Heil und Glück, da sucht, wo es nicht gefunden werden kann.

6.

Das Ziegengesicht.

Es hatte ein Bauer zwölf Töchter, eine immer kleiner als die andere, wie die Orgelpfeifen, denn jedes Jahr machte ihm sein wackeres Weib Cecenzza ein Geschenk mit einem Töchterchen, so daß der arme Mann, um seine Familie

anständig zu ernähren, alle Tage für Lohn graben ging. Mit all seiner Mühe und Plage aber brachte er es nur so weit, daß sie nicht eben vor Hunger starben.

Da er nun eines Tages am Fuß eines hohen Berges arbeitete, am Eingang einer Höhle, die so schaurig und finster war, daß die Sonne Furcht hatte, hineinzuschauen, kam mit einmal aus derselben eine grüne Eidechse, groß wie ein Krokodill, so daß der arme Bauer vor Entsetzen ganz außer sich gerieth, und von dem Aufsperren des Rachens jenes häßlichen Thieres den Schluß seiner Tage erwartete.

Die Eidechse setzte sich jedoch nieder und sprach: „Hab' keine Furcht, wackerer Mann, denn ich komme nicht her, um dir ein Leid zuzufügen; vielmehr komme ich blos zu deinem Besten."

Als Masaniello, denn so hieß der Arbeitsmann, dies hörte, kniete er vor ihr nieder und sagte: „Gnädige Frau, wie du da heißt, ich bin in deiner Gewalt, mach's gnädig mit mir und habe Mitleid mit mir armen Teufel, der ich zwölf arme Würmer zu ernähren habe."

„Gerade deswegen," erwiderte die Eidechse, „bin ich hergekommen, um dir zu helfen. Bring' mir daher morgen das kleinste deiner Kinder, denn ich will es wie meine eigene Tochter auferziehen, und es werth halten wie mein eigenes Leben."

Als der arme Mann dies hörte, war er mehr bestürzt, als ein falscher Spieler, den man auf der That ertappt; denn als er vernahm, daß die Eidechse eine Tochter, und zwar die kleinste haben wollte, so erwog er leicht, daß das nicht umsonst geschehe, und sie der Eidechse als Nachtisch ihrer Mahlzeit dienen solle. Demnach sagte er zu sich selbst: „Gebe ich ihr mein Kind, so gebe ich ihr meine Seele; gebe ich's ihr nicht, so verschlingt sie mich mit Haut und Haar. Sag' ich ihr das Kind zu, so reiß' ich mir das Herz aus, widersprech' ich ihr, so saugt sie mir das Blut aus. Thu' ich, was sie verlangt, so nimmt sie mir einen Theil meiner selbst; thu' ich es nicht, so nimmt sie mir das Ganze. Was fang' ich an, wozu entschließ' ich mich, wie find' ich einen Ausweg? O welch einen unglückseligen Tag hab' ich erlebt, welch ein Unheil hat der Himmel über mich gebracht!" Also sprach er bei sich.

Die Eidechse sagte hierauf: „Entschließe dich rasch und thu', was ich dir gesagt, denn so will ich es und so gescheh' es."

Masaniello, der diesen Endbeschluß hörte, und an Niemand apelliren konnte, ging ganz niedergeschlagen nach Hause, so blaß, als hätte er die Gelbsucht. Ceccuzza, da sie ihn so traurig und niedergeschlagen sah, fragte sogleich: „Was ist dir zugestoßen, lieber Mann? Hast du mit Jemanden einen Streit gehabt, ist eine Exekution gegen dich verhängt worden, oder ist uns der Esel gefallen?"

„Nichts der Art," erwiderte Masaniello, „sondern eine gehörnte Eidechse hat mich so in Schreck gesetzt, denn sie hat mir gedroht, wenn ich ihr nicht unsere jüngste Tochter brächte, so würde sie mir einen Streich spielen, daß ich daran denken sollte. Darum geht es mir im Kopfe herum wie ein Mühlrad, ich bin hier zwischen Angel und Thür', von einer Seite drängt mich die Liebe, von der andern die Sorge für mein Haus. Du weißt, wie ich unsere Renzolla liebe, ich liebe sie mehr als mein Leben; wenn ich nun der Eidechse diese Lust meiner Tage nicht

gebe, so nimmt sie mich, wie ich stehe und gehe; daher rathe mir, was ich thun soll, liebe Ceccuzza."

Als seine Frau dies hörte, sagte sie zu ihm: „Wer weiß, lieber Mann, ob diese Eidechse unser Unglück will; wer weiß, ob diese Eidechse nicht vielleicht das sichere Ende unseres Elendes ist; du weißt ja, daß wir meistentheils uns selbst das größte Unglück zufügen, und wie scharf wir immer zusehen müssen, um unser eigenes Wohl zu erkennen; darum geh' hin, bringe sie ihr, denn mein Herz sagt mir, daß für unser armes Kind ein großes Glück daraus hervorgeht."

Diese Worte sagten dem Masaniello zu, und am nächsten Morgen, da kaum die Sonne mit der Leuchte ihrer Strahlen den Himmel erhellte, nahm er das kleine Mädchen an die Hand und brachte es zur Grotte.

Die Eidechse, welche schon auf der Lauer stand, um den Landmann zu erwarten, ging, sobald sie ihn gewahr wurde, auf ihn zu, nahm das Töchterchen, gab dem Vater einen Sack mit Gold und sagte: „Geh, verheirathe deine andern Töchter mit dieser Aussteuer und sei unbekümmert, denn Renzolla hat einen Vater und eine Mutter gefunden, sie ist glücklich, daß sie in meine Hände gekommen ist."

Masaniello, ganz verdutzt, dankte der Eidechse und kehrte zu seiner Frau zurück; er erzählte ihr das Vorgefallene und zeigte ihr das Geld, mit welchem sie denn auch die andern Töchter verheiratheten, wobei ihnen noch genug übrig blieb, um sich damit die Mühseligkeiten dieses Lebens zu erleichtern.

Die Eidechse aber, sobald sie Renzolla empfangen, zauberte sogleich einen sehr schönen Palast hervor, führte das Mädchen hinein, und erzog es mit königlicher Pracht, als wäre es wirklich eine Königstochter gewesen; man hätte sagen können, daß ihm selbst das Blaue vom Himmel nicht fehle. Renzolla aß wie eine Gräfin, kleidete sich wie eine Fürstin, und hatte hundert dienstfertige Zofen, die sie bedienten. Durch eine so gute Lebensweise wurde sie denn, ehe man sich's versah, rund wie ein Tönnchen.

Da geschah es einmal, daß der König in jenem Walde auf die Jagd ging. Unvermerkt überfiel ihn die Nacht, und da er nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, und in jenem Palast den Schimmer eines Lichtes gewahr wurde, schickte er einen Diener ab, um den Herrn des Hauses zu ersuchen, ihm eine Herberge zu bewilligen.

Als der Diener an die Thür' klopfte, ging ihm die Eidechse in Gestalt einer schönen Frau entgegen, und nachdem sie seine Bitte vernommen, erwiderte sie, sein Herr sei tausendmal willkommen, es solle ihm nichts abgehen an Allem was er nur bedürfe.

Da der König diese Antwort vernahm, begab er sich in den Palast, und wurde auf's Beste empfangen, indem hundert Edelknaben mit angezündeten Fackeln ihm entgegen kamen, so daß es aussah, wie der Leichenzug eines reichen Mannes. Andere hundert Edelknaben brachten das Getränk auf den Tisch. Noch andere hundert verjagten mit großen Fächern die Fliegen; besonders aber Renzolla wartete dem König mit so vieler Anmuth auf, indem sie ihm zu trinken reichte, daß er mehr Liebe als Wein trank.

Als aber die Mahlzeit beendet, und der Tisch abgeräumt war, ging der König schlafen, und Renzolla zog ihm selbst die Schuhe von den Füßen und das Herz aus der Brust, so daß der König, von ihrer schönen Hand berührt, sein Gebein und seine Seele von dem Liebesgift durchdrungen fühlte. Darum ließ er sich angelegen sein, um nicht vor Liebesqual zu sterben, den Schatz dieser Schönheiten zu erlangen, und indem er die Fee herbeirief, forderte er Renzolla von ihr zur Frau. Da die Fee das Wohl ihrer Pflegetochter vor Augen hatte, sagte sie dieselbe dem Könige nicht nur ohne weiteres zu, sondern gab ihr auch noch eine Mitgift von sieben Millionen Goldthalern.

Der König, voller Freude über sein Glück, begab sich mit Renzolla fort, die, voll Undankbarkeit gegen das, was die Fee an ihr gethan, ohne ein Wort der Erkenntlichkeit mit ihrem Gemahl fortzog. Als die Fee eine solche Undankbarkeit sah, verwünschte sie Renzolla, daß sich ihr Antlitz in ein Ziegengesicht verwandeln möge. Und kaum hatte sie diese Verwünschung ausgesprochen, so dehnte sich Renzolla's Mund in ein Maul aus mit einem ellenlangen Bart, die Backen zogen sich ein, die Haut ward grob und hart, das Gesicht haarig, die zierlichen Flechten verwandelten sich in spitze Hörner, so daß der König bei diesem Anblick ganz in Entsetzen gerieth, denn er konnte nicht begreifen, wie es zuging, daß eine so außerordentliche Schönheit sich plötzlich in ein so häßliches Ungethüm verwandele. Und aus tiefstem Herzen weinend und seufzend, sagte er: „Wo sind die Haare, die mich fesselten, wo die Augen, die mich durchbohrten, wo der Mund, die Wonne meiner Seele — aber wie? soll ich der Gatte einer Ziege sein, und soll ich, weil sie eine Ziege ist, ein Bock sein? Nein, nein, ich will nicht um eines Ziegengesichtes willen mich dem Spott aller Welt aussetzen!"

Mit diesen Worten sperrte er Renzolla, als sie in seinem Palast anlangten, mit einer Zofe in ein Kämmerlein, und gab Beiden zehn Bündel Flachs zu spinnen, und setzte ihnen eine Woche als Termin, um ihre Arbeit zu vollenden.

Die Zofe, dem Könige gehorsam, fängt an den Flachs zu kämmen, ihn auf die Kunkel zu winden, die Spindel zu drehen, die Strähne zu flechten, und zu arbeiten wie ein Pferd, so daß Sonnabend Abend die Arbeit beendet war. Renzolla aber, die sich noch in derselben Lage zu befinden meinte, wie in dem Hause der Fee, weil sie nicht wußte, welche Veränderung mit ihr vorgegangen war, wirft den Flachs zum Fenster hinaus und sagt: „Was denkt der König, daß er mir diese Arbeit giebt? Will er Hemden, so kann er sie sich kaufen; er glaube doch nicht, daß ich auf der Straße gefunden bin, er erinnere sich, daß ich ihm sieben Millionen Goldthaler in's Haus gebracht habe, daß ich sein Weib bin und nicht seine Magd. Er muß wol ein großer Esel sein, daß er mich auf diese Weise behandeln will!"

Gleichwol, als der Sonnabend Abend herankam und sie sah, daß die Zofe ihre ganze Arbeit beendet hatte, empfand sie große Furcht, es möchte ihr schlimm ergehen. Daher begab sie sich in den Palast der Fee, und erzählte dieser ihr Unglück. Die Fee umarmt sie mit großer Zärtlichkeit und giebt ihr einen Sack voll gesponnenen Flachses, damit sie denselben dem Könige vorweise, und sich so als

fleißige Arbeiterin und tüchtige Hausfrau bewähre. Renzolla aber nimmt den Sack, ohne ein Wörtlein des Dankes, und kehrt in den Palast zurück, während die Fee über das häßliche Benehmen ihrer Pflegetochter im hohen Grade erzürnt und aufgebracht war.

Als der König das Gespinnst empfing, gab er Renzolla und der Zofe jeder einen Hund, und befahl, sie sollten dieselben pflegen und großziehen.

Die Zofe erzog den ihrigen mit aller Sorgfalt, und behandelte ihn beinahe wie einen Sohn.

Renzolla aber sagte: „Ich weiß nicht, was ich denken soll? Bin ich denn unter den Heiden? Soll ich einen Hund kämmen und füttern?“ Und mit diesen Worten wirft sie den armen Hund zum Fenster hinaus, so daß er auf der Stelle mausetodt blieb.

Nach einigen Monaten aber befahl der König, die Hunde herbeizuholen, und Renzolla, der nicht wohl zu Muthe war, eilte von Neuem zur Fee. Sie fand diesmal an der Thür' derselben einen alten Mann als Thürsteher, der sagte zu ihr: „Wer bist du und was verlangst du?“

Als Renzolla diese Frage an sich richten hörte, entgegnete sie zornig: „Kennst du mich nicht, du Ziegenbart? Wie kannst du mir auf diese Weise begegnen?“

„Da kann man wol sagen,“ erwiderte der alte Mann, „der Dieb jagt den Häschern nach, der Kessel straft den Ofentopf, ich ein Ziegenbart? Du bist ein Ziegenbart und mehr noch, denn durch deinen Dünkel verdienst du dies und noch Schlimmeres. Warte nur ein wenig, unverschämtes Ding, ich will dir ein Licht anstecken und dir zeigen, wohin deine Anmaßung dich gebracht hat.“

Mit diesen Worten lief er in seine Kammer, nahm einen Spiegel und hielt ihn der Renzolla vor, welche bei dem Anblick ihres häßlichen, haarigen Gesichts fast in Ohnmacht fiel, und die heftigsten Schmerzen empfand, sich so verwandelt und unkenntlich wieder zu sehen.

Darauf sagte der alte Mann: „Du mußt dich erinnern, Renzolla, daß du die Tochter eines Bauern bist, und die Fee dich zu einer Königin gemacht hat; du aber warst undankbar, und hast dich für so viel Zeichen reiner Liebe wenig erkenntlich gezeigt. Darum mußt du diese Strafe ohne weiteres ertragen; da ist keine Hülfe; wie du gewollt, so geschieht es dir; dazu hat deine Frechheit dich gebracht, daß du durch die Verwünschung der Fee nicht nur dein früheres Antlitz, sondern auch deinen hohen Stand verloren hast. Wenn du aber diesen weißen Bart verlieren willst, so wirf dich der Fee zu Füßen, so bitte sie um Verzeihung mit inständigem Flehen, zerkratze dir dein Angesicht, schlage dir deine Brust, und bitte sie um Vergebung für dein schlechtes Benehmen, denn da sie ein weiches Herz hat, so wird sie mit deinem Unglück Mitleid empfinden.“

Renzolla, die sich heftig erschüttert fühlte, that wie der Alte ihr hieß, und die Fee gab ihr auch unter vielen Umarmungen und Küssen die frühere Gestalt wieder, legte ihr ein goldgesticktes Kleid an, schenkte ihr einen prächtigen Wagen, und brachte sie so, von einer Schaar Diener begleitet, zum Könige zurück. Dieser, da er sie so schön und herrlich erblickte, gewann sie von Neuem lieb wie sein Leben,

und konnte sich gar nicht darüber zu gut geben, daß er sie so viel Leiden hatte ausstehen lassen.

So führte Renzolla nun ein frohes Leben, indem sie den Gatten liebte, die Fee ehrte, und sich gegen den alten Mann dankbar bewies, weil sie auf ihre eigenen Kosten hatte erfahren müssen, daß es in allen Fällen gut sei, sich dankbar zu beweisen.

7.

Die Monate.

Es waren einmal zwei leibliche Brüder, Cianne und Lise. Jener hatte Geld, dieser war arm. Aber je ärmer der eine war, desto knickriger war der andere, der sich oder Anderen unter keinen Umständen etwas zu gute gethan hätte. Der arme Lise endlich, voller Verzweiflung über sein Mißgeschick, verließ sein Vaterland und ging in die weite Welt, um da sein Glück zu versuchen.

Eines Abends nun, nach einer sehr beschwerlichen Tagesreise, gelangte er in ein Wirthshaus, wo er zwölf junge Leute fand, die um ein Feuer saßen und sich wärmten. Als diese den bejammernswerthen Lise in einem so trübseligen Zustande ankommen sahen, zitternd vor Frost in der strengen Jahreszeit und weil seine Kleider ganz zerrissen waren, luden sie ihn ein, sich neben dem Heerde niederzusetzen. Lise nahm die Einladung an, denn er bedurfte dessen gar sehr und machte sich's bequem. Hierauf fragte ihn einer jener Jünglinge, der ein so launisches verdrießliches runzliches Gesicht hatte, daß es lächerlich anzusehen war: „Was scheint dir, Landsmann, von diesem Wetter?"

„Was soll mir scheinen," versetzte Lise, „es scheint mir, daß alle Monate des Jahres ihre Schuldigkeit thun. Aber wir, die wir nicht wissen, was wir wollen, nehmen uns heraus, dem Himmel Gesetze vorzuschreiben, und indem wir die Dinge, so wie sie uns für gut scheinen, wünschen, bedenken wir eben nicht sehr, ob das gut oder schlecht, nützlich oder schädlich wäre, was uns eben in den Sinn kommt, so daß wir im Winter, wenn's regnet, die Sonne im Löwen, und im August Wolkenbrüche haben möchten, ohne zu bedenken, daß wenn dies geschähe, die Jahreszeiten drüber und drunter, die Saaten und Ernten zu Grunde gehen würden, die Menschen hinsterben, und die Natur verderben müßte. Daher wollen wir dem Himmel seinen Lauf lassen, denn er hat die Bäume dazu geschaffen, um mit dem Holz die Heftigkeit des Winters, und mit ihren Laubdächern die Hitze des Sommers erträglich zu machen."

„Du sprichst wie ein vernünftiger Mensch," erwiderte jener junge Mann, „allein du kannst doch nicht in Abrede stellen, daß dieser Monat März, in dem wir uns jetzt befinden, recht widerwärtig ist mit seinem vielen Frost und Regen,

Schnee und Hagel, Wind, Nebel und Sturm und andern Beschwerlichkeiten, die uns das Leben zum Ueberdruß machen."

„Du sprichst sehr übel von diesem armen Monat," entgegnete Lise, „aber du erwähnst nicht den Nutzen, den er uns bringt, denn er ist es ja, welcher den Frühling einleitet, und dadurch Alles wieder neu entstehen läßt. Ja, wenn irgend einer, so beweist er die Trefflichkeit seines gegenwärtigen Wetters, indem er die Sonne in das Zeichen des Widders übergehen läßt."

Jener Jüngling fand an den Worten des Lise großes Gefallen, weil er selbst gerade der Monat März war, der mit den andern 11 Monaten in jenem Wirthshaus eingekehrt war. Um nun die freundliche Denkungsart Lise's zu belohnen, der es nicht vermocht hatte, von einem so unfreundlichen Monat Böses zu reden, gab er ihm ein schönes Kästchen, indem er zu ihm sagte: „Nimm dies, sieh zu, was dir Noth thut, und sage es dreist diesem Kästchen. Wenn du es aufmachst, wirst du das Gewünschte darin finden."

Lise bedankte sich bei dem Jünglinge mit demüthigen Worten, und indem er sich das Kästchen als Kissen unter den Kopf legte, überließ er sich dem Schlaf; mit Tagesanbruch wachte er auf, und nachdem er von den Monaten Abschied genommen, begab er sich auf den Weg.

Er war aber noch nicht funfzig Schritte von dem Wirthshause entfernt, als er das Kästchen aufmachte und sagte: „O Herr, könnte ich nicht eine mit Fries ausgeschlagene Sänfte und etwas Feuer darin haben, um recht behaglich warm in diesem Schnee vorwärts zu kommen."

Er hatte dies kaum gesagt, als eine Sänfte mit den Trägern erschien; sie hoben ihn hinein, nahmen die Sänfte auf die Schultern und begaben sich auf den Weg nach seinem Hause, welchen Lise sie gehen hieß. Als die Stunde des Essens gekommen war, öffnete er wiederum das Kästchen und sagte: „Nun etwas her zu essen!" und alsbald sah man Speisen und Getränke zum Vorschein kommen, und die Tafel war so besetzt, daß zehn gekrönte Häupter an derselben hätten Theil nehmen können.

Des Abends, in einem dunkeln Walde angelangt, welcher der Sonne keinen Zutritt gewährte, öffnete Lise das Kästchen und sagte: „An diesem schönen Aufenthalt, bei dem Gemurmel des Flusses, der auf den Steinen den Contrabaß spielt, um den Gesang der frischen Winde zu begleiten, möcht' ich für heut mein Nachtlager halten."

Augenblicklich sah man ein feines scharlachnes Lager erscheinen unter einem kostbaren Zelte mit Matratzen von Flaumfedern, spanischer Decke, herrlichen Kissen und Laken, und als Lise zu essen forderte, wurde unter einem andern Speisezelt ein Silberservis wie für einen Fürsten auf den Tisch gesetzt, so daß der Geruch sich hundert Meilen weit verbreitete.

Nachdem Lise gegessen, legte er sich schlafen; mit Tagesanbruch aber öffnete er das Kästchen und sagte: „Nun wünscht' ich mir ein schönes Kleid, denn ich werde heut' meinen Bruder wiedersehen, und ich möcht' ihn wol ein wenig in Erstaunen setzen."

Alsobald sieht er vor sich ein kostbares Sammetkleid mit einem rothen Vorstoß und Schlitzen, unter denen ein gelbseidenes Untergewand hervorleuchtete, daß es aussah, wie ein Blumenbeet. Diese prächtigen Kleider legte Lise sich an, stieg in die Sänfte, und kam so nach Hause.

Cianne, da er ihn in einem so prachtvollen Aufzuge anlangen sah, wollte gleich wissen, wo und wie er sein Glück gemacht habe, worauf ihm denn der Bruder erzählte, wen er in jenem Wirthshause gefunden, und was für ein Geschenk man ihm gemacht hätte; dagegen erwähnte er nichts von den freundlichen und bescheidenen Worten, die ihm die Gunst jenes Jünglings erworben hatten.

Cianne konnte die Zeit nicht erwarten, um von seinem Bruder Abschied zu nehmen; er trieb ihn an, sich schlafen zu legen, da er gewiß recht müde sei, und gleich darauf nimmt er Courirpferde und begiebt sich über Hals und Kopf nach jenem Wirthshause, woselbst er die nämlichen Jünglinge findet, und sich mit ihnen in ein Gespräch einläßt.

Da richtet jener Jüngling an ihn dieselbe Frage, was er wol von dem Monat März hielte; doch Cianne, als ein grober Tölpel, entgegnet ihm darauf folgendermaßen:

„O daß doch Gott diesen verdammten Monat verwünsche, der den Hirten verhaßt ist, die Säfte verdirbt, die Körper ruinirt, ein Monat, dessen wir uns bedienen, wenn wir irgend einem Menschen ein Unheil an den Hals wünschen wollen, indem wir sagen: „„Daß dich ein böser März hole!““ und wenn wir Jemanden als einen aufgeblasenen, dünkelhaften Menschen bezeichnen wollen, so sagen wir von ihm: „„Was kümmert er sich um den März!““ Mit einem Wort, es ist ein Monat, daß es ein Glück der Welt, das Heil der Erde, der Reichthum der Menschen wäre, wenn er aus der Liste seiner Brüder ausgestrichen würde.“

Dem Monat März, da er sich so vom Cianne den Kopf waschen hörte, fuhr dies nicht wenig in die Nase, und er sann nach, wie er ihm für seine treffliche Rede eine entsprechende Belohnung geben könne. Als nun Cianne den folgenden Morgen abreisen wollte, gab er ihm einen schönen Stock, indem er zu ihm sagte: „Immer, wenn du etwas brauchst, so sprich nur: Stock, gieb mir hundert! und du wirst augenblicklich das Gewünschte erhalten.“

Cianne dankt dem Jüngling, und fängt an darauf loszureiten, denn er wollte den Stock nicht eher versuchen, als bis er sich in seinem Hause befände. Kaum aber hat er den Fuß in dasselbe gesetzt, so begiebt er sich in ein geheimes Zimmer, denn es sollte Niemand um das Geld wissen, welches er von dem Stock zu erhalten hoffte, und sagte zu diesem: „Stock, gieb mir hundert!“

Und der Stock fing an, ihm alles das Gewünschte und noch mehr zu geben, indem er ihm auf Gesicht und Füßen herumtanzte, dergestalt, daß Lise auf das Geschrei herbeilief, und da er sah, daß der Stock sich nicht halten ließ, das Kästchen öffnete, und ihn so zum Stehen brachte. Als er nun den Cianne fragte, was denn vorgefallen sei, und die Geschichte hörte, sagte er zu seinem Bruder, er solle Niemand anders anklagen, als sich selbst, denn er habe sich das Uebel selbst zugezogen wie ein Gimpel, und habe gehandelt wie jenes Kameel, das

Hörner zu haben wünschte, und die Ohren verlor; ein andermal aber möge er sich wol vorsehen und die Zunge im Zaum halten, welche der Schlüssel gewesen, der ihm diesmal die Vorrathskammer des Unglücks aufgeschlossen. Denn hätte er von jenem Jüngling Gutes gesprochen, so hätte er vielleicht dasselbe Glück erfahren; um so mehr aber solle man Gutes von Andern reden, da dies eine Waare sei, die nichts koste, und von welcher alsdann dennoch ein unverhoffter Gewinn übrig bleibe.

Endlich aber tröstete er ihn und redete ihm zu, nicht mehr Güter zu suchen, als die der Himmel ihm gegeben, denn sein Kästchen reiche vollkommen hin, um dreißig Häuser geiziger Inhaber bis zum Rande mit Schätzen zu füllen. Cianne solle über all sein Gut frei schalten dürfen, denn bei dem freigebigen Menschen sei der Himmel Schatzmeister, und wenn gleich ein anderer Bruder ihm wegen der schlechten Behandlung, die er in seinem Elend von ihm erfahren habe, einen Groll nachtragen würde, so bedenke er hingegen, daß sein Geiz der günstige Wind gewesen sei, der ihn in diesen Hafen getrieben habe, und daher wolle er ihm Dank sagen, und für sein Glück sich erkenntlich beweisen.

Als Cianne dies vernahm, bat er ihn wegen der früheren übeln Behandlung um Verzeihung; in friedlichem Einverständniß genossen sie zusammen ihr gutes Glück, und von Stund' an sagte Cianne von jeder Sache, wie schlimm sie auch sein mochte, dennoch nur Gutes; denn der abgebrühte Hund fürchtet sogar auch das kalte Wasser.

8.

Corvetto.

In den Diensten des Königs von Fiume-Largo befand sich einmal ein wackrer Jüngling, Namens Corvetto, welcher wegen seines guten Benehmens von seinem Herrn von Herzen geliebt, aus demselben Grunde aber von allen Hofleuten von ganzem Herzen gehaßt wurde, da sie, selbst ohne jedes Verdienst, die glänzende Tugend des Corvetto nicht anschauen konnten, der für das baare Geld der Liebe und Treue sich die Gnade seines Herrn erwarb. Aber die Luft der Gunst, die ihn vom Könige anwehte, war ein Sirocco für den Neid jener, so daß sie in den Winkeln des Palastes zu aller Zeit nichts anderes thaten, als ihm Böses nachzureden, ihn zu verläumden, anzuschwärzen, und diesem guten Jünglinge allen Schaden zuzufügen. „Was hat denn," sprachen sie, „dieser Bettelbube dem Könige angethan, daß er ihn dermaßen liebt? Warum ist er so glücklich, daß kein Tag vorübergeht, an dem er nicht einen neuen Beweis der Gunst empfängt? wogegen wir immer rückwärts gehen wie die Krebse, immer abnehmen an Gunst, und doch Alles thun, was an uns liegt, wie die Pferde arbeiten, wie die Tagelöhner schwitzen, wie die Windhunde jagen, um es diesem Könige recht

zu machen. Man muß wahrlich auf dieser Welt als ein Glückskind geboren werden, denn wer das Glück hat, fällt immer auf die Beine, aber was ist zu thun! Wir müssen Geduld haben und bersten!"

Solche und andere Worte flogen von dem Bogen ihres Mundes und waren wie die vergifteten Pfeile, welche gerade auf das Ziel, auf den Sturz Corvetto's, gerichtet waren.

O unglücklich ist ein zu der Hölle des Hofes Verdammter, wo die Schmeicheleien mäßchenweise, die bösen Dienste aber scheffelweise ausgetheilt, wo Betrug und Verrath centnerweise gemessen werden. Wer kann aber die mannigfaltigen Schlingen erzählen, die sie ihm stellten, wer kann die Seife der Falschheit schildern, mit welcher sie die Treppe zu den Ohren des Königs einschmierten, um ihn fallen und den Hals brechen zu machen; wer kann die Gruben und mit Reisig bedeckten Löcher aufzählen, in die er, wie sie es wünschten, durch ihre Hinterlist stürzen sollte!

Indeß Corvetto, der ein pfiffiger Bursche war, und die Fallstricke sah, die Fallen bemerkte, die Listen entdeckte, hielt immer die Ohren gespitzt und die Augen offen, um sich nicht fangen zu lassen, denn er wußte, daß die Glücksgöttin der Hofleute gläsern ist. Aber je höher dieser junge Mensch in der Gunst des Königs stieg, desto tiefer war auch der Abgrund und der Haß der Andern, welche, da sie am Ende nicht mehr wußten, auf welche Weise sie ihn sich vom Halse schaffen sollten, weil ihren Verläumdungen doch nicht geglaubt wurde, auf den Gedanken kamen, ihn auf der Straße des Lobes zu einem Abgrunde zu führen; eine Kunst, in der Hölle erfunden, und bei Hofe verfeinert. Dieser bedienten sie sich nun auf folgende Weise.

Es lebte zehn Meilen von Schottland, wo der Sitz dieses Königs war, ein wilder Mann, der grimmigste und schrecklichste, der je im Lande der wilden Männer gelebt hat, und weil er von dem Könige verfolgt wurde, hielt er sich in einem dichten Wald auf der Spitze eines Berges verborgen. Und so hoch war der Berg, daß er den Vögeln selbst unzugänglich war, und so dicht der Wald, daß nie ein Strahl der Sonne hindurchdrang. Dieser wilde Mann nun hatte ein sehr schönes Roß, welches unter andern vorzüglichen Eigenschaften auch die der Sprache besaß, denn es redete durch Zauberei wie wir.

Da nun die Hofleute wußten, wie böse der wilde Mann war, wie schrecklich der Wald, wie hoch der Berg, und wie groß die Schwierigkeit, sich dieses Pferdes zu bemächtigen: gingen sie zum Könige, und schilderten ihm sehr lebendig die Vorzüge jenes Thieres, welches würdig sei, einem Könige anzugehören. Er möge deshalb irgend ein Mittel ausfindig machen, um es den Klauen jenes wilden Mannes zu entreißen, wozu Corvetto sich am besten eignen würde, weil er ein schlauer und gewandter Jüngling sei, der den Hund wol vom Ofen zu locken verstehe.

Da der König nicht wußte, daß unter den Blumen dieser Worte sich die Schlange des Neides verberge, rief er alsobald Corvetto und sagte zu ihm: „Wenn du mich liebst, so sieh' zu, daß du das Pferd des wilden Mannes, mei-

nes Feindes, bald in deine Gewalt bekommst; ich will dir diesen Dienst reichlich vergelten und belohnen."

Corvetto merkte wol, wer ihm diesen Streich spiele; indeß um sich dem Könige gehorsam zu bezeigen, macht er sich augenblicklich auf den Weg nach dem Berge, schleicht sich ganz leise in den Stall des wilden Mannes, sattelt das Pferd, schwingt sich hinauf, und begiebt sich auf den Rückweg.

Das Pferd aber, da es sich aus dem Palast hinausspornen sah, rief: „Aufgepaßt! denn Corvetto führt mich fort."

Als der wilde Mann dies vernahm, jagte er ihm nach mit allen Thieren, welche ihm dienten, mit allen Pavianen, Bären, Löwen, Wehrwölfen, um ihn seine Kühnheit hart büßen zu lassen.

Der Jüngling indeß spornt darauf los, entfernt sich immer weiter von dem Berge, und stets mit verhängtem Zügel jagend, gelangte er an den Hof, wo er das Pferd dem Könige überreicht, der ihn vor Freude umarmt wie einen Sohn, sodann einen Beutel ergreift, und Corvetto die Hände mit Goldstücken füllt.

Den Hofleuten war dies ein neuer Stich in's Herz, als sie sahen, daß die List, durch welche sie das Glück des Corvetto zu zerstören gedachten, blos dazu diente, ihm den Weg zu höherer Gunst zu bahnen. Da sie jedoch wußten, daß ein Baum nicht auf den ersten Streich fällt, wollten sie ihr Glück zum zweitenmal versuchen und sagten zum Könige: „Heil dir zu dem schönen Pferde, welches fürwahr die Zierde des königlichen Marstalles sein wird; nur fehlen dir noch die Tapeten des wilden Mannes, welche so kostbar sind, daß es sich gar nicht beschreiben läßt. Besitzest du auch diese, so ist wahrlich kein Monarch auf der Welt dir zu vergleichen. Niemand aber könnte dir besser zu diesem Schatz verhelfen, als Corvetto, denn der versteht es, wie man diese Dinge anzufangen hat."

Der König, der da tanzte, wie man ihm vorspielte, und von diesen bittern, aber verzuckerten Früchten nur die Schale genoß, ruft Corvetto, und bittet ihn inständigst, ihm nun auch die Tapeten des wilden Mannes zu verschaffen, wie er ihm dessen Pferd schon verschafft habe.

Corvetto, ohne ein Wort zu erwidern, begab sich augenblicklich nach dem Berge des wilden Mannes, schlich sich unbemerkt in das Zimmer, wo er schlief, verbarg sich unter dem Bette, und erwartete, zusammengeduckt, die Ankunft der Nacht. Darauf als der wilde Mann und die Frau sich zu Bette gelegt hatten, macht sich Corvetto an die Arbeit, nimmt die Tapeten behutsam herab, und indem er auch die Bettdecke mit fortnehmen will, fängt er an ganz sachte zu ziehen.

Der wilde Mann aber erwachte alsbald, und sagte zu der Frau, sie solle nicht so sehr ziehen, denn sie decke ihn auf, und er könne sich leicht erkälten.

„Im Gegentheil, du deckst mich auf," erwiderte die wilde Frau, „denn ich habe nichts mehr von der Decke auf dem Leibe."

„Wo zum Kukuk aber ist denn die Decke?" rief der wilde Mann, und indem er die Hand auf die Erde steckte, faßte er dem Corvetto in's Gesicht. Sogleich fing er an zu schreien: „Ein Dieb, ein Dieb! Hülfe! Lichter!" so daß bei diesem Geschrei das ganze Haus in Aufruhr gerieth.

Corvetto indeß, welcher die Sachen bereits durch das Fenster hinabgeworfen hatte, springt ihnen nach, und nachdem er ein hübsches Bündel gemacht, begiebt er sich auf den Weg nach der Stadt, und es läßt sich nicht sagen, wie sehr der König ihn liebkos'te, und wie die Hofleute vor Aerger darüber grün und gelb wurden.

Demungeachtet sannen sie auf's Neue, wie sie dem Corvetto mit dem Nachtrab der Schelmereien in den Rücken fallen könnten, und begaben sich in solcher Absicht zu dem Könige, welcher vor Freude über die Tapeten ganz außer sich war, denn dieselben waren nicht nur aus Seide und mit Gold gestickt, sondern es waren auch viele tausend verschiedenartige kunstreiche Dinge darauf eingewebt, die alle nur aufzuzählen meine Zeit nicht hinreichen würde.

Da sie nun, wie gesagt, den König ganz außer sich in vollem Jubel fanden, sagten sie zu ihm: „Da Corvetto gar so viel verrichtet hat, um dir gehorsam zu sein, so wär' es eben nichts Großes, wenn er, um dir ein ganz besonderes Vergnügen zu machen, nun auch noch den Palast des wilden Mannes verschaffte, der nicht zu schlecht ist, selbst die Wohnung eines Kaisers zu sein. Ja, er enthält so viele Gemächer, daß ein Heer darin Herberge finden könnte, und man könnte nicht leicht die Menge der Höfe zählen, der Säulengänge, Hallen und Säle, die sich darin in so großer Zahl vorfinden, daß die Kunst sich darüber ärgert, die Natur sich schämt, und das Erstaunen außer sich geräth.

Der König, der bei jeder Sache gleich in Flammen gerieth, ging alsbald darauf ein, rief den Corvetto, gestand ihm das Gelüst welches er nach dem Palast des wilden Mannes bekommen, und befahl und bat ihn inständigst, zu so viel Diensten die er ihm schon erwiesen, auch noch diesen hinzuzufügen, wofür er ihn mit der Kreide der Dankbarkeit an die Wirthshaustafel des Gedächtnisses für immer anschreiben würde.

Corvetto, der ein pfiffiger Bursche war, und den Hund wol vom Ofen zu locken verstand, nahm alsbald die Beine über den Buckel, und begab sich nach dem Palast des wilden Mannes.

Daselbst findet er die wilde Frau allein, welche im Kindbett gewesen; der Mann aber ist ausgegangen, um Gevattersleute zu bitten. Da die Frau aus dem Bette aufgestanden war, um Alles zu dem bevorstehenden Feste zurecht zu machen, so begab sich Corvetto zu ihr hinein und sagte mit einer mitleidigen Miene: „Gott grüß' euch, wackere Frau, ihr seid tüchtig hinter euern Sachen her, warum wollt ihr euch aber so sehr quälen? Gestern erst seid ihr in Wochen gekommen, und heute schon strengt ihr euch dermaßen an und habt kein Mitleid mit euch selbst."

„Was soll ich thun," erwiderte die wilde Frau, „wenn ich Niemand habe, der mir hilft."

„Ich bin bereit," versetzte Corvetto, „euch mit Hand und Fuß beizustehen."

„Nun denn, so seid mir willkommen," sagte die wilde Frau, „und da ihr euch mir mit so vieler Freundlichkeit anbietet, so spaltet mir doch sogleich ein Paar Scheite Holz."

„Sehr gern," antwortete Corvetto, „nicht nur ein Paar, sondern viele; nahm hierauf eine frisch geschliffene Axt, doch anstatt auf das Holz zu hauen, giebt er

der wilden Frau eins auf den Kopf, daß sie sogleich zu Boden fällt. Hierauf läuft er vor das Thor, gräbt da eine sehr tiefe Grube, die er mit grünen Zweigen und Erde zudeckt, und stellt sich hinter die Thüre.

Als er nun den wilden Mann mit den Gevattersleuten ankommen sah, fing er zu rufen an: „Geht ihr zum Kukuk, es lebe der König von Fiume-Largo."

Da der wilde Mann diesen höhnischen Ausruf vernahm, eilte er blindlings mit den Andern auf Corvetto los, um ihn in kleine Stücke zu zerhacken; da sie aber Alle, von Wuth geblendet, über Hals und Kopf in die Grube stürzten, so machte Corvetto ihnen mit Steinwürfen vollends den Garaus, worauf er die Thüre zuschloß, und die Schlüssel dem Könige überbrachte.

Als dieser nun den Muth und den seltenen Verstand des Jünglings überdachte, gab er ihm, trotz seines niedrigen Standes und dem Hohn des Neides, zum großen Verdruß der Hofleute, seine Tochter zur Frau.

Also wurden die Schlingen des Neides die Stapeln, womit jener das Schiff seines Lebens in das Meer der Größe rollen ließ; seine Feinde aber waren zu Schanden gemacht, und außer sich vor Aerger, und mußten ohne Licht schlafen gehen, denn

Mag noch so lang' die Strafe weilen,
Sie wird die Schelme doch ereilen.

9.

Die Schlange.

Es war einmal eine Bauersfrau, die hätte für ihr Leben gern Kinder gehabt, und bekam keine.

Als nun eines Tages der arme Mann in den Wald gegangen war, um Reisigbündel zu sammeln, und sie nach Hause brachte, fand er darin eine hübsche kleine Schlange.

Als Sabatella, dies war der Name der Bauersfrau, dies sah, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Sogar die Schlangen haben ihre Brut, nur ich bin so unglücklich auf dieser Welt, daß ich kinderlos bleiben muß," worauf die Schlange erwiderte: „Da ihr keine Kinder habet, so nehmt doch mich an Kindesstatt an, denn es wird euch nicht gereuen, und ich werde euch mehr lieben als ein Kind."

Sabatella, da sie eine Schlange reden hörte, glaubte anfangs außer sich zu gerathen vor Schrecken, faßte jedoch Muth und antwortete: „Wenn auch aus keinem andern Grunde, so will ich dich doch deiner Freundlichkeit halber so lieben, als wärst du mein eigenes Kind."

Damit wies sie dem Schlänglein ein Loch im Hause zur Lagerstätte an, gab ihm von Allem, was sie hatte, mit der größten Liebe zu essen, und da es von Tag

zu Tag wuchs und groß wurde, sagte es endlich zu Cola=Mattheo, den es als seinen Vater betrachtete: „Lieber Papa, ich will mich verheirathen.“

„Ich bin's zufrieden,“ sprach Mattheo, „wir wollen eine andere Schlange aufsuchen, wie du bist, und dieses Bündniß sodann schließen.“

„Wozu das,“ erwiderte das Schlänglein, „dann werden wir eins sein mit den Vipern und jedem andern Gezücht dieser Art. Wer sich aber mengt unter die Kleie, den fressen die Säue; ich will vielmehr die Tochter des Königs, und daher geh' stehenden Fußes, halte bei dem Könige um dieselbe an, und sage ihm, daß eine Schlange sie zur Frau haben will.“

Cola=Mattheo, der ein einfältiger Mensch war, ging ohne Weiteres zum Könige, richtete seinen Auftrag aus und sagte: „Boten sind straflos; wisse also, daß eine Schlange deine Tochter zur Frau will, daher komme ich als ein Gärtner, der ich bin, um zuzusehen, ob ich wol eine Schlange mit einem Täubchen copuliren könnte.“

Der König, der ihm an der Nase ansah, daß er ein Tölpel war, sagte, um sich ihn vom Leibe zu schaffen: „Geh' nach Hause, und sage dieser Schlange, daß wenn sie die Früchte dieses Gartens in Gold verwandeln kann, ich ihr meine Tochter geben werde,“ und indem er in ein gewaltiges Lachen ausbrach, verabschiedete er den Bauer.

Als Cola=Mattheo diese Antwort der Schlange zurückbrachte, sagte sie: „Geh' morgen früh, sammle alle Fruchtkörner, die du in der Stadt findest, und säe sie in den königlichen Garten, dann wirst du dein Wunder sehen.“

Cola=Mattheo, der ein großer Gimpel war, sagte nichts und antwortete nichts, sondern sobald die Sonne mit ihrem goldenen Besen das Kehricht der Schatten zusammenfegte, nahm er einen Korb an den Arm, und ging von Straße zu Straße, alle Körner zusammenlesend, die er von Pfirsichen, Granaten, Aprikosen, Kirschen und allen anderen Früchten etwa fand; ging darauf in den königlichen Garten und säete sie aus, wie ihm die Schlange befohlen, worauf er alsobald gewahr wurde, wie die Stämme der Bäume, die Blätter, die Blüthen und die Früchte sich in glänzendes Gold verwandelten, über welches Wunder der König, als er es erblickte, ganz außer sich gerieth und nicht wußte, was er davon denken sollte.

Als nun Cola=Mattheo von der Schlange zum König geschickt wurde, um ihn zur Erfüllung seines Versprechens anzuhalten, sagte dieser: „Nur nicht zu hitzig! denn wenn die Schlange meine Tochter will, so bedarf's noch anderer Dinge, und zwar muß sie die Mauern und den Boden meines Gartens in Edelsteine verwandeln.“

Als diese neue Forderung der Schlange hinterbracht wurde, entgegnete sie: „Geh morgen früh, sammle alle Scherben, welche du auf der Erde findest, wirf sie in die Gänge und auf die Mauern des Gartens, dann wollen wir den König schon fassen.“

Und Cola=Mattheo, sobald die Nacht verschwunden, nimmt einen großen Korb unter den Arm, und fängt an alle Scherben von Töpfen, Tiegeln und

Stürzen, Näpfen, Krügen, Lampen und allen Plunder der Art auf den Straßen zusammenzulesen. Und sobald er damit gethan, wie die Schlange ihm gesagt, sieht man den Garten bedeckt mit Smaragden, Chalcedonen, Rubinen und Karfunkeln, so daß der Glanz davon die Augen blendete, und das Herz mit Staunen erfüllte; bei welchem Schauspiel der König wie versteinert war und gar nicht wußte, wie ihm geschah.

Da ihn aber die Schlange von Neuem an sein Versprechen erinnern ließ, antwortete er: „Was bis jetzt geschehen, ist Alles nichts; vielmehr muß dieser Palast ganz mit Gold angefüllt werden."

Als nun Cola-Mattheo diese neue Ausflucht des Königs der Schlange hinterbrachte, sagte dieselbe: „Geh' hin, nimm ein Bündel grüner Kräuter und bestreiche damit den Fußboden des Palastes, dann werden wir sehen, was weiter geschieht."

Sogleich machte sich Mattheo ein großes Bund von Heidelbeeren, Portulak, Raute, Kerbel, bestrich damit den Boden des Palastes und sah ihn alsobald von Gold leuchten bis oben hinauf, so daß die Armuth hundert Häuser weit sich hätte zurückziehen müssen.

Da nun wiederum der Bauer im Namen der Schlange zu dem König zurückkehrte, um die Tochter von ihm zu fordern, und dieser sich nun wol gezwungen sah endlich sein Wort zu halten, ruft er die Tochter und sagt: „Liebe Grannonia, um mich über Jemand der dich zur Frau haben wollte, lustig zu machen, habe ich Dinge von ihm gefordert, die mir unmöglich schienen; da ich aber gleichwol mich nun gezwungen sehe, mein Versprechen zu erfüllen — ich weiß selbst nicht wie — so bitte ich dich, wenn du meine liebe Tochter bist, daß du mein Wort nicht zu Schanden werden lässest, sondern dich in das was der Himmel will, und ich zu thun gezwungen bin, fügest."

„Thu' was du willst, mein Herr und Vater," antwortete Grannonia, „denn ich werde nicht ein Haar breit von deinem Willen abweichen."

Als der König dies vernahm, sagte er zu Cola-Mattheo, er solle die Schlange herbeibringen; welche denn auch auf einem Wagen, ganz von Gold, von vier goldenen Elephanten gezogen, sich an den Hof begab. Wo sie aber unterwegs durchzog, ergriffen die Leute, ganz entsetzt, die Flucht, da sie eine so große schreckliche Schlange herbeikommen sahen.

Als nun die Schlange in dem Palast anlangte, zitterten und bebten alle Hofleute, selbst die Küchenjungen waren davongelaufen, und der König und die Königin versteckten sich in ein entlegenes Gemach. Nur Grannonia behielt ihren guten Muth, und obgleich der König und die Königin riefen: „Flieh', flieh', Grannonia!" rührte sie sich dennoch nicht vom Fleck, indem sie sagte: „Ich will nicht vor dem Gemahl fliehen, den ihr mir gegeben habt."

Sobald nun die Schlange in das Zimmer getreten war, faßte sie mit dem Schwanze Grannonia um den Leib, küßte sie, trug sie sodann in ein anderes Zimmer, verschloß die Thüre, und, die Haut abstreifend, verwandelte sie sich in einen sehr schönen Jüngling mit goldenen Locken und hellglänzenden Augen, der

Grannonia auf das Zärtlichste umarmte, und ihr auf alle nur erdenkliche Art und Weise schmeichelte.

Der König, da er die Schlange mit der Tochter sich in ein Zimmer einschließen sah, sagte zu seiner Frau: „Der Himmel sei unserer armen Tochter gnädig, denn mit der ist es ohne Zweifel vorbei! Diese verdammte Schlange hat sie gewiß verschluckt wie ein Eidotter." Worauf sie die Augen an's Schlüsselloch legten, um zu sehen, was geschehen war.

Als sie jedoch die ungewöhnliche Anmuth und Schönheit jenes Jünglings und die Schlangenhaut, die er auf die Erde geworfen, erblickten, sprengten sie die Thüre, drangen hinein, ergriffen die Haut und warfen sie in's Feuer, daß sie augenblicklich verbrannte, worauf der Jüngling ausrief: „Ach ihr Verwünschten, was habt ihr mir da gethan!" und sich in eine Taube verwandelnd, stieß er heftig an die Fensterscheibe, daß sie zerbrach, und entflog, wiewol sehr übel zugerichtet.

Grannonia aber, die sich in einem und demselben Augenblick froh und traurig, glücklich und unglücklich, reich und bettelarm sah, klagte bitterlich über diese Beraubung ihrer Freude, diese Vergiftung ihrer Süßigkeit, über eine so schlimme Wendung ihres Geschickes, die sie allein den Eltern Schuld gab, obwol diese betheuerten, sie hätten es gar nicht böse gemeint. Jene aber jammerte in einem fort, bis die Nacht herabstieg, und sobald sämmtliche Bewohner des Schlosses zu Bette waren, nahm sie alle ihre Edelsteine, und ging durch eine Hinterthüre fort, in der Absicht, so lange zu suchen, bis sie das verlorne Glück wieder fände. Indem sie nun die Stadt verließ, geleitet vom Mondenschein, traf sie auf einen Fuchs welcher sich ihr zum Begleiter anbot, worauf Grannonia erwiderte: „Ihr seid mir herzlich willkommen, Gevatter, denn ich kenne die Gegend nicht zu genau."

Sie zogen nun mit einander weiter, und kamen in einen Wald, dessen volle hohe Wipfel sich zu anmuthigen Laubzelten verschränkten. Da sie nun vom Gehen müde waren, und sich ausruhen wollten, begaben sie sich unter das dichte Laubdach, wo eine Quelle mit dem frischen Grase spielte, indem sie es mit ihrem klaren Wasser bespritzte.

Sie legten sich auf den grünen Rasenteppich nieder, zahlten der Natur für die Waare des Lebens die schuldige Steuer an Ruhe, und erwachten nicht eher, als bis die Sonne mit ihrem gewöhnlichen Feuer den Schiffern und Booten anzeigte, daß sie ihren Weg fortsetzen könnten, und nachdem sie aufgestanden waren blieben sie noch eine Zeit lang stehen, um den Gesang der kleinen Vöglein mit anzuhören, da Grannonia große Freude daran fand, dem Zwitschern derselben zu lauschen.

Als der Fuchs dies bemerkte, sagte er zu ihr: „Verständest du das, was sie sagen, so wie ich, so wäre deine Freude noch viel größer."

Gereizt durch diese Worte, weil den Frauen ebenso die Neugierde, wie die Schwatzhaftigkeit von Natur angeboren ist, bat Grannonia den Fuchs, ihr doch zu sagen, was er von den Vögeln vernommen habe.

Dieser ließ sich zwar anfangs eine Zeit lang bitten, um desto mehr Neugier für das, was er erzählen wollte, zu erwecken, doch sagte er endlich, daß jene

Vöglein von einem Unglück sprächen, welches dem Sohn des Königs widerfahren, der, schön wie ein Gott, der zügellosen Lust einer verdammten Zauberin nicht hätte Genüge leisten wollen, und durch eine Verwünschung derselben auf sieben Jahre in eine Schlange verwandelt worden sei. Schon dem Ende dieser Zeit nahe, habe er sich in eine Königstochter verliebt, und da er sich mit dieser in einem Zimmer befunden, und seine Schlangenhaut abgestreift habe, seien die Eltern des Mädchens aus Neugier hineingedrungen, und hätten die Haut verbrannt, worauf der Prinz in der Gestalt einer Taube davonfliegend beim Durchbrechen einer Fensterscheibe sich so übel zugerichtet habe, daß ihn die Aerzte aufgäben.

Grannonia, da sie von ihrem Cola reden hörte, fragte sogleich, wessen Sohn dieser Prinz sei, und ob Hoffnung zu seiner Heilung vorhanden wäre; worauf der Fuchs entgegnete, jene Vögel hätten gesagt, er sei der Sohn des Königs von Vallone-Grosso, und daß kein anderes Mittel vorhanden sei die Löcher in seinem Kopfe zu verstopfen, damit die Seele ihm durch diese nicht entflöhe: als ihm die Wunden mit dem Blute der nämlichen Vögel zu bestreichen, welche dies vorhin erzählt hätten.

Bei diesen Worten kniete Grannonia vor dem Fuchse nieder, und bat ihn inständigst, ihr doch die Liebe zu erweisen, jene Vögel zu fangen, um ihnen das Blut abzulassen; sie wollten als treue Freunde den Gewinn alsdann auch mit einander theilen.

„Nur langsam," sagte der Fuchs, „wir wollen die Nacht abwarten; wenn dann die Vögel zur Ruhe gehen, so laß mich nur machen, ich steige hinauf und erwische sie einen nach dem andern.

So brachten sie denn den Tag über zu, indem sie bald von der Schönheit des Jünglings redeten, bald von dem Vater der Jungfrau, bald von dem Unglück das ihr zugestoßen, bis die Nacht endlich einbrach. Als der Fuchs nun die Vögel auf den Zweigen in Ruhe sah, stieg er ganz leise und vorsichtig hinauf, und erhaschte alle Finken, Stieglitze, Fliegenschnepper, und alle, die sich nur auf den Bäumen befanden, tödtete sie, und fing das Blut in einer kleinen Flasche auf, die er bei sich trug, um sich unterwegs daraus zu erquicken.

Vor lauter Freude hing Grannonia der Himmel voller Geigen; der Fuchs aber sagte: „Liebe Tochter, deine Fröhlichkeit ist umsonst, denn du hast gar nichts gethan, wenn du nicht zugleich, außer dem Blut der Vögel, auch das meinige besitzest;" und mit diesen Worten ergriff er die Flucht.

Grannonia, welche ihre Hoffnung vernichtet sah, nahm zur gewöhnlichen Kunst der Frauen, der List und der Schmeichelei, ihre Zuflucht, indem sie zu ihm sagte: „Gevatter Fuchs, du hättest Recht, dir dein Fell zu hüten, wenn ich dir nicht so sehr verpflichtet wäre, und es nicht andere Füchse noch in der Welt gäbe. Da du jedoch weißt, wie viel ich dir verdanke, und daß es an deines Gleichen auf diesen Feldern nicht fehlt, so kannst du dich getrost auf mich verlassen, und darum handle nicht wie die Kuh, welche den Eimer mit dem Fuß stößt, nachdem sie ihn mit Milch angefüllt; bleib' stehen, verlasse dich auf mich und begleite mich in die Stadt dieses Königs, damit er mich von dir als Magd kaufe."

Der Fuchs, dem es nie in den Sinn gekommen war, daß selbst ein Fuchs hintergangen werden könnte, sah sich von einem Weibe hinter's Licht geführt; denn kaum hatte er eingewilligt mit Grannonia zu gehen, und hatte noch keine funfzig Schritte mit ihr gemacht, als sie ihm mit dem Stock den sie trug, einen solchen Hieb auf den Kopf versetzte, daß er die Beine von sich streckte, worauf sie ihn vollends todtschlug, das Blut ihm abließ, und in das Fläschchen goß.

Sodann fing sie an tüchtig darauflos zu laufen, bis sie Vallone-Grosso erreichte. Dort begab sie sich gerades Weges in den königlichen Palast und ließ dem Könige zu wissen thun, sie sei gekommen, den Prinzen gesund zu machen.

Der König ließ sie alsbald vor sich kommen, verwundert, daß ein Mädchen ihm dasjenige verheiße, was doch die geschicktesten Aerzte seines Reiches nicht im Stande gewesen waren. Weil indeß ein Versuch nichts schadet, gestattete er ihr gern denselben anzustellen.

Grannonia aber erwiderte ihm: „Wenn ich zu Stande bringe was ihr wünschet, so müßt ihr versprechen mir euern Sohn zum Gemahl zu geben."

Der König, welcher seinen Sohn schon aufgegeben hatte, versetzte hierauf: „Mach' ihn nur wieder frisch und munter, so sollst du ihn haben, wie er leibt und lebt. Denn es will nicht viel sagen einen Mann derjenigen zu geben, die mir einen Sohn giebt."

Und so gingen sie denn in das Zimmer des Prinzen. Nicht sobald hatte Grannonia den Prinzen mit seinem Blute bestrichen, als er sich aller Krankheit los und ledig fühlte. Da nun Grannonia ihn munter und gesund erblickte, sagte sie zu dem Könige, er solle jetzt sein Wort halten, worauf sich dieser zu seinem Sohn wandte und sprach: „Mein lieber Sohn, schon hielt ich dich für todt und sehe dich wieder lebendig, da ich es am wenigsten vermuthete; da ich nun dieser Jungfrau versprochen habe, im Fall sie dich wieder gesund mache, dich ihr zum Ehegemahl zu geben, und der Himmel mir gnädig gewesen ist, so mache daß ich mein Versprechen erfülle, wenn du mich irgend lieb hast, denn die Pflicht der Dankbarkeit zwingt mich, diese Schuld zu bezahlen."

Bei diesen Worten erwiderte der Prinz: „Mein Herr und Vater, ich wollte, daß mein Wille so frei wäre, als meine Liebe zu euch groß ist. Da ich aber bereits mein Wort einem andern Weibe gegeben, so werdet ihr selbst nicht einwilligen daß ich mein Versprechen breche, und diese Jungfrau selbst wird mir nicht rathen, daß ich eine so große Unbill derjenigen zufüge, die ich liebe, und dabei muß ich beharren."

Als Grannonia diese Worte hörte, und die Erinnerung an sich in dem Gedächtniß des Prinzen noch so lebendig sah, empfand sie eine unsägliche Freude, und sagte, wie mit Scharlach übergossen: „Wenn ich nun machte, daß die von euch geliebte Jungfrau mir ihre Rechte abträte, würdet ihr euch noch meinem Wunsche entziehen?"

„Fern sei es von mir," erwiderte der Prinz, „daß ich das schöne Bild meiner Liebe je aus meiner Brust verscheuche. Was auch immer ihr Verfahren sei, immer wird mein Wille und mein Sinn derselbe bleiben, und wenn ich selbst in

Gefahr wäre, meinen Platz am Tische des Lebens zu verlieren, so würde ich doch nie in diesen Tausch willigen."

Grannonia, welche sich nicht länger zu verstellen vermochte, gab sich hierauf zu erkennen, denn das um der Krankheit des Prinzen willen ganz verhangene Gemach, so wie ihre Verkleidung, hatten sie durchaus unkenntlich gemacht. Sobald der Prinz sie erkannte, umarmte er sie mit unbeschreiblichem Jubel, und erzählte sodann seinem Vater, wer sie sei, und was er um ihretwillen gethan und gelitten habe.

Hierauf ließen sie den König und die Königin von Starza-Longa zu sich einladen, und begingen nun das Hochzeitsfest mit großer Fröhlichkeit, so daß sich auf's Neue bewies, daß für die Freuden der Liebe der Schmerz immer die größte Würze ist.

10.

Die Bärin.

Es war einmal ein König von Rocca-Aspra, welcher die Mutter der Schönheit selbst zur Frau hatte, die jedoch im besten Lauf ihrer Jahre vom Rosse der Gesundheit fiel und sich das Leben brach.

Bevor ihr aber das Licht des Lebens ausging, rief sie ihren Gemahl, und sagte zu ihm: „Ich weiß, du hast mich immer herzlich geliebt, darum erfülle mir jetzt eine Bitte und versprich mir, dich nie wieder zu verheirathen, im Fall du nicht eine zweite Frau triffst, die so schön ist, als ich es gewesen bin. Thust du das nicht, so hinterlasse ich dir eine furchtbare Verwünschung, und werde dich noch von einer andern Welt aus meine Rache empfinden lassen."

Der König, welcher seine Frau von Grund des Herzens liebte, brach, als er diesen Wunsch vernahm, in ein heftiges Weinen aus, und konnte lange Zeit kein Wort erwidern. Endlich sagte er zu ihr: „Ehe ich mich wieder nach einer Frau umsehe, eher soll mich die Erde verschlingen. Glaube doch ja nicht, meine geliebte Frau, daß ich jemals wieder für ein anderes Weib Zuneigung empfinden könne. Du warst die Geliebte meines Herzens, du nimmst auch mein Herz mit dir fort."

Während dieser Worte schloß die arme Königin röchelnd die Augen. Der König, als er sich von ihrem Tode überzeugt hatte, ließ seinen Thränen von Neuem freien Lauf, und brach in ein solches Weinen aus, daß der ganze Hof davonlief, während der König in einem fort den Namen seiner geliebten Gattin laut ausrief, das Schicksal, das sie ihm geraubt, verfluchte, und sich den Bart ausriß, Verwünschungen gegen die Gestirne ausstoßend, die ein solches Unglück über ihn gesendet hätten. Aber weil er das bekannte Sprichwort: „Der Schmerz am Ellenbogen und um eine hingeschiedene Frau thut sehr weh, dauert aber nicht

lange," an sich erfahren sollte, so war kaum noch die Nacht auf dem Paradeplatz des Himmels erschienen, um die Musterung über die Sterne abzuhalten, als er anfing an den Fingern folgende Rechnung zu halten.

Meine Frau ist jetzt todt, und ich bin Wittwer; ist es nun nicht traurig, daß ich ohne Hoffnung bleiben soll, noch andere Kinder um mich zu sehen, als allein diese unselige Tochter, welche sie mir zurückgelassen hat? Es wird also nothwendig sein, auf eine neue Vermählung zu denken. — Aber was fällt mir ein, wo find' ich eine Frau, die an Schönheit meinem verstorbenen Weibe gleich käme, da jede andere doch im Vergleich mit ihr nur häßlich erscheinen muß! wo find' ich eine zweite von solchem Wuchs, von solcher Anmuth, von solcher Schönheit, da die Natur, nachdem sie jene gebildet, die Form zerbrochen zu haben scheint! O weh', in welch' ein Labyrinth hab' ich mich gestürzt, wozu das unselige Versprechen, welches ich geleistet habe! Wie aber, ich habe den Wolf noch nicht gesehen und fliehe schon? erst wollen wir suchen und dann rathschlagen. Sollte die Welt wirklich auf immer für mich verloren sein — für mich allein hier alle Hoffnung verschwunden?"

Nach diesen Worten ließ er alsobald eine Bekanntmachung durch das ganze Reich ergehen, die schönsten Frauen der ganzen Welt sollten sich einfinden zur Prüfung ihrer Schönheit, denn die schönste wolle er zum Weibe nehmen, und ihr ein Königreich als Morgengabe bringen.

Als das Gerücht hiervon sich überall hin verbreitet hatte, so gab es auch nicht eine Frau in der ganzen Welt, die nicht herbeigeeilt wäre ihr Glück zu versuchen. Da blieb auch keine, noch so häßliche, zurück, die sich zur Probe nicht gestellt hätte; denn sobald nur von der Schönheit die Rede ist, will selbst die abschreckendste Mißgestalt freiwillig nicht zurückstehen. Sie sei die Schönste, denkt eine Jede, und nimmt die Wahrheit gar übel hin.

Als nun die Stadt ganz voll von Frauen war, so ließ der König sie in Reih' und Glied stellen, und begann zwischen ihnen hin und her zu gehen, und indem er sie von oben bis unten betrachtete, und bald diese, bald jene beäugelte, so schien die eine ihm eine zu niedrige Stirn zu haben, die andere eine zu lange Nase, die dritte einen zu großen Mund, die vierte zu dicke Lippen, die fünfte war zu lang, die sechste zu kurz, die siebente zu dick, die achte zu mager. Die Spanierin gefiel ihm nicht wegen ihres Teints, die Neapolitanerin nicht wegen ihres Ganges, die Deutsche schien ihm zu kalt und phlegmatisch, die Französin zu wunderlich und launisch, die Venetianerin kam ihm wie ein Bündel Flachs vor, ihrer weißlichen Haare wegen: mit einem Wort, er schickte sie Alle fort, die Eine aus dem einen, die Andere aus dem andern Grunde.

Da er nun sah, daß so viel schöne Gesichter sich leer und ungenügend erwiesen hatten, er aber entschlossen war, seinen Willen auszuführen, so fiel ihm seine eigene Tochter ein, und er sprach bei sich: „Wozu such' ich Wasser in der Wüste, da doch Preziosa, meine eigene Tochter, ein so vollkommenes Ebenbild der Mutter ist. Ich habe dieses schöne Gesicht in meinem Hause, und such' es, wer weiß wo!"

Als er jedoch diesen Gedanken seiner Tochter mittheilte, erhob sie ein unbeschreibliches Jammern und Weinen, worauf der König ganz wüthend zu ihr sagte: „Schweig und halte deinen Mund, heut Abend ist unsere Hochzeit, sonst ist das Ohr das Geringste, was ich dir nehme."

Als Preziosa diesen Entschluß vernahm, zog sie sich in ihr Gemach zurück, und fing an so heftig und anhaltend zu weinen, bis ihr die Thränen versiegten. Indem sie nun so kummervoll dasaß, kam eine alte Frau, welcher sie manchmal ein Almosen gab, und da die Alte ihre Wohlthäterin so niedergeschlagen sah, fragte sie nach der Ursache ihres Schmerzes. Darauf, als sie diese erfahren, sagte sie zu ihr:

„Sei gutes Muths, meine Tochter, verzweifle nicht, denn für Alles ist ein Kraut gewachsen, nur nicht für den Tod. Jetzt höre: Wenn dein Vater heute Abend seinen Entschluß ausführen will, so stecke dir nur diesen Spahn in den Mund, und du wirst dich augenblicklich in eine Bärin verwandeln. Mach' dich sodann aus dem Staube, denn aus Furcht wird er dich fliehen lassen, und begieb dich gerades Weges in den Wald, wo der Himmel dir dein Glück seit dem Tage, da du geboren wurdest, aufbewahrt hat. Sobald du dich aber wiederum in einen Menschen verwandeln willst, so nimm dir den Spahn aus dem Munde, und sogleich wirst du deinen Wunsch erfüllt sehen."

Preziosa umarmte hierauf die alte Frau, ließ ihr einen großen Beutel mit Mehl geben, ein gewaltiges Stück Schinken und Speck, und nahm darauf von ihr Abschied.

Als der Abend herannahte, ließ der König die Feuerwerker kommen, lud alle Großen seines Hofes ein, und veranstaltete ein prächtiges Fest; und als es Abend geworden, setzten sie sich zu Tische und fingen an tüchtig darauflos zu trinken. Der König begab sich hierauf zur Ruhe, und befahl, die Jungfrau, seine Tochter, herbeizurufen, welche rasch den Spahn in den Mund nahm, und, verwandelt in die Gestalt einer schrecklichen Bärin, auf ihn losging, worauf der König, vor Schrecken ganz außer sich, sich in die Bettücher einhüllte, und vor dem nächsten Morgen den Kopf nicht wieder heraussteckte.

Unterdessen ergriff Preziosa die Flucht, und begab sich in einen großen und dunkeln Wald, woselbst sie ihren Aufenthalt nahm. Dort nun lebte sie in der angenehmen Gesellschaft so vieler anderen Thiere, bis einstmals der Sohn des Königs von Aqua-Currente durch jenen Wald kam, und da er die Bärin erblickte, vor Furcht fast des Todes war. Das Thier jedoch näherte sich ihm, schmeichelnd und liebkosend, und mit dem Schwanze wedelnd wie ein Hündlein, worauf er ein Herz faßte, die Bärin streichelte, und ihr die schönsten Worte gab. Sodann führte er sie nach Hause, befahl sie zu pflegen wie ihn selbst, und ließ sie in einen Garten bringen, der an den königlichen Palast stieß, um sie, so oft er wollte, vom Fenster aus sehen zu können.

Als nun eines Tages alle Leute sich aus dem Hause entfernt hatten, und der Prinz allein zurückgeblieben war, trat er, um die Bärin zu sehen, an's Fenster, und sah nun, wie Preziosa um sich das Haar zurecht zu machen, nachdem

sie den Spahn aus dem Munde genommen, sich die goldenen Flechten kämmte. Als der Prinz ihre Schönheit wahrnahm, gerieth er vor Erstaunen und Verwunderung ganz außer sich, und, sogleich die Treppe hinunterstürzend, eilte er in den Garten hinab.

Preziosa aber, welche wahrgenommen hatte, daß der Prinz sie belausche, steckte sich wiederum den Spahn in den Mund, und nahm ihre frühere Gestalt alsbald wieder an.

Als Jener unten anlangte, und das nicht fand, was er von oben gesehen, ging ihm diese getäuschte Erwartung so nahe, daß er in einen tiefen Trübsinn, und vier Tage nachher in eine schwere Krankheit verfiel, wobei er in einem fort sagte: „Liebe Bärin, liebe Bärin."

Die Mutter, da sie diese Worte vernahm, bildete sich ein, die Bärin habe ihm irgend ein Leid zugefügt, und befahl, sie zu tödten. Allein die Diener, welche die zahme Bärin liebgewonnen hatten, wollten nicht so grausam gegen sie handeln, sondern führten sie in den Wald zurück, und meldeten der Königin, sie hätten ihr das Leben genommen.

Als diese Nachricht zu den Ohren des Prinzen gelangte, gebehrdete er sich wie ein Unsinniger, stand krank, wie er war, aus dem Bette auf, und wollte die Diener für das was sie gethan, hart züchtigen, vernahm aber von ihnen was vorgefallen war.

Hierauf setzte er sich zu Pferde, und trabte so lange umher und suchte so emsig, bis er am Ende die Bärin wieder auffand. Er brachte sie nun von Neuem nach Hause, führte sie in sein Zimmer, und sagte zu ihr: „O schönes Juwel, das sich in dieser abschreckenden Haut befindet, o Liebeslicht, in dieser Höhle von Pelz eingeschlossen, wozu wollen wir mit einander Versteckens spielen? Ich sterbe vor Sehnsucht nach dieser Schönheit, und du siehst den offenbaren Beweis, denn wie gekochter Wein bin ich zu einem Drittel meiner selbst geworden, so daß ich nur noch aus Haut und Knochen bestehe. Daher nimm fort den Vorhang dieses häßlichen Felles, und laß mich den Glanz dieser Schönheit sehen, nimm fort die Blätter von diesem Korbe, und gewähre mir einen Anblick dieser schönen Früchte. Wer hat je wol in einen aus Haaren gewebten Kerker ein so herrliches Werk eingeschlossen?"

Und viele ähnliche Worte dieser Art fügte er hinzu, da er aber sah, daß alle seine Reden fruchtlos blieben, streckte er sich von Neuem auf das Bett, und wurde von einem so heftigen Krankheitsanfall ergriffen, daß die Aerzte ihn fast verloren gaben.

Die Mutter, welche kein andres Glück auf Erden kannte, als ihren Sohn, sagte zu ihm: „Mein theures Kind, woher dieser Kummer, woher dieser Gram? Du bist jung und geliebt, du bist groß und reich, — sprich, denn ein verschämter Bettler behält die Tasche leer. Willst du eine Gemahlin, so wähle, und ich verschaffe sie dir; nimm du und ich bezahle; siehst du denn nicht, daß dein Leid das meine ist? Dir pocht der Puls, mir das Herz, du hast nur das Fieber, ich aber bin todtkrank, denn ich habe keine andere Stütze meines Alters als dich. Daher

faſſ' ein Herz, und erfreue das meinige, ſtürze dieſes Reich, dieſes Haus und deine Mutter nicht in endloſen Jammer."

Als der Prinz ſeine Mutter ſo reden hörte, ſagte er: „Nichts in der Welt kann mich erfreuen, als nur der Anblick der Bärin. Wenn du mich alſo geſund ſehen willſt, ſo laß ſie bei mir bleiben; Niemand anders als ſie ſoll mich pflegen, mir das Bett machen, und mir die Mahlzeit bereiten, denn ich werde dann ohne Weiteres geſund werden."

Die Mutter wunderte ſich zwar ſehr, daß die Bärin den Koch und den Kammerdiener vorſtellen ſollte, und fürchtete faſt, ihr Sohn rede im Fieber. Um ihn jedoch zufrieden zu ſtellen, ließ ſie die Bärin herbeiholen. Dieſe, als ſie ſich an dem Bette des Prinzen befand, hob die Tatze auf, und fühlte ihm an den Puls, ſo daß die Königin ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Der Prinz aber ſagte zur Bärin: „Meine Liebe, willſt du mir nicht kochen, mir zu eſſen geben und mich pflegen?" worauf die Bärin mit dem Kopf nickte, und, wie es ſchien, den Vorſchlag annahm.

Die Mutter ließ daher ein Paar Hühner bringen, in der Stube des Prinzen Feuer auf dem Heerde anzünden und Waſſer überſetzen, worauf die Bärin ein Huhn ergriff, es tödtete, abrupfte, ausnahm, einen Theil davon an den Spieß ſteckte und von dem andern ein Ragout bereitete, ſo daß der Prinz, der früher keinen Biſſen hatte eſſen wollen, ſich jetzt die Finger danach leckte.

Hierauf gab die Bärin ihm mit ſo vieler Anmuth zu trinken, daß die Königin ſie vor Vergnügen auf die Stirn küßte. Nachdem alles dies geſchehen, und der Prinz ſich zu den Aerzten hinunter begeben hatte, machte die Bärin ſogleich das Bett, eilte in den Garten, pflückte Roſen und Pomeranzenblüthen, und ſtreute ſie über das Lager hin, ſo daß die Königin ſagte, dieſe Bärin ſei in der That ein wahrer Schatz, und der Prinz wol bei Verſtande, daß er ihr in ſolchem Grade zugethan ſei.

Als der Prinz aber das freundliche Benehmen der Bärin gewahr wurde, entbrannte er nur noch mehr, und ſagte zur Königin: „Meine liebe Mutter, wenn ich dieſer Bärin nicht einen Kuß geben darf, ſo muß ich ſterben," worauf die Königin ſich zu der Bärin wandte und ſprach: „Küſſe ihn immer, mein liebes Thier, und laß meinen armen Sohn ſich nicht ganz verzehren."

Die Bärin näherte ſich alſo dem Prinzen, und dieſer, ſie in ſeine Arme ſchließend, konnte ſich gar nicht ſatt an ihr küſſen. Dabei geſchah es jedoch, ich weiß nicht wie, daß ihr das Holzſtück aus dem Munde fiel, und ſo befand ſich Preziosa plötzlich in vollem Glanze ihrer Schönheit in den Armen des Prinzen. Heftig drückte dieſer ſie in ſeine Arme und ſagte: „Nun biſt du in's Netz gefallen, und ſollſt mir nicht wieder entkommen."

Erröthend über dieſen unerwarteten Vorfall, entgegnete Preziosa: „Ich bin in deinen Händen, du biſt mein Herr und Gebieter;" und nachdem der Prinz von der Königin gefragt worden, wer dieſes ſchöne Mädchen ſei, und wodurch ſie zu dieſem wilden Leben gekommen, erzählte ſie der Reihe nach die ganze Geſchichte ihrer Leiden.

Die Königin, welche sie in hohem Grade belobte, sagte hierauf zu ihrem Sohne, sie sei es wol zufrieden, daß er ein so tugendhaftes Mädchen zur Gemahlin nehme. Da nun der Prinz nichts Anderes auf der Welt wünschte, verlobte er sich sogleich mit ihr, und die Mutter gab Beiden ihren Segen, und veranstaltete eine prächtige Hochzeitfeier. Also bewährte sich an Preziosa wiederum die Wahrheit des Sprichwortes:

Wer Gutes thut, erwarte jederzeit wieder Gutes!

11.

Gagliuso.

Es war einmal in der Stadt Neapel ein alter, armer, armer Mann. Er war so elend, so runzlicht, so eingeschrumpft, und hatte nicht einen einzigen Lumpen seine Blöße zu bedecken, so daß er umherging, nackt wie eine Fliege.

Da er nun nahe daran war, die Säcke dieses Lebens abzuschütteln, so rief er seine Söhne, Oraziello und Pippo, und sagte zu ihnen: „Ich werde jetzt von dem Rechnungsführer gerufen, um die Schuld, die die Natur an mich zu fordern hat, zu bezahlen, und glaubt mir, wenn ihr Christen seid, daß es mir ein großes Vergnügen machen würde, diesen Elendshaufen, diese Wehschlucht zu verlassen, ließe ich euch nicht zurück, ein Paar erbärmlicher Gesellen, so dick wie St. Clara auf den fünf Straßen von Melito, ohne einen einzigen Stich an euch, so rein wie ein Barbierbecken, so glatt wie die Oberfläche eines Springbrunnens, so trocken wie ein Pflaumenstein; die ihr nicht soviel habt, um eine Fliege zu fangen; und lieft ihr hundert Meilen, nicht ein Staubkörnchen würde euch entfallen, da mein Unstern mich hinsetzte, wo nichts Gutes zu bekommen war, und sie mich gerade wie ich bin in den Büchern eintragen; obwol ich immer mich beholfen und gestrebt habe, und bin ohne Licht zu Bette gegangen. Demungeachtet will ich aber doch, da ich nun sterben muß, euch ein Zeichen meiner Liebe hinterlassen. Darum nimm du, Oraziello, mein Erstgeborner, das Sieb, das an der Mauer hängt, damit kannst du dir dein Brod erwerben; und du, der du der Jüngste bist, nimm die Katze und erinnere dich deines Papa's." Als er das gesagt hatte, fing er an zu winseln, und nach einer Weile sprach er: „Gott sei mit euch, es wird Nacht."

Oraziello ließ den Vater durch die Armenpfleger begraben, nahm das Sieb, und siebte hier und dort herum, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen; je mehr er siebte, desto mehr verdiente er. Pippo, die Katze nehmend, rief: „Nun seh' mir Einer, welches hübsche Vermächtniß mir der Vater hinterlassen hat. Ich bin kaum im Stande, mir selbst durchzuhelfen, und muß nun für Zwei sorgen. Was nützt mir die erbärmliche Erbschaft? ich bin überzeugt, daß ich ohne dieselbe viel weiter kommen würde."

Die Katze, die dieses Selbstgespräch anhörte, sagte zu ihm: „Du quälst dich ohne Grund; du hast mehr Glück als Verstand, aber du kennst dein Glück nicht; ich bin im Stande dich reich zu machen, wenn ich darauf ausgehe." Als Pippo das vernahm, bedankte er sich bei der Katze, streichelte ihr drei oder viermal den Rücken, und empfahl sich ihr auf das Wärmste.

Die Katze hatte nun Mitleid mit dem unglücklichen Gaglinso, und jeden Morgen, wenn die Sonne mit dem Lichtköder die goldene Angel auswarf, und nach den Schatten der Nacht fischte, begab sie sich entweder an das Ufer von Chiaja oder nach dem Fischfelsen, und einen guten Steinbutt oder einen andern feinen Fisch fangend, sackte sie ihn ein, brachte ihn zu dem Könige und sagte: „Mein Gebieter, Herr von Gaglinso, Euer Hoheit unterthänigster Sclave, sendet euch ehrfurchtsvoll diesen Fisch und spricht: Für einen so großen Herrn ein sehr kleines Geschenk."

Der König erwiderte mit freudigem Antlitz, wie er es immer denen zu zeigen pflegte, die ihm etwas brachten: „Sage diesem Herrn, den ich nicht kenne, ich lasse ihm herzlich danken."

Ein anderes Mal lief die Katze dahin, wo man Vögel jagte in Sümpfen oder Feldern, und wenn die Jäger ein Repphuhn oder eine Schnepfe heruntergebracht hatten, so raffte sie's auf, und brachte es dem Könige mit derselben Botschaft. Dies that sie so lange, bis er eines Morgens zu ihr sagte: „Ich fühle mich diesem Lord Gaglinso so sehr verbunden, daß ich lebhaft wünsche, seine Bekanntschaft zu machen, um ihm die vielen Höflichkeiten zu erwidern." Darauf antwortete die Katze: „Herr von Gaglinso wünscht sehnlichst, sein Leben und sein Blut für Euer Hoheit Krone zu wagen, und wird unfehlbar morgen früh, sobald die Sonne die Stoppeln des Luftfeldes angezündet hat, kommen, euch seine Aufwartung zu machen."

Am nächsten Morgen ging die Katze wieder zum Könige und sagte: „Majestät! Herr von Gaglinso läßt sich entschuldigen; seine Kämmerlinge sind heute Nacht davongelaufen, und haben ihm nicht einmal ein Hemd gelassen." Als der König das hörte, ließ er sogleich eine Menge Kleider und Wäsche aus seiner Garderobe nehmen, und sandte sie dem Gaglinso. Ehe zwei Stunden vergingen, begab sich dieser, von der Katze geleitet, nach dem Palaste, wo er eine Menge Complimente von dem Könige empfing, der ihn an seiner Seite sitzen ließ, und ihn so prächtig tractirte, daß ihr euch darüber wundern würdet.

Während sie aßen, wandte sich Gaglinso von Zeit zu Zeit zu der Katze und sagte zu ihr: „Mein Schätzchen, nimm deine vier Pfoten wol in Acht, damit sie nicht auf den unrechten Weg kommen," und die Katze pflegte zu antworten: „Seid ruhig, seid ruhig, sprecht nicht von solchen erbärmlichen Dingen." Da der König zu wissen wünschte, wovon die Rede sei, so antwortete die Katze, daß er eine kleine Citrone verlange, und der König ließ sogleich einen ganzen Korb voll aus dem Garten holen. Gaglinso fing wieder von Neuem so an, und die Katze hieß ihn wieder schweigen; der König fragte wieder, wovon die Rede sei, und die Katze hatte eine andere Entschuldigung für Gaglinso's Albernheit bei der Hand.

Nachdem sie nun eine gute Weile gegessen und geplaudert hatten, beurlaubte sich Gagliuso, und die Katze blieb bei dem Könige, die Vorzüge, den Verstand und den Geist Gagliuso's, vor Allem aber seine großen Reichthümer in den römischen und lombardischen Ebenen, die ihn wol berechtigten, in eine Königsfamilie hinein zu heirathen, über die Maaßen zu preisen. Der König fragte, wie hoch sich wol sein Vermögen beliefe, und die Katze erwiderte, Niemand könne die Mobilien, Immobilien und das Hausgeräthe dieses ungeheuer reichen Mannes, der selber nicht wisse, was er besäße, zählen. Wünsche aber der König, darüber Erkundigungen einzuziehen, so möge er nur Leute mit ihr aus dem Königreiche senden, und sie würde ihm beweisen, daß ihr Herr, was den Reichthum beträfe, in der ganzen Welt seines Gleichen suche.

Der König rief einige zuverläßige Leute, und trug ihnen auf, die Sache genau zu erforschen. Diese folgten der Katze, welche, sobald sie über die Gränze des Königsreiches war, von Zeit zu Zeit, unter dem Vorwande, Erfrischungen zu besorgen, vorauszulaufen pflegte. Wo sie nun eine Heerde Schaafe, Kühe, Pferde oder Ferkel antraf, rief sie dem Hirten und den Hirtenjungen zu: „Nehmt euch in Acht! es kommt ein Trupp Räuber, um Alles fortzuschleppen. Wünscht ihr euch nun der Wuth derselben zu entziehen, und euer Besitzthum verschont zu sehen, so sagt, es gehöre Alles dem Herrn von Gagliuso, und kein Haar wird euch gekrümmt werden."

Dasselbe sagte sie auf allen Meierhöfen, die sie unterweges antraf, so daß des Königs Leute, wohin sie auch kamen, überall die Geige gestimmt fanden; denn Alles gehörte dem Herrn von Gagliuso. Am Ende wurden sie des Fragens überdrüßig, gingen deshalb zurück zu dem Könige, und erzählten ihm Berge und Seen von den Reichthümern des Herrn von Gagliuso. Als dieser es hörte, versprach er der Katze ein gutes Trinkgeld, wenn sie die Heirath zu Stande brächte. Der Katze, die den Kuppler zwischen ihnen spielte, gelang es auch endlich, die Sache in Richtigkeit zu bringen. Gagliuso kam, und der König gab ihm seine Tochter und eine reiche Mitgift.

Am Ende des Festmonates wünschte Gagliuso seine Frau auf seine Güter zu führen. Der König begleitete ihn bis an die Gränze, und er ging nach der Lombardei, wo er auf den Rath der Katze Güter kaufte, und ein Baron wurde. Als Gagliuso sich nun so außerordentlich reich sah, dankte er der Katze über allen Ausdruck, und sagte, daß er ihren guten Diensten sein Leben und seine Größe verdanke; und daß die Gescheidtheit einer Katze mehr für ihn gethan habe, als die Geschicklichkeit seines Vaters. Sie könne, fuhr er fort, mit seinem Leben und seinem Eigenthum schalten und walten, wie es ihr gefalle, und er verspräche ihr, daß, wenn sie stürbe, was aber nach seinem Wunsche erst in hundert Jahren geschehen möge, so wolle er sie einbalsamiren, in einen goldenen Sarg legen, und auf sein Zimmer bringen lassen, damit ihm ihr Andenken beständig vor den Augen sein möge.

Die Katze hörte diese verschwenderischen Versprechungen an, und stellte sich in den nächsten Tagen todt, indem sie sich der Länge nach im Garten ausstreckte.

Gagliuso's Frau gewahrte es und rief: „Welch' ein Unglück, die Katze ist todt, mein Gemahl!" — „Sterbe der Teufel mit ihr," sagte Gagliuso, „besser sie, als wir." — „Was sollen wir mit ihr anfangen?" fragte die Frau. — „Nimm sie bei den Beinen und wirf sie fort," sagte er.

Die Katze, die diese böse Antwort hörte, als sie sie am wenigsten vermuthete, rief: „Das ist wol die Belohnung dafür, daß ich die Fliegen von euch abgewehrt habe? das ist wol der Dank, daß ich euch von Lumpen befreit habe? das ist die Vergeltung, daß ich euch schön kleidete und fütterte, als ihr ein armer, verhungerter, erbärmlicher, schlotterhosiger Schuft wart?"

„Das kommt davon, wenn man einem Esel den Kopf wäscht. Verflucht sei Alles, was ich für euch that, ihr seid nicht werth, daß ich euch in's Gesicht speie. Einen schönen goldenen Sarg habt ihr mir machen lassen; ein schönes Leichenbegängniß wolltet ihr mir ausrichten! Geht nur! dienen, arbeiten, sich abquälen, schwitzen, um solchen Lohn dafür zu haben! — Wehe dem, der eine gute That in Hoffnung auf Vergeltung thut. Wie richtig sagt nicht der Philosoph, wer als ein Esel schlafen geht, steht als ein Esel wieder auf. Wer am Meisten thut, hat am Wenigsten zu erwarten. Aber gute Worte und schlechte Thaten täuschen sowol Weise als Narren."

Als sie dieses sagte, schlug sie ihren Mantel um sich, und machte sich auf den Weg; was Gagliuso ihr auch sagen mochte mit der äußersten Demuth, nichts war im Stande, sie zu besänftigen. Sie wollte nicht umkehren, sondern rannte immer weiter, ohne sich umzusehen und rief:

„Gott behüte einen Jeden vor einem arm gewordenen Reichen, und vor einem reich gewordenen Armen."

12.

Cannetella.

Es war einmal der König von Bello-Puojo, der wünschte nichts sehnlicher, als Kinder zu bekommen. Nachdem er diesen Wunsch lange Zeit vergebens mit sich getragen, und die Götter mit Bitten bestürmt hatte, beschenkte ihn endlich seine Gemahlin Renzolla mit einem hübschen Töchterlein, der er den Namen Cannetella beilegte.

Als sie nun wie eine Tanne herangewachsen war, sagte der König zu ihr: „Du bist jetzt groß genug, meine liebe Tochter, um zu heirathen; da ich dich aber von ganzem Herzen liebe, und hierin nur nach deinem Wunsche handeln möchte, so sage mir, was für einen Mann du haben willst; wähle du selbst, denn wie du willst, so will ich thun.

Cannetella, da sie dieses Anerbieten hörte, dankte ihrem Vater und entgegnete ihm, sie wünsche gar nicht zu heirathen. Da der Vater ihr jedoch mit Bitten

unaufhörlich zusetzte, sagte sie endlich: „Um mich für so viel Liebe nicht undankbar zu beweisen, bin ich entschlossen, mich in deinen Willen zu fügen, nur wünsch' ich einen solchen Mann wie kein zweiter mehr in der Welt zu finden ist."

Als der Vater dies vernahm, stellte er sich ganz vergnügt vom frühen Morgen bis spät in die Nacht an's Fenster und indem er alle Vorübergehenden genau in Augenschein nahm, sagte er, da gerade ein Mann von schönem Aeußern vorbeikam, zu seiner Tochter: „Komm rasch, liebe Cannetella, und sieh' zu, ob dieser da dir behagt."

Nachdem sie ihn hatten heraufrufen lassen, veranstalteten sie ein schönes Gastmahl, bei dem an Speisen und Getränken nichts fehlte, was man nur irgend wünschen konnte.

Während sie nun bei Tafel saßen, fiel dem Jüngling eine Mandel aus dem Munde, die er jedoch geschickt wieder aufhob und unter das Tischtuch legte.

Nachdem das Mahl zu Ende, ging er fort, worauf der König Cannetella fragte: „Wie gefällt dir der Jüngling?"

Sie erwiderte: „Das ist mir ein schöner Tölpel! ein so großer Mensch wie der sollte sich doch wahrhaftig keine Mandel aus dem Munde fallen lassen!"

Da der König diese Antwort vernahm, trat er wiederum an's Fenster und als er einen Anderen von empfehlendem Aeußern vorübergehen sah, rief er die Tochter herbei, um zu hören, wie ihr dieser gefiele. Cannetella erwiderte, er solle ihn nur heraufkommen lassen.

Ein neues Gastmahl wurde veranstaltet und nachdem sich der Jüngling nach beendigter Tafel wieder fortbegeben, fragte der König seine Tochter, wie er ihr gefiele. „Was soll ich," versetzte Cannetella, „mit einem Menschen anfangen, den jederzeit wenigstens ein Paar Diener begleiten sollten, um ihm den Mantel abzunehmen, da er selbst kein Geschick dazu hat!"

„Wenn das so ist," erwiderte der König, „so sehe ich wol, wo du hinauswillst; denn das sind lauter Ausflüchte eines schlechten Bezahlers! Aber fasse einen Beschluß, denn ich will dich verheirathen und mein Haus soll nicht aussterben."

Hierauf gab Cannetella ihrem Vater zur Antwort: „Nun denn, um es euch gerade heraus zu sagen, mein Herr Vater, Ihr gebt euch nutzlose Mühe und macht die Rechnung ohne den Wirth, denn nie werde ich mich einem Manne anvertrauen, der nicht einen Kopf und Zähne von Gold hat."

Der König, höchst erzürnt, seine Tochter so eigensinnig zu finden, genügte gleichwol ihrem Willen und ließ demzufolge eine Bekanntmachung ergehen, daß wer irgend in seinem Königreiche die von seiner Tochter geforderten Eigenschaften besitze, vor ihn kommen solle, denn er würde ihm seine Tochter zur Frau und das Reich zur Mitgift geben.

Es hatte aber der König einen grimmigen Feind, Namens Scioravante, dessen Name selbst in seiner Gegenwart nicht erwähnt werden durfte. Als dieser nun jene Bekanntmachung vernahm, rief er, als ein geschickter Zauberer, einige von seinen dienstbaren Geistern herbei, und befahl ihnen, sie sollten ihm Kopf und

Zähne vergolden. Obwol nun jene Geister im Anfang die Unmöglichkeit vorschützten und statt dessen ihm ein Paar goldene Hörner versprachen, thaten sie dennoch, von dem Zauberer gezwungen, Alles, was er wollte, worauf er mit Kopf und Zähnen vom allerfeinsten Golde unter den Fenstern des Königs spazieren ging.

Als der König das, was er gerade suchte, wahrnahm, so rief er auf der Stelle die Tochter und sagte zu ihr: „Da sieh', da ist es gerade, was wir suchen, es könnte in der That nicht besser sein, wenn ich mir's selbst gemacht hätte." Und indem Scioravante vorübergehen wollte, rief der König ihn an: „Wart' doch ein wenig, Bruder, du bist ja sehr eilig, als hättest du Quecksilber in den Beinen. So warte doch nur, du sollst alsbald Sachen und Leute bekommen, welche dich und meine Tochter begleiten sollen, die ich dir laut meines Versprechens zur Frau geben will."

„Ich danke euch vielmals", versetzte Scioravante, „es ist aber gar nichts weiter nothwendig. Gebt mir nur ein Pferd, und ich nehme sie dann vor mich auf den Sattel, denn in meinem Hause fehlt es weder an Dienern, noch an sonst etwas; es ist Alles vorhanden wie Sand am Meer."

Und so setzte denn Scioravante endlich seinen Willen durch, nahm Cannetella vor sich auf das Pferd und begab sich auf den Rückweg nach Hause.

Gegen Abend brachte er sie in einen Stall, wo einige Pferde angebunden standen, und sagte zu ihr: „Merke wol auf, ich muß jetzt nach Hause gehen, bis wohin es noch sieben Jahre weit ist; erwarte mich ja in diesem Stall und geh' nicht heraus und laß dich von keinem lebenden Wesen erblicken, sonst wird es dir schlimm ergehen."

Hierauf erwiderte Cannetella: „Ich bin deine Magd und werde ganz nach deinem Willen handeln; aber ich möchte wol wissen, wovon ich mich unterdessen ernähren soll." „Du kannst dir nehmen," war die Antwort Scioravante's, „was den Pferden an Futter übrig bleibt."

Man wird sich leicht vorstellen, wie betrübt Cannetella wurde und wie sie die Stunde verwünschte, in der sie geboren war. Was ihr an Speise abging, ersetzte sie durch Jammern und Wehklagen, indem sie ihr Schicksal verwünschte, welches sie von dem königlichen Palaste in den Stall, von den Matratzen zum Stroh, von den Leckerbissen der väterlichen Tafel zu den Ueberbleibseln des Pferdefutters getrieben hatte.

Dieses elende Leben brachte sie nun ein Paar Monate zu, während welcher Zeit den Pferden, man sah nicht von wem, zu fressen gegeben wurde; was hiervon übrig blieb, diente zu Cannetella's Nahrung.

Nach Verlauf dieser Zeit guckte sie einmal durch eine Ritze in der Wand und erblickte einen sehr schönen Garten, in welchem sich so viele Pomeranzenspaliere, so viele Citronenlauben, so viele Blumenbeete, Fruchtbäume und Weinlauben befanden, daß es eine wahre Freude war, dies Alles nur zu sehen. In Folge dessen überfiel nun die arme Cannetella ein heftiges Gelüst, einige dieser anlockenden Früchte zu genießen und sie sagte bei sich selbst: „Ich will ganz leise

hinausgehen, um mir einige abzupflücken; mag nun entstehen, was da wolle. Indeß wer könnte wol dies meinem Manne wiedersagen! Und sollt' er's dennoch unglücklicherweise wiedererfahren, nun, so ist's ja eben nur eine Weintraube gewesen."

Sie ging also hinaus und stärkte und erquickte ihren durch Hunger ganz entkräfteten und abgemagerten Körper.

Aber kurze Zeit darauf kehrte ihr Mann zurück und sogleich klagte eines der Pferde Cannetella an, daß sie Trauben gegessen, worüber Scioravante so in Wuth gerieth, daß er ein Messer aus der Tasche zog und sie tödten wollte.

Da warf sich Cannetella vor ihm auf die Erde nieder und bat ihn, er möchte doch wol überlegen, was er thue, denn der Hunger jage selbst den Wolf aus dem Walde, und sie redete so lange und brachte so viel vor, ihn zum Mitleiden zu bewegen, bis Scioravante endlich zu ihr sagte: „Diesmal verzeih' ich dir und schenke dir das Leben; aber wenn du noch einmal meinen Befehl übertrittst und ich erfahre, daß du dich aus dem Stalle hinausbegeben hast, so hat deine Stunde geschlagen. Darum hüte dich, denn ich reise noch einmal fort und werde sieben Jahre abwesend bleiben; gehorchst du mir nicht, so sollst du die alte und die neue Rechnung bezahlen."

Nach diesen Worten ging er fort, Cannetella aber ergoß sich in einen Thränenstrom, rang die Hände, schlug die Brust und riß sich die Haare aus dem Kopfe, indem sie sagte: „Wär' ich doch nie geboren, da mir ein so jammervolles Schicksal bestimmt ist, ach Vater, wie unglücklich hast du mich gemacht! Doch warum klag' ich über meinen Vater, da ich selbst Schuld bin an allen meinen Leiden! hier hab' ich ja den gewünschten Kopf von Gold, der mich in dieses Unglück gestürzt hat; so straft mich der Himmel dafür, daß ich nicht nach dem Willen meines Vaters handelte! — Kein Tag verging, daß sie diese Klagen und Seufzer nicht wiederholte, bis ihre Augen sich in zwei Quellen verwandelten und das Gesicht so mager und bleich wurde, daß es ein Jammer war sie anzusehen.

Nach Verlauf eines Jahres nun zog zufälligerweise bei jenem Stall der Küfer des Königs, den Cannetella kannte, vorüber. Sie rief ihn an und ging hinaus. Jener, als er sich bei seinem Namen nennen hörte und gleichwol die arme Königstochter nicht wieder erkannte, gerieth außer sich vor Verwunderung. Nachdem er aber gehört hatte wer sie sei, steckte er sie, theils aus Mitleid, theils um sich die Gnade des Königs zu erwerben, in ein leeres Faß, welches er auf einem Lastthier mit sich führte, und gelangte so um vier Uhr des Nachts an den Palast des Königs, woselbst er heftig an das Thor pochte. Da nun die Diener eilig herbeikamen und sahen, daß es nur der Küfer sei, schimpften sie ihn tüchtig aus, wie er sich unterstehe, zu so ungelegener Stunde zu kommen und Alle aus ihrem Schlaf zu stören.

Als der König diesen Lärm und den Grund desselben vernahm, ließ er den Küfer vor sich kommen in der Ueberzeugung, es müsse etwas ganz Ungewöhnliches vorgefallen sein, daß Jener zu so ungeeigneter Stunde sich dergleichen herausnehme. Nachdem der Küfer das Lastthier abgeladen, ließ er Cannetella

aus dem Fasse herauskriechen, allein der Vater erkannte sie nicht eher wieder, als bis er ein Maal, welches sich auf ihrem rechten Arme befand, erblickt hatte. Sobald er jedoch volle Gewißheit erlangt, umarmte und küßte er sie tausendmal und ließ ihr sogleich eine gute Mahlzeit bereiten. Nachdem sie dieser aus allen Kräften zugesprochen, sagte der Vater zu ihr: „Wer hätte das geglaubt, meine liebe Tochter, daß ich dich in einem solchen Zustande wiedersehen würde, wie siehst du aus, wer hat dich so herabgebracht?"

Cannetella erwiderte hierauf: „Jener ungläubige Heide hat mich wie einen Hund geplagt, so daß ich alle Augenblicke nahe daran war zu sterben, aber ich will dir gar nicht erzählen was ich Alles ausgestanden, denn meine Leiden sind so groß gewesen, daß sie allen Glauben übersteigen. Genug, ich bin bei dir, lieber Vater, und will mich nicht mehr von deinen Füßen trennen und eher Magd sein in deinem Hause als Königin bei einem Andern; eher will ich einen Kittel, wo du bist, als einen Mantel von Gold, entfernt von dir; eher will ich einen Spieß in deiner Küche drehen als einen Scepter unter dem Baldachin eines Andern tragen."

Inzwischen kehrte Scioravante in den Stall zurück und sogleich wurde ihm von den Pferden berichtet, daß der Küfer Cannetella in einem Fasse fortgeführt habe. Als der wilde Mann dies hörte, eilte er voller Zorn nach Bello Puojo und sprach eine alte Frau an, die gerade dem Palaste des Königs gegenüber wohnte, indem er zu ihr sagte: „Was willst du von mir haben, wenn du mich die Tochter des Königs sehen läßt?" Und da sie hundert Dukaten von ihm forderte, zog Scioravante den Beutel heraus und zählte ihr sie auf, worauf sie ihn auf den Söller hinaufstiegen ließ, von wo er Cannetella in dem obern Stockwerk erblickte, da sie sich gerade die Haare auskämmte.

Cannetella, als hätte sie geahnt, was geschehe, wandte ihre Augen nach jener Gegend hin, erblickte Jenen, eilte die Treppe hinunter und rief ihrem Vater zu: „Mein Herr und Vater, wenn du mich nicht auf der Stelle in ein Zimmer mit sieben eisernen Thüren verschließest, so bin ich verloren."

„Wenn es weiter nichts ist," versetzte der König, „das soll geschehen;" und sogleich wurden die Thüren fest geschlossen.

Als Scioravante dies wahrnahm, kehrte er zu der alten Frau zurück und sagte zu ihr: „Ich gebe dir was du willst, wenn du in den Palast des Königs gehst, dich unter irgend einem Vorwande in das Zimmer der Prinzessin schleichst und ihr unter das Kopfkissen dieses Zettelchen steckst und dazu leise sprichst: „Alle mögen schlafen, nur Cannetella sei wach!"

Die alte Frau forderte noch hundert Dukaten und that wie er wünschte.

Hierauf kam ein so gewaltiger Schlaf über alle Leute im Hause, daß sie sämmtlich wie todt lagen, nur Cannetella blieb wach. Als sie nun die Thüren einstoßen hörte, fing sie aus Leibeskräften an zu schreien, gleich als wenn sie am Spieß steckte. Weil aber Niemand da war, der auf ihr Geschrei herbeigeeilt wär', so geschah es, daß Scioravante alle sieben Thüren aufsprengte, in das Zimmer hineindrang und Cannetella mit sammt ihren Betten aufpackte, um sie fortzutragen.

Glücklicherweise jedoch fiel der Zettel, den die Alte unter das Kopfkissen gesteckt, auf die Erde und da die arme Prinzessin noch immer aus vollem Halse schrie, so erwachten die Leute im ganzen Hause. Bei dem Gekreisch der Cannetella eilten sie herbei, ergriffen den wilden Mann und machten ihm den Garaus, so daß er also in seinem eigenen Netze sich fing, welches er für die unglückliche Prinzessin ausgestellt, und demnach zu seinem eigenen Schaden die Wahrheit des Sprichworts erfuhr:

„Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

13.

Die zwei Brüder.

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Söhne, Marcuccio und Parmiero.

Als er nun im Begriff war, mit der Natur die Rechnung abzuschließen und das Buch des Lebens zu zerreißen, rief er sie an sein Bett und sagte zu ihnen: „Meine geliebten Söhne, es wird nicht lange mehr dauern, so werde ich der Natur meine Schuld abtragen und da ich euch nun von Herzen liebe, so darf ich von euch nicht scheiden, ohne euch ein gutes Andenken zu hinterlassen, auf daß ihr mit Hülfe des Nordsterns des guten Rathes das Meer der Trübsale durchsegeln und in einen sichern Hafen einlaufen könnt."

Oeffnet also eure Ohren, denn was ich euch gebe ist meines Erachtens nach ein Reichthum, den Räuber euch nicht entreißen, ein Haus, welches Erdbeben nicht umstürzen und ein Besitz, den die Würmer nicht verzehren können.

Vor allen Dingen nun seid gottesfürchtig, dann folgt euch alles Uebrige von selbst nach. Wer diese Straße einschlägt, hat sich wol berathen und sein Schäfchen in's Trockene gebracht. Ergebet euch nicht der Faulheit, indem ihr wie die Schweine im Saukoben aufwachset. Wer sein eigenes Pferd striegelt, den kann man nicht Stallknecht nennen; man muß sich helfen, wie man kann, wer für einen Anderen arbeitet, erwirbt sein eigenes Brot.

Seid sparsam mit dem, was ihr habet; wer spart der erwirbt; viele Pfennige machen einen Thaler; wer spart, der findet; gut zwar sind Freunde und Vetter, unglücklich aber das Haus, wo nichts ist; wer guten Wind hat, der schifft, und wer Geld hat, gedeiht; wer aber kein Geld hat, der ist und bleibt ein Narr. Und darum, meine lieben Kinder, gebt nicht mehr aus, als ihr einnehmt; esset nicht mehr, als ihr verdienen könnt, denn eine kleine Küche macht ein großes Haus. Plaudert nicht zu viel, denn die Zunge hat kein Bein, schlägt aber Manchem den Rücken ein; hört, seht und schweigt, wenn ihr in Frieden leben wollt; was ihr seht, das habt gesehen, und was ihr hört, das habt gehört; esset wenig und sprechet wenig, wer viel spricht, redet nicht immer klug und ein Schwätzer

kann sich leicht um den Hals reden. Seid zufrieden mit Wenigem; besser sind die Bohnen zeitlebens, als Zuckerwerk eine kurze Zeit; besser ist es, sich an Wenigem zu erfreuen, als Vieles unnütz zu verschwenden; wer kein Fleisch essen kann, lebe von der Brühe, und wer den Braten nicht hat, nage am Knochen.

Geht immer mit Leuten um, welche besser sind als ihr, denn sag' mir, mit wem du umgehst und ich werde dir sagen wer du bist; wer mit einem Lahmen umgeht, hinkt am Ende des Jahres, wer sich unter die Kleie mengt, den fressen die Säue; dem Schurken gieb von dem Deinigen und laß ihn laufen, denn üble Gesellschaft bringt den Menschen an den Galgen.

Erst überleget und dann handelt; denn es hilft nichts, den Brunnen zuzudecken, wenn das Kind hineingefallen ist; wenn das Faß voll ist, spunde es zu, nicht wenn es ausgelaufen ist. Erst kaue und dann verschlinge. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht. Wer langsam geht, kommt auch an's Ziel, zum Schnellsein hilft nicht Eilen.

Fliehet allen Streit und Zank, mischt euch nicht in Dinge, die euch nichts angehen. Ein Pferd, das viel ausschlägt, bekommt mehr Schläge als es austheilt; wer mit dem Messer sticht, kommt durch's Messer um; der Krug geht so lange an den Brunnen, bis er bricht.

Laßt euch nicht vom Dünkel aufblasen, denn es gehört mehr dazu als ein weißes Tischtuch. Seid freundlich gegen Jeden und vertraget euch mit Jedem, denn der Vernünftige muß bedenken, daß er zu einem Haufen Asche wird.

Laßt euch nicht mit vornehmen Leuten ein, denn besser ist's, einen Karren zu ziehen, als bei Hofe zu dienen. Zuneigung vornehmer Herren und abgezogener Wein ist am Morgen gut, am Abend verdorben; von vornehmen Herren giebt's nichts anders als gute Worte und faule Aepfel; wo deine Dienste unfruchtbar sind und die Hoffnungen leer, da schwitzest du ohne Mitleid, läufst ohne Erholung, schläfst ohne Ruhe und issest ohne Wohlgeschmack.

Hüte dich vor einem arm gewordenen Reichen, vor einem vornehm gewordenen Bauern, vor einem verzweifelten Bettler, vor einem unwissenden Fürsten, vor einem eigennützigen Richter, vor einer eifersüchtigen Frau, vor einem stillen Wasser, vor bösen Nachbarn und vor neidischen Zungen.

Endlich gebt euch Mühe, etwas zu lernen, denn wer was weiß, hat was, und wer Grütze im Kopf hat, kommt auch in einem Walde durch und einem guten Pferde fehlt es nicht an einem Sattel.

Tausend andere Dinge würde ich euch noch zu sagen haben, aber der Tod sitzt mir schon an der Kehle und der Athem geht mir aus."

Nachdem er dies gesagt, hatte er kaum Kraft genug, die Hand empor zu heben, um sie zu segnen. Hierauf zog er die Segel des Lebens ein und gelangte in den Hafen aller irdischen Leiden.

Als der Vater verschieden war, fing Marcuccio, der sich die Worte desselben in's Herz gegraben, an, in den Schulen zu studiren, Universitäten zu besuchen, mit den Studenten sich zu befreunden und über hohe Dinge zu disputiren, so daß er, ehe man sich dessen versah, einer der ersten Gelehrten des Landes wurde.

Aber weil die Armuth nur zu oft eine Begleiterin der Tugend ist und von dem, welcher mit dem Oel der Weisheit gesalbt ist, häufig das Wasser des guten Glückes abläuft, so blieb dieser arme Mensch immer elend und in dürftigen Umständen, mußte meistentheils satt sein vom Studiren und war lüstern, nur einen Teller abzulecken. Von den Büchern ermüdet, ganz und gar hülflos, bemühte er sich, über die Unverdaulichkeit nachzudenken und war doch allezeit nüchtern. Dagegen führte Parmiero ein lustiges Leben und quälte sich nicht mit Sorgen; bald spielte er, bald besuchte er Wirthshäuser und gedieh bei alledem auf das Beste, ohne sich irgendwie um das Gute und Schöne zu bekümmern.

Als Marcuccio sah, daß es seinem Bruder dermaßen gut erging, fing er schon an Reue zu empfinden, daß er auf den Rath des Vaters einen solchen Weg eingeschlagen hatte. Denn das Füllhorn der Gelehrsamkeit hatte seinen Beutel nur geleert, so daß er immer mehr und mehr abnahm, wohingegen Parmiero immer runder und feister wurde und weil er seine Finger zu brauchen wußte, den Beutel stets voll hatte.

Endlich konnte er seine drückende Noth nicht länger ertragen, suchte seinen Bruder auf und bat ihn, da das Glück ihn doch zum Sonntagskind gemacht habe und dasselbe Blut in ihren Adern rinne, um seine Unterstützung.

Aber Parmiero, der in der Fülle des Wohllebens hartherzig geworden war, entgegnete ihm: „Du, der du auf den Rath des Vaters den Studien obgelegen und mir oft meinen Lebenswandel und das Spiel vorgeworfen hast, geh' du deiner Wege und überlasse mich mir selbst, denn von mir hast du nicht das Salz zum Brote zu erwarten; die paar Dreier, die ich habe, brauche ich selber, du bist alt und verständig genug, und wer nicht zu leben versteht, ist selber Schuld an seinem Unglück; Jeder für sich und Gott für uns Alle.

Nachdem er dies und anderes der Art zu seinem Bruder gesagt, drehte er ihm den Rücken zu.

Marcuccio, der sich von seinem eigenen Bruder auf so schmähliche Weise behandelt sah, gerieth in solche Verzweiflung, daß er den Entschluß faßte, sich das Leben zu nehmen und sich auf einen sehr hohen, hohen Berg begab, dessen Spitze bis in die Wolken emporragte.

Als er dahin gelangt war, und so gut er konnte auf einem sehr engen Pfad zwischen Felsen und Klippen sich bis zur Spitze imporgearbeitet hatte, fing er heftig zu weinen an und wollte sich von oben hinunterstürzen, als eine schöne Frau in einem grünen Gewand, das goldene Haar mit einem Lorbeerkranz geschmückt, seinen Arm ergriff, ihn zurückhielt und sagte: „Was willst du thun, Unseliger? wozu läßt du dich von deinem Unmuth fortreißen? Bist du es, der als ein tugendhafter Mensch so viel Oel verbrannt und so viel Schlaf verloren hat, um zu studiren? Bist du es, der, um mit seinem Ruhm die Welt zu erfüllen, so lange Zeit sich abgemüdet und abgearbeitet hat und jetzt, mitten auf dem Wege, sich zu Grunde richten will, ohne sich derjenigen Waffen zu bedienen, die ihm in der Schmiede des Wissens gegen das Elend und die Unbeständigkeit des Glückes bereitet sind? Weißt du denn

nicht, daß die Tugend der beste Zuckerkant gegen den Husten der Armuth, ein Taback gegen den Schnupfen des Neides, ein Rezept gegen die Krankheit der Zeit ist? Weißt du denn nicht, daß die Tugend der Kompaß ist, mit welchem man am Besten den Stürmen des Unglücks widersteht, eine Windfackel, um in der Nacht des Unheils sicher einherzugehen und das sicherste Wohnhaus, um das Erdbeben der Leiden zu überdauern? Kehr' um, kehr' zu dir selbst zurück und kehr' den Rücken dem nicht zu, was dir in Gefahren Muth, in Leiden Kraft, in der Verzweiflung Beruhigung verschaffen kann. Wisse, daß der Himmel dich auf diesen so schwer zu besteigenden Berg geschickt hat, den Wohnsitz der Tugend, damit sie selbst dich der bösen Absicht, die dich verblendete, entreiße. Darum fasse Muth, ändere deinen Sinn und damit du siehst, daß die Tugend immer gut ist, immer Werth hat und immer hilft, so nimm dieses Pulver und begieb dich in das Königreich Campo-Largo, wo die Tochter des Königs schwer erkrankt darniederliegt, ohne daß man ein Mittel für ihre Krankheit findet. Gieb ihr dieses Pulver in einem frischen Ei und sogleich wird das Uebel gehoben werden, das ihr am Leben nagt, und du selbst wirst so großen Lohn davon tragen, daß die Armuth dich verlassen wird und du leben kannst, wie es dir zukommt, ohne der Unterstützung Anderer zu bedürfen."

Marcuccio, der ihr an der Nase angesehen hatte, wer sie war, warf sich zu ihren Füßen und bat sie wegen des Unrechts, welches er zu begehen im Begriff war, um Verzeihung, indem er zu ihr sagte: „Der Schleier fällt mir jetzt von den Augen und ich sehe, daß du die Tugend bist, die von Vielen gelobt und von so Wenigen befolgt wird, die Tugend, welche den Geist läutert, den Verstand schärft, zu ehrenvollen Bemühungen aneifert und ihren Flug bis in den höchsten Himmel emporrichtet. Ich erkenne dich und bereue, mich der Waffen, die du mir verliehen, so schlecht bedient zu haben, verspreche dir aber von heut' an, das Gegengift, welches du mir gegeben hast, so zu benutzen, daß mir das Böse nimmer wieder an den Leib kommen soll."

Indem er ihr nun den Fuß küssen wollte, verschwand sie vor seinen Augen, ihn voll Trostes zurücklassend, wie einen armen Kranken, der die Gefahr einer schweren Krankheit überstanden hat.

Marcuccio stieg hierauf von dem Berg wiederum hinab und begab sich nach Campo-Largo, woselbst er, in dem königlichen Palast angelangt, den König sogleich wissen ließ, daß er in der Absicht komme, die Krankheit seiner Tochter gründlich zu heilen.

Demzufolge wurde er mit der größten Freude empfangen und in das Zimmer der Prinzessin geführt, wo er das arme Mädchen im Bette fand, so dürr und abgemagert, daß sie nur Haut und Knochen noch hatte; die Augen waren ihr so tief eingefallen, daß man ein Teleskop gebrauchte, um sie zu sehen; die Nase war so spitz, daß man sie durch ein Nadelöhr hätte ziehen können, die Backen so eingefallen, daß die Prinzessin wie der leibhaftige Tod aussah und bis auf's Kinn hing ihr die Unterlippe herab — mit einem Wort, sie war so verunstaltet, daß sie mit dem Glase des Erbarmens dem Mitleid zutrank.

Dem Marcuccio, der sie in einer so übeln Lage erblickte, traten die Thränen in die Augen, als er die Schwäche unserer Natur den Angriffen der Zeit, den Leiden des Körpers und den Uebeln des Lebens so unterworfen sah. Er forderte indeß sogleich ein frisches Ei, ließ sich einen Löffel Suppe bringen, rührte hierauf Beides mit dem Pulver unter einander, gab es der Prinzessin mit Gewalt zu trinken und deckte sie mit vier Decken zu.

Kaum war die Nacht hereingebrochen, als die Kranke ihre Zofen herbeirief, sich ein frisches Bett machen ließ, weil das ihrige von Schweiß ganz durchnäßt war, und in dem frischen Bette sich der Ruhe übergab, etwas, das in den sieben Jahren ihrer Krankheit ihr noch nicht begegnet war. Man faßte demnach die beste Hoffnung, gab ihr ein stärkendes Tränkchen und indem sie täglich zusehends besser wurde und ihr Appetit sich wieder einstellte, verging keine Woche, daß sie gänzlich wiederhergestellt war und das Bett verlassen konnte.

Der König, ihr Vater, welcher den Marcuccio für den Gott der Heilkunst selber hielt, beschenkte ihn nicht nur mit sehr schönen Besitzungen, sondern erhob ihn auch zum ersten Rath seines Hofes, indem er ihn zugleich mit einer der reichsten Frauen jenes Landes vermählte.

Parmiero unterdessen hatte Alles verloren, was er besaß, denn Geld, im Spiel gewonnen, ist rasch zerronnen; und da er sich nun wieder arm und unglücklich sah, beschloß er so lange zu gehen, bis er entweder in einem anderen Lande ein besseres Glück fände oder sein Leben darüber verlöre.

Er ging also ununterbrochen, bis er nach Verlauf von sechs Monaten endlich im Hin- und Herwandern nach Campo-Largo gelangte, so matt und müde, daß er sich kaum mehr auf den Beinen erhalten konnte, und da er überdieß noch vor Hunger fast dem Tode nahe war und die Kleider ihm stückweise von dem Leibe fielen, gerieth er in eine so heftige Verzweiflung, daß er in einem verfallenen Hause außerhalb der Stadt sich die Strumpfbänder losknüpfte, daraus eine schöne Schlinge machte, die er an einem Balken befestigte, sodann auf einen kleinen Steinhaufen stieg, welchen er sich zusammengetragen hatte und sich hinunterfallen ließ, um sich den Tod zu geben.

Das Schicksal fügte es jedoch, daß der Balken, welcher wurmstichig und faul war, durch die Last seines Körpers entzweibrach und er dermaßen auf die Steine niederfiel, daß seine Rippen es ein Paar Tage spürten.

Indem aber der Balken auseinander brach, fielen zugleich eine Menge goldener Ketten und Ringe heraus, die in der Höhlung desselben verborgen gelegen hatten und unter anderm auch ein lederner Beutel mit Goldstücken.

Parmiero, der sich so unversehens der Grube der Armuth entrissen sah, gerieth jetzt vor Fröhlichkeit ganz außer sich und nachdem er sich dieser unverhofften Glücksgüter bemächtigt hatte, begab er sich vollen Laufes in ein Wirthshaus, um die gesunkenen Lebensgeister auf das Beste wieder zu erquicken.

Zwei Tage vorher indeß hatten einige Räuber diese Sachen dem nämlichen Wirthe geraubt, bei welchem Palmiero jetzt einkehrte, und sie in jenem ihnen wolbekannten Balken verborgen, um sie nach und nach zu Gelde zu machen.

Als nun Parmiero, nachdem er sich den Magen gehörig angefüllt hatte, den Beutel aus der Tasche zog, um zu bezahlen, ließ der Wirth, welcher sein Eigenthum sogleich wiedererkannte, schleunigst einige Gerichtsdiener herbeiholen und den Parmiero vor den Richter bringen, der ihn durchsuchen ließ und das Geraubte bei ihm fand.

Hierauf wurde er denn sogleich als überführt betrachtet und dazu verurtheilt, auf dem Dreibein zu tanzen.

Der Aermste, der sich kurz vorher in der größten Fülle des Glücks befunden hatte und jetzt nun, statt an einem verfaulten Balken an einem festen neuen Galgen das Leben verlieren sollte, fing an zu heulen und zu schreien, daß er unschuldig sei und daß er diesen Urtheilsspruch nicht anerkenne.

Während er nun jammernd durch die Straßen einherzog und ausrief, daß keine Gerechtigkeit in der Welt sei, daß man die Armen nicht höre und daß er, weil er den Richter und dessen Genossen nicht bestochen, jetzt mit seinem Leben dafür büßen solle, begegnete er zufällig seinem Bruder, welcher erster Rath und Oberrichter war.

Dieser ließ den Zug anhalten, um den Verurtheilten zu vernehmen. Als dieser ihm nun den ganzen Vorfall erzählt hatte, antwortete Marcuccio: „Sei nur ruhig, denn du kennst dein Glück nicht, da du ohne Zweifel jetzt statt einem kleinen Kettchen eine viel längere und festere finden wirst; geh nur immer zu, denn der Galgen ist dein leiblicher Bruder; wo Andere ihr Leben lassen, da füllst du dir deinen Beutel an."

Parmiero, als er diesen Bescheid hörte, sagte zu ihm: „Ich will Gerechtigkeit und keinen Spott, denn das, was sie mir jetzt aufbürden, ist mir nie in den Sinn gekommen; meine Hände sind rein, ich selbst bin ein ehrlicher Mann, wenn du mich auch gleich so zerrissen und zerlumpt siehst, denn der Rock macht nicht den Mann. Aber weil ich meinen Vater Marchionno und meinen Bruder Marcuccio nicht gehört habe, so ergeht es mir so traurig und ich muß nun hart dafür büßen.

Marcuccio, als er sich und seinen Vater erwähnen hörte, gerieth in große Unruhe und da er den Parmiero genau ansah, erkannte er endlich in ihm seinen Bruder wieder und fühlte sich von Schaam, Liebe, Ehre, Gerechtigkeit und Mitleid bekämpft.

Er schämte sich, einen zum Tode Verdammten als seinen Bruder zu bekennen, und doch bekümmerte es ihn, daß er seinen leiblichen Bruder in dieser Lage sah, aus der er ihn gern befreit hätte; die Ehre hielt ihn zurück, sich vor dem Könige als den Bruder eines Verbrechers anzugeben, und die Gerechtigkeit wollte, daß der beleidigte Theil Genugthuung habe, während das Mitleid ihn antrieb, seinen Bruder zu erretten.

Während er nun so hin und her schwankte, was er thun sollte, erschien plötzlich im vollen Lauf ein Gerichtsdiener, der vor Eile fast den Athem verloren hatte und rief aus: „Halt ein, halt ein!"

„Was giebt es?" fragte der Rath, und Jener erwiderte: „Zum Glück jenes Jünglings hat sich etwas sehr Merkwürdiges zugetragen; denn indem zwei Gauner

hingegangen waren, Gold und Kostbarkeiten, die sie in dem Balken eines alten Hauses verborgen hatten, abzuholen, und sie dieselben nicht vorfanden, dachte Jeder von ihnen, sein Genosse habe ihm diesen Streich gespielt; sie fielen sich darauf in die Haare und haben sich gegenseitig tödlich verwundet. Vor den Richter getragen, haben sie die That alsobald eingestanden und dadurch die Unschuld dieses armen Mannes auf das Klarste erwiesen. Ich bin daher abgesandt worden, um diesen jungen Menschen von der verhängten Todesstrafe zu befreien.

Als Parmiero dieses hörte, gerieth er in lebhafte Freude und Marcuccio, der die Ehre seines Bruders wieder hergestellt sah, gab sich alsobald zu erkennen und sagte zu Palmiero:

„Lieber Bruder, nachdem du gesehen hast, daß aus dem Laster und aus dem Spiel dein Verderben erfolgte, so sieh auch, daß die Tugend zu Glück und Freude führt. Jetzt aber komm ohne Weiteres in mein Haus, wo du mit mir die Früchte der Tugend genießen kannst, welche du so sehr haßtest; denn ich will die Schmähungen, die du mir angethan hast, vergessen und dich lieb haben, wie mich selbst.“

Darauf umarmte er ihn auf das Herzlichste, brachte ihn in sein Haus, bekleidete ihn von Kopf bis zu Fuß auf das Beste und bewies ihm so unwiderleglich, daß alles Andere eitel ist und nur die Tugend allein den Menschen glücklich macht.

14.

Die sieben Speckschwarten.

Es war einmal eine alte Bettlerin, welche mit der Kunkel in der Hand von Thür zu Thür ging und Almosen bettelte und weil man „durch List und Betrug ein halbes Jahr lebt,“ so machte sie einigen mitleidigen und leichtgläubigen Frauen weiß, daß sie für eine magere Tochter ich weiß nicht was für eine fette Suppe machen wolle und erbettelte sich von ihnen sieben Speckschwarten.

Diese trug sie nach Hause, gab sie mit einer Schürze voll Holzspähne, die sie unterwegs von der Erde aufklaubte, ihrer Tochter und befahl ihr dieselben zu kochen, während sie selbst wieder ausging, von einigen Gemüsehändlerinnen etwas Grünzeug zu betteln, um aus Allem eine schmackhafte Suppe zu bereiten.

Die Tochter nahm die Schwarten, sengte die Haare ab, steckte sie in einen Topf und setzte sie an's Feuer. Doch sie wollten nicht sowol in den Topf, als ihr in den Hals. Denn der emporsteigende Geruch reizte ihren Appetit so heftig, daß sie nach langem Widerstreben endlich, von dem Duft des Topfes angetrieben, von natürlicher Begierde und heftigem Hunger überwältigt, anfing ein wenig zu kosten, was ihr so gut schmeckte, daß sie bei sich sagte: „Wer die Gelegenheit hat, muß sie benutzen; ich bin einmal dabei, ich will darauf losessen, mag da werden was wolle; es ist ja nicht mehr als eine Schwarte!“

Und mit diesen Worten aß sie für's erste die eine und nachdem sie auf den Geschmack gekommen, faßte sie die zweite, biß dann die dritte an, und so nach und nach aß sie alle sieben auf.

Nachdem sie jedoch ihrer Mutter diesen schlimmen Streich gespielt hatte und nun darüber nachdachte, was für Unheil daraus für sie selbst entstehen könne, wollte sie der Mutter ein X für ein U machen, nahm einen alten Schuh, schnitt die Sohle in sieben Stücke und steckte sie in den Topf.

Inzwischen kam die Mutter mit einem Bündel Kohl zurück, zerschnitt ihn, so wie er war, ohne irgend etwas davon wegzuwerfen, und als sie das Wasser im Topf in vollem Sieden sah, warf sie die Blätter hinein nebst ein wenig Fett, das ihr ein Kutscher als Almosen gegeben hatte, that dazu noch einige alte Brotkrusten und schüttete das Ganze auf einen hölzernen Teller. Sodann fing sie mit großem Appetit an zu essen.

Sehr bald jedoch nahm sie wahr, daß ihre Zähne nicht die Fähigkeit einer spitzigen Schuhmacherahle besäßen, und daß die Schweinschwarten durch einen ganz besonderen Zufall sich in das zäheste Büffelfell verwandelt hätten.

Sie wendete sich hierauf zu ihrer Tochter und sagte: „Ich sehe wol, du hast mir einen bösen Streich gespielt, du verwünschtes Mädchen: was hast du denn hier in die Suppe hineingesteckt? Glaubst du denn, mein Bauch ist ein alter Schuh, daß du ihn mit solchen Lederflicken ausbessern willst? Sogleich gesteh' mir, was du gethan hast, oder vielmehr, es ist gar keine Entschuldigung, und du verdienst, daß ich dir keinen Knochen im Leibe ganz lasse."

Saporita, dies war der Name der Tochter, läugnete zwar anfänglich, sah sich aber dennoch endlich zum Geständniß genöthigt und gab die Schuld dem Dunste des Topfes, der ihr in die Nase gestiegen sei und sie diesen schlimmen Streich hätte begehen lassen.

Die alte Frau, die ihr Essen so übel zugerichtet sah, packte darauf einen Besen und fing an ihre Tochter dergestalt zu bearbeiten, daß sie siebenmal aufhörte und eben so oft wieder von Neuem anfing.

Bei dem Geschrei des Mädchens trat ein Kaufmann, der zufällig vorüberging, in's Haus und als er die üble Behandlung sah, welche jenes erduldete, nahm er der alten Frau den Besen aus der Hand und sagte zu ihr:

„Was hat dir denn das arme Mädchen gethan, daß du sie todt schlagen willst? Heißt das züchtigen und nicht vielmehr umbringen? Schämst du dich nicht, daß du auf diese Weise ein junges Mädchen behandelst?"

„Du weißt nicht," antwortete die Frau, „was für einen Streich sie mir gespielt hat, das unverschämte Ding! Seht nur, wie arm ich bin, und dennoch will sie mich durch Arzt und Apotheker noch zu Grunde richten! Denn obgleich ich ihr befohlen habe, jetzt bei der großen Hitze nicht so viel zu arbeiten, um nicht krank zu werden, weil ich kein Geld habe, sie kuriren zu lassen: so hat mir doch das ungehorsame Ding recht zum Trotz heute früh sieben Spindeln vollgesponnen, auf die Gefahr hin, vor Schwäche niederzufallen und ein paar Monate lang krank und mir zur Last dazuliegen."

Als der Kaufmann dies hörte, bedachte er, welch ein großes Glück die Arbeitsamkeit dieses Mädchens für sein Haus sein könnte, und sagte zu der alten Frau: „Laß ab von deinem Zorn, denn ich will dich von dieser Gefahr befreien, deine Tochter heirathen und sie in mein Haus führen, wo sie wie eine Fürstin leben soll. Denn durch Gottes Gnade hab' ich ein paar Hühner in meinem Hause, mäste mir mein Schwein, hab' meine eigenen Tauben — mit einem Wort, ich kann mich nicht in meinem Hause umdrehen, so voll ist es. Möge der Himmel mich segnen und ein böser Blick mir nichts anthun, denn meine Scheuern sind voll Getreide, meine Kisten voll Mehl, die Krüge voll Oel, die Töpfe voll Schmalz, die Haken voll Speckseiten, die Böden voll Holz. Ich habe herrliche Betten und die köstlichste Wäsche, genug, es geht mir an nichts ab."

Die alte Frau, da sie ein so unverhofftes Glück mit einmal vor sich sah, faßte Saporita an der Hand und übergab sie dem Kaufmanne nach altneapolitanischer herkömmlicher Sitte, indem sie zu ihm sagte: „Hier hast du sie; sie sei dein auf tausend Jahre mit Gesundheit und Wohlergehen!"

Der Kaufmann umarmte seine Braut, führte sie hierauf nach Hause und konnte vor Ungeduld die Stunde gar nicht erwarten, wo er anfangen könnte sie zu beschäftigen.

Mit Anbruch der Woche nun stand er sehr zeitig auf, ging auf den Markt, kaufte zwanzig Bund Flachs, brachte sie der Saporita und sagte zu ihr: „Jetzt spinn' nur immer, so viel du willst; du brauchst dich jetzt nicht mehr zu fürchten, daß eine Närrin, wie deine Mutter, dir die Knochen entzweibreche, weil du zu viel arbeitest, denn für jede zehn Spindeln werde ich dir zehn Küsse geben; arbeite also immer darauf los und wenn ich in drei Wochen von der Messe nach Hause komme, so laß mich diese zwanzig Bund Flachs gesponnen finden und du sollst auch dafür einen schönen Rock aus rothem Tuch, mit grünem Sammet besetzt, erhalten."

„Ja, geh nur immer," murmelte Saporita ganz leise für sich, „du sollst dich wundern! Denkst du denn, ich kann hexen, daß ich in drei Wochen zwanzig Bund Flachs spinnen soll? Geh nur hin, denn es hat lange Zeit und du wirst diesen Flachs dann gesponnen finden, wenn die Leber Haare hat."

Indessen reiste der Mann ab, und sie, die eben so leckerhaft als faul war, that weiter nichts, als Kuchen backen und aß vom frühen Morgen bis spät in die Nacht ohne Unterlaß. Als aber die Zeit herannahte, daß ihr Mann zurückkehren sollte, fing sie an zu sich zu kommen und zu überlegen, was es für Lärm und Geschrei geben würde, wenn der Kaufmann den Flachs unberührt, die Mehlkisten und Oeltöpfe dagegen leer fände.

Sie nahm daher eine lange Stange, wickelte um dieselbe zehn Bund Flachs mitsammt dem Werg, richtete diese Großmutter aller Spindeln in dem Hofe auf, so daß sie bis über das Dach reichte, ging dann auf dasselbe hinauf, indem sie eine große Schüssel mit Maccaronibrühe als Wassernäpfchen bei sich hatte und spann Faden so dünn und so fein wie zu Schiffstauen, und jedesmal, wenn sie die Finger naß machte, spielte sie mit den Vorübergehenden Carneval, indem sie ihnen Maccaroni zuwarf.

Es kamen nun gerade einige Zauberer vorüber, denen das, was sie da sahen, so viel Spaß machte, daß sie fast vor Lachen hätten bersten mögen, und sie wünschten ihr daher, daß aller Flachs, den sie im Hause habe, sich auf der Stelle nicht nur in Gespinnst, sondern in Leinwand und zwar in gebleichte verwandeln möge, was auch alsbald in Erfüllung ging, so daß Saporita in einem Meer von Freude schwamm, als sie dies Glück sich wie vom Himmel herabgeregnet sah.

Damit ihr jedoch ihr Mann nicht wiederum etwas der Art zumuthen solle, so legte sie sich zu Bette und schüttete ein Maaß Nüsse neben sich hin.

Als nun der Kaufmann nach Hause kam, fing sie an zu wimmern und sich nach allen Seiten hinzuwerfen, knackte dabei die Nüsse, daß es schien, als krachten ihr alle Knochen im Leibe, und als der Mann sie fragte, wie sie sich befände, antwortete sie mit ganz schwacher Stimme:

„Ich kann mich, lieber Mann, gar nicht schlechter befinden, als eben jetzt; denn scheint es dir etwa eine Kleinigkeit, in drei Wochen zwanzig Gebund Flachs zu spinnen und obenein noch Leinwand daraus zu machen? Geh nur, geh, denn du hast mir zuviel aufgebürdet, du sollst mich nimmer wieder mit so schwerer Arbeit belasten, denn ich will nicht, um dir deine Spindel voll zu machen, meine Lebensspindel abspinnen."

Der Mann suchte sie zu besänftigen und sagte zu ihr: „Werde du nur gesund, liebe Frau, jetzt seh ich ein, wie recht deine Mutter hatte, dich zu züchtigen, daß du so viel arbeitetest und darüber deine Gesundheit verlorst. Sei nur gutes Muths, und sollt' es mich selbst ein Auge kosten, gern gäb' ich es hin, dich wieder gesund zu machen." Und sogleich lief er, um den Meister Catruppolo zu holen.

Unterdessen aß Saporita die Nüsse auf und warf die Schalen zum Fenster hinaus. Als nun der Arzt kam, ihr an den Puls fühlte und das Gesicht betrachtete, so folgerte er mit Hippokrates und Galenus, daß ihr Uebel von zu vielem Blut und zu weniger Arbeit herkäme.

Der Kaufmann, der da eine große Albernheit zu hören glaubte, jagte ihn mit Schimpf und Schande zum Hause hinaus und wollte sogleich nach einem andern Doktor gehen: Saporita jedoch hielt ihn zurück und sagte, es sei nicht mehr nothwendig, denn der bloße Anblick des ersten hätte sie schon gesund gemacht.

Ihr Mann umarmte sie hierauf herzlichst und sprach zu ihr, von Stund' an solle sie nicht mehr arbeiten, sondern sich auf das Beste pflegen, denn was helfe es, Geld erwerben und den Leib verderben.

15.

Das Zauberpferd.

In Tunis, der königlichen Hauptstadt an der Küste Afrika's, herrschte vor Zeiten Dalfreno, ein berühmter und mächtiger König, dem seine schöne, verständige Gemahlin zwei Söhne geboren hatte; der älteste Listico, der Andere Livoretto genannt; Beide gesund, wolgeartet und dem Vater gehorsam.

Diesen Brüdern versagte ein Gesetz und lange bestehender Brauch des Landes, ihrem Vater in der Regierung zu folgen, indem dort nur dem weiblichen Geschlecht ein Recht an die Erbfolge verliehen war. Der König grämte sich sehr hierüber, denn er sah sich ohne Töchter und durfte in seinem Alter nicht erwarten, noch Kinder zu bekommen. Ueberdieß mußte er befürchten, die Söhne würden nach seinem Tode gehaßt, verfolgt und mit Schmach aus dem Reich gejagt werden. Der unglückliche Vater, von diesen traurigen Gedanken gequält, fand kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Er wollte sich also bei der Königin, die er zärtlich liebte, Rath erholen und sprach zu ihr: „Theuerste Gemahlin, was bleibt uns wol für unsere Söhne zu thun übrig, da Gesetz und Landessitte uns jede Möglichkeit rauben, sie zu Erben unserer Krone zu machen?"

Die verständige Frau erwiderte: „Mein König, da ihr im Besitz so großer und unermeßlicher Schätze seid, glaube ich, ihr thätet recht, die Söhne, reich ausgestattet mit Geld und Kostbarkeiten, außer Landes zu schicken, wo Niemand sie kennt. Vielleicht können sie die Gunst irgend eines vornehmen Herrn erlangen und dadurch aller Noth und Ungebühr entgehen. Oder wenn sie ja dergleichen erdulden müßten, (was Gott verhüte!) weiß doch mindestens Niemand, wessen Kinder sie sind. Beide sind jung, wolgebildet und zu jeder edlen Unternehmung bereit. Und wegen der Vorzüge, mit denen die Natur sie beschenkte, werden sie bei Königen, Fürsten und Herren willkommen und beliebt sein."

Dalfreno gab dem Rath der weisen Königin vollkommen Beifall, er ließ Listico und Livoretto rufen und sprach zu ihnen: „Ihr wißt, geliebten Söhne, daß ihr keine Hoffnung habt, nach meinem Tod auf diesen Thron zu gelangen. Nicht als haftete eine Schuld oder ein Laster an euch, sondern weil Gesetz und altes Herkommen es so bestimmen und weil die schaffende Natur euch zu Männern, nicht zu Weibern gebildet. Eure Mutter und ich haben deshalb, aus Rücksicht auf euer eigen Wohl den Entschluß gefaßt, euch mit Geld und Kleinodien ausgerüstet, in die Fremde zu schicken. Vielleicht könnt ihr dort zu Ruhm und Ansehen gelangen und auf eine ehrenvolle Art durch die Welt kommen. Fügt euch also unserm Wunsch."

Dieser Vorschlag gefiel den Jünglingen ungemein, und die Ausführung lag ihnen eben so sehr am Herzen als ihren Aeltern, denn sie wollten gern etwas Neues sehen und erfahren.

Die Königin liebte, wie die Mütter pflegen, den jüngsten Sohn am meisten; sie rief diesen beiseite und schenkte ihm ein schäumendes, kriegerisches Roß mit scheckiger Haut, kleinem Kopf und feurigem Blick. Und überdies war dies schöne Pferd gefeit, wie sein Besitzer Livoretto wol wußte.

Die Söhne sagten also ihren Aeltern Lebewohl, empfingen ihren Segen und machten sich mit ihren Schätzen in geheim auf den Weg.

Sie ritten eine Zeitlang, ohne einen Ort zu finden, an dem sie hätten bleiben können, worüber sie sich sehr betrübten. Da sprach Livoretto zu seinem Bruder: „Wir sind bis jetzt mit einander gereist und haben noch keine tapfre, unser würdige That verrichtet. Ich dächte daher, wir trennten uns, wenn es dir genehm ist, und Jeder ginge für sich auf Abentheuer aus."

Der Andere billigte diesen Vorschlag, sie umarmten und küßten sich brüderlich und nahmen Abschied von einander. Listico, von dem man nie wieder eine Sylbe gehört hat, wandte sich nach Westen und Livoretto mit seinem Zauberroß schlug den Weg nach Osten ein.

Livoretto war schon lange Zeit in der Welt umhergereist, ohne etwas auszurichten; alles Geld und alle Kostbarkeiten, womit ihn der liebevoller Vater versorgt hatte, waren aufgezehrt und nichts blieb ihm übrig als sein gefeites Roß. Da kam er nach Kairo, wo in jener Zeit Sultan Danebruno herrschte, ein schlauer Greis, mächtig durch seine Reichthümer und den Umfang seines Gebietes. Dieser empfand, seines hohen Alters ungeachtet, die glühendste Leidenschaft für Belisandra, die Tochter Attarants, Königs von Damaskus, und hatte ein Heer vor diese Stadt gelegt, die er erobern wollte, damit die Prinzessin freiwillig oder durch Zwang seine Gattin würde. Allein, abgeschreckt durch das Alter und die Häßlichkeit des Sultans, war sie fest entschlossen, sich eher zu tödten, als die Seinige zu werden.

Livoretto, in Kairo angekommen, durchwanderte es nach allen Seiten; die Stadt gefiel ihm sehr wol und er beschloß, hier zu bleiben, um wo möglich bei Jemand als Diener anzukommen. Denn all sein Geld war ausgegeben, weil er sich keinen Wunsch versagt und nie etwas gespart hatte. In jener Absicht ging er zum Palast, fand im Vorhof viele Mamelucken und Sklaven und fragte, ob der Sultan nicht einen Diener nöthig habe, er wünsche ein Unterkommen bei ihm zu finden. Sie gaben ihm zuerst eine verneinende Antwort; doch erinnerte sich einer von ihnen, daß es an Jemand fehle, der die Schweine hüte. Er rief ihn also zurück und fragte ihn, ob er dies Amt übernehmen wolle. Livoretto war es zufrieden, stieg vom Pferde und ließ sich zu dem Saustall führen. Man fragte ihn nach seinem Namen. „Ich heiße Livoretto," sagte er. Er wurde aber von Allen nur der Sauhirt genannt.

Livoretto, nun im Dienst des Sultans, verrichtete was ihm zu thun oblag, und war nur darauf bedacht, seine Schweine zu mästen; und so groß war sein Eifer, daß er in zwei Monaten zu Stande brachte, wozu ein Anderer würde sechs gebraucht haben. Des Sultans Leute bemerkten seine Tüchtigkeit und redeten ihrem Herrn zu, ihm ein ander Amt zu geben; es sei Schade, daß ein so fleißiger Mensch dergleichen niedere Dienste verrichte. Es wurde ihm also auf Befehl des

Sultans die Sorge für die Pferde übertragen und sein Gehalt vermehrt. Diese neue Beschäftigung war ihm um so lieber, weil er dadurch Gelegenheit bekam, sein eigen Roß abzuwarten, und er fing nun an, die ihm anvertrauten Pferde zu striegeln, zu glätten und zu putzen, bis ihre Haut so glänzend wurde wie Sammt.

Es war unter andern ein muthiges Füllen in dem Stall, das er seiner Schönheit wegen besonders pflegte und so gut abzurichten wußte, daß es sich verbeugte, tanzte, ellenhohe Sprünge machte und die Füße schnell wie Pfeile durch die Luft fliegen ließ.

Die Mamelucken und Sklaven waren ganz erstaunt über die Künste des Pferdes, die sie für etwas Uebernatürliches hielten, und nahmen sich vor, ihrem Herrn davon zu erzählen, damit er sich gleichfalls daran ergötze. Allein dieser, durch hohes Alter und unbefriedigte Leidenschaft übelgelaunt und stets mit schwermüthigen Gedanken an die Geliebte beschäftigt, fragte wenig nach dergleichen Zeitvertreib und wollte nichts davon wissen. Seine Diener drangen aber so lange in ihn, bis er sich eines Morgens an's Fenster stellte, um die Geschicklichkeit des Sauhirten und die Künste, die er mit seinem Pferde machte, mit anzusehen.

Er fand seine Erwartung weit übertroffen und den Sauhirten so hübsch und wolgebildet, daß er ihm zu dem niederen Geschäft, Thiere zu warten, viel zu gut schien. Und da er die großen, verborgenen Tugenden und das edle Wesen des Jünglings bei sich erwog und sah, wie er sich in Allem auszeichnete, beschloß er, ihn auf eine höhere Stufe zu heben, ließ ihn zu sich rufen und sagte ihm: „Sauhirt, künftig sollst du nicht mehr im Stall dienen, sondern an meinem Tisch aufwarten und mir kredenzen."

Der Jüngling, nun Mundschenk des Sultans geworden, verrichtete sein Amt so zierlich und gewandt, daß der Sultan und Alle, die ihn sahen, ihn bewundern mußten. Darüber entstand bei den Mamelucken und Sklaven des Sultans ein überaus großer Neid gegen ihn, und sie haßten ihn so sehr, daß nur die Furcht vor ihrem Herrn sie zurückhielt, dem Mundschenk das Leben zu rauben.

Sie legten aber einen schlauen Plan an, dem Armen die Ungnade des Sultans zuzuziehen, damit dieser ihn tödtete oder auf ewig von seinem Angesicht verbanne. In solcher Absicht begann der Sklave Chebur eines Morgens, als er den Sultan bediente, folgendermaßen: „Herr, ich habe eine gute Nachricht für dich." —

„Und welche?" fragte Danebruno.

„Der Sauhirt, dessen eigentlicher Name Livoretto ist, rühmt sich, er allein könne die Tochter des Königs von Damaskus in deine Gewalt bringen." —

„Unmöglich!" rief der Sultan.

„Es ist in der That so," versetzte Chebur: „und wenn du es mir nicht glaubst, frage nur die Mamelucken und anderen Sklaven, in deren Gegenwart er mehrmals sich dessen gerühmt. Du wirst dann bald sehen, daß ich dir nicht gelogen."

Nachdem der Sultan von seiner ganzen Dienerschaft die Bestätigung dieser Aussage hatte, berief er Livoretto und fragte ihn, ob das wahr sei, was man von ihm berichte. Der Jüngling, der kein Wort davon wußte, läugnete es muthig mit unerschrockener Miene.

„Keine Weigerung," rief der Sultan im höchsten Zorn: „geh augenblicklich, und schaffst du mir nicht Belisandra binnen dreißig Tagen, so verlierst du deinen Kopf!"

Voller Schrecken über diesen harten Befehl entfernte sich der Arme und ging betrübt zum Stall, indem ihm die heißen Thränen über die Wangen liefen.

„Was fehlt dir, Herr?" redete ihn hier sein Zauberroß an: „Weshalb bist du so traurig?"

Weinend und seufzend erzählte Livoretto, was ihm der Sultan auferlegt habe. Da schüttelte das Pferd mit dem Kopf, und es war, als lächle es.

„Fürchte nichts," sprach es zu seinem Herrn: „die Sache wird besser ausfallen, als du denkst. Geh wieder zum Sultan und verlange von ihm ein Schreiben an seinen Feldherrn, der vor Damaskus liegt, des Inhalts: er solle augenblicklich nach Empfang dieses mit dem Reichssiegel versehenen Befehls die Belagerung aufheben. Auch begehre von dem Sultan Geld, Kleider und Waffen, damit du kühn die heldenmüthige That unternehmen könnest. Und wenn dir auf dem Weg irgend ein Mensch oder ein Thier begegnet und dich um einen Gefallen bittet, sei dienstfertig und schlage nichts ab, was von dir verlangt wird, so lieb dir dein Leben ist. Und wenn Jemand mich dir abkaufen will, willige ein, setze aber einen so ungeheuren Preis, daß jener von dem Handel absteht. Sollte eine Frau mich zu besitzen wünschen, so bezeige dich ihr gefällig, erlaube ihr, mir Kopf, Ohren, Hals und Rücken zu streicheln und sich an mir zu belustigen, so viel sie will, denn ich werde geduldig Alles mit mir vornehmen lassen, ohne ihr Leides zuzufügen."

Livoretto ging nun heiter zum Sultan, forderte und erhielt, was ihm sein Roß angegeben, bestieg es und nahm seinen Weg nach Damaskus, zur großen Freude der vor Neid glühenden Mamelucken und Sklaven, die in ihrem gewaltigen Haß sicher glaubten, er würde nicht lebendig wieder nach Kairo kommen.

Livoretto war schon mehrere Tage gereist, da kam er zu einem Fluß, und aus dem Schlamm des Ufers stieg ein so übler Geruch auf, daß er kaum näher reiten konnte. In diesem Unrath steckte ein Fisch, der schon halb todt war. Sobald der Fisch ihn erblickte, sprach er: „O edler Ritter, sei großmüthig, befreie mich aus diesen Banden, denn du siehst, daß ich kaum noch athme."

Der Worte seines Rosses eingedenk, stieg Livoretto ab, zog den Fisch aus dem Schlamm hervor und wusch ihn rein ab. Der Fisch bezeigte ihm erst seinen Dank für diese Wohlthat, dann sagte er noch: „Nimm die drei großen Schuppen von meinem Rücken, bewahre sie wol, und wenn du einst Hülfe brauchst, lege sie an das Ufer des Flusses, dann werde ich unverzüglich bei dir sein und dir beistehen."

Livoretto nahm die Schuppen, warf den Fisch in die klaren Wellen und bestieg wieder sein Roß.

Nachdem er eine Zeit lang geritten war, traf er auf einen Falken, der mit halbem Leibe im gefrornen Wasser steckte und sich mit aller Mühe nicht daraus losmachen konnte.

Der Falke erblickte ihn und rief ihm zu: „O schöner Jüngling, habe Mitleid mit mir, ziehe mich aus diesem Eis hervor, in dem ich mich gefangen sehe, und sei

gewiß, daß ich dir zum Dank für meine Rettung einst wieder Hülfe bringe, wenn du deren bedarfst."

Livoretto fühlte Mitleiden mit dem Falken, zog ein Messer heraus, das er in der Scheide seines Schwertes stecken hatte, und schlug mit der Spitze desselben so lange auf das Eis, bis es gänzlich zerborst. Dann nahm er den Vogel und steckte ihn in seinen Busen, um ihn zu erwärmen. Als der Falke sich wieder erholt hatte, dankte er seinem Befreier und gab ihm zum Lohn für die erzeigte Gunst zwei Federn, die er unter seinem Flügel trug. „Bewahre sie zu meinem Andenken auf," sagte er ihm dabei, „und wenn du einmal in Noth bist, nimm die beiden Federn und stecke sie an den Rand des Flusses auf, dann werde ich dir zu Hülfe kommen."

Der Falke flog davon und der Jüngling setzte seine Reise fort, bis er zu dem Heer des Sultans kam. Er begab sich sogleich zum Feldherrn, der die Stadt hart bedrängte und übergab ihm sein Schreiben. Der Feldherr hob, nachdem er es gelesen, ohne weiteres die Belagerung auf und kehrte mit seinen Soldaten nach Kairo zurück.

Am Morgen nach dem Abmarsch ritt Livoretto in aller Frühe allein nach Damaskus hinein und nahm seine Wohnung in einem Wirthshause. Er zog sogleich ein schönes Kleid an, mit kostbaren Edelsteinen besetzt, die mit der Sonne um die Wette glänzten, bestieg sein Zauberroß und begab sich damit nach dem Platz vor dem Palast des Königs, wo er es mit solcher Geschicklichkeit tummelte, daß Jedermann stehen blieb, ihm zuzusehen.

Belisandra, die Tochter des Königs, erwachte von dem Lärmen des herbeigelaufenen Volks, stand auf und stellte sich auf einen Balkon, von dem man den ganzen Platz übersehen konnte. Hier erblickte sie den anmuthigen Jüngling auf seinem hohen, herrlichen Roß, und wurde so verliebt in das Roß, wie ein Jüngling in ein schönes Mädchen. Sie eilte zu ihrem Vater und bat ihn, es ihr zu kaufen, weil es ihr überaus gefiele. Seine zärtlich geliebte Tochter zufrieden zu stellen, schickte der Vater sogleich einen seiner Ritter ab, den Jüngling zu fragen, ob er sein Pferd verkaufen wolle, er möge nur einen angemessenen Preis dafür setzen, denn die einzige Tochter des Königs finde großen Gefallen daran.

Der Jüngling erwiderte, es gebe in der Welt nichts, das kostbar genug sei, es zu bezahlen. Und darauf forderte er eine Summe, die den Werth des ganzen Königreichs überstieg.

Als der König von diesem ungeheuren Preis hörte, rief er die Tochter und sagte ihr: „Mein Kind, ich kann nicht, um deinen Wunsch zu befriedigen, mein ganzes Reich für ein Pferd hingeben: entsage ihm also und gräme dich nicht darum, wir wollen schon ein besseres und schöneres für dich anschaffen."

Allein Belisandra, die nicht von dem Pferd lassen konnte, beschwur den Vater, ihr den Besitz desselben nicht zu versagen, koste es auch, was es wolle. Und als sie sah, daß alles Bitten und Flehen den Vater nicht bewegen konnte, lief sie wie eine Verzweifelte zur Mutter und sank ihr halb todt in die Arme. Voll Schrecken, ihre Tochter bleich und entstellt zu sehen, sprach die zärtliche Mutter ihr Trost zu und bat sie, sich nicht zu grämen. „Wenn dein Vater abwesend sein wird,"

sagte sie: „wollen wir Beide mit dem Jüngling sprechen und um das Roß handeln, vielleicht läßt er es uns billiger, weil wir Frauen sind.“

Durch die liebreichen Worte der gütigen Mutter ward Belisandra wieder ein wenig aufgeheitert. Man wartete ab, bis der König entfernt war, dann ließ die Königin dem Jüngling durch einen Boten sagen, er möchte zum Palast kommen und sein Roß mitbringen. Sehr erfreut über diese Aufforderung, säumte Livoretto nicht, sich am Hofe einzustellen. —

„Meine Tochter wünscht sehnlich, euer Roß zu besitzen,“ sagte die Königin zu ihm. „Was ist der Preis desselben?“

„Wolltet ihr mir auch Alles geben, was ihr auf der Welt besitzt, gnädige Frau, dennoch könnte eure Tochter mein Roß nicht dafür erkaufen. Will sie es aber als ein Geschenk von mir annehmen, so steht es ihr zu Dienst. Doch wünsche ich, daß sie es zuvor noch recht beschaue und es selber einmal versuche; es ist geschickt und sanft und man kann es ohne Furcht besteigen.“

Bei diesen Worten stieg er ab und hob die Prinzessin in den Sattel, während er den Zügel hielt und das Roß leitete und regierte. Doch kaum hatte er Belisandra auf eine Steinwurfsweite von der Mutter entfernt, so schwang er sich hinter ihr auf das Pferd, gab ihm die Sporen, und schnell, wie ein Vogel durch die Lüfte fliegt, jagte es davon.

„Bösewicht! Verräther! Wohin führst du mich!“ schrie das erschrockene Mädchen mit lauter Stimme. Allein das Schreien half ihr zu nichts, und Niemand war da, der ihr Hülfe gab. Sie setzten ihren Weg fort, und als sie an das Ufer eines Flusses kamen, zog Belisandra heimlich einen prächtigen Ring vom Finger und warf ihn in das Wasser.

Nach mehreren Tagereisen langte Livoretto mit der Prinzessin in Kairo an und übergab sie dem Sultan, der, voller Freude über ihre große Schönheit, sie mit vielen Liebesbezeugungen empfing. Als Belisandra sich Abends mit dem Sultan in einem reichgeschmückten Zimmer allein sah, sprach sie zu ihm: „Hoffet nicht, o Herr, daß ich jemals mich den Wünschen eurer Liebe füge, wenn ihr nicht zuvor jenen Verräther aussendet, den Ring zu suchen, der mir in den Fluß gefallen ist. Hat er ihn gefunden und mir wieder gebracht, bin ich die Eure.“

Der Sultan, von Leidenschaft entflammt, wollte die Gekränkte nicht noch mehr betrüben; augenblicklich gab er dem Livoretto Befehl, den Ring aufzusuchen und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ihn nicht fände. Der Arme durfte nichts einwenden gegen diesen ausdrücklichen Befehl seines Herrn, obgleich er keine Hoffnung hatte, den Ring jemals zu finden. Er entfernte sich traurig und ging zu dem Stall, wo er in heiße Thränen ausbrach.

Sein Roß fragte ihn um die Ursache seiner großen Betrübniß. Auf seine Erzählung dessen, was vorgefallen, rief er aus: „Sei ruhig, Armer, gedenkst du denn der Worte des Fisches nicht mehr? Merk auf meine Rede, thue, was ich dir sage, und zweifle nicht an dem Erfolg.“

Livoretto that nach dem Rath seines Rosses, er begab sich an jene Stelle des Flusses, wo er mit der Prinzessin herübergekommen war und legte die drei Schuppen

in das grüne Ufer nieder. Siehe, da glitt auf einmal der Fisch einher durch die klaren, leuchtenden Wellen, tauchte bald hier, bald dort aus dem Wasser auf und näherte sich munter dem Jüngling, den kostbaren Ring im Munde tragend. Und als er ihm den Ring in die Hand gegeben hatte, nahm er seine drei Schuppen auf und tauchte wieder unter in die Fluth.

Bei dem Anblick des Ringes verwandelte sich Livoretto's Traurigkeit auf einmal in Freude; ohne Zögern kehrte er zum Sultan zurück, neigte sich ehrerbietig und überreichte in seiner Gegenwart der Prinzessin ihren Ring. Der Sultan hoffte, sie würde, nun sie ihr Begehren erfüllt sah, seine Liebe belohnen, vergebens waren aber Bitten und Liebkosungen.

„Glaubt nicht, Herr," sprach sie: „meine Einwilligung zu erschmeicheln. Ich schwöre, nicht eher die Eurige zu werden, bis dieser falsche Betrüger, der mich mit seinem Pferde auf eine so hinterlistige Weise hinterging, mir das Wasser des Lebens bringt."

Jeden Wunsch seiner geliebten Prinzessin zu erfüllen bereit, ließ der Sultan Livoretto rufen und trug ihm auf, ihr das Wasser des Lebens zu holen, sonst koste es ihm den Kopf. Glühend vor Zorn über diese neue Forderung, beklagte sich der Jüngling gegen seinen Herrn, daß er die treuen Dienste, die er ihm mit Gefahr seines Lebens geleistet, so übel belohne. Allein der verliebte Sultan dachte nur daran, sich Belisandra gefällig zu erzeigen und befahl ihm nochmals, ihr durchaus das Wasser des Lebens zu schaffen.

Mit Thränen der Wuth und des Schmerzes ging der Jüngling fort, indem er sein böses Geschick verwünschte, und begab sich, wie er pflegte, zu seinem Roß. Als dieses ihn in so großer Bewegung sah, sprach es zu ihm: „Was bringt dich so außer dir, Herr? Beruhige dich, sei dir auch das Schlimmste begegnet, denn für Alles giebt es Mittel, nur für den Tod nicht." Und als das Roß die Ursache seiner Bekümmerniß hörte, erinnerte es ihn an den Falken, den er aus dem Eis befreit hatte, und an das schöne Geschenk der beiden Federn.

Da stieg der Jüngling zu Roß, hing eine gläserne wol verwahrte Flasche an seinen Gürtel und ritt nach dem Ort, wo er den Falken erlöst hatte. Dort steckte er die beiden Federn in den Sand des Ufers, wie es ihm gesagt worden. Sogleich erschien der Falke und fragte, was er begehre.

„Das Wasser des Lebens!" sagte Livoretto.

„Es ist unmöglich, Ritter, daß du es jemals holest," sprach der Falke: „denn es wird von zwei grimmigen Löwen und eben so vielen Drachen gehütet, welche unaufhörlich brüllen und Alle jämmerlich zerreißen, die sich nähern, es zu schöpfen. Aber ich will dir die Wohlthat vergelten, die ich einst von dir empfangen habe. Nimm die Flasche, die an deiner Seite hängt, befestige sie unter meinem rechten Flügel und erwarte hier meine Zurückkunft."

Livoretto that nach des Falken Verordnung; dieser stieg in die Höhe, flog hin, wo das Wasser des Lebens zu finden war und füllte verborgener Weise die Flasche; dann kehrte er zu dem Jüngling zurück, übergab sie ihm, nahm seine beiden Federn und erhob sich wieder in die Luft.

Froh, das kostbare Wasser in seinen Händen zu sehen, ritt Livoretto eiligst nach Kairo zurück und begab sich sogleich zum Palast. Er fand den Sultan bei seiner geliebten Belisandra, sich mit schmeichelnden Reden um sie bemühend, und überreichte der Prinzessin freudig das Wasser des Lebens. Da begehrte der Sultan auf's Neue von ihr, nun die Seinige zu werden, doch wie ein Felsen unerschütterlich den Stürmen Trotz bietet, blieb auch sie fest und unbeweglich bei seinen dringenden Bitten und machte ihm die neue Bedingung, er solle dem Livoretto, der ihr eine solche Schmach angethan, mit eigenen Händen den Kopf abschlagen.

Der Sultan wollte nicht in diese grausame Forderung des erzürnten Mädchens willigen; es schien ihm zu hart, den Jüngling zum Lohn für all seine Mühseligkeiten so schmählich umzubringen. Allein die Unbarmherzige ließ nicht von ihrem bösen Vorsatz. Sie ergriff ein Messer, näherte sich dem Jüngling und mit männlicher Kühnheit stach sie ihm, in Gegenwart des Sultans, durch den Hals, so daß er todt zur Erde fiel, ohne daß Jemand wagte, ihm zu Hülfe zu kommen.

Noch nicht zufrieden damit, hieb sie ihm das Haupt vom Rumpf, zerschnitt seine Glieder in kleine Stücke, riß die Nerven von einander und zerstieß die harten Knochen zu Pulver. Darauf nahm sie einen großen kupfernen Kessel, warf die verstümmelten Glieder, so wie alle Knochen und Nerven stückweise hinein und knetete und rührte Alles durcheinander, wie einen Brotteig. Und als sie durch langes Kneten Fleisch und Knochen und Nerven wol mit einander verbunden hatte, bildete sie von dem Teig eine schöne menschliche Form und besprengte sie aus der Flasche, die das Wasser des Lebens enthielt. Siehe, da kehrte der Jüngling augenblicklich in's Leben zurück und war schöner und blühender als je.

Bei dem Anblick dieses Wunders stieg in dem Sultan, der schon sehr alt war, der Wunsch auf, sich auf diese Weise zu verjüngen. Er bat die Prinzessin, sie möchte es doch mit ihm eben so machen, wie mit dem Jüngling. Diese ließ sich nicht lange bitten, des Sultans Begehren zu erfüllen. Sie nahm das noch von Blut rauchende Messer, ergriff ihn mit der linken Hand bei den Haaren und gab ihm einen tödtlichen Stich in das Herz. Dann warf sie ihn in einen nahen Graben, und anstatt sich zu verjüngen, war und blieb er todt und sein Leichnam diente den Hunden zur Speise.

Die Prinzessin ward aber von Allen geehrt und gefürchtet wegen des Wunders, das durch sie geschehen war. Als sie vernommen hatte, der Jüngling sei der Sohn Dalfreno's, Königs von Tunis, und Livoretto sein Name, schrieb sie an seinen alten Vater, gab ihm Nachricht von ihren Begebenheiten und lud ihn ein, sich doch ja, bei ihrer Vermählung mit Livoretto, einzufinden.

Dalfreno, sehr erfreut über diese unerwartete glückliche Nachricht, machte sich augenblicklich auf den Weg nach Kairo, wo er von der ganzen Stadt mit großem Pomp empfangen ward. Wenige Tage nach seiner Ankunft wurde Belisandra die Gattin seines Sohnes Livoretto, der, mit vieler Feierlichkeit auf den Thron von Kairo erhoben, dieses Reich lange Zeit in Frieden beherrschte. Dalfreno aber kehrte vergnügt und froh über das Glück seines Sohnes nach Tunis zurück.

16.

Der Waldmann.

Sicilien ist ein schönes, fruchtbares Land, berühmt wegen seines Alterthums, und mit vielen herrlichen Städten und Schlössern geziert. Hier herrschte vor Zeiten Filippo Maria, ein guter und weiser König, dessen schöne Gemahlin ihm einen einzigen Sohn geboren hatte, dem man den Namen Guerrino gab.

Der König ergötzte sich sehr an der Jagd, denn er war ein starker, kräftiger Mann, dem solch eine Beschäftigung zusagte. Eines Tages war er ebenfalls mit vielen Rittern und Jägern ausgezogen, da sah er aus dem Dickicht einen riesenmäßigen Waldmenschen hervorspringen, von furchtbarem Ansehen und ungeheuren Kräften.

Der König, von zwei Rittern begleitet, ging auf ihn los, griff ihn muthig an und nach einem hartnäckigen Kampf überwand er ihn, ließ ihn binden und führte ihn mit sich nach seinem Palast. Darauf suchte er ein festes, wolverwahrtes Behältniß aus, schloß ihn hinein und befahl, daß man ihn aufmerksam bewachen solle. Ja er wollte sogar die Schlüssel des Gefängnisses keinem Andern als der Königin anvertrauen, so viel war ihm an seinem Waldmenschen gelegen; und täglich machte er sich den Zeitvertreib, ihn zu besuchen.

Nach einigen Tagen ging der König wieder auf die Jagd und empfahl vorher der Königin, wol auf die Schlüssel Acht zu haben. In der Abwesenheit des Vaters bekam der Knabe Guerrino Lust den wilden Mann zu sehen, und ging mit seinem Bogen, woran er einen besondern Gefallen hatte, und einem Pfeil in der Hand an das Gitter des Gefängnisses.

Sobald ihn das Ungeheuer erblickte, kam es heran und fing an, ganz zahm mit ihm zu sprechen; und während es so durch das Gitter mit ihm sprach und ihm liebkoste, wußte es ihm auf eine geschickte Weise den reichen, goldnen Pfeil aus der Hand zu reißen. Darüber weinte der Knabe bitterlich, konnte sich gar nicht zufrieden geben und wollte durchaus seinen Pfeil wieder haben. Der Waldmensch aber sprach: „Wenn du mir mein Gefängniß öffnen und mich befreien willst, gebe ich dir deinen Pfeil zurück, sonst bekommst du ihn nimmermehr." —

„Wie kann ich dich denn herauslassen," sagte der Knabe: „ich weiß ja nicht, wie ich es machen soll." —

„Wenn du Lust hast, mich aus diesem Käfig zu befreien," antwortete der Waldmensch: „will ich dir wol das Mittel dazu angeben." —

„Was ist das für ein Mittel," fragte Guerrino.

„Geh zur Königin, deiner Mutter, und wenn du sie in der Mittagszeit schlummern siehst, suche behutsam unter ihrem Kopfkissen nach, entwende ihr leise, daß sie dich nicht hört, die Schlüssel meines Gefängnisses, bringe sie hierher und

öffne; sobald du geöffnet hast, gebe ich dir deinen Pfeil zurück. Und vielleicht werde ich dir diesen Dienst einst vergelten können."

Aus großer Begier, seinen goldnen Pfeil wieder zu haben, that Guerrino Alles, was ihm der Waldmann gesagt hatte, fand die Schlüssel, brachte sie ihm und sprach: „Hier ist, was du verlangst. Und wenn ich aufgeschlossen habe, so lauf, so weit dich deine Füße tragen, denn bekäme mein Vater, der ein geschickter Jäger ist, dich wieder in seine Gewalt, ganz gewiß ließe er dich tödten." —

„Sei unbesorgt, mein Sohn," sagte der Waldmann, „sobald ich mich in Freiheit sehe, gebe ich dir deinen Pfeil zurück und fliehe so weit von hier, daß weder dein Vater noch ein Anderer mich jemals antreffen sollen."

Guerrino, der schon Manneskraft besaß, bemühte sich so lange, bis er das Gitter geöffnet hatte; der Waldmann gab ihm den Pfeil zurück, sagte ihm Dank für seine Befreiung und eilte davon.

Es war dieser Waldmensch früher ein schöner Jüngling gewesen, der aus Verzweiflung, sich von einer heißgeliebten Jungfrau verschmäht zu sehen, der Liebe und den Freuden der Geselligkeit entsagt hatte, um in dunklen Wäldern unter den Thieren zu leben, sich von Gras und Kräutern zu nähren und mit dem Wasser der Quelle seinen Durst zu stillen. Von dieser Lebensweise hatte der Unglückliche eine dicke, harte Haut und einen langen, struppigen Bart bekommen, und weil er nichts als Kräuter aß, waren ihm Haar, Bart und Haut so grün geworden, daß er einen wahrhaft furchtbaren Anblick gewährte.

Als die Königin erwachte, steckte sie die Hand unter das Kopfkissen, um die Schlüssel hervorzunehmen, die sie stets mit sich führte. Wie bestürzt war sie aber, sie nicht zu finden; sie kehrte das ganze Bett danach um, doch all ihr Suchen war vergebens. Gleich einer Rasenden lief sie zum Gefängniß, und da sie es offen und den Waldmenschen nicht darin fand, durchstrich sie den Palast nach allen Seiten und befragte jeden, der ihr aufstieß, wer die Verwegenheit gehabt hätte, ihr heimlich die Schlüssel des Gefängnisses wegzunehmen. Alle betheuerten, nichts davon zu wissen.

Da traf Guerrino auf die Mutter, sah sie so entrüstet und sprach: „Mutter, beschuldigt keinen wegen des Vorgefallenen, wenn Jemand Strafe verdient, muß ich sie leiden, denn ich habe das Gefängniß geöffnet."

Auf diese Nachricht war die Königin in noch weit größerer Noth, als zuvor. Sie befürchtete, wenn der König von der Jagd nach Hause käme, würde er den Sohn in der Wuth tödten lassen; denn er hatte ihr die Schlüssel empfohlen, als hinge sein ganzes Wohl daran.

Um nun einen kleinen Fehler gut zu machen, beging die Königin einen weit größeren. Ohne Aufschub berief sie zwei treue Diener, empfahl ihnen auf's Dringendste, Sorge für ihren Sohn zu tragen, versah diesen mit einer Menge Goldes, vielen Kostbarkeiten und schönen Pferden und sandte ihn, von den Beiden begleitet, auf gut Glück in die Welt.

Guerrino hatte seine Mutter noch nicht lange verlassen, da kam der König von der Jagd zurück und ging, sobald er vom Pferde gestiegen, zum Gefängnißgitter,

um seinen Waldmann zu besuchen. Wie wüthete er aber, die Thür offen und diesen entflohen zu sehen. Er wollte den tödten, der sich solch eines Vergehens schuldig gemacht, eilte zur Königin, die er traurig in ihrem Zimmer fand, und fragte sie, wer der Frevler sei, der es gewagt habe, das Gefängniß zu öffnen.

„O zürne nicht, Herr," sprach die Königin mit zitternder Stimme: „Guerrino hat dieses Unheil verübt, er selbst hat es mir gestanden." —

Hierauf theilte sie dem König, zu seinem nicht geringen Verdruß, Alles mit, was ihr der Sohn erzählt hatte. Sie setzte hinzu, sie habe aus Furcht, er werde ihn tödten, den Sohn in ferne Länder gesandt, begleitet von zwei treuen Dienern, und mit Geld und Kleinodien reichlich versehen.

Bei dieser Nachricht, die Leid zum Leide fügte, gerieth der König ganz außer sich, und hätten ihn die Hofleute nicht zurückgehalten, er würde seine Frau in jenem Augenblick umgebracht haben. Als er wieder zu sich selbst gekommen und ein wenig besänftigt war, sprach er zur Königin: „Wie konnte es dir einfallen, o Frau, unsern Sohn nach unbekannten Ländern zu schicken? Glaubst du denn, daß mir mehr an diesem Wilden gelegen sei, als an meinem eigenen Fleisch und Blut?" —

Und alsbald sandte er viele Reiter in alle vier Weltgegenden aus mit dem Befehl, nichts unversucht zu lassen, um ihn wiederzufinden. Ihre Bemühungen waren aber fruchtlos, denn Guerrino und seine Diener schlugen so verborgene Wege ein, daß Niemand ihnen auf die Spur kommen konnte.

So hatte nun unser Guerrino manchen Berg und manches Thal durchstreift, sich bald hier, bald dort aufgehalten, und war schön und blühend wie eine Rosenknospe zu dem Alter von sechszehn Jahren gelangt. Da geriethen seine Diener plötzlich auf den teuflischen Gedanken, ihn zu tödten und seine Schätze unter sich zu theilen; sie kamen aber nicht zur Ausführung, weil sie niemals einig mit einander werden konnten.

Eines Tages begegnete ihnen auf ihrer Wanderschaft ein junger, schöner Mann auf einem herrlichen, reichgeschmückten Pferde, begrüßte den Guerrino und sprach: „Wenn es euch, edler Ritter, nicht unangenehm ist, so erlaubt mir, euch zu begleiten." —

„Ein Anstand, wie der eurige," erwiderte Guerrino, „gestattet nicht, eure Gesellschaft auszuschlagen. Ich weiß euch dies Anerbieten Dank und bitte euch, mit uns zu kommen. Wir sind hier fremd und kennen die Wege nicht, ihr werdet die Güte haben, sie uns zu zeigen, und während des Reitens können wir einander etwas von unseren Begebenheiten erzählen, um uns die Reise zu verkürzen."

Der fremde Ritter war aber derselbe Waldmensch, den Guerrino aus der Gefangenschaft seines Vaters befreit hatte. Dieser, der lange unstät umhergeirrt war, hatte zufällig eine schöne Fee erblickt und über sein ungestaltes, wunderliches Ansehen so herzlich gelacht, daß ein Geschwür am Herzen, an dem sie lange gelitten, plötzlich zersprang und sie sich von diesem Augenblick an völlig geheilt fühlte. Die Fee wollte nicht undankbar gegen eine solche Wohlthat scheinen, sie sprach zu ihm: „O du, der du meine Genesung bewirktest, werde aus dem häßlichen

Ungeheuer, das du jetzt bist, zum schönsten Jüngling, den die Welt gesehen hat. Und alle Macht und Gewalt, mit der die Natur mich begabte, theile ich dir mit, daß du nach deinem Willen über Alles walten und schalten mögest." — Nach diesen Worten beschenkte sie ihn noch mit einem Zauberroß und entließ ihn.

Er reiste jetzt mit Guerrino, den er wol kannte, aber nicht von ihm erkannt ward, immer weiter und weiter, bis sie endlich nach Irland kamen, welches damals König Zifroi beherrschte. Dieser König hatte zwei Töchter, Potenzia und Eleutheria genannt, von edlen Sitten, hohem Anstand und schön wie die Liebesgöttin, und so theuer waren sie dem Vater, daß er nur durch seiner Kinder Augen sah.

Als Guerrino mit dem unbekannten Ritter und den beiden Dienern in Irland angekommen war, nahm er eine Wohnung bei einem Bäcker, dem lustigsten Mann im ganzen Lande, von dem sie auf's Beste bewirthet wurden. Am andern Tage that der Unbekannte, als wollte er abreisen, nahm Abschied von Guerrino und sagte ihm vielen Dank für seine Gesellschaft. Allein Guerrino, der ihn lieb gewonnen hatte, wollte ihn durchaus nicht reisen lassen und bat ihn so lange, bis er einwilligte, bei ihm zu bleiben.

In Irland hielten sich in jener Zeit zwei furchtbare Thiere auf, ein wilder Hengst und eine wilde Stute, die Alles in Schrecken setzten und nicht allein die Felder gänzlich verwüsteten, sondern auch Thiere und Menschen auf's Grausamste zerrissen. Das Land war durch diese Bestien in einen so traurigen Zustand versetzt worden, daß kein Mensch mehr dort wohnen wollte. Die Bauern verließen ihre Hütten und Felder und zogen in ferne Gegenden, und Niemand war stark oder muthig genug, sich den Verwüstern zu widersetzen.

Der König war sehr betrübt über ein solches Unglück; er sah sein Land wie ausgestorben daliegen, weder Lebensmittel, noch Vieh, noch Menschen waren mehr darin zu finden, und er wußte doch kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen. Dies brachte Guerrino's Diener auf den Gedanken, sie könnten vielleicht jetzt den Tod ihres Herrn ungestraft bewirken und sich dann seiner Schätze bemächtigen. Denn früher waren sie durch ihre eigene Zwietracht und durch die Ankunft des fremden Ritters an ihrem bösen Vorhaben gehindert worden.

In dieser Absicht nahmen sie sich vor, dem Wirth zu erzählen, welch ein muthiger, tapferer Jüngling ihr Herr sei und wie oft er sich gegen sie gerühmt, er könne jenen wüthenden Hengst tödten, ohne daß Jemand dabei zu Schaden käme. Dieser Bericht, dachten sie, wird schnell zu den Ohren des Königs gelangen, der eifrigst wünscht, die Thiere umgebracht und sein Land befreit zu sehen; er wird alsbald Guerrino rufen lassen und ihn über die Art befragen, dies zu bewerkstelligen, und weiß dieser dann nicht zu antworten, so läßt er ihn tödten und seine Schätze bleiben uns.

Wie gesagt, so gethan; sie banden dem Wirth ihre Lüge auf, dieser war außer sich vor Freuden darüber, eilte zum Palast, beugte ein Knie vor dem König und sprach: „Großer König, wißt, in meinem Hause wohnt ein schöner, fremder Ritter, Guerrino mit Namen. Von dem haben mir seine Diener erzählt, als ich mit ihnen über dieses und jenes sprach, ihr Herr stehe in großem Ruf wegen

seiner Tapferkeit und wisse die Waffen zu führen, wie kein Anderer in unsern Tagen. Und oft soll er sich gerühmt haben, ihm sei es ein Leichtes, das wilde Pferd zu besiegen, welches euer Reich verwüstet." —

Auf diese willkommene Nachricht befahl Zifroi ihm sogleich, er solle den Ritter zu ihm schicken. Der Wirth kehrte schnell nach Hause zurück und sagte zu Guerrino, er solle gleich zum Palast kommen, der König wünsche ihn allein zu sprechen.

Guerrino zögerte nicht, dieser Aufforderung Folge zu leisten; er trat vor den König und fragte, nachdem er ihm die schuldige Ehrerbietung bezeigt, was seine Majestät befehle.

„Ich habe dich rufen lassen, Guerrino," erwiderte ihm Zifroi: „weil ich vernommen, du seist der tapferste Ritter auf der Welt und so gewaltig, daß du dich getrauest, jenen wilden Hengst, der mein Land zerstört, zu bezwingen, ohne Gefahr für dich oder Andere. Hoffst du nun, in einem so ruhmvollen Kampf zu siegen und willst ihn unternehmen, so gelobe ich bei diesem meinem Haupte, dich dergestalt zu belohnen, daß du dein ganzes Leben hindurch glücklich sein sollst." —

Ueber dieses Anmuthen erstaunte Guerrino nicht wenig und läugnete, je dergleichen Reden geführt zu haben, wie man sie ihm nachsagte.

Der König war höchst unwillig über seine Antwort und sagte zornig: „Ich befehle dir, Guerrino, diesen Kampf zu bestehen, es kostet dir das Leben, widerstrebst du meinèm Willen."

Betrübt kehrte der Jüngling in seine Wohnung zurück und wagte nicht, Jemanden seine Noth zu klagen. Als der Unbekannte ihn so traurig sah, wie er nie zu sein pflegte, fragte er ihn theilnehmend um die Ursache seines Kummers. Guerrino konnte der brüderlichen Freundschaft, die zwischen ihnen herrschte, diese liebevolle Frage nicht unbeantwortet lassen und erzählte, was ihm begegnet war.

„Sei gutes Muths," sagte der Andere: „ich werde dir den Weg zeigen, nicht nur dein Leben zu retten, sondern auch in diesem Kampf zu siegen und des Königs Begehren zu erfüllen. Kehre zu ihm zurück und sag ihm, er solle dir bei einem tüchtigen Hufschmid vier Hufeisen machen lassen, rund herum um zwei Zoll länger, als die gewöhnlichen, mit gezacktem Rande und zwei langen scharfen Haken hinten. Damit will ich mein Roß beschlagen lassen, welches gefeit ist, und das Uebrige soll schon gehen." —

Guerrino begab sich also zum König und sprach, wie sein Freund ihm gerathen hatte. Da mußte ungesäumt ein geschickter Hufschmid kommen und erhielt den Befehl, er solle für den fremden Ritter arbeiten, völlig nach dessen Vorschrift. Guerrino ging darauf mit dem Meister zu seiner Werkstatt und bestellte die vier Hufeisen auf oben besagte Weise. Der Meister verlachte ihn aber als einen Narren und wollte sie nicht machen, denn dergleichen waren ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen. Er mußte sich aber am Ende dennoch dazu bequemen, denn Guerrino beklagte sich beim König über ihn, und dieser befahl, der Meister solle entweder die Hufeisen machen oder an Guerrino's Statt mit dem Unthier kämpfen.

Nachdem die Eisen fertig und das Pferd beschlagen und gesattelt war, sprach der Unbekannte zu Guerrino: „Besteig nun mein Roß, zieh unbesorgt aus, und

wenn du das Wiehern des wilden Pferdes hörst, steig hinunter von dem deinigen, nimm ihm Sattel und Zaumzeug ab, und laß es in Freiheit. Du aber erklettre einen hohen Baum und warte dort das Ende ab." Guerrino, von seinem Gefährten wol unterrichtet, wie er sich zu verhalten habe, nahm Abschied und ritt vergnügt davon.

Durch die ganze Stadt war schon das Gerücht erschollen, ein Jüngling habe unternommen, den wilden Hengst zu bekämpfen und wolle ihn gefangen dem Könige überbringen. Deshalb liefen Männer und Weiber an die Fenster, ihn vorbeikommen zu sehen, und Alle wurden von seiner Schönheit und Jugend und seinem edlen Wesen so gerührt, daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten und bedauernd sprachen: „Der Arme, wie er sich freiwillig in den Tod stürzt! Wahrlich, es ist eine rechte Sünde, daß er auf eine so jämmerliche Weise um sein Leben kommen soll!" —

Allein Guerrino ritt heitern Sinnes und männlichen Muthes weiter, ohne sich an etwas zu kehren.

Als er dem Aufenthalt des Unthiers nahe war und es wiehern hörte, stieg er ab, band seinem Roß Sattel und Zaumzeug los, suchte Schutz auf einer hohen Eiche und erwartete dort, das blutige Schauspiel beginnen zu sehen. Kaum war er oben, da kam der Hengst wüthend herbei gerannt, griff das gefeite Roß an und es begann ein furchtbarer Kampf. Denn gleich zwei entfesselten Löwen stürzten sie auf einander los, und der Schaum entfloß ihnen wie grimmigen Ebern, die von schnellen Hunden gehetzt werden. Nach langem muthigen Streit gab das Zauberroß seinem Gegner einen derben Hufschlag mit dem scharfen Eisen, traf ihm den Kinnbacken und zerschmetterte ihn. Dadurch verlor der Hengst alle Kraft und konnte sich nicht länger vertheidigen.

Da stieg Guerrino voller Freuden von dem Baum, schlang dem Thiere einen Strick um den Hals und führte es unter großem Jubel des Volks durch die Stadt zum König, der ihn auf das Ehrenvollste empfing.

Den beiden Dienern aber war dieser Sieg ihres Herrn höchst unwillkommen, denn er vereitelte ihr böses Vorhaben. Voller Aerger darüber ließen sie von Neuem eine Botschaft an den König ergehen, Guerrino könne, wenn er Lust hätte, auch leicht das andere wilde Thier überwältigen.

Zifroi ließ ihn hierauf wieder vor sich kommen und trug ihm auch diese Unternehmung auf; und auf seine Weigerung drohte er ihm, ihn als einen Rebellen an einem Fuß aufhängen zu lassen.

Als Guerrino dem Gefährten sein Unglück erzählte, sprach dieser lächelnd: „Fürchte nichts, Bruder, geh nur zum Hufschmid und bestelle vier andere Hufeisen, noch einmal so groß als die ersten, und mit tüchtigen scharfen Haken versehen. Dann wird es dir eben so gut gelingen, als mit dem Hengst, und du wirst noch weit größeren Ruhm davon tragen."

Die Eisen wurden gemacht, das Roß beschlagen; Guerrino zog wieder aus, und als er dorthin kam, wo die Stute sich aufhielt und sie wiehern hörte, that er, wie er das erste Mal gethan.

Kaum hatte er das Zauberroß frei gelassen, da stürzte das Unthier mit grimmigen Bissen darauf los, und jenes vermochte beinahe nicht, sich zu wehren. Es hielt sich aber wacker und gab der Stute einen so gewaltigen Hufschlag an das rechte Vorderbein, daß sie es nicht mehr rühren konnte.

Da verließ Guerrino den Baum, band die Stute, bestieg sein Roß und kehrte in die Stadt zurück. Hier empfing man ihn jubelnd; Alt und Jung lief neugierig herbei, das gelähmte Ungeheuer zu sehen, und im Triumph begleitete man den Sieger zum Palast, wo er dem König die gefangene Stute überbrachte, die bald darauf an ihrer schweren Verletzung starb. Und so ward das Land gänzlich von seiner Plage erlöst.

Guerrino war indeß in seine Wohnung zurückgekehrt und hatte sich niedergelegt, um auszuruhen; allein ein ungewöhnliches Geräusch in seinem Zimmer ließ ihn nicht schlafen. Er stand auf und hörte, daß es aus einem Gefäß mit Honig kam, worin etwas flatterte, als ob es heraus wolle. Da öffnete er das Gefäß und fand eine Wespe darin, die ängstlich mit den Flügeln schlug und sich nicht von dem Honig losmachen konnte. Mitleidig nahm er das Thierchen heraus und gab ihm die Freiheit.

Noch hatte der König den Guerrino nicht belohnt für seinen zwiefachen Sieg: er glaubte etwas für ihn thun zu müssen, ließ ihn rufen und sprach: „Guerrino, du hast mein Reich errettet und es ist billig, daß ich mich dankbar dafür bezeige. Da mir aber kein anderes Geschenk deinem großen Verdienst angemessen scheint, habe ich beschlossen, dir eine meiner Töchter zur Frau zu geben. Wisse, daß ich deren zwei besitze, Potenzia, der die Locken, mit reizender Kunst geordnet, wie helles Gold glänzen, und Eleutheria, deren Haar wie feines Silber schimmert. Kannst du nun, wenn Beide verschleiert sind, die goldgelockte errathen, so erhältst du sie zur Frau nebst einer reichen Mitgift; erräthst du sie aber nicht, so wird dir das Haupt vom Rumpf geschlagen."

Sehr bestürzt über dieses gefährliche Anerbieten des Zifroi, sprach Guerrino zu ihm: „Großer König, ist dies der Preis meiner Siege? Dies der Lohn meiner Bemühungen? Dies das Ehrengeschenk für die Errettung eures dem Untergang nahen Landes? Wahrhaftig, ich habe etwas Besseres verdient! Und nicht geziemt es einem so hohen Fürsten, dergestalt zu verfahren. Allein ihr wollt es und ich bin in euren Händen. Thut denn mit mir, wie es euch gefällt."

„Geh jetzt," sagte der König, „und zaudre nicht zu lange, bis morgen Abend gebe ich dir Frist, darüber nachzudenken."

Betrübt eilte Guerrino nach Hause und erzählte seinem lieben Gefährten, was der König von ihm verlange. „Sei ganz ruhig," gab ihm dieser zur Antwort, „dir soll geholfen werden. Erinnere dich der Wespe, die du aus dem Honig befreitest, sie wird dich jetzt aus der Verlegenheit ziehen. Morgen nach der Mahlzeit wird sie zum Palast fliegen und dreimal das Gesicht der goldgelockten Prinzessin umschwirren, und diese wird sie jedesmal mit ihrer weißen Hand verjagen. Durch dieses Zeichen wirst du dann erkennen, welches die dir bestimmte Gemahlin ist." —

„Niemals, und wenn ich tausend Jahr alt würde," rief Guerrino aus, könnte ich dir so große Wohlthat lohnen, allein der Vergelter alles Guten wird es gewiß statt meiner thun." —

„Theuerster Bruder," sagte der Andere: „Du bist mir keinen Dank schuldig, es ist endlich Zeit, daß du erfahrest, wer ich sei. Einst halfest du mir aus großer Noth und jetzt wollte ich nur mich meiner Verpflichtung gegen dich entledigen. Mein Name ist Rubinetto und ich bin jener Waldmensch, den du einst aus der Gefangenschaft deines Vaters befreitest."

Darauf erzählte er ihm, wie die Fee ihn verwandelt habe. Guerrino, verwundert und erfreut, umarmte und küßte ihn mit Thränen, und sie schwuren einander brüderliche Treue.

Am anderen Tage gingen Beide zum Palast. Der König befahl, seine geliebten Töchter, Potenzia und Eleutheria sollten, ganz in weiße Schleier gehüllt, vor ihm erscheinen. Als sie gekommen waren und Niemand eine von der andern unterscheiden konnte, sprach Zifroi: „Guerrino, welche von Beiden willst du zur Gemahlin haben?"

Guerrino antwortete nicht und stand sinnend da. Darüber wurde der König ungeduldig und trieb ihn an: „Die Zeit vergeht," sprach er, entschließ dich." —

„Mein König," erwiderte Guerrino: „Du hast mir den ganzen heutigen Tag zur Ueberlegung gegönnt und noch ist er nicht vorüber."

So schwebte Alles in Sorge und Erwartung; da flog die Wespe herbei und umschwirrte das Haupt der goldlockigen Potenzia. Diese erschrak und jagte sie mit der Hand fort; und als die Wespe sich ihr dreimal genaht und Potenzia sie dreimal verscheucht hatte, flog sie davon. Guerrino gab genau darauf Acht und das Vertrauen auf seinen geliebten Rubinetto hob nun jeden Zweifel.

„Wolan," rief jetzt der König, „es ist Zeit, der Sache ein Ende zu machen, wähle also."

Guerrino betrachtete beide Jungfrauen wol, dann legte er die Hand auf das Haupt Potenzia's, die er durch Hülfe der Wespe kannte und sprach: „Mein König, diese ist eure Tochter mit den goldenen Locken."

Da nahm die Jungfrau den Schleier ab und Alle sahen, daß es die Prinzessin Potenzia war.

Der Vater gab sie ihm nun zur Gemahlin, zur großen Freude des ganzen Volks, und Rubinetto, sein treuer Gefährte, bekam die andere Schwester. Hierauf entdeckte Guerrino, daß er der Sohn des Königs von Sicilien sei und Zifroi, dessen Zufriedenheit dadurch vermehrt ward, feierte die Hochzeiten auf's Prächtigste.

Man unterließ nicht, den Eltern des Guerrino Nachricht von dieser Heirath zu geben; und ihre Freude bei einem so unerwarteten Glück war unbeschreiblich, denn sie hatten ihren Sohn für verloren geachtet. Bald darauf kehrte Guerrino in Begleitung seiner geliebten Gattin, seines treuen Bruders und seiner Schwägerin nach Sicilien zurück, wo ihn seine Eltern auf das Zärtlichste empfingen. Und dort lebte er lange Zeit in Glück und Frieden, mit einer blühenden Nachkommenschaft gesegnet.

17.

Das Geschenk der drei Thiere.

An den Gränzen der Lombardei lebte früherhin ein Mann, Bernio mit Namen, dem sich das Glück eben nicht verschwenderisch bewiesen hatte, an Herz und Geist aber stand er Anderen keineswegs nach. Auch Alkia, seine Frau, war, obgleich geringen Herkommens, doch mit vieler Einsicht begabt, ihr Betragen war sittsam und anständig und sie liebte ihren Mann auf's Zärtlichste. Sie wünschten gar sehr, Kinder zu haben, diese Gunst war ihnen aber nicht gewährt, und selten weiß ja auch der Mensch, was er, als das ihm Tauglichste, vom Himmel erbitten solle. Da sie sich nun lange vergebens nach der Erfüllung ihres Wunsches gesehnt hatten, entschlossen sie sich, ein Kind anzunehmen und es wie ein eigenes zu erziehen.

Sie gingen also eines Morgens früh nach dem Ort hin, wo die von ihren Aeltern verlassenen zarten Kinderchen aufbehalten werden, und sahen dort eines, das ihnen schöner und lieblicher schien, als die übrigen; dies nahmen sie zu sich, erzogen den Knaben mit vieler Sorgfalt und hielten ihn in guter Zucht.

Einige Zeit darauf gebar Alkia zur höchsten Freude beider Aeltern auch einen Knaben, der des Vaters vollkommenes Ebenbild war. Valentino, so nannten sie ihn, wuchs bei eifriger Pflege und sorgsamer Erziehung auf, war artig und wolgesittet und liebte seinen Bruder Fortunio so sehr, daß er sich beinahe zu Tode grämte, wenn er entfernt von ihm sein mußte.

Allein die Feindin alles Guten, die Zwietracht, konnte eine so heiße, innige Liebe, wie die ihrige, nicht dulden, sie trat zwischen sie und gab ihnen nur zu bald ihre herben Früchte zu kosten. Denn als sie eines Tages nach Art der Kinder mit einander spielten und schäkerten und dadurch erhitzt waren, verdroß es Valentino, daß ihm Fortunio im Spiel überlegen war, und er gerieth in eine solche Wuth, daß er ihn mehrmals Bastard und schlechter Frauen Kind nannte.

Fortunio war hierüber sehr verwundert und bestürzt. „Ein Bastard bin ich?" rief er aus.

Valentino, noch immer böse auf ihn, blieb kühn bei seiner Behauptung. Da verließ Fortunio ganz niedergeschlagen das Spiel, ging zu seiner vermeinten Mutter und fragte sie mit sanftbittendem Ton, ob er ihr und Bernio's Sohn sei. Alkia gab ihm zur Antwort, er wäre es freilich; und da sie erfuhr, daß Valentino ihn mit Schimpfreden beleidigt habe, drohte sie diesem ernstlich und schwur, ihn derb dafür zu züchtigen.

Allein Fortunio seufzte nur über Alkia's Reden; es schien ihm nun gewiß, daß er ihr rechter Sohn nicht sei, und er drang auf's Neue in sie, es ihm zu sagen, denn er wollte durchaus die Wahrheit wissen. Alkia mußte endlich der Beharrlichkeit Fortunio's und dem Ungestüm seiner Bitten nachgeben und gestand ihm ein, er sei nicht von ihr geboren.

Bei diesen Worten, die dem Jüngling eben so viel Dolchstiche in's Herz waren, stieg seine Betrübniß auf's Höchste. Er fühlte sich gränzenlos unglücklich; dennoch vermochte es sein Schmerz nicht über ihn, daß er Hand an sein Leben legte; vielmehr beschloß er, Bernio's Haus zu verlassen und in der Welt umherzuirren, um zu versuchen, ob ihm das Glück vielleicht einst günstig sein werde.

Als Alkia von diesem Vorhaben hörte, in welchem Fortunio sich mit jedem Augenblick mehr befestigte und sie ihn durch nichts in der Welt in seinem Entschluß wankend machen konnte, wurde sie ganz wüthend auf ihn und stieß in ihrem glühenden Zorn den Fluch gegen ihn aus, er solle, würde er jemals das Meer durchschiffen, von der Sirene eben so in die Tiefe gezogen werden, wie Schiffe von den hohen, sturmbewegten Wellen des Meeres.

Fortunio, von der Heftigkeit und dem Eifer seines Zornes angetrieben, gab nicht Acht auf den mütterlichen Fluch, reiste ab, ohne die Aeltern weiter zu Rathe zu ziehen und nahm seinen Weg nach Westen.

Er war schon weit über Seen und Hügel und rauhes Gebirge gezogen, da kam er eines Tages in einen dichtbelaubten Wald und fand daselbst den Wolf, den Adler und die Ameise, die sich wegen eines erbeuteten Hirsches gewaltig herumbissen und über die Theilung des Wildpretts durchaus nicht einig werden konnten.

Als nun die drei Thiere in diesem heftigen Streit begriffen waren und keins dem andern weichen wollte, fiel es ihnen ein, der Jüngling Fortunio, der eben dazu gekommen, solle über ihren Zwist entscheiden, indem er jedem von ihnen den Theil der Beute zuspräche, der sich nach seinem Urtheil am besten für ihn schicke. Sie waren alle Drei zufrieden mit dieser Uebereinkunft und versprachen einander, sich bei seinem Ausspruch zu beruhigen und sich nicht dagegen aufzulehnen, sollte er auch ungerecht sein.

Fortunio übernahm dieses Amt sehr bereitwillig; er überlegte zuvor reiflich die Art und das Wesen eines jeden der Thiere, und theilte dann die Beute folgender Maßen.

Dem Wolf, als einem gefräßigen und mit Zähnen versehenen Geschöpf, bestimmte er zum Lohn für seine Mühe alle Knochen nebst dem derben Fleische; dem Adler, der ein Raubvogel ist und keine Zähne hat, zahlte er, indem er ihm die Eingeweide und das Fett, welches an Knochen und Fleisch sitzt, zur Speise gab; der geschickten, fleißigen Ameise, welcher jene Kraft mangelt, die Natur dem Wolf und Adler gewährte, theilte er zur Vergeltung für ihre Arbeit das zarte Gehirn zu.

Dieses woldurchdachte, gründliche Urtheil ließ keinen von ihnen unbefriedigt; sie sagten ihm für die ihnen erzeigte Gefälligkeit so viel Schönes sie nur wußten und konnten, und weil Undank eines der schimpflichsten Laster ist, wollten sie alle Drei, einer wie der andere, den Jüngling nicht eher fortgehen lassen, bis Jeder insbesondre ihm diesen Dienst auf's Beste vergolten hätte.

Da sprach denn der Wolf, um ihm seine Erkenntlichkeit für den Rechtsspruch zu beweisen, wie folgt: „Freund, ich gebe dir hiermit die Kraft, jedesmal, wenn du wünschest, ein Wolf zu sein; sobald du sprichst: wär' ich doch ein Wolf,

augenblicklich ein Wolf zu werden, indem du zugleich nach Gefallen deine vorige Gestalt wieder annehmen kannst." Und auf dieselbe Weise wurde er vom Adler und der Ameise belohnt.

Sehr vergnügt über das erhaltene Geschenk, sagte Fortunio ihnen seinen besten Dank dafür, und nahm Abschied von den Thieren.

Er wanderte nun weiter und gelangte endlich nach Polen, einem edlen, volkreichen Lande, welches in jenen Tagen der tapfere und mächtige Odescalco beherrschte.

Dieser König hatte eine Tochter, Doralice genannt, die er gern auf eine ehrenvolle Weise verheirathen wollte. Er ließ deshalb ein großes Turnier ansagen, und nahm sich vor, die Prinzessin keinem Andern zur Ehe zu geben, als Demjenigen, der Sieger in dem Wettkampf sein würde. Viele Herzoge, Markgrafen und andere mächtige Herren waren von allen Seiten herbeigekommen, den kostbaren Preis zu gewinnen.

Der erste Tag des Tourniers war bereits vorüber, und ein garstiger, ungestalteter Sarazene, von wunderlichem Ansehn und schwarz wie Pech, hatte an demselben die Oberhand behalten. Die Königstochter, welche die Häßlichkeit und Unsauberkeit des Sarazenen in Betrachtung zog, war sehr bestürzt, ihn siegreich aus dem ehrenvollen Kampfe hervorgehen zu sehen; traurig legte sie die Wange auf ihre zarte, feine Hand, grämte sich über ihr böses Schicksal, und wünschte eher zu sterben, als die Gemahlin des garstigen Sarazenen zu werden.

Fortunio war indeß in die Stadt gekommen, hatte die festliche Pracht und den großen Zusammenfluß von Rittern gesehen und vernommen, was die Ursach einer so glänzenden Feierlichkeit sei; da entbrannte in ihm ein glühendes Verlangen, auch im Turnier zu zeigen, was seine Tapferkeit vermöge. Weil es ihm aber an allen den Dingen gebrach, deren ein Kämpfer bedarf, war er sehr traurig. Als er nun so mit betrübtem Herzen dastand und die Augen in die Höhe schlug, erblickte er Doralice, die Tochter des Königs, wie sie an einem reichgeschmückten Fenster sitzend von vielen schönen, herrlichen Frauen umgeben, gleich der klaren, belebenden Sonne zwischen geringeren Sternen erschien.

Die Nacht fing breits an, ihre Dunkelheit zu verbreiten, und Alles begab sich nach Hause. Auch Doralice zog sich traurig in ihr schön verziertes Zimmer zurück, wo sie sich einsam an das Fenster stellte. Hier sah Fortunio sie wieder und sprach zu sich selbst: „O! warum bin ich kein Adler?"

Und er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, da wurde er auch schon zum Adler; er flog zum Fenster hinein, verwandelte sich wieder in einen Menschen und stellte sich freien, heitern Muthes der Prinzessin dar. Diese erschrak heftig bei seinem Anblick, und stieß einen so lauten Schrei aus, als ob sie von gierigen Hunden zerfleischt würde.

Der König, der nicht fern von der Tochter war, hörte ihr ängstliches Geschrei, eilte zu ihr, und als er vernahm, es sei ein Jüngling in dem Zimmer, suchte er allenthalben umher. Er fand aber nichts und begab sich wieder zur Ruhe, denn Fortunio war schnell zum Adler geworden und zum Fenster hinaus entflohen.

Kaum hatte sich aber der Vater niedergelegt, da erhub die Jungfrau ihre Stimme auf's Neue, denn der Jüngling war ihr, wie das erste Mal, erschienen. Allein Fortunio, der für sein Leben fürchtete, verwandelte sich auf ihr Geschrei alsbald in eine Ameise und verbarg sich in den blonden Locken des reizenden Mädchens.

Odescalco lief wieder herbei, als er Doralicens Stimme hörte, und wie er Niemanden sah, ward er sehr böse auf sie und drohte der Tochter, es solle ihr übel ergehen, wenn sie noch einmal schreien würde. Darauf ging er ganz zornig fort, in der Meinung, ihre Einbildungskraft habe ihr einen von den Rittern vorgespiegelt, die aus Liebe für sie im Turnier umgekommen waren.

Fortunio, dem des Vaters Worte nicht entgangen waren, sah ihn nicht sobald fortgehen, als er seine Ameisenhülle ablegte und wieder in seiner ersten schönen Gestalt erschien.

Als Doralice ihn erblickte, wollte sie sogleich aufspringen und schreien, allein sie kam nicht dazu, denn der Jüngling verschloß ihr den Mund mit seiner Hand und sprach: „Ich bin nicht hierher gekommen, o Herrin, euch Gut und Ehre zu rauben, sondern um euch zu trösten und euer demüthiger Diener zu sein. Wenn ihr wieder schreiet, so wird entweder euer guter Name, euer unbefleckter Ruf dadurch leiden oder ihr werdet die Ursach meines Todes und des eurigen. Wollet denn nicht, o Beherrscherin meines Herzens, zu gleicher Zeit eure Ehre beschimpfen und unser beider Leben in Gefahr bringen."

Während Fortunio diese Worte sprach, weinte Doralice und konnte sich gar nicht zufrieden geben, denn dieser erschreckende Ueberfall kränkte sie gar zu sehr. Bemüht, das aufgebrachte Gemüth der Jungfrau zu besänftigen, redete ihr Fortunio mit so süßen Worten zu, daß sie einen Felsen würden erweicht haben; es gelang ihm endlich, über ihre Hartnäckigkeit zu siegen und, durch seine Anmuth gewonnen, schloß sie Frieden mit ihm.

Da sie nun den Jüngling so schön und edel und wohlgebildet sah und an die Häßlichkeit des Sarazenen dachte, wurde sie sehr betrübt, daß dieser Sieger im Turnier und dadurch Besitzer ihrer Person sein sollte.

Sie war eben mit diesen Gedanken beschäftigt, als Fortunio ihr sagte: „Fräulein, hätte ich die Mittel dazu, wie gern würde auch ich mich unter die Kämpfer stellen, und mein Herz sagt es mir, ich trüge den Sieg davon."

„Wenn dies geschähe," erwiderte die Prinzessin, „dürfte kein Anderer als Ihr Anspruch an meine Hand machen." Und als sie ihn hierauf ganz in Feuer und mit dem besten Willen zu einer solchen Unternehmung sah, stattete sie ihn mit einer großen Menge Geldes und vielen Edelsteinen aus. Freudig empfing der Jüngling das Geld und die Kostbarkeiten und fragte sie, in welcher Kleidung es ihr am genehmsten sei, ihn erscheinen zu sehen.

„In weißer Seide," erwiderte sie. Und wie sie es angeordnet hatte, so that er auch.

Am folgenden Tage legte Fortunio eine glänzende Rüstung an, darüber zog er einen Waffenrock von weißer Seide mit reicher, goldener Stickerei und

zierlicher Verbrämung, bestieg ein starkes, muthiges Roß, dessen Decke von der Farbe seines Ritters war, und begab sich, ohne von Jemand gekannt zu sein, nach dem Turnierplatz.

Das Volk, schon zu dem ruhmwürdigen Schauspiel versammelt, sah den kühnen, unbekannten Ritter mit der Lanze in der Hand zum Kampf gerüstet; man betrachtete ihn aufmerksam und mit großer Verwunderung und ein Jeder sagte: „Wer mag doch der Unbekannte sein, der sich so anmuthig und prächtig zum Turnier darstellt?"

Fortunio trat in die Schranken und winkte seinem Gegner, ebenfalls einzutreten. Beide legten die knotigen Lanzen ein und stießen auf einander, wie zwei entfesselte Löwen; und so gewaltig traf der Jüngling den Sarazenen an den Kopf, daß dieser rücklings vom Pferde fiel und wie ein Glas, das gegen eine Mauer geworfen wird, todt auf dem Boden liegen blieb. Und so viel ihm deren an diesem Tage im Kampfe begegneten, Alle wurden sie von ihm niedergeworfen. Freudig und bewundernd sah die Prinzessin ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und dankte im Herzen dem Jüngling, der sie aus der Sclaverei des Sarazenen befreit hatte.

Als die Nacht gekommen war und man Doralicen zur Tafel rief, wollte sie nicht erscheinen; sie gab vor, jetzt keine Eßlust zu fühlen und ließ sich auserlesene Speisen und köstliche Weine bringen, um, wie sie sagte, später etwas nehmen zu können, wenn sie dessen bedürfe. Darauf verschloß sie sich in ihr Zimmer, öffnete das Fenster und erwartete den geliebten Freund mit inniger Sehnsucht. Er kam auch wie die vorige Nacht und fröhlichen Sinnes setzten sie sich mit einander zur Mahlzeit.

Ehe Fortunio sich entfernte, fragte er sie, wie er sich morgen kleiden solle. „In grüner Seide, ganz mit Silber und Gold gestickt," gab sie zur Antwort, „und eben so die Decke des Pferdes." Und Alles wurde auch am Morgen auf diese Weise ausgeführt.

Zur bestimmten Zeit erschien der Jüngling auf dem Platz, trat in die Schranken und wenn er den Tag zuvor Beweise seiner gewaltigen Tapferkeit abgelegt hatte, geschah es an diesem Tage noch bei Weitem mehr, so daß Alle einstimmig behaupteten, die reizende Jungfrau müsse die Seinige werden.

Am Abend bediente sich die freudige, überglückliche Doralice desselben Vorwandes, wie in der vergangenen Nacht. Sie schloß sich dann in ihr Zimmer ein, öffnete das Fenster, der Ankunft des kühnen Jünglings harrend, und sie speisten dann ungestört mit einander.

Als er sie nun wieder fragte, was für Kleider er morgen anlegen solle, antwortete sie: „Von dunkelrother Seide, mit Gold und Perlen durchwirkt, und eben so sei auch die Decke des Pferdes verziert; ich selbst werde auf ähnliche Weise gekleidet sein."

„Sollte ich," sagte Fortunio noch, „morgen vielleicht etwas später als gewöhnlich beim Turnier erscheinen, so wundert euch nicht darüber, denn gewiß werde ich nicht ohne gegründete Ursach meine Ankunft verzögern."

Als nun der dritte Tag und die zum Turnier bestimmte Stunde gekommen war, erwartete das Volk mit lebhafter Freude, es beginnen zu sehen; allein wegen der übermäßigen Kraft des tapfern Unbekannten wagte es noch immer keiner von den Kämpfern zu erscheinen. Da er selbst sich aber auch nicht sehen ließ, regte sich nicht allein ein Mißtrauen gegen ihn bei dem Volke, selbst die Prinzessin, obgleich sie auf sein Zögern vorbereitet war, wurde von Zweifeln gequält und die Angst ihres Herzens wurde so gewaltig, daß sie wie ohnmächtig zurücksank. Es hatte jedoch Niemand darauf gemerkt und da sie vernahm, Fortunio nähere sich bereits dem Turnierplatz, kehrten ihre verirrten Lebensgeister augenblicklich wieder.

Fortunio erschien nun in ein herrliches, reiches Gewand gekleidet, auf seinem hohen Roß, dessen Decke vom feinsten Golde, mit glänzenden Rubinen, Saphiren und großen Perlen durchwirkt, nach dem allgemeinen Urtheil ein ganzes Königreich werth war. Sobald der beherzte Kämpfer auf dem Platze anlangte, riefen Alle mit lauter Stimme: „Es lebe der unbekannte Ritter!" Und das Jauchzen und in die Hände Klatschen wollte kein Ende nehmen.

Er trat nun in die Schranken und hielt sich so tapfer, daß er Alle, die sich ihm an diesem Tage entgegenstellten, zu Boden warf, und glorreich den Sieg im Kampfspiel davon trug. Darauf stieg er hinunter von seinem muthigen Roß und wurde unter dem Schall schmetternder Trompeten und anderer Instrumente und unter lautem Jubelgeschrei des Volks, das weit durch die Lüfte drang von den Ersten und Vornehmsten der Stadt auf ihren Schultern zum König getragen.

Als er in des Königs Gegenwart gelangte, legte er den Helm und die glänzende Rüstung ab und dieser sah einen schönen Jüngling vor sich. Da ließ er alsbald die Tochter rufen und gab sie ihm vor allem Volk mit großer Feierlichkeit zur Gattin, und die Feste und Gastereien, die der König bei dieser Gelegenheit anstellte, währten einen ganzen Monat hindurch.

Fortunio war nun eine Zeit lang der glückliche Gatte seiner geliebten Doralice gewesen, es schien ihm aber unziemlich und verachtungswerth, stets im Müßiggang zu verharren und gleich unverständigen Thoren nichts zu thun, als die Stunden abzuzählen. Er beschloß deshalb zu reisen und Länder aufzusuchen, wo er Proben seiner Tapferkeit ablegen könnte. In dieser Absicht rüstete er eine Galeere aus, belud sie mit vielen Schätzen, die ihm der Schwiegervater geschenkt hatte, nahm von diesem und seiner Gemahlin Abschied und reiste ab.

Ein günstiger Wind beschleunigte seine Fahrt so, daß er bald zum atlantischen Meer gelangte; er hatte aber kaum zehn Meilen auf demselben gemacht, als eine Sirene, die größte, die jemals gesehen worden, sich dem Schiffe näherte und einen süßen Gesang anhub.

Fortunio, der an einer Seitenwand der Galeere saß, mit dem Kopf über's Wasser gelehnt, um besser zu hören, schlief ein, und schlafend wurde er von der Sirene hinabgezogen, die augenblicklich entfloh. Da die Schiffsleute ihm nicht zu Hülfe kommen konnten, brachen sie in die schmerzlichsten Klagen aus, behingen

das Fahrzeug mit schwarzen Teppichen und kehrten trostlos zu dem König und seiner unglücklichen Tochter heim.

Und als sie die schreckliche Begebenheit, die sich auf dem Meere zugetragen, erzählten, wurden der König und Doralice bald sinnlos vor Schmerz, das ganze Volk war in großer Betrübniß und Alles legte tiefe Trauer an.

Bald darauf gebar Doralice einen Knaben, der unter der zartesten, liebevollsten Sorgfalt zu einem Alter von zwei Jahren heranwuchs. Da seine kummervolle Mutter sich nun noch immer ihres Gatten beraubt und ohne die mindeste Hoffnung sah, ihn jemals wieder zu besitzen, beschloß sie in ihrer hohen, männlichen Seele, sich dem Meer anzuvertrauen, sollte es auch gegen den Willen des Königs sein, um dort ihr Heil zu versuchen.

Sie ließ eine starke, wohlbewaffnete Galeere ausrüsten, nahm drei wunderbar gearbeitete Aepfel, von denen der eine von Messing, der andere von Silber und der dritte vom feinsten Golde war, sagte dem Vater Lebewohl und bestieg mit ihrem Knaben das Schiff. Der Wind blies frisch in die Segel und sie sah sich bald auf offenem Meere.

Als nun die in Traurigkeit versenkte Prinzessin auf der ruhigen, weiten Flut schwamm, befahl sie den Schiffsleuten, sie nach jenem Ort zu bringen, wo ihr Gatte von der Sirene hinabgezogen ward. Sie befolgten auch ihren Willen; sobald aber das Schiff zu der Stelle gelangte, wo der Vater verschwunden war, fing der Knabe an, bitterlich zu weinen und die Mutter konnte ihn durchaus nicht beruhigen.

Da gab sie ihm den Apfel von Messing und indem das Kind damit spielte, wurde ihn die Sirene gewahr. Sie näherte sich dem Schiff, erhob den Kopf über die schäumenden Wogen und sagte zu Doralice: „Gieb mir diesen Apfel, Frau, denn ich bin ganz verliebt darin."

Die Prinzessin erwiederte, sie wolle ihn ihr nicht geben, es sei der Zeitvertreib ihres Kindes.

„Wenn du die Gefälligkeit haben wolltest, ihn mir zu schenken," sagte die Sirene, würde ich dir deinen Gemahl bis an die Brust zeigen." Als Doralice hörte, daß sie den theuern Gatten sehen sollte, gab sie ihr unverzüglich den Apfel hin. Und die Sirene zur Vergeltung für das schöne Geschenk, zeigte ihr Fortunio bis an die Brust, wie sie es versprochen, tauchte dann wieder in die Flut und ward nicht mehr gesehn.

Der Prinzessin, die kein Auge von ihrem Gemahl verwandt hatte, gab dies nur ein um so größeres Verlangen, ihn ganz zu sehn; da sie sich aber nicht zu rathen noch zu helfen wußte, suchte sie Beruhigung ihres Kummers in ihrem Kinde.

Der Knabe fing nun von Neuem an zu weinen und die Mutter gab ihm den Apfel von Silber um ihn still zu machen. Da erblickte die Sirene auch diesen und begehrte ihn zum Geschenk. Allein Doralice schüttelte den Kopf und verweigerte ihr das Spielzeug ihres Kindes.

„Giebst du mir diesen Apfel," sagte die Sirene, „der weit schöner als der erste ist, so verspreche ich dir deinen Gemahl bis an die Kniee zu zeigen."

Die arme Doralice, die über Alles wünschte, ihren Gemahl zu sehen, setzte in diesem Augenblick die mütterliche Zärtlichkeit hintan und gab freudig den Apfel weg, worauf die Sirene ihr Versprechen hielt und dann wieder in die Wellen tauchte.

Doralice schaute noch immer hin und wußte nicht, was sie anfangen sollte, ihren geliebten Fortunio vom Tode zu erretten. Da nahm sie den weinenden Knaben auf den Arm, um Trost in ihm zu finden; das Kind aber, sich seines Spielwerks, des Apfels, erinnernd, fing an noch heftiger zu weinen, so daß die Mutter sich genöthigt sah, ihm den goldenen Apfel zu geben.

Sobald der gierige Fisch diesen in die Augen bekam, der noch weit schöner als die beiden ersten war, verlangte er ihn ebenfalls zum Geschenk und wußte die Mutter so gut zu überreden, daß sie, der Unzufriedenheit der Kindes ungeachtet, den Apfel hingab. Und weil die Sirene versprochen hatte, sie dafür den Gemahl ganz und gar sehen zu lassen, näherte sie sich, um ihre Zusage zu halten, dem Schiffe, erhob den Rücken ein wenig über das Wasser und zeigte ihr Fortunio völlig, indem sie ihn auf sich sitzend über der Flut hielt.

Dieser, sehr froh, sich in Freiheit zu sehen, sprach eilends: „O wär' ich ein Adler!" Worauf er augenblicklich zum Adler ward und sich leichten Fluges auf den Mastbaum der Galeere schwang. Von dort flog er hinunter in das Schiff, wo er vor Aller Augen seine eigene Gestalt wieder annahm und zuerst seine Gemahlin und sein Kind und dann auch alle Anderen im Schiff mit Inbrunst umarmte und küßte.

In großer Freude über den Wiedergefundenen kehrten sie nun sämmtlich in das väterliche Reich zurück. Bei ihrer Ankunft im Hafen begannen sie Trompeten, Pauken, Trommeln und andere Instrumente erschallen zu lassen. Der König wunderte sich und war sehr begierig zu wissen, was es bedeute. Allein es währte nicht lange, da kam ein Bote und brachte ihm die Nachricht, Fortunio, sein Schwiegersohn, und seine geliebte Tochter wären da. Sie stiegen nun Alle aus dem Schiff und zogen unter großem Jubel und Lärmen nach dem Palast.

In der Folge benutzte Fortunio auch das dritte Geschenk; er verwandelte sich in einen Wolf, zerriß Alle, die ihm heimlich nachstellten und lebte nun lange Jahre mit seiner geliebten Doralice in Fried' und Freude.

18.

Der Dummling.

Es war einmal ein Mann, ein steinreicher Mann, aber weil man auf dieser Welt kein vollkommenes Glück genießen kann, so hatte er einen sehr einfältigen, albernen Sohn, der nicht bis auf drei zählen konnte. Da er nun seine dummen Streiche nicht länger ertragen konnte, so gab er ihm eine gute Hand voll Dukaten

und schickte ihn nach dem Morgenlande, um Handel zu treiben, indem er wol wußte, daß das Reisen in fremden Ländern, der Umgang mit mancherlei Leuten den Geist ausbildet, das Urtheil schärft und den Menschen erfahren macht.

Moscione, dies war der Name des Sohnes, setzte sich also zu Pferde und ritt nach Venedig zu, der Vorrathskammer wunderbarer Dinge, um sich dort auf irgend ein Schiff zu begeben, das nach Kairo unter Segel ginge. Nachdem er ein gutes Stück geritten, sah er einen Menschen am Fuße einer Pappel stehen, zu dem sagte er: „Wie heißt du, mein lieber Junge, woher bist du, und was kannst du?"

Jener antwortete: „Ich heiße Blitzschnell, ich bin von Pfeilstadt und kann wie der Blitz laufen."

„Ich möchte wol eine Probe davon sehen," erwiderte Moscione.

„Wart' nur ein wenig," versetzte Blitzschnell, „so wirst du gleich sehen, ob ich dir etwas vorlüge."

Und indem sie eine kleine Weile so standen, siehe, da kommt eine Hirschkuh über das Feld her.

Blitzschnell läßt sie ein Stück vorauslaufen, um ihr einen Vorsprung zu geben, und macht sich dann mit solcher Schnelligkeit und so leichtfüßig auf die Beine, daß die Spur seiner Schuhe auf einem mit Mehl bestreuten Wege nicht sichtbar gewesen wäre. In ein paar Sprüngen hatte er die Hirschkuh erreicht.

Moscione war sehr verwundert und fragte, ob er bei ihm bleiben wolle, denn er würde ihn ordentlich bezahlen.

Blitzschnell war es zufrieden und sie begaben sich auf den Weg. Sie waren aber noch nicht vier Meilen gegangen, so fanden sie einen andern Burschen, zu dem Moscione sagte: „Wie heißt du, Kamerad, woher bist du und was kannst du?"

Jener antwortete: „Ich heiße Hasenohr, ich bin aus Neugierigthal und wenn ich meine Ohren an die Erde lege, so höre ich, ohne mich von der Stelle zu rühren, was in der Welt vorgeht, alle Listen und Streiche, alle Pfiffe und Kniffe, die ersonnen und gesponnen werden."

„Wenn das wahr ist," erwiderte Moscione, „so sage mir, was bei mir zu Hause vorgeht."

Hierauf legte Jener das Ohr an die Erde und sprach: „Ein alter Mann sagt zu seiner Frau, gelobt sei der Himmel, der mich von diesem Moscione befreit hat, denn wenn dieser Tölpel, der für mich ein wahrer Gram war, durch die Welt umherzieht, so wird er wenigstens zum Menschen werden, nicht länger ein so gar dummer Esel, Faulpelz und Müßiggänger bleiben."

„Genug, genug," sagte Moscione, „du redest die Wahrheit und ich glaub' es. Komm mit mir und dein Glück ist gemacht."

Der junge Mensch sagte zu und nachdem sie sich so auf den Weg gemacht, fanden sie nach zehn Meilen Weges noch einen Dritten, zu dem Moscione sagte: „Wie heißt du, mein wackerer Mann, wo bist du geboren und was verstehst du?"

Jener antwortete: „Ich heiße Punkttreffer, ich bin aus Trefferichtig und treffe mit meiner Armbrust so genau, daß ich eine Erbse von einem Stein schieße."

„Das möcht' ich wol einmal sehen," erwiderte Moscione; und Jener spannte die Armbrust und schoß eine Erbse von einem Steine herunter, worauf Moscione ihn wie die Andern mit sich nahm.

Und nachdem er noch eine Tagereise gegangen war, so traf er auf einige Leute, welche in der größten Sonnenhitze einen Damm aufwarfen.

Er empfand ein solches Mitleid mit ihnen, daß er sagte: „Wie, meine lieben Freunde, haltet ihr es denn bei einer solchen Pferdearbeit in einer Hitze aus, die ein Ei in einer Minute gar kochen könnte?"

Worauf einer von ihnen antwortete: „Wir sind so frisch wie eine Rose, denn wir haben einen jungen Menschen bei uns, der uns dergestalt in den Rükken bläst, als wenn ein Westwind wehte."

„Laßt mich ihn einmal sehen!" sagte Moscione.

Der junge Mensch wurde gerufen und Moscione fragte ihn: „Wie heißt du, woher bist du und was kannst du?"

Jener antwortete: „Ich heiße Blasius, bin aus Windstadt und mache mit dem Munde alle Winde; wenn du einen Westwind willst, so mach' ich ihn dir in einem Augenblick; wenn du einen Nordwind willst, so werf' ich dir Häuser um."

„Was ich nicht sehe, glaub' ich nicht," entgegnete Moscione.

Sogleich fing Blasius an, anfänglich ganz sanft, zu blasen, daß es der Wind schien, der gegen Abend zu wehen anfängt. Dann aber, indem er sich plötzlich gegen einige Bäume umdrehte, erhob er einen solchen Sturmwind, daß er eine Reihe von Eichen umwarf.

Als Moscione dieses sah, nahm er ihn gleichfalls als Begleiter mit sich, und indem sie weiter zogen, fand er noch einen andern jungen Menschen, zu dem er sagte: „Wie heißt du, mit Verlaub? woher bist du, wenn man's wissen darf? und was kannst du, wenn man danach fragen darf?"

„Ich heiße Starkrücken, bin aus Kraftburg und habe solche Gewalt, daß ich einen Berg auf den Rücken nehme und er mir leicht wie eine Feder scheint."

„Wenn das so ist," antwortete Moscione, „so verdientest du der König der Lastträger zu sein, aber ich möchte wol eine Probe deiner Stärke sehen."

Und Starkrücken fängt an, sich eine Bürde Steine, Baumstämme und viele andere Lasten dieser Art aufzuladen, so viel, daß hundert Wagen es nicht fortgeschafft hätten.

Als Moscione dieses sah, nahm er ihn gleichfalls zu sich und so kamen sie denn endlich nach Blumenthal, wo ein König regierte, der eine Tochter hatte, die wie der Wind lief und über ein Saatfeld hingeeilt wär', ohne die Spitzen zu biegen. Er hatte daher eine Bekanntmachung ergehen lassen, daß, wer sie im Laufen erreiche, dem würde er sie zur Frau geben; wer aber zurückbleibe, dem solle der Kopf abgeschlagen werden.

Als Moscione daselbst angelangt war und diese Bekanntmachung vernommen hatte, ging er gleich zum Könige und erbot sich, mit der Tochter zu laufen. Und nachdem er die schöne Bedingung eingegangen war, entweder die Fersen tüchtig in Bewegung zu setzen oder den Kopf zu verlieren, ließ er eines Morgens

dem König wissen, daß er sich nicht wohl befände und da er selber nicht laufen könne, so wolle er anstatt seiner einen Andern schicken.

„Nur immer zu," erwiderte Cianetella, die Tochter des Königs, „mag kommen, wer da will, ich bin für Alle bereit."

Während nun der Platz ganz voll von Leuten war, die den Wettlauf mit ansehen wollten, Fenster und Balkons von Menschen wimmelten, so daß keine Stecknadel zur Erde fallen konnte, erschien Blitzschnell, begab sich an das Ende des Platzes und erwartete das Zeichen.

Da mit einem Male ward auch Cianetella sichtbar mit aufgeschürzten Gewändern, leicht beschuht, und nachdem sie sich neben ihn hingestellt und den Trompetenstoß vernommen, fingen sie an zu laufen mit solcher Schnelligkeit, daß es schien, als würden Hasen von Windspielen verfolgt.

Aber Blitzschnell, der den Namen in der That hatte, ließ sie mehr als eine Elle hinter sich und als sie an dem Ziele ankamen, hörte man alsbald das Schreien, Lärmen, Pfeifen, Händeklatschen und Trampeln der Leute, welche riefen: „Es lebe der Fremde!" worüber Cianetella sehr niedergeschlagen und traurig wurde; voller Schaam, sich besiegt zu sehen.

Weil jedoch der Lauf zweimal unternommen werden mußte, so rechnete sie darauf, den Schimpf wieder gut zu machen, ging nach Hause, bezauberte alsbald einen Ring, daß, wer ihn am Finger trug, nicht nur nicht laufen, sondern nicht einmal gehen konnte und schickte ihn dem Blitzschnell als Geschenk, damit er ihn ihr zu Liebe am Finger trüge.

Hasenohr, der diese List der Königstochter wol vernahm, hielt sich ruhig und erwartete den Ausgang der Sache.

Am frühen Morgen traten sie wieder in die Schranken und fingen von Neuem ihren Lauf an. Cianetella aber schien nicht sowol eine neue Atalanta, als Blitzschnell ein lendenlahmer Esel, denn er konnte keinen Schritt thun.

Aber Punkttreffer, der die Gefahr des Gesellen sah und von Hasenohr gehört hatte, was die Glocke geschlagen, packt seine Armbrust und schießt mit einem Pfeile nach dem Fingerringe Blitzschnell's dergestalt, daß er den Stein aus dem Ringe schoß, in welchem die Kraft des Zaubers saß.

Sogleich wurden die gebannten Beine Blitzschnell's wieder frei, der mit vier Sprüngen die Cianetella überflügelte und den Sieg davon trug.

Als der König den Dummling als Sieger erblickte, überlegte er lange, ob ob er ihm die Tochter geben solle oder nicht. Die Weisen seines Hofes, welche er zu Rath zog, antworteten ihm, daß Cianetella kein Bissen für den Mund eines solchen Tagediebes wäre, wie Jener, und daß er, ohne sein Wort zu brechen, das Versprechen in ein Geldgeschenk verwandeln könnte und daß dies jenem Bettler wol lieber sein müßte, als alle Weiber der Welt.

Dem Könige gefiel diese Antwort und er ließ den Moscione fragen, welche Geldsumme er statt der Frau, die ihm versprochen war, haben wolle.

Dieser berieth sich mit seinen Gefährten und entgegnete: „Ich verlange so viel Gold und Silber, als mein Gefährte hier forttragen kann.

Der König war's zufrieden, ließ den Starkrücken kommen und belud ihn mit einer Menge Koffer voll Dukaten, Säcken mit Kronthalern, Beuteln mit Gulden, Fässern mit Kupfergeld und Kästchen mit Halsketten und Ringen.

Je mehr sie aber auf ihn luden, desto gerader stand er wie ein Thurm, so daß, weil der Schatz, die Banken und die Wechsler nicht Geld genug hatten, der König seine Hofleute umherschickte, um sich Leuchter, Becken, Schalen, Schüsseln, Körbe und anderes Silbergeräth zu leihen.

Aber alles dieses reichte noch nicht hin, um das Gewicht voll zu machen.

Als die Räthe diesen unerwarteten Ausgang erblickten, und sahen, was jene Bettler davon trugen, sagten sie zu dem Könige, es wäre ja eine große Eselei, die ganzen Schätze des Königreichs diesen Leuten mitzugeben und er würde wohl thun, rasch einen Trupp Soldaten nachzuschicken, der ihnen diese kostbare Last wieder abnähme.

Alsbald schickte der König eine Schaar bewaffneter Leute zu Fuß und zu Pferde ab, welche ihnen nachsetzen und sie des Schatzes, welchen Starkrücken forttrug, berauben sollten.

Hasenohr, welcher diesen schlimmen Beschluß vernahm, benachrichtigte seine Genossen davon, während der Staub der Verfolger sich schon bis zum Himmel emporhob.

Blasius aber hatte kaum die Gefahr wahrgenommen, so fing er an, dergestalt zu blasen, daß er alle Feinde nicht nur auf die Erde niederblies, sondern sie auch mit einem Haufen Sand bedeckte, so daß Mascione ohne alles Hinderniß in das Haus seines Vaters zurückkam.

Dort theilte er mit seinen Gefährten den Gewinn, worüber sie nicht wenig erfreut waren. Er selbst blieb bei seinem Vater, steinreich, und man sah in ihm einen goldbeladenen Esel, der das Sprüchwort bewährte:

„Gott schickt den Zwieback dem, der Zähne dazu hat."

19.

Die sieben Tauben.

Es war einmal in dem Lande Arzano eine gute Frau, welche jedes Jahr einen Sohn gebar, so daß ihrer sieben waren, Einer immer etwas größer als der Andere, wie die Orgelpfeifen. Als nun die Söhne etwas herangewachsen waren, sagten sie zu ihrer Mutter Cannetella: „Wisse, liebe Mutter, wenn das Kind, welches du erwartest, diesmal nach so viel Söhnen nicht eine Tochter ist, so sind wir fest entschlossen, das Haus zu verlassen und in die weite Welt zu gehen.

Als die Mutter diese böse Drohung vernahm, bat sie den Himmel, daß er ihren Söhnen diesen Gedanken benehmen und sie vor dem Verlust der sieben Edelsteine, wofür sie ihre Söhne achtete, bewahren möge.

Da nun die Stunde der Geburt herankam, sagten die Söhne zu Gannetella: „Wir werden dort auf jener Anhöhe vor dem Hause warten. Ist es ein Sohn, so setz' ein Dintenfaß und eine Feder auf das Fenster; ist es aber eine Tochter, eine Spindel und einen Spinnrocken. Erblicken wir das Letztere, so wollen wir den Rest unsers Lebens in deinem Hause zubringen, sonst aber vergiß uns nur immerhin, denn dann müssen wir fort."

Als die Söhne sich entfernt hatten, wollte der Himmel, daß Gannetella ein schönes Töchterchen gebar; allein die Amme, welche den Brüdern das Zeichen geben sollte, war so verwirrt, daß sie statt des Spinnrockens und der Spindel das Dintenfaß und die Feder hinsetzte.

Als die sieben Brüder dies sahen, nahmen sie die Beine auf den Buckel und gingen so lange, bis sie nach drei Jahren in einen dichten Wald kamen, in dem das Haus eines wilden Mannes stand. Diesem waren einmal im Schlaf von einer Frau die Augen ausgestochen worden und er war daher ein so großer Feind dieses Geschlechtes, daß er alle Weiber, die er nur in seine Gewalt bekommen konnte, auffraß.

Als die Brüder an das Haus des wilden Mannes gelangt waren, ermüdet von der Reise und erschöpft vom Hunger, baten sie ihn, er möge doch aus Mitleid ihnen ein Stück Brot reichen, worauf Jener antwortete, er würde ihnen zu essen geben, wenn sie ihm dienen wollten, und sie sollten nichts weiter zu thun haben, als Jeder einen Tag bei ihm die Aufwartung machen.

Als die Brüder dies vernahmen, so erschien ihnen solch ein Vorschlag sehr willkommen, sie gingen darauf ein und blieben in dem Dienst des wilden Mannes. Dieser lernte sich ihre Namen auswendig und nannte den einen Giangrazio, den andern Cecchitiello, den dritten Pascale, den vierten Nuccio, den fünften Pone, den sechsten Pezzillo, den siebenten Carcavecchia, denn so hießen die Brüder; und nachdem er ihnen ein Zimmer seines Hauses angewiesen, gab er ihnen den nöthigen Unterhalt, so daß sie ihr Leben ziemlich gut hinbringen konnten.

Unterdessen aber war die Schwester herangewachsen, und da sie von ihrer Mutter hörte, daß sieben Brüder von ihr in die weite Welt gegangen seien und man nichts mehr von ihnen erfahren habe, setzte sie es sich in den Kopf, sie aufzusuchen, und brachte es bei der Mutter so weit, daß diese, von vielen Bitten mürbe gemacht, sie als Pilgerin kleidete und sie gehen ließ.

Sie fing nun an zu wandern und zu wandern und fragte von Ort zu Ort, wer die sieben Brüder gesehen, bis sie endlich in einem Wirthshause Nachricht von ihren Brüdern erhielt. Nachdem sie sich den Weg in jenen Wald hatte zeigen lassen, befand sie sich eines Morgens, als die Sonne mit dem Federmesser der einzelnen Strahlen die von der Nacht auf das Papier des Himmels gemachten Klekse ausradirte, an jenem Orte, wo ihre Brüder wohnten, die sie mit großer Freude erkannten und jenes Dintenfaß und jene Feder verwünschten, welche fälschlicher Weise zu so vielem Unglück Anlaß gegeben. Sie schmeichelten ihr auf tausendfache Weise, hießen sie ruhig in ihrem Zimmer bleiben, damit der wilde Mann sie nicht sähe, und außerdem schärften sie ihr ein, sie solle ja von Allem,

was sie esse, einer Katze, die sich in jener Stube befand, einen Theil abgeben, denn sonst würde das Thier ihr gewiß irgend einen Streich spielen.

Cianna, denn so hieß die Schwester, schrieb sich diesen Rath in die Schreibtafel des Herzens, theilte Alles, was sie hatte, immer brüderlich mit der Katze: dies für mich, dies für dich, dies für die Tochter des Königs. Es trug sich aber zu, daß, als die Brüder im Dienste des wilden Mannes einmal auf die Jagd gegangen war, sie ihr eine Schüssel mit Erbsen zum Kochen zurückließen, und indem sie dieselben auslas, fand sie unglücklicher Weise eine Haselnuß darunter, welche der Stein des Anstoßes ihrer Ruhe wurde. Denn da sie dieselbe verzehrte, ohne die Hälfte davon der Katze zu geben, sprang diese voller Bosheit auf den Heerd und löschte das Feuer aus.

Als Cianna dies sah und nicht wußte, was sie anfangen sollte, lief sie gegen den Befehl ihrer Brüder aus dem Zimmer, ging in die Stube des wilden Mannes und suchte ein wenig Feuer.

Der wilde Mann, der die Stimme eines Weibes hörte, sagte: „Sei mir herzlich willkommen, denn du hast das gefunden, was du suchst. Hierauf nahm er einen Schleifstein, schmierte ihn mit Oel ein und fing an sich die Zähne tüchtig zu schärfen.

Cianna, da sie bemerkte, wie übel sie angekommen war, ergriff ein Stück Holz, lief in ihre Stube zurück, stemmte es gegen die Thüre und schob vor dieselbe Tische, Stühle, Bettstellen, Steine und was sonst noch sich in der Stube befand. Als der wilde Mann seine Zähne gehörig geschliffen hatte, lief er nach der Stube, und da er sie verschlossen fand, fing er an mit dem Fuß dagegen zu schlagen, um sie einzustoßen.

Bei diesem Lärm kamen die Brüder zurück und da sie diese Unruhe gewahrten und sich von dem wilden Manne des Verrathes beschuldigen hörten, daß sie nämlich ihre Stube zum Schlupfwinkel seiner Feindin gemacht hätten, sagte Gangrazio, welcher der Aelteste und Verständigste unter den Brüdern war, zu dem wilden Manne: „Wir wissen nichts von alledem, es könnte wol sein, daß diese verdammte Frau unglücklicher Weise während unserer Abwesenheit sich in das Zimmer geschlichen; da sie sich aber von innen so sehr verschanzt hat, so komm nur mit mir, denn ich werde dich an einen Ort bringen, wo wir ihr, ohne daß sie sich vertheidigen kann, über den Hals kommen werden.

Sie faßten also den wilden Bären bei der Hand und führten ihn an einen ganz tiefen Graben, gaben ihm dort einen tüchtigen Stoß und warfen ihn hinunter. Darauf nahmen sie eine Schaufel und bedeckten ihn mit Erde, ließen sodann die Schwester die Thür aufmachen und lasen ihr tüchtig den Text über das, was sie gethan, und über die Gefahr, in welche sie sich gestürzt hatte, indem sie ihr anbefahlen, in Zukunft vorsichtiger zu sein, vor allen Dingen aber sich zu hüten, Gras in der Nähe des Ortes abzupflücken, wo der wilde Mann begraben sei, denn sonst würden sie Alle in sieben Tauben verwandelt.

„Behüte der Himmel," erwiderte Cianna, „daß ich euch dieses Unglück zufügen sollte." Hierauf setzten sie sich in den Besitz aller Sachen des wilden

Mannes und lebten ganz fröhlich, indem sie warteten, bis der Winter vorübergegangen sein würde und sie sich auf den Weg machen könnten, um nach Hause zurückzukehren.

Eines Tages nun trug es sich zu, daß, als die Brüder gerade ausgegangen waren, Holz zu fällen, um sich gegen die Kälte zu schützen, die von Tag zu Tag heftiger wurde, ein armer Pilger durch jenen Wald kam und einen Affen, der auf einer Tanne saß, neckte; worüber dieser so in Bosheit gerieth, daß er einen Tannzapfen nahm und ihn dem Pilger so heftig an den Kopf warf, daß das Blut herablief und der arme Teufel zu schreien anfing, als wenn er am Spieß steckte.

Cianna lief bei dem Lärm herbei und voll Mitleid für den Verwundeten pflückte sie, ohne sich zu besinnen, eine Hand voll Rosmarin von einem Strauch, der auf dem Grabe des wilden Mannes wuchs, machte von gekautem Brot und Salz ein Pflaster, reichte ihm dann noch ein Frühstück und ließ ihn hierauf seines Weges ziehen.

Während sie nun den Tisch für die Brüder zurecht machte, siehe da kamen sieben Tauben herbeigeflogen und sprachen zu ihr: „Wie viel besser wär' es doch gewesen, man hätte dir die Hände abgehauen, dir, welche du die Ursache alles unsers Unglücks bist, als daß du jenen verdammten Rosmarin abpflücktest, der uns so übel bekommen ist. Hast du denn Katzengehirn gegessen, Schwester, daß du so ganz unsern Rath vergessen, jetzt sind wir nun Vögel geworden, Preis gegeben den Klauen der Hühnergeier, Sperber und Habichte, und Genossen aller der Vögel, die unter dem Himmel umherfliegen. In der That, du hast uns einen schönen Streich gespielt, jetzt sind wir Preis gegeben allen Schlingen und Vogelruthen! Um einem Pilger den Kopf zu heilen, hast du deinen sieben Brüdern die Köpfe zerbrochen, denn uns ist nicht anders zu helfen, als wenn du die Mutter der Zeit findest, die dich lehren kann, was bei unserm Unglück zu thun sei."

Cianna, ganz außer sich vor Schreck, bat die Brüder um Verzeihung und erbot sich so lange in der Welt umherzugehen, bis sie das Haus jener alten Frau gefunden, und indem sie sie bat, immer zu Hause zu bleiben, damit denselben nicht etwas widerführe, bis sie zurückkehre, trat sie sogleich ihre Wanderschaft an und schritt rüstig zu, ohne zu ermüden, denn obwol sie zu Fuß ging, diente doch das Verlangen, den Brüdern zu helfen, ihr als Reitpferd, mit welchem sie drei Meilen in der Stunde mache.

Als sie an ein Ufer kam, wo das Meer heftig an den Felsen brandete, sah sie einen großen Wallfisch, welcher zu ihr sagte: „Mein hübsches Mädchen, was suchst du?"

Sie erwiderte: „Ich suche das Haus der Mutter der Zeit."

„Weißt du, was du thun sollst?" versetzte der Wallfisch, „geh immer dieses Ufer entlang, eben so den ersten Fluß, welchen du antriffst, so wirst du Jemand finden, der dir den Weg zeigt. Aber thu mir den Gefallen, wenn du zu jener guten Alten kommst, sie um eine Gefälligkeit für mich zu bitten: daß sie mir nämlich ein Mittel sage, wie ich sicher umherschwimmen kann, ohne so oft an Klippen zu stoßen und auf den Sand zu gerathen."

„Dafür laß mich nur sorgen," versetzte Cianna, und nachdem sie ihm für seinen Rath gedankt, fing sie an auf dem Kiessand entlang zu laufen und kam endlich nach langem Wege an einen Fluß, ging denselben hinauf und kam auf ein schönes Gefilde, woselbst sie eine Maus antraf, die zu ihr sprach: „Wo gehst du so allein hin, mein hübsches Mädchen?"

Cianna erwiedrte: „Ich suche die Mutter der Zeit."

„Du hast noch lange zu gehen," antwortete die Maus, „aber verliere den Muth nicht, denn jede Sache nimmt ein Ende; geh nur immer gegen die Berge hin, welche, wie die vornehmen Herren sich den Titel Hoheit geben lassen, und du wirst immer eine bessere Nachricht hören, als die du erwartest. Aber thu mir den Gefallen, wenn du bei dem Hause ankommst, so frage doch die gute Frau, wie ich mich von den Nachstellungen der Katzen befreien könne."

Cianna versprach ihr diesen Gefallen zu erweisen und machte sich auf den Weg zu den Bergen hin, welche ihr ganz nahe schienen, aber fast nimmer zu erreichen waren. Als sie doch endlich bei ihnen angekommen war, setzte sie sich müde auf einen Stein nieder, wo sie ein Heer von Ameisen sah, die einen Vorrath von Korn herbeischleppten.

Eine derselben näherte sich der Cianna und fragte sie: „Wer bist du und wohin gehst du?" — Und diese, die gegen Jedermann höflich war, antwortete: „Ich bin ein unglückliches Mädchen, die um eines nöthigen Geschäftes willen das Haus der Mutter der Zeit aufsucht."

„Geh nur immer weiter," erwiderte die Ameise, „denn hinter diesen Bergen liegt eine große Ebene, wo man dir weitere Nachricht geben wird. Aber thu uns einen großen Gefallen und vergiß nicht jene alte Frau zu befragen, wie wir Ameisen etwas länger leben können, denn es scheint mir eine große Thorheit, so großen Vorrath für ein so kurzes Leben zu sammeln."

„Sei nur ruhig," sagte Cianna, „denn ich will die Freundlichkeit, die du mir erwiesen, vergelten," und nachdem sie bei jenen Bergen vorübergegangen, gelangte sie in eine große Ebene, in welcher sie nach einiger Zeit einen hohen uralten Baum fand, welcher zu Cianna sagte: „Wohin gehst du denn so betrübt, liebes Mädchen? Komm unter meinen Schatten und ruhe dich aus."

Sie aber dankte ihm vielmals und entschuldigte sich, weil sie große Eile habe, die Mutter der Zeit aufzusuchen.

Als der Baum dies hörte, so sprach er: „Du bist nicht weit mehr davon; du brauchst kaum einen Tag noch zu gehen, so wirst du auf einem Berge oben ein Haus wahrnehmen, in welchem die Mutter der Zeit wohnt. Aber wenn du so freundlich und gütig sein willst, so bemühe dich doch zu erfahren, was ich thun muß, um die verlorene Ehre wieder zu erlangen, denn ich, der ich früher ein vornehmer Mann gewesen, bin jetzt die Speise der Schweine geworden."

„Laß nur Cianna dafür sorgen," erwiderte diese, „und ich werde mir alle Mühe geben, dir zu dienen."

Nach diesen Worten ging sie fort, ohne anzuhalten, und kam an den Fuß eines unermeßlich hohen Berges, welcher mit seinem Kopfe den Wolken in's

Gesicht stieß. Daselbst fand sie einen alten Mann, der sich vor Müdigkeit in einen Haufen Heu gelegt hatte.

Als dieser Cianna erblickte, erkannte er sie sogleich als die, welche ihm die Kopfwunde geheilt, und nachdem er von ihr gehört hatte, was sie suche, so sagte er zu ihr, daß er der Zeit den Miethzins für seine Wohnung auf Erden bringe und daß die Zeit ein Tyrann sei, der sich aller Dinge auf Erden bemächtigt habe und von Allem Tribut verlange, besonders aber von Menschen seines Alters. Und weil Cianna ihm früher dienstreich gewesen, so wolle er ihr hundertfach vergelten, indem er in Betreff dessen, was sie beabsichtige, ihr einen guten Rath ertheile. Es sei ihm leid, daß er sie selbst nicht begleiten könne, doch sein Alter sei eher dazu bestimmt, hinunter als hinaufzusteigen, und es nöthige ihn, an dem Fuß des Berges zu bleiben, um seine Rechnung mit den Schreibern der Zeit, welches die Mühseligkeiten, Leiden und Gebrechlichkeiten des Lebens seien, in Ordnung zu bringen und die Schuld der Natur zu bezahlen.

Also sagte er nun zu ihr: „Höre wol zu, mein liebes Mädchen, was ich dir sage. Auf der Spitze dieses Berges hier wirst du ein uraltes Haus finden; die Mauern sind voller Risse, die Grundlagen verfault, die Thüren wurmstichig, und mit einem Wort Alles verfallen und zerstört. Hier sieht man zerbrochene Säulen, dort verstümmelte Statuen, und nichts ist daran wohlerhalten als ein Wappen über dem Hauptthor, welches eine Schlange darstellt, die sich in den Schweif beißt, einen Hirsch, einen Raben und einen Phönix. Wenn du hineinkommst, wirst du Feilen auf der Erde liegen sehen, Sägen, Sicheln und hundert und aber hundert Kessel mit Asche. Die sind wie die Apothekerbüchsen mit Namen beschrieben; so lies't man zum Beispiel Korinth, Sagunt, Karthago, Troja und tausend andere Städte, welche untergegangen sind und welche die Zeit dort als Andenken ihrer Thaten aufbewahrt. Wenn du nun dem Hause nahe bist, so verbirg dich so lange seitwärts, bis die Zeit herauskommt; dann schleiche dich hinein und du wirst eine alte uralte Frau finden, deren Bart bis auf die Erde hinabhängt und deren Schädel den Himmel berührt; Haare, weiß wie der Schweif eines Schimmels, bedecken ihr die Fersen; ihr Gesicht ist über und über voll Runzeln — so sitzt sie auf einer Uhr an der Wand, und weil ihre Augenbraunen so groß sind, daß sie die Augen überdecken, so kann sie dich nicht sehen, wenn du kommst. Sobald du nun darin bist, nimm sogleich die Gewichte der Uhr fort und dann rufe die alte Frau an und sag' ihr, was du von ihr haben willst."

„Sie wird zwar nach ihrem Sohne rufen, daß er herbeikommen soll, dich aufzufressen; weil aber der Uhr, auf welcher die Mutter sitzt, die Gewichte fehlen, so kann er nicht gehen, und sie ist gezwungen, dir Alles zu bewilligen, was du forderst. Glaube jedoch nicht eher irgend einem Schwur, den sie dir leistet, es sei denn, daß sie bei den Flügeln des Sohnes schwört; dann glaub ihr und thue, was sie dir sagt, denn du wirst zufrieden gestellt werden."

Mit diesen Worten sank der arme Mann leblos hin und zerfiel in Staub. Cianna nahm seine Asche und nachdem sie ihre Thränen darunter gemischt, machte sie ein Grab und legte sie hinein, indem sie den Himmel um Ruhe für

ihn anflehte. Hierauf erstieg sie den Berg und wartete, bis der Sohn der Alten herauskam. Es war ein Greis mit einem langen, langen Barte, der einen sehr alten Mantel trug, ganz voll mit Zettelchen, auf denen verschiedene Namen geschrieben waren. Er hatte große Flügel und lief so rasch, daß sie ihn bald aus den Augen verlor. Nachdem sie sich in das Haus der Alten geschlichen hatte, ergriff sie plötzlich die Gewichte, nahm sie von der Uhr und sagte darauf der Mutter der Zeit, was sie zu wissen wünschte.

Die Alte stieß einen lauten Schrei aus und rief nach dem Sohne. Aber Cianna sagte zu ihr: „Du kannst dir deinen Kopf an der Mauer zerstoßen, deinen Sohn aber wirst du nicht sehen, so lange ich diese Gewichte halte."

Die alte Frau, da sie sich so festgebannt sah, begann ihr zu schmeicheln, indem sie sagte: „Laß nur gehen, mein liebes Kind, hindre meinen Sohn nicht in seinem Laufe, denn dies hat noch nimmer ein lebender Mensch auf Erden gethan; laß gehen, so wahr Gott dich behüten möge, ich verspreche dir bei dem Scheidewasser meines Sohnes, mit welchem er Alles zernagt, daß ich dir nichts Böses thun werde."

„Verliere keine Zeit," erwiderte Cianna, „du mußt etwas Stärkeres sagen, wenn du willst, daß ich dich loslasse."

„Ich schwöre dir bei jenen Zähnen, welche alles Irdische zernagen, daß ich dich werde wissen lassen, was du wünschest."

„Es hilft dir Alles nichts," entgegnete Cianna, „ich weiß wol, du willst mich hintergehen."

„Nun denn," sagte endlich die Alte, „ich schwöre dir bei jenen Flügeln, welche überall hinfliegen, daß ich dir mehr Gutes thun will, als du denkst. Worauf Cianna die Gewichte der Uhr freigab und der Alten die Hand küßte, die stark nach Schimmel roch.

Als die Alte die Höflichkeit dieses Mädchens sah, sagte sie zu ihr: „Verbirg dich hinter jener Thür und wenn mein Sohn kommt, so werd' ich mir von ihm sagen lassen, was du zu wissen wünschest. Und wenn er wieder hinausgeht, da er nimmer an einem Ort still steht, so kannst du dich auch davon machen, aber laß dich ja nicht hören, denn er ist solch ein Fresser, daß er Niemand verschont, und wenn er sonst nichts hat, so ißt er sich selbst auf und wird dann von Neuem geboren."

Cianna that, wie die Alte ihr sagte, denn nicht lange so kam auch der Sohn schnell, leicht und gewandt hereingeflogen, und Alles, was ihm in den Weg kam, zernagte er. Als er im Begriff war wieder fortzugehen, sagte ihm die Mutter alles das, was sie von Cianna gehört hatte, indem sie ihn bei der Milch, mit der sie ihn genährt, beschwor, ganz genau auf Alles, was sie ihn jetzt frage, zu antworten.

Nach tausend Bitten antwortete der Sohn: „Dem Baum kann man antworten, daß er nie bei den Leuten geehrt sein wird, so lange er einen Schatz unter seinen Wurzeln hat. Den Mäusen, daß sie nie vor der Katze sicher sein werden, wenn sie ihr nicht eine Schelle an den Fuß binden, um sie zu hören, wenn

sie kommt; die Ameisen, daß sie hundert Jahre alt werden können, wenn sie nicht fliegen wollen; denn wenn die Ameise Flügel zu bekommen anfängt, so stirbt sie auch bald. Dem Wallfische, daß er gutes Muthes sei und sich die Seemaus zur Freundin halte, denn sie wird ihm immer als Führerin dienen, so daß er nimmer strandet. Endlich den Tauben, daß wenn sie sich auf die Säulen des Reichthums setzen, sie ihre frühere Gestalt wieder annehmen werden.

Nachdem er dies gesagt, fing er an, sich wieder in Bewegung zu setzen, Cianna aber nahm Abschied von der Alten, und stieg den Berg hinunter. Eben kamen auch die sieben Tauben, welche der Spur ihrer Schwester nachgeflogen waren. Müde von dem langen Fliegen, ließen sie sich alle sieben auf den Hörnern eines todten Ochsen nieder und sie hatten nicht so bald auf denselben Fuß gefaßt, als sie hübsche Jünglinge wurden, wie früher, und voller Verwunderung hierüber die Antwort der Zeit vernahmen und begriffen, daß das Horn als Sinnbild der Fülle die von der Zeit angedeutete Säule des Reichthums sei.

Sie freuten sich herzlich, daß sie ihre Schwester gefunden hatten, und begaben sich auf demselben Wege zurück, welchen Cianna gemacht hatte, und nachdem sie den Baum gefunden, und ihm das, was sie von der Zeit vernommen, berichtet hatten, bat der Baum sie, den Schatz unter ihm auszugraben, da er Ursache sei, daß seine Eicheln ihren Ruf verloren hätten. Nun gruben die sieben Brüder mit einem Grabscheit, welches sie in einem Garten entdeckten, so lange, bis sie einen großen Kasten mit Goldstücken fanden, welche sie unter einander in acht Theile theilten, um sie bequemer fortschaffen zu können. Da sie aber von der Reise und dem Gewicht ermüdet sich neben einem Zaune niedergesetzt hatten und eingeschlafen waren, so kam eine Schaar Räuber, welche die Schlafenden an Händen und Füßen banden, ihnen das Geld fortnahmen und davongingen, und ihnen so nicht nur das Gut raubten, welches sie so eben gefunden, sondern auch das Leben bedrohten, denn ohne Hoffnung auf Hülfe waren sie in Gefahr, entweder vor Hunger zu sterben, oder irgend einem wilden Thiere den Hunger zu stillen.

Während sie nun über ihr unglückliches Schicksal jammerten, kam die Maus herbei, welche zum Dank für die ihr mitgetheilte Antwort der Zeit die Stricke, mit denen sie gebunden waren, durchnagte und sie so in Freiheit setzte. Als sie nun ein Stück weiter gegangen waren, fanden sie unterwegs die Ameise, welche, nachdem sie den Rath der Zeit gehört, Cianna fragte, was sie denn hätte, daß sie so traurig und niedergeschlagen sei?

Und nachdem Cianna ihr das Unglück mitgetheilt und den Verlust, den sie von den Räubern erlitten, antwortete die Ameise: „Sei nur ruhig, denn ich will dir dankbar sein für deine Gefälligkeit. Wisse, daß während ich eine Bürde Getreide unter die Erde schaffte, ich den Ort entdeckte, wo diese Schelme von Räubern ihren Diebstahl verborgen haben, und da sie jetzt einem andern Raube nachgegangen sind, so will ich euch hinführen und den Ort zeigen, damit ihr das Eurige wiederbekommt."

Nach diesen Worten führte sie die Geschwister zu einigen verfallenen Häusern und zeigte ihnen die Mündung einer Grube, in welche Giangrazio als der

Muthigste unter ihnen hinunter stieg; dort fand er alles Geld, was man ihnen genommen hatte, und hierauf begaben sie sich wiederum nach der Meeresküste, wo sie den Wallfisch fanden, und ihm den Rath der Zeit mittheilten.

Während sie nun sich über ihre fernere Reise besprachen, und über Alles, was ihnen zugestoßen war, sahen sie plötzlich in der Ferne, bewaffnet bis an die Zähne, die Räuber kommen, die ihrer Spur nachgefolgt waren. Bei diesem Anblick riefen sie aus: „Weh uns, es ist mit uns vorbei, denn da kommen jene Schelme mit bewaffneter Hand und werden uns wol das Fell über die Ohren ziehen!"

„Habt keine Furcht," erwiderte der Wallfisch, „denn hier bin ich, der euch aus der Gefahr ziehen wird, um euch die mir bezeugte Liebe zu vergelten. Steiget nur auf meinen Rücken und ich werde euch bald in Sicherheit bringen."

Die Unglücklichen, welche sich die Feinde auf dem Nacken und das Messer an der Kehle sahen, stiegen auf den Wallfisch, welcher sich von dem Ufer entfernte und sie bis in die Nähe von Neapel brachte. Da er nicht wagte, die Jünglinge daselbst an's Land zu setzen, weil das Meer dort Untiefen hat, so fragte er sie: „Wo wollt ihr, daß ich euch hinbringe?"

Sie nannten ihm einen bestimmten Felsen und der Wallfisch brachte sie dorthin, von wo aus sie sich von der ersten Fischerbarke, die sie fanden, an's Land setzen ließen, von dort frisch und gesund und reich in ihre Heimath zurückkehrten, Vater und Mutter erfreuten, und durch die so an den Tag gelegte Herzensgüte der Cianna ein glückliches Leben genossen, so daß sich das alte Wort wiederum bestätigte: Jede gute That hat ihren Lohn.

20.

Herr Scarpacifico.

Zu Postema, einem Dorf in der Nähe der Stadt Imola, lebte einmal ein Mann, Namens Scarpacifico, der war sehr reich, aber eben so karg und geizig. Er hatte eine Haushälterin, mit Namen Nina, ein kluges, listiges Weib, die es mit jedem Manne aufnehmen durfte. Da sie zugleich verständig und gewissenhaft ihr Amt verwaltete, hielt sie ihr Herr sehr in Ehren.

Scarpacifico war in früheren Jahren einer der rüstigsten Burschen in der ganzen Umgegend gewesen, seitdem er aber alt geworden, konnte er kaum noch mit großer Anstrengung zu Fuße gehn, so daß ihm seine treue Dienerin beständig zuredete, er möge sich doch ein Pferd kaufen; er verkürze sein Leben, wenn er in solchem Alter seine Füße so sehr anstrenge. Endlich gab Herr Scarpacifico den Bitten und überzeugenden Gründen seiner Haushälterin nach, und begab sich eines Tages nach dem Markt, wo er ein Maulthier gesehn hatte, welches ihm für sein Bedürfniß grade geeignet schien. Er kaufte dasselbe um sieben Goldgulden.

Nun traf es sich, daß zu gleicher Zeit drei lustige Gesellen auf dem Markt waren, die weit lieber von fremdem Gut lebten als von eigenem, wie das auch heut zu Tage noch häufig der Fall ist. Kaum sahen sie, daß Scarpacifico ein Maulthier kaufe, so sprach der eine von ihnen zu seinen Spießgesellen: „Kameraden, ich sage euch, dieses Maulthier muß unser werden."

„Wie soll das geschehn?" fragten Jene.

„Wir müssen, Einer von dem Andern eine ziemliche Strecke entfernt, ihm auf der Straße begegnen, und dann muß Jeder von uns einzeln gegen ihn behaupten, das Maulthier, welches er gekauft, sei ein Esel. Gebt Acht, wenn wir nur fest dabei verharren, so wird das Maulthier bald unser sein." — Da dieser Vorschlag auch den Uebrigen gefiel, vertheilten sich alle Drei wie verabredet auf der Straße.

Als nun Scarpacifico vorüber kam, stellte sich einer der Spitzbuben, als käme er einen andern Weg, als den vom Markt her, und sagte: „Gott behüte euch, mein Herr!" —

„Schönen Dank, mein Freund!" erwiderte Jener.

„Wo kommt ihr her?" fragte der Dieb.

„Vom Markt," war die Antwort.

„Und was habt ihr Gutes da gekauft?" fragte der Spitzbube weiter.

„Dieses Maulthier."

„Welches Maulthier?"

„Das, worauf ich reite," entgegnete Scarpacifico.

„Sprecht ihr im Ernst oder treibt ihr euren Scherz mit mir?"

„Wie so?"

„Weil mir das nicht ein Maulthier, sondern ein Esel zu sein scheint."

„Was, ein Esel?" schrie Scarpacifico, und ritt, ohne ein Wort weiter zu verlieren, seines Weges. Noch nicht zwei Bogenschüsse weiter, so begegnete er dem zweiten Spießgesellen. „Guten Tag, mein Herr," redete dieser ihn an, „woher kommt ihr?"

„Vom Markt," antwortete Scarpacifico.

„War dort billig zu kaufen?" fragte der Andere.

„Ei ja," erwiderte Scarpacifico.

„Habt ihr auch einen guten Kauf gemacht?"

„Ich habe das Maulthier gekauft, welches ihr hier seht."

„Ist es möglich?" rief der Schelm, „das habt ihr für ein Maulthier gekauft?"

„Allerdings."

„Du lieber Himmel, es ist ja ein Esel!"

„Wie, ein Esel!" wiederholte sich Scarpacifico; „wenn mir das noch ein Einziger sagt, so mach' ich ihm ein Geschenk mit dem verwünschten Thier."

Als er so seinen Weg fortsetzte, kam ihm der dritte Gauner entgegen und sprach ihn an: „Gott grüß' euch, mein Herr; kommt ihr vielleicht vom Markte?"

„Ja wol," entgegnete Scarpacifico.

„Was habt ihr da Schönes gekauft?" fragte der schelmische Gesell.

„Ich habe das Maulthier gekauft, welches ihr hier seht."

„Wie, ein Maulthier, sagt ihr das im Ernst oder habt ihr mich zum Besten?"

„In allem Ernst," sagte Scarpacifico, „es fällt mir nicht ein, zu spaßen."

„O ihr armer Mann," rief der Betrüger, „seht ihr denn nicht, daß das ein Esel und kein Maulthier ist? Das sind nichtswürdige Leute, die euch so angeführt haben."

„Das haben mich vor kurzem schon zwei Andere versichert," sagte Scarpacifico, „aber ich hab' es nicht glauben wollen." Damit stieg er von dem Maulthier herab und sprach: „Behaltet das Thier, ich mache euch ein Geschenk damit." Der Spitzbube nahm es, dankte verbindlichst und ritt zu seinen Gefährten, während Herr Scarpacifico seine Reise zu Fuß fortsetzte.

Scarpacifico war kaum zu Hause angelangt, so erzählte er gleich seiner Haushälterin, er habe ein Thier gekauft, in festem Glauben, daß es ein Maulthier sei, es sei aber ein Esel gewesen, und weil ihm das Mehrere, denen er unterwegs begegnet, versichert hätten, habe er es zuletzt verschenkt.

„O ihr einfältiger Mann," rief Nina, „merkt ihr denn nicht, daß man euch einen Streich gespielt hat? Wahrhaftig, ich hätte euch für verschlagener gehalten, meiner Treu', mich hätten sie nicht so anführen sollen!"

„Gieb dich zufrieden," entgegnete Herr Scarpacifico, „sie haben mir einen Streich gespielt, ich will ihnen zwei spielen; denn ganz gewiß werden diejenigen welche mich einmal so angeführt haben, sich mit dem Esel nicht begnügen, sondern versuchen, ob sie mir nicht mit irgend einer neuen List noch etwas aus den Händen locken können."

Nun wohnte in jenem Dorfe nicht weit von Scarpacifico's Hause ein Bauer, der hatte zwei Ziegen, die sich so ähnlich sahen, daß man sie nicht von einander unterscheiden konnte, Scarpacifico kaufte sie alle beide, bezahlte sie mit baarem Gelde und hieß Nina am folgenden Tage ein gutes Mittagsmahl zubereiten, weil er einige seiner Freunde zu Gast bitten wolle. Er befahl ihr, Kalbfleisch zu kochen, die Hühner und das Nierenstück zu braten, und gab ihr das nöthige Gewürze, um ein gutes Ragout und eine Torte nach ihrer Weise zu machen. Sodann nahm er eine von den Ziegen, band sie an einen Zaun im Hofe, und gab ihr zu fressen; der andern aber legte er einen Strick um den Hals und führte sie auf den Markt.

Kaum war er dort angekommen, als die drei Herren des Esels ihn augenblicklich entdeckten, an ihn heran kamen und sagten: „Schön willkommen, Herr Scarpacifico, was führt euch hieher, wollt ihr irgend etwas Schönes einkaufen?"

„Ich bin gekommen," versetzte er, um Lebensmittel einzukaufen, weil einige meiner Freunde heut Mittag bei mir essen werden, und es sollte mich sehr erfreuen, wenn ihr mir ebenfalls diese Ehre erweisen wolltet."

Die Spießgesellen nahmen diese Einladung bereitwillig an. Nachdem nun Herr Scarpacifico Alles eingekauft hatte, was er bedurfte, legte er den ganzen Vorrath auf den Rücken der Ziege und sagte in Gegenwart der drei Gauner zu der Ziege: „Geh' jetzt nach Hause und bestelle bei der Nina, daß sie dies Kalbfleisch koche und dies Nierenstück und die Hühner braten lasse; sage ihr auch, daß sie von diesem Gewürz ein Ragout und eine gute Torte ganz nach ihrer Weise zubereite. Hast du mich auch verstanden? Nun, so geh' mit Gott!"

Die mit den Lebensmitteln beladene Ziege sah sich nicht so bald in Freiheit, als sie über Hals und Kopf fortlief, und man weiß bis heutigen Tages nicht, in wessen Hände sie gerathen ist. Scarpacifico aber, die drei und einige andere seiner Freunde gingen noch eine Zeitlang auf dem Markte umher und als es ihnen Zeit schien, begaben sie sich nach Scarpacifico's Wohnung.

Als sie in den Hof traten, bemerkten sie die Ziege, die an einen Zaun gebunden das verzehrte Gras wiederkäuete. Sie waren nicht wenig erstaunt darüber, denn sie glaubten, es sei dies die nämliche Ziege, welche Scarpacifico mit dem Vorrath beladen und nach Hause geschickt hatte. Sie waren kaum in das Haus getreten, als Herr Scarpacifico zu seiner Wirthschafterin sagte: „Nina, hast du gethan, was ich dir durch die Ziege bestellen ließ?" Das pfiffige Weib, die ihren Herrn sogleich verstand, antwortete: „Ja wol, ich habe die Hühner und das Nierenstück gebraten und das Kalbfleisch kochen lassen."

„Nun, es ist gut so," sagte Scarpacifico.

Die drei Gesellen, da sie den Braten, das Kochfleisch und die Torte am Feuer sahen und die Worte der Nina hörten, geriethen außer sich vor Verwunderung und fingen an unter sich zu rathschlagen, wie sie es anstellen sollten, die Ziege in ihre Gewalt zu bekommen. Endlich gegen Ende der Mahlzeit, nachdem sie vergebens auf eine List gesonnen hatten, mit der sie den Scarpacifico auf gute Art um die Ziege betrügen könnten, sagten sie zu ihm: „Mein werther Herr, diese Ziege müßt ihr uns verkaufen."

Scarpacifico entgegnete, er thue dies allerdings nicht gern, weil man den Werth dieses Thieres mit allem Gelde der Welt nicht bezahlen könne; indeß, wenn sie sich's einmal in den Kopf gesetzt hätten, sie zu haben, so wolle er sie um funfzig Goldgulden ablassen.

Die Gauner, welche einen trefflichen Handel zu machen glaubten, zahlten ihm ohne Weiteres die funfzig Goldgulden hin. „Ich sage euch aber," bemerkte Scarpacifico, daß ihr euch nicht über mich beklagt, wenn die Ziege anfänglich ihre Schuldigkeit noch nicht thut, denn in den ersten Tagen, so lange sie mit euch noch nicht bekannt ist, könnt ihr dies nicht von ihr verlangen."

Jene aber gaben ihm gar keine Antwort, gingen ganz vergnügt davon und führten die Ziege nach Hause, wo sie zu ihren Frauen sagten: „Morgen braucht ihr nicht eher das Mittagbrot zu kochen, als bis wir euch das Nöthige dazu nach Hause schicken."

Am andern Tage gingen sie auf den Markt, kauften Hühner und andere Eßwaaren für den Mittagstisch und nachdem sie das Ganze auf den Rücken der Ziege gepackt hatten, welche sie mit sich führten, sagten sie ihr Alles, was sie ihren Frauen bestellen sollte. Als die mit dem Vorrath beladene Ziege sich in Freiheit sah, lief sie davon und machte sich so weit aus dem Staube, daß sie nie wieder etwas von ihr zu Gesichte bekamen.

Als die Stunde des Mittagessens herangekommen war, begaben sich alle drei nach Hause und fragten ihre Frauen, ob nicht die Ziege mit den Lebensmitteln angekommen sei und ob sie das gethan hätten, was die Ziege in ihrem Auftrag ihnen bestellt habe.

„O ihr Narren und Dummköpfe, die ihr seid," riefen die Weiber, „wie könnt ihr glauben, daß ein Thier eure Dienstmagd vorstellen könne? Man wird euch schön betrogen haben! Natürlich weil ihr alle Tage Andere betrügt, so hat man euch wieder einen Streich gespielt und am Ende seid ihr die Angeführten geblieben."

Als die Genossen merkten, daß Scarpacifico sie zum Besten gehabt und sie um funfzig Goldgulden gebracht habe, geriethen sie in so heftigen Zorn, daß sie ihn umbringen wollten und nahmen sogleich ihre Waffen, um ihn aufzusuchen.

Der schlaue Scarpacifico aber, der für sein Leben besorgt und in beständiger Furcht war, die drei Gesellen, die er immer vor Augen hatte, könnten ihm irgend etwas Schlimmes zufügen, sagte zu seiner Haushälterin: „Nina, nimm diese Blase, welche mit Blut gefüllt ist, und stecke sie unter deinen Mantel, denn, wenn jene Räuber kommen, so will ich alle Schuld auf dich schieben, ich werde mich sehr aufgebracht gegen dich stellen, mit dem Messer nach dir stoßen und die Blase durchstechen, dann mußt du auf die Erde hinfallen, als ob du todt wärest; für das Uebrige laß mich nur sorgen."

Kaum hatte Scarpacifico diese Worte gesagt, als die Räuber ankamen und auf ihn zuliefen, um ihn zu tödten.

„Meine Freunde," rief ihnen Scarpacifico zu, „was ihr immer gegen mich habt, ich bin außer aller Schuld; vielleicht hat diese meine Haushälterin euch irgend eine Beleidigung zugefügt, von der ich nichts weiß!" Und mit diesen Worten wendete er sich gegen Nina, nahm das Messer, stieß nach ihr und durchstach die mit Blut gefüllte Blase. Die Haushälterin, welche sich todt stellte, fiel nieder und das Blut floß stromweise über den Boden.

Scarpacifico that, als ob er bei dem Anblick dieses entsetzlichen Vorfalls von Reue ergriffen werde und schrie mit lauter Stimme: „Ach, ich Unglücklicher! was habe ich gethan! wie ein Rasender hab' ich diese Frau getödtet, welche die Stütze meines Alters war! Wie werd' ich länger ohne sie leben können!" Darauf nahm er eine Pfeife und blies hinein und wie er eine Zeitlang geblasen hatte, sprang Nina munter und gesund wieder in die Höhe.

Die Gauner geriethen hierüber in noch größere Verwunderung als früher, vergaßen allen Zorn, kauften die Pfeife um zweihundert Goldgulden und kehrten ganz vergnügt nach Hause zurück.

Nicht lange indeß, so zankte sich einer von ihnen mit seiner Frau und in der Wuth stieß er ihr ein Messer in die Brust, so daß sie todt zur Erde fiel. Der Mann nahm die Pfeife, welche Scarpacifico ihnen verkauft hatte und blies aus allen Kräften, in der Hoffnung, sie wieder in's Leben zu rufen. Aber er blies vergebens, denn ihre arme Seele war bereits in ein anderes Leben hinübergegangen.

Als der eine von seinen Gefährten dies vernahm, sagte er: „Dummkopf du, du hast es nicht recht gemacht, laß mich's einmal versuchen!" Und damit nahm er seine Frau bei den Haaren, schnitt ihr mit einem Rasirmesser die Kehle ab, nahm dann die Pfeife und blies nach allen Kräften, aber er konnte sie nicht wieder lebendig machen. Ebenso that auch der Dritte, so daß sie nun alle Drei ohne Weiber waren.

Voller Wuth rannten sie nach dem Hause Scarpacifico's, ließen sich durch keine Entgegnungen und Ausreden zurückhalten, sondern nahmen ihn und steckten ihn in einen Sack, um ihn in dem nahen Fluß zu ertränken. Auf dem Wege dahin setzte sie plötzlich irgend ein Geräusch in Schrecken, so daß sie den Sack mit Scarpacifico in Stich ließen und sich davon machten.

Bald darauf kam zufällig ein Schäfer mit seiner Heerde vorüber, und während er langsam hinter den Schafen einherging, welche sich an dem fetten Grase ergötzten, hörte er eine klägliche Stimme: „sie wollen sie mir durchaus geben und ich will sie nicht, denn ich bin zu alt, ich kann sie nicht nehmen." Der Schäfer war ganz verwundert, er konnte nicht begreifen, woher diese Worte kämen, welche einigemal wiederholt wurden, und wandte sich bald da, bald dorthin. Endlich erblickte er den Sack, in welchem sich Scarpacifico befand, ging hinzu und während jener immer dieselbe Klage wiederholte und laut jammerte, band er den Sack auf und fand den Scarpacifico, welchen er fragte, weshalb man ihn hier in diesen Sack gebunden habe.

Scarpacifico antwortete ihm, der Herr des Landes habe ihm durchaus eine seiner Töchter zur Frau geben wollen, allein er habe sie ausgeschlagen, weil er zu alt und zu hinfällig sei. Der arme Schäfer, welcher seinen Worten vollkommen Glauben schenkte, fragte ihn: „Glaubt ihr wol, daß der Herr mir sie geben würde?"

„Ich glaube gewiß," antwortete Scarpacifico, „wenn du, wie ich, in diesen Sack gebunden wärest. Darauf steckte er den einfältigen Hirten auf seine Bitte in den Sack, band ihn fest zu und trieb die Schafe weit fort.

Es war noch keine Stunde vergangen, siehe da, so kamen die drei Schelme zu dem Ort zurück, wo sie den Scarpacifico im Sack gelassen hatten, und ohne weiter hineinzusehen, nahmen sie den Sack auf die Schultern und warfen ihn in den Fluß. So endigte also der arme Schäfer anstatt Scarpacifico's jämmerlich sein Leben.

Jene, mit ihrer Rache zufrieden, machten sich nun auf den Weg nach Hause; da bemerkten sie eine Schafheerde, die nicht weit von ihnen weidete. Sie hätten gern einige Lämmer davon gestohlen und näherten sich der Heerde, — wie erstaunten sie aber, Herrn Scarpacifico, den sie im Fluß ertrunken meinten, als den Hirten derselben zu finden. Sie fragten ihn, wie er es denn angefangen habe, aus dem Fluß zu kommen, worauf er ihnen zur Antwort gab: „Geht nur, ihr seid nichts weiter als dickköpfige Esel, ohne Verstand. Wenn ihr mich noch so viel tiefer hineingeworfen hättet, so wäre ich mit zehnmal so viel Schafen wieder zurückgekehrt."

Als die Drei dies hörten, sagten sie zu ihm: „O mein Herr, möchtet ihr uns wol die Liebe erweisen, uns in Säcke zu stecken und in den Fluß zu werfen, damit wir aus Dieben Besitzer von Schafheerden würden?"

„Ich bin bereit," sagte Scarpacifico, „zu thun, was euch gefällt; es giebt nichts auf der Welt, was ich nicht aus Liebe zu euch thäte." Und damit nahm er drei tüchtige Säcke von starkem Zwillich, steckte jene hinein, band sie so fest zu, daß sie sich nicht wieder losmachen konnten und warf sie in den Fluß. Also

fuhren die Seelen der drei Schelme zur Hölle, aus welcher sie gekommen waren. Herr Scarpacifico aber kehrte reich an Geld und Schafen nach Hause zurück zu seiner treuen Nina und lebte noch manches Jahr fröhlich und guter Dinge.

21.

Die drei Citronen.

Der König von Torre-Longa hatte einen Sohn, der sein Augapfel war und auf den er alle seine Hoffnung gegründet hatte, so daß er gar nicht die Stunde erwarten konnte, wo er für ihn eine gute Heirath finden und Großvater genannt werden würde. Aber dieser Prinz konnte die Frauen so wenig leiden, daß, wenn man nur von ihnen redete, er den Kopf schüttelte und sich hundert Meilen weit weg wünschte, so daß der arme Vater, als er die Hartnäckigkeit seines Sohnes sah, dermaßen traurig, verdrießlich und niedergeschlagen ward, wie ein Kaufmann, dessen Handelsfreund bankerott gemacht hat, wie ein Eseltreiber, dem das Vieh gefallen ist.

Aber weder die Thränen des Vaters erweichten den Prinzen, noch bewegten ihn die Bitten der Unterthanen, noch erschütterten ihn die Rathschläge redlicher Männer, welche ihm die Freude seines Vaters, das Bedürfniß des Volkes und sein eigenes Interesse vorstellten, indem er der letzte Sprößling des königlichen Blutes sei. Weil jedoch in einer Stunde sich oft mehr zuzutragen pflegt, als in hundert Jahren, und man nicht sagen kann, auf diesem Wege soll's nicht gehen, so begab es sich, daß, als man eines Tages bei Tafel saß, der Prinz eine Sahntorte mitten durchschneiden wollte, und sich, indem er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Unterhaltung richtete, dabei einen Schnitt in den Finger gab.

Das Blut strömte auf die Sahntorte und gab dieser eine so schöne Farbenmischung, daß den Prinzen plötzlich der Wunsch ergriff, eine Frau zu finden, die gerade so weiß und roth sei, wie jenes von seinem Blut gefärbte Gericht, und er sagte zum Vater: „Herr Vater, wenn ich sie nicht so bekomme, wie ich sie wünsche, dann ist es mit mir vorbei. Nie erweckte irgend eine Frau mir das Blut und jetzt wünsche ich eine Frau, wie mein Blut. Daher entschließe dich, wenn du willst daß ich lebe und gesund sei, mir die Erlaubniß zu geben, die Welt zu durchstreifen, um eine Schönheit zu suchen, die ganz dieser schönen Farbenmischung entspricht. Sonst ist mein Lebenslauf bald beschlossen."

Als der König diesen seltsamen Entschluß hörte, so war es ihm, als stürze das Haus über ihm zusammen, und unaufhörlich wechselte er die Farbe, und als er wieder zu sich gekommen war und reden konnte, sagte er: „Mein lieber Sohn, Innerstes meiner Seele, mein einziges Herzblatt, Stütze meines Alters, was für eine Grille hat dich so plötzlich von Sinnen gebracht? Hast du deinen Verstand verloren? So lange hast du keine Frau haben wollen, um mir einen Erben zu

geben, und jetzt hast du Lust, mich aus der Welt zu bringen? Wohin willst du denn so ohne Sinn und Verstand gehen, dein Leben zuzubringen und dein Haus zu verlassen, dein Haus, deinen Herd, dein Dach und Fach? Weißt du denn nicht, wie viel Mühsalen und Gefahren sich derjenige aussetzt, der da reist? Schlage dir doch diese Grillen aus dem Kopfe und höre auf das, was ich dir sage, bringe es doch nicht dahin, daß mein Leben ende, dies Haus verfalle, dieser Staat zu Grunde gehe."

Diese und ähnliche Worte aber gingen ihm zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus; alle waren eitel und weggeworfen, so daß der unglückliche König, da er sah, daß mit dem Sohne nichts weiter anzufangen sei, ihm eine Hand voll Thaler, nebst einigen Dienern mitgab, und ihn entließ. Aber es war ihm dabei, als würde ihm die Seele von dem Körper losgerissen, und indem er sich an ein Fenster stellte, bittere Thränen vergießend, folgte er ihm so lange mit den Augen, bis er ihn aus dem Gesicht verlor.

Als nun der Prinz abgereist war und den Vater traurig und trostlos zurückgelassen hatte, fing er an, durch Felder und Wälder, über Berg und Thal, über Hügel und Ebene dahin zu reiten, verschiedene Länder betrachtend und mit mannigfaltigen Leuten umgehend und immer die Augen offen, um zu sehen, ob er das Ziel seiner Wünsche entdecke, so daß er nach Verlauf von vier Monaten an eine französische Meeresküste gelangte, wo er seine kranken Diener in einem Spital zurückließ und sich auf einer genuesischen Barke einschiffte. In Gibraltar angelangt, ging er an Bord eines größeren Schiffes, das sich auf dem Wege nach Indien befand, indem er immer von Reich zu Reich suchte, von Provinz zu Provinz, von Land zu Land, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus und von Stube zu Stube, ob er das jenem schönen Bilde, welches er im Herzen gemalt umhertrug, entsprechende Wesen finden könne, und lief so weit umher, und setzte seine Beine in solche Thätigkeit, bis er am Ende an die Insel der wilden Frauen gelangte, woselbst er vor Anker ging und an's Land stieg.

Dort fand er eine alte, alte Frau, die überaus mager war und ein schauderhaft häßliches Gesicht hatte. Dieser erzählte er die Ursache, welche ihn in dieses Land gebracht hatte. Als die Alte die seltsame Grille und den wunderlichen Einfall des Prinzen vernahm und die Mühsalen und Gefahren, die er deshalb erduldet hatte, gerieth sie ganz außer sich und sagte zu ihm: „Mein Sohn, sieh dich wohl vor, denn wenn dich meine drei Töchter hier finden, die das Menschenfleisch gar sehr lieben, so ist dein Leben verloren; denn halb lebendig und halb gebraten werden sie dir die Schüssel zum Sarge und ihren Bauch zum Grabe machen. Mach' dich also von hier weg, so bald und so rasch wie möglich, denn du wirst nicht weit gegangen sein, so wirst du dein Glück finden."

Als dies der Prinz vernahm, so gerieth er in die größte Bestürzung, machte sich alsbald auf und davon, und ohne auch nur ein Lebewohl zu sagen, fing er an zu laufen, bis er in ein anderes Land kam, wo er eine andere alte Frau fand, die noch häßlicher war, als die erste. Er theilte ihr gleichfalls seine Angelegenheiten auf das Genaueste mit, und wiederum sagte sie zu ihm: „Mache dich rasch

von hier fort, wenn du meinen Töchtern, den kleinen Menschenfresserinnen, nicht zur Speise dienen willst; aber nicht weit von hier wirst du dein Glück finden."

Als dies der traurige Prinz vernahm, fing er an zu laufen, als wenn er gejagt würde, bis er eine andere alte Frau fand, die auf einem Rade saß, mit einem Korbe am Arm voll Pasteten und Zuckerwerk, womit sie eine Schaar von Eseln fütterte, die sodann am Ufer eines Flusses umhersprangen, und mit den Füßen gegen einige arme Schwäne ausschlugen.

Der Prinz verneigte sich sehr artig gegen die alte Frau und erzählte ihr die Geschichte seiner Wanderung. Diesmal tröstete ihn die alte Frau mit freundlichen Worten, gab ihm ein gutes Frühstück, daß er sich die Finger danach leckte und nachdem er von Tische aufgestanden, schenkte sie ihm drei Citronen, die nur eben erst vom Baume abgepflückt schienen, und dazu noch ein schönes Messer, indem sie sagte: „Du kannst auf demselben Wege in deine Heimath zurückkehren, denn dein Rocken ist voll und du hast das gefunden, was du suchst; geh' also und wenn du nicht weit von Hause bist, so zerschneide bei der ersten Quelle, die du findest, eine Citrone, aus welcher sogleich eine Fee heraussteigen und zu dir sagen wird: Gieb mir zu trinken! Du aber sei rasch mit dem Wasser zur Hand, sonst wird sie zerfließen wie Quecksilber, und wenn du nicht schneller bist bei der zweiten, so öffne die Augen und sei hurtiger bei der dritten, daß sie dir nicht entgeht, indem du ihr schnell zu trinken reichst, denn dann wirst du ein Weib nach deinem Herzen haben."

Der Prinz küßte ihr ganz vergnügt hundertmal die haarige Hand, die dem Rücken eines Stachelschweines glich, nahm Abschied und verließ jenes Land. An das Meeresufer gelangt, fuhr er nach den Säulen des Herkules hin, in unser Meer hinein, und nach tausend Stürmen und Gefahren landete er eine Tagereise weit von seinem Reiche. Dort, in einem sehr anmuthigen Haine, wo der Schatten die Wiesen überdachte, damit sie nicht von der Sonne gesehn würden, stieg er bei einer Quelle ab, die mit krystallener Zunge die Leute herbeirief, um sie zu erquicken. Der Prinz setzte sich auf dem prächtigen Teppiche nieder, welchen Gras und Blumen bildeten, nahm das Messer aus der Scheide und fing an, die erste Citrone aufzuschneiden. Siehe da, wie der Blitz kam ein sehr schönes Mädchen heraus, weiß wie Milch und roth wie eine Erdbeere, welches zu ihm sagte: „Gieb mir zu trinken!"

Der Prinz, ganz erstaunt und erstarrt über die Schönheit der Fee, war nicht rasch genug, ihr das Wasser zu geben, so daß ihr Erscheinen und Verschwinden fast zugleich stattfand. Dies war nun ein Strich durch die Rechnung des Prinzen und es ging ihm so, als wie Einem, der Etwas wünscht, und während er es zu haben glaubt, verliert.

Indem er aber die zweite Citrone durchschnitt, ging es ihm eben so, und dies war der zweite Strich, der ihm gemacht wurde, so daß seine Augen sich in zwei Bäche verwandelten und Thränen stromweise vergossen, mit der Quelle wetteifernd und ihr nichts nachgebend, während er jammernd bei sich selbst sagte: „Wie unglücklich bin ich doch, ich Aermster! Zweimal habe ich mir sie entkommen

lassen, als wenn mir die Hände gebunden wären! hol' mich der Kukuk, ich bewege mich wie ein Bär, wo ich doch laufen sollte, wie ein Windhund! Meiner Treu, das hab' ich wahrlich brav gemacht! Doch tröste dich Unglücklicher, noch ist ja eine da, aller guten Dinge sind drei — entweder soll dieses Messer mir die Fee verschaffen oder sonst ein wirksames Mittel gegen meinen Schmerz."

Mit diesen Worten durchschneidet er die dritte Citrone, die dritte Fee kommt heraus und sagt wie die übrigen: „Gieb mir zu trinken!"

Der Prinz reicht ihr alsbald das Wasser und sieh' da, vor ihm steht ein zartes Mädchen, weiß wie Sahne und roth wie Blut, Etwas, was nimmer in der Welt war gesehen worden, eine Schönheit ohne Maaß, von zartester Weiße und unvergleichlicher Anmuth. Ihr Haar war golden und in ihren Augen hatte die Sonne zwei Sterne angezündet, damit sie in der Brust dessen, der sie sah, Feuer entzündeten. Ihre Lippen hatte die Göttin der Liebe rosenroth gefärbt — mit einem Wort, sie war so schön von Kopf bis zu Fuß, daß man nichts Reizenderes hätte sehen können, so daß der Prinz nicht wußte, wie ihm geworden war, und die so schöne Geburt einer Citrone nicht genug bewundern konnte, indem er bei sich sagte: „Schläfst du oder bist du wach? sind deine Augen bezaubert oder was ist das hier für eine weiße Gestalt, hervorgegangen aus einer gelben Schale? Was für ein süßes Zuckerwerk aus der Säure einer Citrone?"

Als er sich endlich überzeugt hatte, daß es kein Traum, sondern lauter Ernst und Wahrheit sei, umarmte er die Fee auf das Zärtlichste, und nachdem er ihr tausend liebevolle Worte gesagt, fügte der Prinz hinzu: „Ich will dich nicht, du meine Seele, in das Land meines Vaters führen, ohne die Pracht, die deiner Schönheit würdig ist, und ohne die Begleitung, welche sich für eine Königin paßt. Daher bitt' ich dich, steig' einstweilen auf diese Eiche, die, wie es scheint, von der Natur selbst zu einem laubigen Schlupfwinkel gebildet wurde, und erwarte meine Zurückkunft; denn ich werde in der kürzesten Zeit zurückkehren, und dich mit mir führen, bekleidet und begleitet, wie es für meinen Stand sich ziemt — und so, nachdem er von ihr Abschied genommen, verließ er sie und begab sich fort.

Inzwischen war eine schwarze Sklavin von ihrer Gebieterin geschickt worden, mit einem Kruge an dieser Quelle Wasser zu holen. Als nun die Schwarze zufälligerweise in den Wellen das Bild der Fee erblickte, meinte sie sich selbst zu erblicken, und rief voller Verwunderung: „Wie, unglückliche Lucia, du bist so schön, und deine Gebieterin schickt dich, Wasser zu holen, und du willst das ertragen?"

Mit diesen Worten zerbrach sie den Krug, kehrte nach Hause zurück, und als sie von ihrer Gebieterin befragt wurde, warum sie ihren Dienst so schlecht versehen habe, antwortete sie: „Ich bin an die Quelle gegangen und habe den Krug an einem Steine zerstoßen."

Die Frau verschluckte ihren Aerger und gab ihr am nächsten Tage ein schönes Faß, um es mit Wasser zu füllen. Aber da sie zur Quelle zurückkehrte und wiederum ein so schönes Bild in dem Spiegel des Wassers erblickte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Ich will keine Sklavin sein, denn ich bin nicht

so häßlich; nein, ich bin schön und lieblich und soll dennoch ein Faß an die Quelle tragen!" Mit diesen Worten zerbrach sie auch das Faß in hundert Stücke, und daheim sprach sie brummend zu ihrer Gebieterin: „Ein Esel kam vorbeigelaufen, stieß an das Faß, da fiel es auf die Erde und ist mir ganz in Stücke zerbrochen."

Als die zornige Frau diesen neuen Unfall vernahm, verlor sie die Geduld, und einen Besen ergreifend, prügelte sie die Schwarze dermaßen durch, daß jene es ein paar Tage lang fühlte, gab ihr sodann einen Schlauch und sagte: „Jetzt lauf und mach' rasch, du nichtswürdiges Geschöpf, lauf und trödle nicht und bring' mir diesen Schlauch voll Wasser, denn sonst hau' ich dich, bis du dich nicht mehr rühren kannst und ich dir für alle Zeit Vernunft beibringe."

Die Sklavin lief über Hals und Kopf, denn sie hatte den Blitz gefühlt, und wollte den Donner nicht abwarten, und nachdem sie den Schlauch vollgefüllt, schaute sie das schöne Bild von Neuem an und sprach: „Ich wär' eine große Närrin, wollte ich Wasser schöpfen; besser ist es, zu heirathen, wie es mir ziemt. Ich will mich nicht länger ruhig verhalten und einer solchen Gebieterin dienen." Mit diesen Worten nahm sie eine Nadel, die sie auf dem Kopfe trug, und fing an den Schlauch zu durchlöchern, daß er einem Springbrunnen ähnlich wurde und hundert Wasserstrahlen hervorsandte. Die Fee aber, da sie dieses lächerliche Benehmen erblickte, fing an, aus vollem Halse zu lachen.

Als die Sclavin das Gelächter hörte, wandte sie ihre Augen nach jener Richtung, aus welcher es kam, und indem sie das versteckte Mädchen wahrnahm, sagte sie bei sich selbst: „Du also bist die Ursache, daß mich meine Frau wie unsinnig durchgeprügelt hat? aber wart' nur!" und darauf redete sie die Fee an: „Was machst du da oben, hübsches Mädchen?"

Die Fee, welche das wahre Bild der Höflichkeit war, theilte ihr Alles haarklein mit, ohne auch nur eine Sylbe auszulassen, was ihr mit dem Prinzen begegnet war, so wie auch, daß sie ihn von Stund' zu Stund' und von Augenblick zu Augenblick erwarte mit Kleidern und Dienerschaft, um ihn in das Reich seines Vaters zu begleiten und dort ein fröhliches Leben zu führen.

Als die rabenschwarze Sklavin dies vernahm, dachte sie daraus großen Vortheil zu ziehen und erwiderte der Fee: „Da du deinen Bräutigam erwartest, so laß mich hinaufkommen und dir dein Haar kämmen und dich schöner machen."

Die Fee antwortete: „Sei mir vielmal willkommen!" und indem die Sklavin hinaufkletterte, und jene die Hand ausstreckte, um ihr hinaufzuhelfen, glichen diese beiden Hände einem Stück Krystall, in Ebenholz eingefaßt. So stieg nun die Sklavin auf den Baum, während sie aber der Fee das Haar zu kämmen anfing, stieß sie ihr plötzlich eine Nadel in den Schädel.

Als die Fee dies fühlte, rief sie aus: „Taube! Taube!" und in eine Taube verwandelt, schwang sie sich empor und flog fort.

Die Sklavin zog sich hierauf nackend aus, machte aus den Lappen und Lumpen, womit sie bekleidet war, ein Bündel, warf es weit von sich, und nahm sich nun auf diesem Baume wie eine Statue von Gagat*) aus in einem Gehäuse von Smaragd.

*) Schwarzer Bernstein.

Inzwischen kehrte der Prinz mit einem großen Gefolge zurück; als er ein Faß mit Caviar statt einer Schüssel mit Milch fand, war er eine Zeit lang ganz außer sich und rief: „Wer hat diesen ungeheuren Klecks auf das Postpapier gemacht, auf welches ich die glücklichsten Tage meines Lebens zu schreiben gedachte? Wer hat dieses frischgeweißte Haus, welches meine Freude sein sollte, mit Trauergewändern behangen? Wer läßt mich diesen schwarzen Probirstein finden, wo ich ein Silberbergwerk hinterlassen hatte, durch das ich hätte reich und selig werden können?"

Allein die Sklavin, da sie das Erstaunen des Prinzen wahrnahm, entgegnete: „Wundere dich nicht, mein Prinz, denn ich, deine Lucia, bin bezaubert und aus einem weißen Schleier in eine schwarze Decke verwandelt worden."

Der arme Prinz, da dem Uebel nicht mehr abzuhelfen war, mußte wol gute Miene zum bösen Spiel machen. Nachdem die Schwarze heruntergestiegen war, bekleidete er sie von Kopf bis zu Fuß mit prächtigen Gewändern, und als er sie so auf das Beste herausgeputzt und gestutzt hatte, schlug er den Weg nach seiner Heimath ein, wo er von dem König und der Königin, die ihm sechs Meilen weit entgegen gegangen waren, empfangen wurde.

Als sie den herrlichen, von ihrem närrischen Sohne begangenen Streich sahen, daß er nämlich so lange umhergelaufen war, um eine weiße Taube zu finden, und eine schwarze Krähe nach Hause gebracht hatte, empfanden sie die Freude eines Verbrechers, der das Urtheil empfängt, daß er gehängt werden soll. Da es nun aber einmal nicht anders war, so übergaben sie die Krone dem jungen Paar, und setzten den goldenen Reif auf jenes Mopsgesicht. Sodann traf man Anstalt zu köstlichen Festen. Die Köche rupften Gänse, schlachteten Schweine und Kälber, spickten Braten, füllten Töpfe, drehten Klöße, spießten Kapaunen und machten tausend andere leckere Bissen.

Da geschah es, daß an ein Küchenfenster eine schöne Taube kam und sagte:

„In dieser Küche da, du bester Koch,
Was macht der König bei der Sarazenin doch?"

Der Koch indessen achtete hierauf wenig; als aber die Taube zum zweiten- und zum drittenmal das Nämliche wiederholte, lief er in den Saal, wo man speiste und erzählte die wunderbare Begebenheit. Alsbald befahl die Neuverlobte, da sie dies Lied hörte, daß man die Taube sogleich einfangen und braten solle. Der Koch kehrte also zurück und es gelang ihm wirklich, die Taube einzufangen. Nachdem er dem Befehl der Schwarzen Folge geleistet und die Taube, um sie zu rupfen, abgebrüht hatte, goß er das Wasser mit den Federn in den Garten hinab, der sich vor dem Fenster befand, und nicht drei Tage gingen vorüber, so sproßte ein schöner Citronenbaum hervor, der in eins, zwei, drei heranwuchs.

Nun geschah es, daß der König aus einem Fenster sah, welches dort hinausging, und den Baum wahrnahm, den er früher noch nie gesehen hatte. Er rief sogleich den Koch und befragte ihn, wann und von wem er dort wäre hingepflanzt worden. Nachdem er von dem Meister Koch den ganzen Vorfall vernommen, muthmaßte er den wahren Hergang der Sache und so befahl er denn bei Lebensstrafe,

daß der Baum nicht berührt werden, sondern mit jeglicher Sorgfalt gehegt und gepflegt werden solle.

Als nun nach Verlauf mehrerer Tage drei sehr schöne Citronen hervorgekommen waren, denen ähnlich, welche die alte Frau ihm gegeben, so ließ er sie, nachdem sie reif geworden, abpflücken, schloß sich mit einer Schale Wasser in seinem Zimmer ein, und mit demselben Messer, welches er immer an der Seite trug, fing er an, die Citronen aufzuschneiden. Es erging ihm mit der ersten und mit der zweiten Fee nicht anders als früher; nachdem er zuletzt aber die dritte Citrone aufgeschnitten und der Fee, welche daraus hervorkam, zu trinken gegeben, wie sie es verlangte, verwandelte sie sich wieder in die nämliche Jungfrau, welche er auf dem Baume zurückgelassen hatte, und vernahm jetzt von ihr die ganze Missethat der Sklavin.

Wer kann nur den kleinsten Theil des Jubels schildern, welchen der König über dieses Glück empfand. Er schwamm in einem Meer von Seligkeit, er war außer sich vor Freude, und der Himmel hing ihm voller Geigen. Nachdem er sie in seine Arme gepreßt, ließ er sie auf das Köstlichste ankleiden, nahm sie an der Hand und führte sie mitten in den Saal, wo der ganze Hofstaat und die anderen vornehmen Leute der Stadt dem Feste zu Ehren versammelt waren. Der König rief Alle, Einen nach dem Andern, zu sich und fragte sie: „Sag' mir, was verdient derjenige, welcher dieser schönen Dame etwas Böses anthun will?" Worauf der Eine antwortete: daß er ein hänfnes Halsband verdiene; der Andere: ein Frühstück von Steinen; der Dritte: eine Musik mit Keulen auf dem Trommelfell des Magens; der Vierte: einen Schluck Bilsenkraut, und die Einen so und die Anderen anders.

Als endlich die schwarze Königin herbeigerufen wurde und der König die nämliche Frage an sie richtete, gab sie zur Antwort: „Er verdient, daß man ihn verbrenne und das Pulver in die Luft streue."

Als der König das vernahm, sagte er: „Du hast dir mit der Axt in den Fuß gehauen, du hast dir das Messer geschliffen, du hast dir das Gift gemischt, denn Niemand hat ihr ein größeres Unheil zugefügt als du, nichtswürdige Hündin. Weißt du, daß dies die schöne Jungfrau ist, die du mit der Haarnadel durchbohrtest? weißt du, daß dies jene schöne Taube ist, die du schlachten und langsam braten ließest? Du hast dir da eine schöne Suppe eingebrockt, du hast dir selbst den schlimmsten Streich gespielt; wie man's treibt, so geht's; wer Reisig kocht, bekommt Rauchsuppe, und wie man einem Andern thut, so wird uns wieder gethan."

Mit diesen Worten ließ er sie ergreifen und lebendig in einen großen Haufen Holz werfen, und nachdem sie zu Asche verbrannt, diese von dem Schloßthurme aus in die Luft streuen, indem sich so wiederum die Wahrheit des Sprichwortes bewährte:

Wer Dornen säet, geh' nicht barfuß.

22.

Der Rabe.

Es war einmal ein König von Fratta-Umbrosa, Namens Milluccio, der ein so großer Freund der Jagd war, daß er die nothwendigsten Angelegenheiten des Staates und seines Hauses versäumte, um einem Hasen oder einem Vogel nachzujagen. Während er nun dieser Neigung sich gänzlich hingab, führte ihn der Zufall eines Tages in einen Wald, welcher, von Bäumen dick belaubt, den Strahlen der Sonne den Durchgang verwehrte. Dort fand er auf einem schönen Marmorstein einen unlängst getödteten Raben. Als der König den weißen Stein mit dem frischen Blute des Raben bespritzt sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und rief: „O Himmel, könnte ich nicht ein Weib bekommen, die so roth und weiß wär', wie jener Stein, und die so schwarze Haare und Brauen hätte, wie die Federn dieses Raben!" — Bei diesem Gedanken gerieth er so ganz außer sich, daß er selbst einer Marmorstatue glich.

Weil er sich nun diese Grille in den Kopf gesetzt, so geschah es, daß er an nichts Anderes dachte, als an jenes Bild, welches in seinem Herzen wohnte. Wo er auch immer die Augen hinwandte, begegnete ihm dasselbe, und während er alle anderen Angelegenheiten hintenansetzte, hatte er nichts Anderes im Kopf, als jenen Marmorstein, so daß er sich dermaßen abzehrte, daß er sichtbarlich dahinschwand.

Auf solche Weise nun wurde jener Stein ein Mühlstein für ihn, der ihm das Leben zermalmte, ein Porphyr, an dem die Farben seiner Tage sich zerrieben, ein Feuerstein, durch dessen Funken seine Seele in Brand gerieth, so daß sein Bruder Jennariello, als er ihn so hinscheiden und abmagern sah, zu ihm sagte: „Lieber Bruder, was hast du denn, daß du den Schmerz so in deinen Augen und die Verzweiflung so in deinem Angesichte umherträgst? Was ist dir zugestoßen? sprich und öffne deinem Bruder dein Herz. Oeffne immer deinen Mund, und sag' mir, was du fühlst, denn du kannst überzeugt sein, daß, wenn ich kann, ich ein tausendfaches Leben daran setzen würde, um dir zu helfen."

Milluccio, welcher nur mit Müh' und unter tiefen Seufzern die Worte hervorstammelte, dankte ihm für seine Liebe und erwiderte: daß er an seiner Zuneigung zwar nicht zweifle, für sein Uebel aber sei kein Kraut gewachsen, denn es entspränge aus einem Stein, in den er seine Wünsche ohne Hoffnung auf Frucht gesäet hätte, aus einem Stein, von welchem er auch nicht die geringste Hoffnung hegen könne, einem Stein, der, wenn er bis auf den Gipfel seiner Wünsche gerollt worden, dann hurtig wieder hinunterstürze. Endlich nach vielem Bitten sagte er ihm alles das, was mit seiner Liebe vorgegangen war.

Als der Bruder dies vernommen, tröstete er ihn so gut er konnte und sagte zu ihm, er solle nur gutes Muthes sein und sich von seiner traurigen Liebe nicht

fortreißen zu lassen, denn er selbst wäre entschlossen, um seinetwillen die Welt so lange zu durchstreifen, bis er eine Frau fände, die das Abbild jenes Steines wäre.

Und nachdem er ein großes Schiff mit Waaren hatte ausrüsten lassen und sich als Kaufmann gekleidet, begab er sich auf den Weg nach Venedig, jenem achten Wunder der Welt, ließ sich dort einen Freibrief ertheilen, um nach der Levante zu reisen, und segelte nach Kairo ab.

Beim Eintritt in die Stadt begegnete Jennariello einem Mann, der einen sehr schönen Falken trug. Diesen kaufte er sofort für seinen Bruder, der ein so großer Freund der Jagd war, und als er bald darauf einem andern Manne begegnete mit einem schönen Rosse, so kaufte er auch dieses. Sodann begab er sich in ein Wirthshaus, um sich von den Mühsalen der Seefahrt zu erholen. Den folgenden Morgen aber, als das Heer der Sterne auf Befehl des obersten Befehlshabers des Lichtes die Lagerzelte des Himmels abbrach und abzuziehen anfing, begann Jennariello durch die Stadt umherzugehen, indem er seine Augen wie ein Luchs überall hinwarf, bald nach dieser, bald nach jener Frau blickend, ob er vielleicht zufällig ein Gesicht von Fleisch, ähnlich jenem von Stein, fände.

Während er nun hie- und dorthin ging, und die Augen umherwarf wie ein falscher Spieler, welcher fürchtet, ertappt zu werden, so begegnete er einem Bettler, welcher eine ganze Apotheke von Pflastern auf dem Leibe trug, und der ihn anredete: „Mein lieber Mann, was fehlt euch denn, ihr seid ja so niedergeschlagen?"

Wenn ich dir auch sagte, wie es mir geht," erwiderte Jennariello," so würde mir das wenig genug helfen."

„Nicht so voreilig, mein guter Freund," versetzte der Bettler, „man kann nicht wissen, was geschieht. Hätte Darius seine Verlegenheit nicht einem Stallknecht erzählt, so wär' er nicht König von Persien geworden; es ist daher nicht so was Thörichtes, daß du einem armen Bettler deine Sorge mittheilst, denn es ist kein Spahn so dünn, daß er nicht zum Zahnstocher dienen könnte."

Als Jennariello diesen Armen so klug und verständig reden hörte, theilte er ihm die Veranlassung mit, die ihn in dieses Land gebracht hatte, worauf Jener erwiderte: „Jetzt sieh', mein Sohn, wie man Nichts gering schätzen darf, denn wenn ich auch gleich nur Kehricht wäre, so könnte ich doch den Garten deiner Hoffnungen düngen. Jetzt höre zu: Ich werde unter dem Vorwande, Almosen zu fordern, an die Thür eines schönen Mädchens, der Tochter eines Zauberers, klopfen: mach' deine Augen gehörig auf, betrachte sie genau, dann wirst du das Bild derjenigen, welche dein Bruder wünscht, erblicken."

Mit diesen Worten klopfte er an die Thür eines nicht weit entfernten Hauses, worauf Liviella erschien und dem Bettler ein Stück Brot zuwarf. Jennariello zweifelte nicht, sobald er sie wahrnahm, das ersehnte Bild seines Bruders gefunden zu haben und nachdem er dem Bettler ein gutes Almosen gereicht, schickte er er ihn fort, ging in ein Wirthshaus und verkleidete sich als Tabulettkrämer. Er trug in zweien Kästchen die schönsten Sachen von der Welt mit sich umher und ging, seine Waaren ausrufend, so lange vor dem Hause der Liviella auf und ab, bis sie ihn herbeiwinkte und alle die schönen Sachen, Tücher, Bänder, Nadeln,

Fläschchen, Spitzen, Kanten, die er bei sich trug, beäugelte. Zuletzt sagte sie zu ihm: er möge ihr jetzt noch etwas anderes Schönes vorzeigen, worauf Jennariello erwiderte: „In diesem Kasten trage ich nur werthlose, unbedeutende Dinge, wenn ihr aber in mein Schiff kommen wollt, so werde ich euch die prächtigsten Sachen von der Welt zeigen, denn dort hab' ich welche von seltner Kostbarkeit und in großer Auswahl."

Liviella, der es an Neugierde nicht fehlte, sagte zu ihm: „Wahrhaftig, wenn mein Vater jetzt nicht auswär', möchte ich wol mit dir mitgehn."

„Desto besser," erwiderte Jennariello, „komm nur mit, denn vielleicht würde dein Vater dir diese Freude nicht machen; ich verspreche dir, dich gar wunderbare Dinge sehen zu lassen."

Liviella, welche allzu große Lust empfand, diese Wunder zu sehen, rief eine Nachbarin herbei, die sie begleiten sollte, und begab sich auf das Schiff. Jennariello aber, während sie damit beschäftigt war, die schönen Dinge alle anzustaunen, ließ heimlich die Anker lichten und die Segel aufziehen, so daß, bevor Liviella die Augen von den Waaren abwandte, er sich vom Lande entfernt und schon manche Meile zurückgelegt hatte.

Als sie dies gewahr wurde, fing sie an, in Klagen und lauten Jammer auszubrechen; nachdem ihr jedoch Jennariello mitgetheilt hatte, wohin er sie führe und welches Glück ihrer warte, und außerdem noch ihr die Schönheit und Tugenden seines Bruders lebhaft schilderte, sowie die Liebe, mit welcher er sie empfangen würde, brachte er es so weit, daß sie sich beruhigte und sogar den Wind bat, sie rasch dorthin zu bringen, wo sie das Vorbild des ihr von Jennariello entworfenen Gemäldes sehen sollte.

Während sie so fröhlich dahinschifften, vernahmen sie plötzlich, wie unter dem Schiffe die Wellen anfingen dumpf zu rauschen, und obwol sie nur zur Zeit noch leise sprachen, so verstand doch der Schiffspatron, was sie meinten, und rief allen Leuten am Bord zu, sich fertig zu halten, weil ihnen ein heftiger Sturm drohe. Bei diesen Worten fing auch schon der Wind zu pfeifen an und plötzlich war der Himmel mit Wolken bedeckt und das Meer voll hoher Wogen, und weil die Wellen neugierig waren, zu wissen, was im Schiffe vorgehe, so stiegen sie uneingeladen in dasselbe hinein. Während nun alle Matrosen die Hände voll zu thun hatten, und der eine auf das Steuerruder, der andere auf die Segel und der dritte auf die Taue achtete, stieg Jennariello auf den Mastkorb, um mit einem Fernglas weithin zu sehen, ob er Land entdecke, um dort Zuflucht zu suchen. Da plötzlich, während er mit einer halben Elle Fernrohr hundert Meilen Entfernung ausfindig machte, sah er einen Täuberich und eine Taube heranfliegen, welche sich auf einer Segelstange niedersetzten, worauf der Täuberich ausrief: „Girr, Girr!"

„Was hast du denn, mein liebes Männchen," fragte ihn die Taube, „worüber beklagst du dich?" Und der Täuberich antwortete: „Dieser unglückliche Prinz hat einen Falken gekauft, welcher, sobald er in die Hand des Bruders gekommen ist, diesem die Augen auskratzen wird, und wer ihm denselben nicht

bringt oder ihn davon benachrichtigt, der wird in einen Marmorstein verwandelt werden."

Nachdem er dies gesagt, fing er von Neuem an: „Girr, girr!" Und das Weibchen fragte wiederum: „Warum bist du noch immer traurig?" und der Täuberich erwiderte: „Er hat auch ein Pferd gekauft, und wenn der Bruder es zum ersten Mal reiten wird, so wird er den Hals brechen, und wer ihm dasselbe nicht bringt oder ihn davon benachrichtigt, wird in einen Marmorstein verwandelt werden." Und darauf fing er wieder an mit seinem Girr, Girr!

„O weh!" begann von Neuem das Weibchen, „so viele Girr, Girr, was giebt es denn noch?"

Und der Täuberich fuhr fort und sagte: „Der Prinz bringt seinem Bruder auch eine schöne Frau, aber in der Hochzeitnacht werden sie Beide von einem häßlichen Drachen verschlungen werden, aber wer sie ihm nicht bringt, oder ihn davon benachrichtigt, wird in einen Marmorstein verwandelt werden."

Nach diesen Worten hörte der Sturm auf, das Meer beruhigte sich und der Wind legte sich. Aber ein weit größerer Sturm begann in der Brust des Jennariello wegen dessen, was er vernommen hatte, und mehr als viermal wollte er alle diese Dinge in's Meer werfen, um seinem Bruder nicht selbst das Verderben zuzuführen; andrerseits aber dachte er an sich selbst, indem er befürchtete, wenn er sie nicht dem Bruder überbrächte, oder ihn davon benachrichtige, in einen Stein verwandelt zu werden. Daher beschloß er, mehr auf das Hemde als auf den Rock zu achten.

Als er in den Hafen von Fratta-Umbrosa eingelaufen war, fand er den Bruder an der Meeresküste, welcher das Schiff hatte zurückkehren sehen und ihn mit großer Freude erwartete. Da der König sah, daß Jennariello ihm diejenige brachte, die er in seinem Herzen umhertrug, war er so sehr erfreut, daß die große Fülle der Freude ihm fast das Leben genommen hätte. Hierauf umarmte er seinen Bruder und sagte zu ihm: „Was ist das für ein Falke, den du da in deiner Hand trägst?"

Jennariello entgegnete: „Ich habe ihn für dich gekauft."

„Wol kann man sehen," antwortete Milluccio, „daß du mich liebst, da du alle meine Launen befriedigest, und sicherlich, wenn du mir einen Schatz gebracht hättest, würde er mir nicht mehr Freude machen, als dieser Falke. Bei diesen Worten wollte er ihn in die Hand nehmen, Jennariello aber schnitt mit einem Messer, welches er an seiner Seite trug, dem Falken rasch den Hals ab. Der König, hierüber ganz erstaunt, glaubte, sein Bruder sei wahnsinnig geworden. Um aber die Freude der Rückkehr nicht zu stören, verlor er kein Wort.

Als er hierauf das Pferd sah und fragte, wem es gehöre, und vernahm, daß es für ihn bestimmt sei, bekam er Lust, es zu reiten; allein während er sich den Steigbügel halten ließ, schnitt Jennariello dem Pferde rasch die Beine durch.

Dies fuhr dem König gewaltig in die Nase, denn er meinte nun gewiß zu sein, daß Jennariello ihm dies zum Trotz thue, aber auch diesmal verbarg er seinen Unwillen, um der Jungfrau keinen Anstoß zu geben, an deren Lieblichkeit er sich gar nicht satt sehen konnte.

Als sie hierauf an den königlichen Palast gekommen waren, lud er alle vornehmen Frauen der Stadt zu einem prächtigen Feste ein, woselbst es auf das Herrlichste und Köstlichste herging und nach dessen Beendigung die Neuvermählten sich zur Ruh' begaben. Jennariello, der nichts Anderes im Kopfe hatte, als wie er seinem Bruder das Leben retten könne, verbarg sich hinter dem Bette der Braut und paßte wohl auf, bis er den Drachen kommen sähe.

Siehe, da erschien um Mitternacht in jenem Zimmer ein entsetzlicher Drache, welcher Flammen aus den Augen sprühte und Rauch aus seinem Rachen ausstieß. Als Jennariello ihn kommen sah, fing er an, mit einem Damaszenersäbel, den er bereit hielt, rechts und links um sich zu hauen und versetzte unter Anderm einem Bettpfosten einen so gewaltigen Hieb, daß er ihn mitten aus einander schlug, bei welchem Lärm der Bruder aufwachte und der Drache verschwand.

Als Milluccio den bloßen Säbel in der Hand des Jennariello und den Bettpfosten durchgehauen sah, fing er an zu rufen: „Heda, Leute, zu Hülfe, zu Hülfe! dieser Verräther von Bruder ist gekommen, mich zu tödten!"

Auf dieses Geschrei liefen eine Menge Leute herbei, die nur im Vorzimmer schliefen, banden Jennariello und führten ihn auf Befehl des Königs in's Gefängniß. Sobald der Morgen heranbrach, berief dieser seinen Rath und erzählte das Vorgefallene. Indem man nun seinen übeln Willen, den Jennariello bei der Tödtung des Falken und des Pferdes an den Tag gelegt, gleichfalls in Erwägung zog, verurtheilten sie ihn zum Tode und die Bitten der Liviella vermochten nicht, das Herz des Königs zu erweichen, welcher vielmehr sagte: „Du liebst mich nicht, weil du meinen Bruder höher achtest, als mein Leben. Du hast mit deinen eigenen Augen diesen Mörder mit dem Säbel in der Hand gesehn, und wär' es nach seinem Willen gegangen, so wär' ich in dieser Stunde todt." Mit diesen Worten befahl er der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen.

Als Jennariello dieses Urtheil sich vorlesen hörte und sich durch seine Lust, Gutes zu thun, in so viel Unglück gestürzt sah, wußte er nicht, was er thun solle, denn wenn er nicht sprach, so war es schlimm, und wenn er sprach, noch schlimmer. Wenn er schwieg, verlor er den Hals unter einem Eisen, und wenn er redete, so beendigte er seine Tage als Stein. Endlich nach verschiedenem Hin- und Hersinnen beschloß er, die Sache seinem Bruder mitzutheilen, und da er doch jedenfalls sterben mußte, hielt er es für besser, den Bruder von der Wahrheit zu unterrichten und sein Leben als Unschuldiger zu beendigen, als die Wahrheit verborgen zu halten und als Verräther die Welt zu verlassen.

Er ließ daher seinem Bruder wissen, daß er mit ihm von etwas Wichtigem reden wolle, worauf Jener ihn vorführen ließ und Jennariello ihm eine lange Rede über die Liebe hielt, die er ihm stets an den Tag gelegt. Er gedachte sodann des Betruges, durch welchen er ihm Liviella verschafft, und erzählte, was er von den Tauben in Betreff des Falken gehört habe, den er, um nicht in Marmor verwandelt zu werden und die Augen seines Bruders zu schützen, getödtet hatte.

Bei diesen Worten fühlte er, wie die Beine ihm erstarrten und sich in Marmor verwandelten, und als er ebenso den Grund entdeckte, weshalb er jenes

Pferd getödtet, verwandelte er sich sichtbarlich auf eine jammervolle Weise bis an die Hüften in Stein; zuletzt aber, da er den Vorfall mit dem Drachen offenbarte, verwandelte er sich ganz und gar in Marmor, so daß er in der Mitte des Saales dastand wie eine Statue, worauf der König vor Entsetzen außer sich gerieth, das unüberlegte Urtheil, das er über seinen so guten und so liebevollen Bruder gefällt, verwünschte und ein ganzes Jahr lang trostlos einherging, und immer, wenn er daran dachte, einen Thränenstrom vergoß.

Inzwischen gebar Liviella Zwillinge, welche wunderschön waren. Als nun die Königin nach einigen Monaten auf dem Felde spazieren ging und der Vater mit den beiden Kindern sich in dem Saale befand, die Augen voll Thränen über seine Thorheit, die ihm jenen Trefflichsten der Menschen entrissen hatte, siehe, da trat ein alter Mann in das Zimmer, welchem das Haar die Schultern bedeckte und der Bart bis auf die Brust hinunterhing. Er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Könige und fragte ihn, was er ihm wol bezahlen würde, wenn er diesem Bruder seine frühere Gestalt wiedergäbe; worauf der König erwiderte: „Ich gebe mein Reich darum.“

„Das ist keine Sache,“ versetzte der Greis, „wobei es auf Reichthümer ankommt, sondern da es sich um Leben handelt, so muß mit dem Leben bezahlt werden.“

Und der König, sowol aus Liebe für Jennariello, als auch, weil die Schuld des Unglücks sein war, antwortete: „Glaube mir, Freund, ich würde mein Leben um das seinige geben und wenn er nur aus dem Steine herauskäme, wollte ich selber gern zum Stein werden.“

Als der Greis dies hörte, sagte er: „Ohne daß du dein Leben daran wendest, da es so viel Mühe kostet, eh' ein Mensch heranwächst, würde das Blut dieser deiner Kinder, auf die Statue gespritzt, genügen, um sie zu beleben.“

Der König erwiderte bei diesen Worten: „Kinder kann ich auch wol noch andere bekommen, einen Bruder aber wie diesen nimmer wieder.“ Und damit brachte er vor dem Götzen eines Steines ein bejammernswerthes Opfer; die Statue aber, mit dem Blute bespritzt, wurde plötzlich lebendig. Die beiden Brüder umarmten sich hierauf und freuten sich unsäglich; nachdem aber der König jene armen Geschöpfe in einen Sarg hatte legen lassen, um sie mit gebührender Ehre zu bestatten, kam plötzlich die Mutter nach Hause. Der König hieß Jennariello sich verbergen und fragte seine Frau: „Was gäbest du, mein Herz, wenn mein Bruder lebendig würde?“

„Ich gäbe dieses ganze Reich,“ erwiderte Liviella.

„Gäbest du wol das Blut deiner Kinder?“ fuhr der König fort.

„Das nicht,“ erwiederte die Königin, „denn das hieße mir mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe reißen.“

„Weh' mir!“ sagte hierauf der König, „um meinen Bruder wieder lebendig zu machen, hab' ich die Kinder getödtet, denn dies war der Preis des Lebens Jennariello's.“

Mit diesen Worten wies er ihr die Kinder im Sarge, bei welchem kläglichen Schauspiel die Mutter wie wahnsinnig ausrief: „O meine Kinder, o ihr Stützen

meines Lebens, ihr Quellen meines Blutes, wer hat den Tag meines Lebens so sehr verdunkelt, wer hat die Pulsader meiner Lebenskraft durchschnitten? wehe mir, liebe Kinder, ihr verlornen Hoffnungen meines Lebens, ihr vergifteten Süßigkeiten meines Daseins, ihr seid vom Eisen durchbohrt, ich von Schmerz zerrissen, ihr im Blute erstickt, ich in Thränen ertränkt! Um einem Oheim das Leben zu geben, habt ihr die Mutter getödtet, o meine Kinder, meine Kinder, warum antwortet ihr nicht eurer Mutter, die jetzt ihr Blut durch die Augen vergießt! Da aber jetzt der Quell meiner Freuden vertrocknet ist, will auch ich nun nicht länger mehr leben!"

Mit diesen Worten eilte sie an das Fenster, um sich hinabzustürzen. In dem nämlichen Augenblick aber schwebte ihr Vater auf einer Wolke durch das Fenster in den Saal, und sagte zu ihr: „Halt ein, Liviella, denn jetzt bin ich versöhnt, nachdem ich mich auf dreifache Weise gerächt, an Jennariello, der in mein Haus kam, um mir die Tochter zu entführen, dadurch, daß er so lange Monate in eine Marmorstatue verwandelt dastand; an dir, weil du ohne Rücksicht auf deinen Vater dich zu Schiff begabst und ihm entflohst, dadurch, daß du deine beiden Kinder von dem eigenen Vater getödtet sahst, und an dem Könige für die Grille, sich eine Frau von so weit her kommen zu lassen, dadurch, daß er seinen eigenen Bruder verurtheilt und seine Kinder getödtet hat. Aber weil ich euch nur bestrafen, aber nicht habe martern wollen, will ich, daß der ganze Wermuth sich in Zucker verwandle, und darum gehe hin und hole dir deine Kinder, welche jetzt schöner sind, als je. Und du, Milluccio, umarme mich, denn ich betrachte dich von nun an als meinen Sohn, und eben so verzeihe ich dem Jennariello seine Vergehungen, da er Alles eines so würdigen Bruders willen gethan hat."

Bei diesen Worten kamen die Kinder herbei, die der Großvater nicht genug betrachten und küssen konnte, und an allen diesen Freuden nahm nun auch Jennariello Theil, nachdem er so viele Leiden erduldet hatte, die er nimmer vergaß und die auf's Neue bethätigten, wie vorsichtig der Mensch sein solle, damit er nicht in einen Graben falle, da alles menschliche Vorherbedenken nur schief und irrig ist.

23.

Der Zauberlehrling.

Auf der Insel Sizilien, in der schönen und berühmten Stadt Messina lebte ein Mann, Namens Lactantius, der war in zweierlei Künsten sehr geschickt. Bei Tage vor den Augen der Leute trieb er das Schneiderhandwerk; dagegen heimlich, zur Nachtzeit, die schwarze Kunst. Eines Abends hatte er sich in sein Zimmer eingeschlossen, und war eben mit allerhand magischen Vorkehrungen beschäftigt, als das Unglück einen jungen Menschen herbeiführte, der sich bei ihm in der Lehre befand.

Dionysius, so hieß der Lehrling, war zurückgekehrt, um aus dem Zimmer des Lactantius Einiges zu holen, welches er vergessen hatte. Da er die Thüre

verschlossen fand, drinnen aber Geräusch vernahm, schlich er leise herzu, guckte durch die Oeffnung des Schlüsselloches, und sah nun die Zauberkünste seines Meisters. Der junge Mensch empfand ein so lebhaftes Vergnügen dabei, daß er von jetzt auf nichts Anderes sann, als wie er die Kunststücke des Schneiders heimlicherweise erlernen könnte. Nun hatten Nadel, Fingerhut und Scheere gute Ruh' bei ihm; er bekümmerte sich um Nichts, als das zu lernen, was man ihn nicht lehren wollte, und so wurde er aus einem fleißigen, achtsamen, brauchbaren Arbeiter, als den er sich anfangs gezeigt hatte, ein schlaffer, träger und unaufmerksamer, der an seiner Beschäftigung nicht mehr wie sonst Vergnügen fand. Als Lactantius diese Veränderung seines Lehrlings wahrnahm, jagte er ihn aus seinem Dienst und schickte ihn seinem Vater zurück, der nicht wenig überrascht und betrübt war, seinen Sohn wieder zu haben, und nicht begreifen konnte, was mit ihm vorgegangen sei.

Einige Zeit darauf, nachdem der Vater des Dionys seinen Sohn wiederholentlich und unter Thränen zu seiner Pflicht ermahnt hatte, führte er ihn auf's Neue zu dem Schneider, und bat diesen inständigst, ihn wieder anzunehmen; wenn er sich aber in Zukunft schlecht aufführe und nicht arbeiten wolle, ihn derb zu züchtigen. Es sei sein einziger Wunsch, daß der Knabe das Handwerk erlerne.

Lactantius, dem guten armen Manne zu Liebe, ließ sich nicht lange bitten, nahm seinen Lehrling wieder auf und unterwies ihn alle Tage mit großer Sorgfalt im Zuschneiden und Nähen. Weil aber Dionys durchaus nichts lernen wollte, gab ihm sein Herr bei jeder Gelegenheit die Elle zu kosten, ließ sie nach Herzenslust auf seinem Buckel tanzen, und so fort, so daß der arme Teufel, der mehr Schläge bekam, als Bissen Brot, das Gesicht immer braun und blau geschlagen oder das Bügeleisen auf seinem Leibe abgedruckt hatte, welches Alles er jedoch standhaft ertrug, so unempfindlich machte ihn das Verlangen, jene geheime Kunst zu erlernen, die er alle Nächte durch das Schlüsselloch seinen Meister treiben sah.

Dieser, welcher seinen Lehrburschen für einen albernen Tölpel hielt, da er das, was man ihm zeigte, nicht begreifen konnte, trug weiter keine Sorge, seine Hexenkünste vor ihm geheim zu halten, denn er meinte, wer nicht einmal das Zuschneiden erlernen könne, welches doch eine so leichte Sache sei, der werde um so viel weniger die Hexerei begreifen, welche doch ein so schwieriges Ding sei. Deshalb verheimlichte er seine Kunst nicht länger vor Dionys, der sich jetzt für den glücklichsten aller Menschen hielt, und trotz dem, daß man ihn für einen solchen Dummkopf und Esel hielt, der der Beachtung gar nicht einmal werth sei, in wenig Tagen schon ein solcher Meister in der Schwarzkunst wurde, daß er mehr davon verstand als sein Lehrherr.

Eines Tages nun ging der Vater des jungen Menschen an dem Hause des Lactantius vorüber, und da er seinen Sohn nicht in der Bude bemerkte, trat er in's Haus, und sah ihn dort statt Zuschneiden und sein Handwerk treiben, Holz in die Küche tragen, Wasser holen, das Kind wiegen, das Haus scheuern, kurzum alle Dienste eines Stubenmädchens verrichten.

Der gute Mann gerieth darüber in solche Betrübniß, daß er seinen Sohn mit sich nach Hause nahm, und ihn dort folgendermaßen auszuschelten anfing:

„Du weißt, Dionys, wie viel ich auf dich verwendet habe, in der Hoffnung, du werdest ein Handwerk erlernen, womit du eines Tages dich und mich ernähren könntest; aber ach! ich habe mein Korn in's Wasser gesäet, denn du hast nie etwas lernen wollen. Wahrhaftig, dies ist mein Tod, denn ich befinde mich in einem solchen Elend, daß ich weder mir selbst zu rathen noch zu helfen weiß, noch irgend ein Mittel kenne, dich zu ernähren. Deshalb beschwöre ich dich, mein Sohn, lerne, so viel nur in deinen Kräften steht, deinen Lebensunterhalt auf eine ehrliche Art erwerben."

Nach diesen Worten fing der gute Mann an zu weinen, Dionys aber, von seinen Thränen gerührt, entgegnete ihm:

„Lieber Vater, ich danke euch tausendmal von ganzem Herzen für alle Mühe und Sorge, die ihr um meinetwillen ertragen habt; aber ich bitte euch, glaubt nicht, daß, wenn ich auch das Schneiderhandwerk nicht erlernte, wie es euer Wunsch war, ich deswegen meine Zeit mit Nichtsthun und an den Nägeln Kauen zugebracht habe. Nein, ich habe vielmehr durch meine langen Nachtwachen und unermüdliche Anstrengungen eine Kunst erlernt, die ich in Zukunft mit solchem Erfolge auszuüben gedenke, daß ihr und ich alle unsere Tage davon in Friede und Freude leben können. Beruhigt euch also, lieber Vater, ich bitte euch, und quält euch nicht länger, sondern faßt guten Muth und tröstet euch. Damit ihr jedoch nicht meint, ich sage euch dergleichen Dinge nur so vor, um euch für den Augenblick zufrieden zu stellen, so will ich euch gleich den Beweis geben."

„Ich werde mich morgen, vermittelst meiner geheimen Kunst, in ein schönes Pferd verwandeln; dann legt mir Sattel und Zaum an, führt mich auf den Markt und verkauft mich. Wenn ihr euern Handel gemacht habt, so geht, die Tasche voll Geld, ruhig nach Hause, und ihr werdet mich hier in der nämlichen Gestalt, in welcher ihr mich jetzt erblickt, wiederfinden. Urtheilt nun selber, ob ich etwas Nützliches gelernt habe oder nicht, da ihr in so kurzer Zeit euch auf so lange den nöthigen Lebensunterhalt erwerben könnt. Aber vor Allem warne ich euch und bitte, euch ja in Acht zu nehmen, daß, indem ihr mich verkauft, ihr nicht auch den Zaum mit fortgebt; diesen müßt ihr, es komme, wie es wolle, durchaus zurückbehalten, sonst könnte ich nicht mehr zu euch zurückkehren und ihr würdet mich vielleicht Zeit eures Lebens nicht mehr wiedersehn."

Am folgenden Morgen entkleidete sich Dionys im Beisein seines Vaters, und nachdem er sich den ganzen Leib mit einer Salbe eingerieben hatte, murmelte er einige Worte, worauf der gute Alte zu seinem größten Erstaunen statt seines Sohnes plötzlich ein schönes, kraftvolles Pferd erblickte, welches er anschirrte, wie sein Sohn ihn geheißen und auf den Markt führte. Kaum daß ihn dort die Kaufleute und Roßtäuscher erblickten, so umringten sie ihn, ganz entzückt über die Schönheit und den Anstand des Pferdes, welches seine Glieder und den ganzen Körper so ungezwungen regierte, mit solcher Leichtigkeit und solchem Feuer, daß es bewundrungswürdig war. Alle fragten, ob das Pferd zu verkaufen sei und der Alte bejahte es.

Zufällig befand sich auch Lactantius auf dem Markte, der, als er das Pferd gesehen und scharf in's Auge gefaßt, sogleich erkannte, daß es ein verzaubertes sei. Er entfernte sich daher ohne alles Aufsehen aus dem Gewühl, lief schleunigst nach Hause, verkleidete sich als ein Kaufmann, steckte eine große Summe Geldes zu sich und kehrte nach dem Markte zurück, woselbst er den guten Mann mit seinem Pferde noch antraf. Er näherte sich demselben und indem er es aufmerksam betrachtete, erkannte er, daß es sein Lehrling Dionys sei. Darauf fragte er den Alten, ob er es ihm verkaufen wolle; jener sagte zu, und sie wurden mit einander Handels einig. Lactantius zahlte ihm zweihundert Goldthaler für das Pferd. Als er es aber beim Zaum ergreifen und mit fortführen wollte, entgegnete der Alte, er habe ihm das Pferd und nicht den Zaum verkauft, den er behalten wolle, oder der ganze Handel möge rückgängig werden. Indeß Lactantius wußte ihn so wohl zu beschwatzen, ihn so mit glatten Worten zu überlisten, daß er den Zaum und das Pferd behielt, welches er nach Hause führte, in dem Stall an die Krippe festband, und es zum Frühstück und Abendbrot mit so viel hundert Stockschlägen traktirte, daß das arme Thier in Kurzem zu Haut und Knochen abmagerte und das Mitleid eines Jeden erregte, der es ansah.

Lactantius aber hatte zwei Töchter; als diese die Grausamkeit ihres nichtswürdigen Vaters sahen, gingen sie täglich in den Stall, um nach dem unglücklichen Pferde zu sehen. Sie liebkosten es, schmeichelten ihm und behandelten es so gut, als sie nur konnten, ja einmal nahmen sie es sogar beim Halfter und führten es an den Fluß hinaus, um ihm zu trinken zu geben. Das Pferd aber befand sich kaum am Wasser, als es sich hineinstürzte und, indem es sich in einen kleinen Fisch verwandelte, in den Wellen verschwand.

Als die Mädchen dieses seltsame Ereigniß sahen, blieben sie ganz sprachlos vor Erstaunen, dann kehrten sie nach Hause zurück und ergaben sich dort der heftigsten Betrübniß, welche man je gesehen hat; sie zerschlugen sich die Brust, zerrauften ihre schönen, langen Haare und schluchzten in einem fort. Einige Zeit darauf kehrte Lactantius zurück; er war in dem Stall gewesen, um sein Pferd mit einem anderen Wischer als von Stroh zu striegeln, zu seinem größten Erstaunen aber war es verschwunden. Sehr erbost darüber, begab er sich zu seinen Töchtern, die er in Thränen fand. Ohne nach der Ursache ihrer Thränen zu fragen, denn er wußte wol, von welcher Seite ihr Unglück kam, sagte er zu ihnen: „Meine Kinder, seid ohne Furcht und sagt mir nur das Einzige, was aus dem Pferde geworden ist, damit ich augenblicklich meine Maßregeln treffen kann.“

Bei diesen Worten beruhigten sich die armen Mädchen und erzählten ihm Alles, wie es sich begeben hatte. Als ihr Vater dies vernahm, entkleidete er sich sogleich, lief nach dem Flusse, verwandelte sich in einen Raubfisch, stürzte sich dann in's Wasser und verfolgte mit aller Kraft seiner Floßfedern das kleine Fischchen, um es zu verschlingen.

Als dieses den Raubfisch mit seinen furchtbaren Zähnen hinter sich bemerkte, war es in großer Sorge, von ihm verschlungen zu werden, näherte sich dem Ufer des Flusses, und verließ denselben, verwandelt in einen schönen, in Gold gefaßten

Rubin. Darauf sprang er in das Körbchen der Königstochter, welche gerade am Fluß spazieren ging und sich damit belustigte, kleine Steinchen, die am Ufer lagen, aus dem feinen Sande aufzulesen.

Kaum war die Prinzessin, welche Violante hieß und die einzige Tochter des Königs war, nach Hause gekommen, so nahm sie ihre Beute aus dem Körbchen und sah nun unter den Steinen den Ring leuchten. Ganz erfreut steckte sie ihn sogleich an den Finger und konnte nicht aufhören, ihn zu betrachten.

Als die Nacht einbrach und die Prinzessin sich in ihr Schlafgemach zur Ruhe begeben hatte, verwandelte sich der Ring plötzlich in einen schönen Jüngling. Er hielt der Prinzessin, welche erschrocken laut aufschreien wollte, den Mund zu, dann warf er sich zu ihren Füßen und bat um Verzeihung. Sie möge nicht glauben, daß er in einer unehrerbietigen Absicht gekommen sei, sondern einzig um ihre Hülfe anzuflehen; worauf er ihr sein ganzes Mißgeschick und die Verfolgungen erzählte, die er zu erdulden gehabt hatte.

Violante, durch den hellen Schein der Lampe, welche in ihrem Zimmer brannte, so wie durch die Worte des Jünglings, den sie sehr hübsch und einnehmend fand, einigermaßen beruhigt, empfand Mitleid mit ihm und sagte: „Junger Mann, du bist sehr verwegen, an einen Ort zu kommen, an welchen man dich nicht gerufen hat. Allein ich will dir in Rücksicht deines Mißgeschicks verzeihen. Deine Erzählung hat mein ganzes Mitleid erweckt und ich will dir zeigen, daß ich nicht von Marmor bin, noch ein Herz von Diamant habe; ja ich bin entschlossen, dir von ganzem Herzen, so weit es meine Ehre erlaubt, in Allem beizustehen."

Der Jüngling bedankte sich hierauf ganz unterthänig und als es Tag wurde, verwandelte er sich wieder in den Ring, welchen die Prinzessin zu ihren kostbarsten Juwelen legte.

Um diese Zeit geschah es, daß der König, Violantens Vater, in eine schwere Krankheit verfiel, bei der seine Aerzte keinen Rath wußten, sondern sie für unheilbar erklärten, so daß es von Tage zu Tage schlimmer damit wurde. Dies kam auch zu den Ohren des Lactantius, der es nicht so bald hörte, als er sich in einen Doctor verkleidete, nach dem königlichen Palast ging, und vor den König gebracht, sich genau von der Krankheit unterrichtete; darauf fühlte er den Puls, betrachtete das Antlitz und sagte: „Die Krankheit Eurer Majestät ist allerdings hartnäckig und sehr gefährlich, aber fassen Sie Muth, denn in Kurzem will ich Sie herstellen; ich besitze ein Mittel, mit welchem ich in wenig Tagen die allergefährlichste, grausamste Krankheit, die es nur auf der Welt giebt, heben kann."

„Meister Arzt," versetzte der König, „wenn ihr mir meine Gesundheit wiedergeben könnt, wie ihr sagt, so verspreche ich euch dies dermaßen zu vergelten, daß ihr alle Zeit eures Lebens zufrieden sein sollt.

„Mein König," sagte hierauf der Arzt, „ich bitte Sie nicht um Stand, Würden und Reichthümer, sondern nur, daß es Eurer Majestät gefallen möge, mir eine einzige Gnade zu erweisen."

Dies versprach ihm der König, vorausgesetzt, daß er nichts Unmögliches oder Thörichtes von ihm verlange.

„Ich bitte Eure Majestät um weiter nichts," sagte der Arzt, „als um einen in Gold gefaßten Rubin, der sich gegenwärtig in dem Besitz Ihrer Tochter, der Prinzessin, befindet."

Der König, da er eine so geringfügige Bitte vernahm, erwiderte: „Meister, wenn ihr nichts weiter wollt, so seid überzeugt, vollkommen zufrieden gestellt zu werden; worauf der Arzt sich bei dem Könige ganz unterthänigst bedankte, und ihn mit solcher Sorgfalt zu kuriren anfing, daß der König in weniger als zehn Tagen wieder frisch und gesund war.

Als der König wieder hergestellt war, ließ er in Gegenwart des Arztes seine Tochter rufen, und hieß sie, ihre sämmtlichen Juwelen herbeiholen. Die Prinzessin gehorchte. Als der Arzt aber Alles wohl besichtigt und durchmustert hatte, sagte er: der Rubin, welchen er wünsche, sei nicht darunter und die Prinzessin möge nachsehen, wo er sich befände.

Die Prinzessin, welche ihren Rubin über Alles liebte, versicherte jedoch, keine andern Edelsteine weiter zu besitzen, als die, welche sich hier befänden; worauf der König zu dem Doctor sagte: „Geht jetzt und kommt morgen wieder, ich werd' es schon dahin bringen, daß meine Tochter mir den Ring giebt."

Nachdem sich der Arzt entfernt hatte, rief der König Violante und fragte sie auf das Liebreichste, wo denn der schöne Rubin sei, welchen der Arzt zu haben wünsche, und sie möge ihn doch geben, er wolle ihr einen weit schönern und größern dafür schenken. Aber sie läugnete so standhaft, daß der König nichts anfangen konnte.

Kaum befand sie sich wieder in ihrem Gemach, als sie sich einschloß, und bitterlich zu weinen anfing über den Verlust ihres armen Rubins, den sie ganz in Thränen badete, ihn auf das Zärtlichste küßte und den Tag und die Stunde verwünschte, da der Doctor seinen Fuß in den Palast des Königs, ihres Vaters, gesetzt habe.

Als der Rubin die heißen Thränen sah, welche den Augen der schönen Prinzessin entströmten und die tiefen Seufzer hörte, die aus ihrem Herzen drangen, nahm er seine menschliche Gestalt an und sagte zu ihr: „Prinzessin, von der mein ganzes Leben abhängt, ich beschwöre euch, bekümmert euch nicht dermaßen über mein Unglück; laßt uns vielmehr auf irgend einen Ausweg sinnen, denn jener Arzt, der mich so eifrig in seine Gewalt zu bekommen trachtet, ist Niemand anders als mein Todfeind Lactantius, der mich umbringen will. Also bitte ich euch, so klug, verständig und wohl berathen ihr seid, gebt mich nicht in seine Hände, sondern stellt euch erzürnt und werft mich gegen die Wand — für das Weitere laßt mich nur sorgen.

Am folgenden Morgen kam der Arzt wieder zum Könige, der ihm sagte, wie seine Tochter versichert habe, jenen Ring nicht zu besitzen. Als Lactantius dies hörte, ward er sehr unwillig, betheuerte das Gegentheil und behauptete, der Rubin befände sich in den Händen der Prinzessin.

Der König ließ hierauf in Gegenwart des Arztes die Prinzessin noch einmal herbeirufen und sagte zu ihr: „Violante, du weißt, daß ich durch die Sorgfalt und die Kenntniß dieses Mannes meine Gesundheit wiedererlangt habe; zur

Belohnung verlangt er nichts weiter von mir, als den Ring, der sich nach seiner Aussage in deinen Händen befindet und den du gleichwol verweigerst. Ich hätte geglaubt, die Liebe, welche du für mich empfindest, würde dich nicht blos einen Rubin, sondern dein Leben selbst hingeben lassen. Ich bitte dich bei dem Gehorsam, welchen du mir schuldig bist, bei dem Wohlwollen, welches ich für dich hege, verweigere mir nicht länger diesen Ring, für den ich dir geben will, was du nur verlangen magst."

Als die Prinzessin den so bestimmten Willen des Königs, ihres Vaters, vernommen hatte, ging sie in ihr Gemach, nahm alle ihre Juwelen, unter welche sie auch den Rubin legte, und in Gegenwart des Königs einen nach dem andern in die Hand nehmend, wies sie dieselben dem Arzte, der sogleich, als er den Rubin erblickte, die Hand darauf legen wollte, indem er sagte: „Prinzessin, dies ist der Ring, den ich wünsche, und den mir der König versprochen hat."

Allein die Prinzessin, ihn zurückstoßend, entgegnete: „Halt, Meister, ihr werdet ihn bekommen!" — Und den Ring zwischen den Fingern haltend, rief sie aus: „Also dies mir so theure und kostbare Juwel ist es, welches ihr verlangt! Ihn soll ich fortgeben, dessen Verlust mich für alle Zeiten meines Lebens trostlos machen wird. Aber ich geb' ihn nicht aus gutem Willen, sondern weil es der König, mein Vater, durchaus verlangt."

Mit diesen Worten, warf sie den Rubin gegen die Wand. Sobald aber der Ring zur Erde fiel, verwandelte er sich augenblicklich in einen schönen Granatapfel, der aufsprang und seine Körner überall hin verstreute.

Als der Arzt dies sah, ward er auf der Stelle zu einem Hahn, um alle Körner aufzupicken und so den armen Dionys zu verderben; aber er täuschte sich; denn eins von den Körnchen hatte sich so verborgen, daß es der Hahn nicht bemerken konnte. Dieses Körnchen nun wartete die gute Gelegenheit ab, verwandelte sich in einen Fuchs, und mit Ungestüm auf den Meister Hahn zustürzend, packt er ihn beim Halse, erwürgt ihn und frißt ihn auf in Gegenwart und zum großen Erstaunen des Königs und seiner Tochter Violante.

Nachdem dies geschehen war, nahm Dionys seine menschliche Gestalt wieder an, und erzählte nun Alles dem Könige, welcher ihm hierauf die Prinzessin zur Frau gab. Sie lebten lange Zeit mit einander in Glück und Frieden, und der gute alte Vater des Dionys wurde jetzt aus einem dürftigen, armseligen Bettler ein reicher und vermögender Mann, während dem Lactantius seine eigene Bosheit das Leben gekostet hatte.

24.

Das Mädchen im Schrein.

Thebaldo, Fürst von Salerno, hatte eine kluge, liebenswürdige Gemahlin, von vornehmer Abkunft, und eine Tochter, die an Schönheit und Sittsamkeit alle Jungfrauen von Salerno weit übertraf. Doch es wär' ihm besser gewesen, nie eine solche Tochter gehabt zu haben, denn es wär' ihm das nicht begegnet, was ihm so widerfuhr!

Als nun die Frau, welche jung an Jahren, aber alt an Verstande war, tödtlich erkrankte, bat sie ihren Gemahl, den sie zärtlichst liebte, keine andere zur Frau zu nehmen, als die, welcher der Ring, den sie am Finger trug, vollkommen so passe wie ihr. Der Fürst, welcher seine Gemahlin nicht minder liebte als sie ihn, schwur ihr bei seinem Haupt, zu thun, was sie von ihm verlangte.

Nachdem die schöne Frau gestorben und mit allen Ehren bestattet worden war, bekam Thebaldo Lust, sich wieder eine Frau zu nehmen; doch gedachte er des Versprechens, welches er der Verstorbenen gegeben hatte, und wollte durchaus nicht gegen ihr Gebot handeln.

Bald ward es überall bekannt, daß der Fürst von Salerno sich wieder vermählen wolle, und diese Nachricht gelangte auch zu den Ohren vieler Jungfrauen, die an Stand und Tugenden nicht unter Thebaldo waren. Der Fürst aber, welcher vor allen Dingen den Willen seiner verstorbenen Gattin zu erfüllen wünschte, verlangte zuerst, an allen den Jungfrauen, welche ihm zur Gemahlin angeboten worden, den Ring zu probiren, und da er keiner passen wollte, der einen zu eng, der andern zu weit war, schlug er sie alle miteinander aus.

Da geschah es, daß die Tochter des Thebaldo, Doralise, als sie eines Tages mit ihrem Vater speiste, den Ring ihrer seligen Mutter auf dem Tisch liegen sah; sie steckte ihn an den Finger und sagte zum Vater: „Sieh doch, lieber Vater, wie gut mir der Ring meiner Mutter paßt." Und der Vater fand, daß er wirklich wie angegossen an ihrem Finger saß.

Allein es dauerte nicht lange, so kam dem Thebaldo der seltsame, teuflische Gedanke in den Kopf, Doralise, seine Tochter, zur Frau zu nehmen, und lange Zeit schwankte er zwischen ja und nein. Endlich aber, besiegt von diesem ruchlosen Verlangen und entzündet von ihrer Schönheit, rief er sie eines Tages zu sich und sagte: „Liebe Tochter, als deine Mutter die Nähe des Todes fühlte, bat sie mich flehentlich, keine andere zur Frau zu nehmen, als die, welcher der Ring passen würde, den sie bei Lebzeiten an ihrem Finger trug, und ich schwur bei meinem Haupt, ihren Willen durchaus zu erfüllen."

„Nun habe ich mit so vielen Jungfrauen die Probe gemacht, aber keiner von allen hat der Ring deiner Mutter gepaßt außer dir, weshalb ich beschlossen

habe, dich zur Gemahlin zu nehmen; denn so erreiche ich meinen Wunsch und breche auch das Versprechen nicht, welches ich deiner Mutter gegeben habe."

Doralise, welche nicht weniger tugendhaft als schön war, erschrack heftig, da sie die böse Absicht ihres ruchlosen Vaters vernahm, allein sie verbarg es; denn aus Furcht ihn zu erzürnen, wollte sie lieber auf seinen abscheulichen Vorschlag jetzt nichts antworten, zeigte sich scheinbar fröhlich und entfernte sich.

Da sie Niemanden hatte, welchem sie mehr vertraute, als ihrer Amme, so nahm sie gleich zu dieser als zu der Quelle ihres Trostes ihre Zuflucht und bat um ihren Rath. Als diese von dem verdammungswürdigen Verlangen des Vaters hörte, zugleich aber die Jungfrau standhaft und fest entschlossen sah, weit eher die größte Marter zu erdulden, als in die Raserei ihres Vaters zu willigen, tröstete sie dieselbe und versprach ihr ihren ganzen Beistand, um sie vor dieser Schmach zu schützen. Sie sann also hin und her auf ein Mittel, wie sie ihr Pflegekind aus der drohenden Gefahr erretten könne, und es fiel ihr bald dies, bald jenes ein, doch fand sie keins, das ihr vollkommen Sicherheit gewährte. Flucht und Entfernung von ihrem Vater schien allerdings das beste, zugleich aber fürchtete sie von seiner List, er werde sie wieder einholen und dann gewißlich um's Leben bringen. Als nun die treue Amme dergleichen Ueberlegungen bei sich anstellte, kam ihr mit einmal ein ganz neuer Gedanke.

In dem Zimmer der verstorbenen Fürstin befand sich ein sehr schöner und kunstreich gearbeiteter Schrein, in welchem die Tochter ihre prächtigen Kleider und kostbaren Juwelen aufbewahrte. Niemand verstand ihn zu öffnen als die kluge Amme. Diese nun nahm heimlich alle die Kleider und den Schmuck heraus, und setzte dafür einen Trank hinein, welcher eine so große Kraft hatte, daß Jeder, der davon nur einen Löffel voll oder selbst noch weniger zu sich nahm, lange Zeit ohne andere Nahrung leben konnte. Sodann rief sie Doralise, schloß sie in den Schrein ein und rieth ihr, darin zu verweilen, bis ihr Gott ein günstigeres Geschick senden und ihr Vater von seinem bösen Vorhaben abstehen würde.

Das Mädchen gehorchte ihrer guten Amme und that wie diese ihr rieth. Der Vater, welcher seinem schändlichen Triebe nicht entsagte, seinen ungezügelten Willen nicht unterdrückte, fragte wiederholt nach seiner Tochter und da er sie nicht fand und nicht erfahren konnte, wo sie sei, gerieth er in eine solche Wuth, daß er drohte, sie umbringen zu lassen.

Nach einigen Tagen trat Thebaldo eines Morgens in das Zimmer, in welchem der Schrein stand und der Anblick desselben wurde ihm mit einmal so unerträglich, daß er befahl, man solle ihn von dort wegnehmen und verkaufen, damit er einen so verdrießlichen Gegenstand nicht mehr vor Augen habe. Die Diener beeilten sich also, das Gebot ihres Herrn zu erfüllen, nahmen den Schrein unverzüglich auf die Schultern und trugen ihn auf den Marktplatz.

Es traf sich, daß gerade in demselben Augenblicke ein reicher genuesischer Kaufmann auf den Markt kam, und als er den schönen, so kunstvoll gearbeiteten Schrein erblickte, gefiel ihm derselbe so sehr, daß er ihn um jeden Preis zu kaufen beschloß. Er ging also zu dem Diener hin, welchem der Verkauf übertragen worden

war, machte den Handel mit ihm ab, lud den Schrein sogleich einem Lastträger auf den Rücken und ließ ihn in sein Schiff bringen.

Die Amme, welche Alles sah, freute sich sehr darüber, denn obwol es ihr nicht wenig nahe ging, daß sie ihr Pflegekind verlieren sollte, tröstete sie sich gleichwol damit, daß, wann zwei große Uebel drohen, man das kleinste wählen muß.

Der Kaufmann verließ Salerno, mit seinem Schrein und andern Waaren reich befrachtet, und gelangte zur Insel Britannien, welche heut zu Tag England genannt wird. Er landete in einer Gegend, bei welcher sich eine weite Ebene befand, und sah dort Genese, kürzlich erst zum Könige von England gekrönt, der an der Küste der Insel eine sehr schöne Hirschkuh eifrig verfolgte, die sich aus Furcht in die Wellen des Meeres stürzte.

Der König, müde und matt von dem langen Ritt, ruhte ein wenig aus und da er das Schiff sah, begehrte er von dem Schiffsherrn einen Trunk. Dieser stellte sich, als ob er den König nicht kenne, empfing ihn sehr zuvorkommend, begrüßte ihn auf das Höflichste und bewog ihn endlich, mit ihm in das Schiff zu gehen.

Als nun der König hier den schönen, zierlich gearbeiteten Schrein erblickte, empfand er großes Verlangen, ihn zu besitzen, fragte den Schiffsherrn, wie hoch er ihn halte, und jener forderte einen sehr ansehnlichen Preis. Aber der König, von diesem kostbaren Gegenstande ganz entzückt, ging nicht eher fort, als bis er sich mit dem Kaufmann über den Preis geeinigt hatte; dann ließ er das nöthige Geld herbeiholen, bezahlte, nahm Abschied und hieß den Schrein geradesweges nach seinem Palast tragen und in seinem Zimmer aufstellen.

Da Genese, noch sehr jung war, so hatte er sich noch nicht vermählt und sein größtes Vergnügen bestand darin, täglich ganz zeitig auf die Jagd zu gehen. Doralise, die Tochter Thebaldo's, welche in dem Schrein verschlossen war, der in dem Zimmer des Königs stand, hörte Alles, was daselbst vorging, und schöpfte nach so viel überstandenen Gefahren neue Hoffnung auf ein günstiges Geschick. Sobald nun der König sein Zimmer verlassen hatte, um, seiner Gewohnheit nach, auf die Jagd zu gehen, verließ die Jungfrau ihren Schrein, brachte das ganze Zimmer mit großer Sauberkeit und Behutsamkeit in Ordnung, fegte es aus und machte das Bett, indem sie die Kopfkissen zurecht legte und eine mit großen Perlen und anderen Kostbarkeiten reich gestickte Decke darüber breitete. Dann streute das schöne Mädchen Rosen auf das Bett, Veilchen und noch viele andere Blumen und Kräuter, die einen eben so angenehmen wie stärkenden Geruch verbreiteten. Dies Alles that sie einigemal, ohne daß sie von Jemand gesehen wurde.

König Genese freute sich ganz ungemein darüber, denn wenn er von der Jagd zurückkehrte und in sein Zimmer trat, so war es ihm, als ob er sich mitten unter allen Wohlgerüchen und Specereien des Orients befinde. Eines Tages wollte der König von seiner Mutter und ihren Fräuleins wissen, wer denn so freundlich und aufmerksam sei und ihm sein Zimmer so prächtig schmücke und mit Wohlgerüchen erfülle. Sie antworteten ihm aber, sie wüßten nichts davon, denn jedesmal, wenn sie kämen, sein Zimmer aufzuräumen, fänden sie schon sein Bett mit Rosen und Veilchen bedeckt und von süßen Kräutern duftend.

Als der König diese befremdende Antwort erhielt, nahm er sich vor, durchaus zu erfahren, wie es damit zugehe, und statt eines Morgens, wie er vorgab, nach einem zehn Meilen weit von der Stadt entfernten Schlosse zu gehen, verbarg er sich heimlich in seinem Zimmer und beobachtete, durch eine Spalte sehend, was sich begeben würde.

Nicht lange, so ging Doralise, leuchtender als die Sonne, aus dem Schrein hervor, reinigte das Zimmer, legte die Teppiche zurecht, bereitete das Bett und that Alles, wie sie es früher zu thun gewohnt war. Das liebenswürdige Mädchen hatte ihre freundlichen, sorgfältigen Dienste kaum vollendet, als sie wieder in ihren Schrein zurückkehren wollte, aber der König, welcher Alles aufmerksam beobachtet hatte, kam schnell herbei, ergriff sie bei der Hand und fragte das Mädchen, welches schön und blühend wie eine Lilie aussah, wer sie sei.

Doralise antwortete zitternd, sie sei die einzige Tochter eines Fürsten, auf dessen Namen sie sich nicht mehr erinnern könne, weil sie so lange Zeit bereits im Schrein verborgen gewesen sei; weshalb sie aber darin gewesen, wollte sie ihm nicht entdecken.

Der König nahm sie hierauf mit Zustimmung seiner Mutter zur Gemahlin und sie gebar ihm zwei Söhne.

Da Thebaldo, der in seinem verabscheuungswürdigen, ruchlosen Verlangen beharrte, so lange suchte und wieder suchte, ohne sie zu finden, fiel ihm ein, sie könne wol in dem Schrein gewesen sein, den er verkauft habe, und nun in der Welt umherirren. Er entschloß sich also, hingerissen von seinem Zorn, die ganze Welt zu durchstreifen, ob er sie irgendwo finden könnte. Er verkleidete sich als ein Kaufmann, nahm eine Menge Juwelen und andere kostbare Goldarbeiten mit und verließ so, ganz unkenntlich, Salerno. Nachdem er mehrere Länder durchwandert hatte, begegnete er zufällig dem, welchem er den Schrein zuerst verkauft hatte, und fragte ihn, ob er einen guten Gewinn dabei gemacht habe und in wessen Hände der Schrein gekommen sei. Der Kaufmann erwiderte ihm, er habe ihn an den König von England verkauft und mehr als das Doppelte daran verdient.

Ueber diese Nachricht war Thebaldo sehr erfreut und nahm sogleich seinen Weg nach England, und kaum war er in der Stadt angelangt, wo der König sich aufhielt, so stellte er alle seine Edelsteine und Kostbarkeiten, unter denen auch Rocken und Spindeln waren, an den Mauern des Palastes auf und fing an zu schreien: „Ihr Frauen, schaut meine kostbaren Rocken und Spindeln!"

Als eins der Fräulein im Schlosse dies hörte, lief es an's Fenster, und da es den Kaufmann mit seinem köstlichen Waarenlager erblickte, eilte es unverzüglich zur Königin und erzählte ihr, es sei auf der Straße ein Kaufmann mit goldenen Rocken und Spindeln, so schön, so prächtig, wie es nie dergleichen gesehen.

Die Königin befahl, man solle ihn heraufkommen lassen, und er wurde also die Stiegen des Palastes hinauf bis in den Saal geführt, wo sich die Königin befand, die ihren Vater nicht erkannte, weil sie seiner nicht mehr gedachte: wohl aber erkannte der Kaufmann seine Tochter.

Als die Königin die prächtigen Rocken und Spindeln sah, fragte sie den Kaufmann, wie viel sie kosten sollten. „Ich verlange viel dafür," versetzte er,

„wenn mir jedoch eure Hoheit gestatten wollten, eine Nacht in der Kammer eurer beiden Söhnchen zu schlafen, so würde ich euch alle diese Waaren dafür zum Geschenk machen."

Die gute Frau, welche selber so ohne Arg und Falsch war und sich daher auch von dem Kaufmann nichts Böses versah, willigte auf das Zureden ihrer Fräulein in sein Gesuch. Bevor ihn aber die Diener zu Bett führten, trug sie einer ihrer Frauen auf, ihm einen Schlaftrunk zu geben. Als nun die Nacht gekommen war und der Kaufmann sich müde stellte, führte ihn eine der Frauen in das Schlafgemach der beiden Königskinder, wo man ihm ein prächtiges Bett bereitet hatte, und bevor er sich zur Ruhe legte, fragte ihn die Frau: „Guter Vater, habt ihr Durst?"

„Ja, mein Kind," sagte er, worauf sie einen silbernen Becher nahm und ihm einen Schlaftrunk reichte, der in den Wein gemischt war. Der schlaue, tückische Kaufmann aber stellte sich nur, als ob er trinke und schüttete den ganzen Wein unvermerkt in seine Kleider, worauf er sich zur Ruhe legte.

In dem Schlafzimmer der Kinder war eine kleine Thür, durch welche man in das Gemach der Königin gelangen konnte. Um Mitternacht, als Alles in tiefem Schlafe lag, stand der Kaufmann auf, schlich leise in das Zimmer der Königin, näherte sich ihrem Bette und nahm ein kleines Messer, welches die Königin, wie er bemerkt hatte, den Tag vorher an ihrer Seite trug. Hierauf ging er zur Wiege, in welcher die Kinder lagen, tödtete alle beide, trug das blutige Messer zurück und steckte es in die Scheide. Sodann öffnete er ein Fenster und ließ sich mit Hülfe einer Strickleiter hinab. Kaum brach der Tag an, so ging er in eine Barbierstube, ließ sich den langen Bart abscheeren, damit man ihn ja nicht wiedererkenne, zog andere Kleider an und wanderte durch die Stadt.

Als die Ammen, welche fest geschlafen hatten, zur gewohnten Stunde aufwachten, um den Kindern Nahrung zu geben, und sich über die Wiege beugten, fanden sie die Kleinen getödtet. Da fingen sie laut an zu schreien, weinten und jammerten entsetzlich, zerrauften ihr Haar und rissen sich die Kleider vom bloßen Leibe. Bald gelangte auch diese traurige Neuigkeit zu dem Könige und der Königin, welche barfuß und unbekleidet aufsprangen und zu dem erbarmungswürdigen Schauspiel hineilten. Bei dem Anblick ihrer todten Kinder brachen sie in die bittersten Thränen aus. Schon war die ganze Stadt voll von diesem entsetzlichen Morde und zugleich hatte sich auch die Nachricht verbreitet, ein berühmter Sterndeuter sei angelangt, der aus dem Lauf der Gestirne das Vergangene wie das Zukünftige erforschen könne.

Als dem Könige der Ruf seiner Kenntnisse zu Ohren kam, ließ er ihn holen und fragte ihn, ob er durch seine Kunst erforschen könne, wer seine Kinder getödtet habe. Der Sterndeuter entgegnete, er wisse es und indem er sich dem Ohre des Königs näherte, sagte er leise zu ihm: „Geheiligte Majestät, laß alle Männer und Frauen deines Hofes, die ein Messer an ihrer Seite tragen, vor dich führen, und derjenige, bei welchem du das Messer in der Scheide befleckt finden wirst, ist der wahre Mörder deiner Kinder."

Hierauf mußten auf Befehl des Königs alle Hofleute vor ihm erscheinen und mit eigener Hand untersuchte er sorgfältig einen nach dem andern, ob er ein blutbeflecktes Messer habe. Da er kein einziges fand, welches die Zeichen jener blutigen Gewaltthat trug, kehrte er zu dem Sterndeuter zurück und erzählte ihm Alles, was er gethan hatte, und daß er selbst bei Allen nachgesucht, seine eigene Mutter und die Königin ausgenommen.

„Majestät," sagte der Sterndeuter, „sucht wohl nach, ohne Ansehen der Person, dann werdet ihr ohne Zweifel den Thäter finden."

Der König suchte zuerst bei der Mutter nach und fand nichts bei ihr, endlich rief er auch die Königin, nahm die Scheide, welche sie an der Seite trug und fand das Messer ganz voll Blut. Als der König diesen augenscheinlichen Beweis ihrer Schuld sah, wandte er sich, vor Wuth ganz außer sich, zu ihr und rief: „O unmenschliches, gottvergessenes Weib, du Feindin deines eigenen Blutes, Verrätherin an deinen eigenen Kindern, wie war es dir möglich, deine Hände mit dem Blute dieser unschuldigen Kinder zu beflecken? Ich schwöre bei Gott, du sollst eine Strafe erdulden, wie sie deiner That zukommt!"

Wie sehr auch der König, von Wuth entflammt, sich auf der Stelle durch einen schmachvollen Tod an ihr zu rächen verlangte, kam ihm doch bald ein neuer Gedanke, wie er sie eine weit größere und schmerzlichere Qual erdulden lassen könne. Er befahl, die Königin zu entkleiden und mit entblößtem Körper bis an den Hals in die Erde einzugraben und während die Würmer langsam ihr Fleisch verzehrten, ihr mit guten Speisen das Leben zu fristen, damit ihre Qual und ihre Strafe um so länger währe. Die Königin, welche schon so viel Elend erduldet hatte, unterwarf sich, im Bewußtsein ihrer Unschuld, dieser harten Todesstrafe ohne Murren.

Als der Sterndeuter, ihr Vater, vernahm, daß die Königin als schuldig verdammt worden sei, einen so grausamen Tod zu erleiden, freute er sich ungemein, nahm Abschied vom Könige und verließ England ganz zufrieden. Sobald er heimlich wieder in seinem Palast angelangt war, erzählte er der Amme ganz ausführlich Alles, was ihm begegnet war, und wie seine Tochter zum Tode verurtheilt worden sei.

Bei dieser Nachricht stellte sich zwar die Amme sehr vergnügt, innerlich aber empfand sie die heftigste Betrübniß, und bewegt von Mitleid für die arme Unglückliche und hingerissen von inniger Liebe zu ihr, brach sie eines Tages frühzeitig von Salerno auf und wanderte so lange Tag und Nacht hindurch, bis sie endlich in England ankam.

Sie stieg die Stufen des königlichen Palastes hinauf und fand den König, der gerade allgemeine Audienz ertheilte, in einem weiten Saal. Sie warf sich zu seinen Füßen und bat ihn um ein geheimes Gehör, weil sie ihm Dinge anzuvertrauen habe, welche die Ehre seiner Krone beträfen.

Der König hob sie auf, nahm sie bei der Hand, entließ alle Uebrigen und blieb ganz allein bei ihr. Da sprach die Amme, welche von dem Vorgefallenen genau unterrichtet war: „Ihr müßt wissen, gnädigster Herr, daß Doralise, eure

Gemahlin und meine Tochter, (denn wenn ich sie auch nicht unter diesem unglücklichen Herzen trug, so habe ich sie doch genährt und erzogen) unschuldig an dem Verbrechen ist, welches ihr fälschlich zugeschrieben wird und wegen dessen sie zu einem so grausamen Tode verdammt worden ist. Wenn ihr Alles bis auf's Kleinste gehört und euch überzeugt haben werdet, wer der unmenschliche Mörder eurer Kinder gewesen ist und was ihn dazu bewogen hat: so bin ich gewiß, ihr werdet, von Mitleiden gerührt, die arme Königin augenblicklich von ihren so großen Qualen befreien. Findet ihr aber, daß ich nur mit einem Worte die Unwahrheit gesagt habe, so will ich die nämliche Strafe erdulden, welche jetzt die Königin leidet. — Und damit erzählte sie ihm von Anfang bis zu Ende, wie Alles sich zugetragen hatte.

Als der König den ganzen Hergang vernahm, ward er vollkommen überzeugt, befahl sogleich, die Königin, welche mehr todt als lebendig war, aus ihrer Gruft zu ziehen und alles Mögliche für ihre Heilung zu thun, so daß sie denn auch in kurzer Zeit vollkommen wieder genas.

Hierauf ließ der König durch sein ganzes Reich große Zurüstungen machen, sammelte ein mächtiges Heer und schickte es gegen Salerno, welche Stadt nach kurzer Zeit erobert und Thebaldo gefangen, an Händen und Füßen gebunden, nach England geführt wurde. Da der König sich noch größere Gewißheit über das begangene Verbrechen verschaffen wollte, so ließ er ihm den Prozeß machen und befahl, ihn auf die Folter zu spannen; Thebaldo aber gestand sogleich Alles ein und am folgenden Tage wurde er auf einem mit vier Pferden bespannten Karren durch die ganze Stadt geführt, geviertheilt und sein Fleisch den Hunden preisgegeben.

So endete der ruchlose, verabscheuungswürdige Thebaldo elend sein Leben; der König aber und seine Gemahlin Doralise lebten noch viele Jahre sehr glücklich mit einander und hinterließen zahlreiche Kinder.

25.

Die guten Tage.

Zu Casena in Romagna lebte eine arme Wittwe, eine sehr wackere Frau, Namens Lucietta. Sie hatte einen einzigen Sohn, der an Dummheit und Faulheit seines Gleichen suchte. Bis zwölf Uhr Mittags lag er im Bette und bevor er aufstand, rieb er sich erst eine ganze Stunde die Augen, reckte Arme und Beine, kurzum, geberdete sich wie der ärgste Faulpelz von der Welt.

Hierüber betrübte sich die arme Mutter gar sehr, denn sie hatte gehofft, er würde eines Tages die Stütze ihres Alters sein. Um ihn nun unverdrossener und thätiger zu machen, hörte sie gar nicht auf ihn zu ermahnen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, wer gute Tage in der Welt haben will, der muß sich anstrengen, fleißig sein und mit Tagesanbruch aufstehen; denn das Glück steht

wol dem Wachsamen und Arbeitsamen, nicht aber dem Trägen und Schläfrigen bei. Deshalb, mein Sohn, glaube und folge meinem Rath, so wirst du gute Tage erleben und es wird Alles zu deiner Zufriedenheit ausschlagen."

Lucilio, so hieß der junge Mensch, einfältiger als die Einfalt selber, hörte zwar, was die Mutter sprach, verstand aber den Sinn ihrer Worte nicht. Und wie aus einem tiefen und schweren Schlafe erwachend, erhob er sich und schlenderte vor das Stadtthor hinaus, wo er sich, um dort weiter zu schlafen, quer über den Weg legte, so daß Alle, welche zur Stadt kamen oder hinausgingen, über ihn fallen mußten.

Zufällig traf es sich, daß gerade in der vorigen Nacht drei Einwohner von Casena hinausgegangen waren, einen Schatz zu graben, den sie entdeckt hatten. Sie hatten ihn auch glücklich gehoben und waren eben im Begriff, ihn nach Hause zu tragen, als sie auf Lucilio stießen, der am Wege lag, aber nicht mehr schlief, sondern eben aufgewacht war und sich nach dem guten Tag umsah, den seine Mutter ihm prophezeit hatte.

„Gott schenk' euch einen guten Tag, mein Freund," sagte der erste jener drei Männer, als er an ihm vorüberging.

„Gott sei gelobt!" rief Lucilio, da er von guten Tagen hörte, „da hab' ich einen!"

Der Schatzgräber, im Bewußtsein seiner Schuld, meinte nicht anders, als diese Worte bezögen sich auf ihn und das Geheimniß sei verrathen. Natürlich, denn wer ein böses Gewissen hat, denkt bei den gleichgültigsten Sachen, es sei von ihm die Rede.

Der zweite ging ebenso vorüber, dem Lucilio einen guten Tag bietend, worauf Jener, an die guten Tage denkend, halb laut sagte: „Gottlob, nun hab' ich ihrer zwei!"

Nun kam auch der dritte und grüßte gleicherweise, indem er Gott um einen guten Tag für ihn bat. Da sprang Lucilio voller Freuden auf und rief: „O vortrefflich, nun hab' ich alle drei! Das ist mir ganz besonders geglückt."

Er meinte damit die drei guten Tage, allein die Schatzgräber dachten, er meine sie, und da sie sich fürchteten, er möge hingehen, sie bei der Obrigkeit anzeigen, so riefen sie ihn bei Seite, erzählten ihm Alles und gaben ihm, damit er schweige, den vierten Theil ihres Schatzes.

Ganz vergnügt darüber, nahm Lucilio seinen Antheil, brachte ihn nach Hause zu seiner Mutter und sagte: „Liebe Mutter, Gottes Segen ist mit mir gewesen, denn weil ich gethan habe, wie ihr mich geheißen habt, so hab' ich die guten Tage gefunden. Nehmt dies Geld und kauft dafür Alles, was wir zum Leben brauchen."

Die Mutter freute sich nicht wenig über diese glückliche Begebenheit und ermahnte den Sohn, auch noch ferner recht betriebsam zu sein, damit er immer so gute Tage erlebe wie diese.

26.

Die Schlange.

Vor langen Jahren herrschte einmal in Montferrat ein reicher und mächtiger Markgraf, der hätte so gerne Kinder gehabt, aber der Himmel schien ihm diesen Wunsch versagen zu wollen. Eines Tages nun ging die Markgräfin in ihrem Garten spazieren und von Müdigkeit überwältigt, setzte sie sich an den Fuß eines Baumes nieder, um auszuruhen. Während sie so in süßem Schlummer lag, näherte sich ihr eine kleine Schlange und schlüpfte, ohne daß sie es gewahr wurde, in ihren Mund.

Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Markgräfin zur großen Freude des ganzen Volkes Mutter und gebar ein Mädchen, um dessen Hals ein Schlänglein dreimal gewunden war. Die Wärterinnen erschraken nicht wenig darüber; aber ohne dem Kinde irgendein Leid zuzufügen, löste sich die Schlange behutsam von seinem Halse, wand sich hinunter auf den Boden, kroch an der Erde hin und verlor sich in dem Garten.

Nachdem die Kleine gebadet und in weiße Tücher gehüllt war, kam an ihrem Halse eine feine goldene Kette zum Vorschein, die wunderschön anzusehen war, denn sie leuchtete zwischen Haut und Fleisch hervor, so wie etwa ein köstlicher Edelstein durch hellen Krystall blinkt; und gerade so oft umringelte sie den Hals, als sich die Schlange um denselben gewunden hatte.

Das Mädchen, welches man seiner außerordentlichen Schönheit wegen Biancabella nannte, wuchs zu solcher Tugend und Anmuth heran, daß man nicht ihres Gleichen fand. Als sie zehn Jahr alt war, trat sie eines Tages auf den Balkon des Schlosses und da sie den Garten mit all den schönen Rosen und Veilchen erblickte, so fragte sie die Amme, welcher sie zur Aufsicht übergeben war, was das dort unten sei, sie habe das früher noch nie gesehen.

„Man nennt dies einen Garten,“ versetzte die Amme, „und deine Mutter geht darin oft spazieren.“

„Ach,“ rief das Mädchen, „so etwas Schönes hab' ich noch nie gesehen! für mein Leben gern möcht' ich auch darin spazieren gehen.“

Die Amme nahm sie bei der Hand, führte sie in den Garten und nachdem sie eine Zeitlang mit ihr umhergegangen war, setzte sie sich unter eine dichtbelaubte Buche, um ein wenig zu schlummern, während sie die Kleine sich selbst überließ.

Biancabella, ganz entzückt von diesem reizenden Aufenthalt, lief bald hierhin, bald dorthin und pflückte Blumen, und als sie ein wenig müde geworden, ließ sie sich unter einem schattigen Baume nieder. Doch kaum hatte sie sich hingesetzt, so kam eine Schlange hervor und näherte sich ihr, worüber das Kind in großen Schrecken gerieth und schreien wollte. Aber die Schlange sagte zu ihr:

„Sei still, flieh' nicht und sei ohne Furcht vor mir, denn ich bin deine Schwester, mit dir an demselben Tage von derselben Mutter geboren, und mein Name ist Bianca. Wenn du immer das thun wirst, was ich dir heiße, so will ich dich glücklich machen; sonst aber wirst du das unglücklichste und traurigste Geschöpf von der Welt werden. Geh' jetzt und sei ohne Furcht. Morgen aber laß zwei Kessel in den Garten bringen, den einen voll reiner Milch, den andern mit feinem Rosenwasser, und dann komm zu mir, aber ganz allein, ohne irgend eine Begleitung."

Als die Schlange sich wieder entfernt hatte, stand das Mädchen auf, suchte ihre Amme, die sie noch schlafend fand, weckte sie und kehrte mit ihr nach Hause zurück, ohne ihr ein Wort von dem, was vorgefallen war, zu erzählen.

Am folgenden Tage, da Biancabella sich mit ihrer Mutter allein im Zimmer befand und ein wenig niedergeschlagen und betrübt aussah, fragte die Mutter: „Was fehlt dir, Biancabella? Was bist du so traurig? Du bist sonst immer so fröhlich und heute scheinst du so mißvergnügt und betrübt?"

„Ach, liebe Mutter," sagte das Kind, „ich möchte so gern zwei Kessel in den Garten haben, einen voll Milch und den andern voll Rosenwasser."

„Wenn es weiter nichts ist," versetzte die Mutter, „so gräme dich nicht, mein Kind; du weißt ja doch, wie gerne wir jeden möglichen Wunsch von dir erfüllen." — Hierauf ließ sie gleich zwei prächtige Kessel in den Garten tragen, voll Milch und Rosenwasser.

Als die bestimmte Stunde gekommen war, ging Biancabella ganz allein nach dem Garten, schloß die Thür hinter sich zu und setzte sich bei den Kesseln nieder. In demselben Augenblicke erschien auch die Schlange, hieß ihr sich entkleiden und in die weiße Milch steigen, wusch sie damit von Kopf bis zu Fuß, beleckte sie mit der Zunge und glättete die Haut überall, wo ihr noch irgend ein Mangel erschien. Sodann nahm sie sie aus der Milch herraus und legte sie in das Rosenwasser, dessen angenehmer Duft sie wieder wie neu belebte. Sie kleidete sie hierauf wieder an und befahl ihr auf's Strengste, ja Niemanden etwas davon zu sagen, selbst dem Vater und der Mutter nicht, denn sie wolle, daß kein Mädchen in der ganzen Welt sich ihr an Schönheit und Anmuth vergleichen könne.

Zuletzt begabte sie sie noch mit einer Menge trefflicher Eigenschaften und nahm von ihr Abschied.

Als Biancabella zu ihrer Mutter wieder zurückgekehrt war, fand diese sie so überaus schön und anmuthig, daß sie nicht Worte fand, ihr Entzücken und ihre Verwunderung auszudrücken. Endlich fragte sie, wie sie es denn angefangen habe, zu einer so wunderbaren Schönheit zu gelangen. Biancabella versicherte jedoch, sie wisse es nicht.

Die Mutter nahm hierauf einen Kamm, um ihre goldenen Locken in Ordnung zu bringen, und wie sie sie kämmte, fielen ihr Perlen und kostbare Edelsteine aus dem Haar, und als sie ihr die Hände wusch, fielen Rosen, Veilchen und andere Blumen nieder und erfüllten die Luft mit dem süßesten Wohlgeruch.

Bei diesem überraschenden Anblick eilte sie zu ihrem Gemahl und mit mütterlicher Freude sagte sie: „Mein Herr und Gemahl, unsere Tochter ist das schönste und

liebenswürdigste Mädchen, welches je geboren wurde. Denn außer ihrer wunderbaren Schönheit fallen ihr noch Perlen und kostbare Edelsteine aus den Haaren und — stellt euch vor! ihre weißen Hände streuen Rosen und Veilchen und noch viel andere Blumen aus, die einen entzückenden Wohlgeruch verbreiten. Nie hätt' ich das geglaubt, wenn meine eigenen Hände es nicht gefühlt, meine eigenen Augen es nicht gesehen hätten."

Der Markgraf, welcher von Natur ungläubig war und den Worten seiner Frau nicht so leicht traute, lachte und spottete darüber. Allein die wiederholten Betheurungen reizten ihn doch, sich selbst zu überzeugen, was an der Sache sei. Er ließ also seine Tochter herbeirufen und fand Alles noch viel wunderbarer, als es seine Frau beschrieben hatte. Darüber freute er sich so sehr und wurde so stolz darauf, daß er Niemanden auf der Welt für würdig hielt, ihr Gatte zu werden.

Als sich nun der Ruf von Biancabella's einziger und himmlischer Schönheit überall hin verbreitete, so kamen auch Könige, Prinzen, Grafen und andere hohe Herren von allen Seiten herbeigereist, um ihre Liebe zu gewinnen und sie als Gemahlin heimzuführen. Aber keiner von ihnen erschien würdig sie zu besitzen, denn an Jedem war irgend etwas Mangelhaftes oder Tadelnswerthes.

Endlich langte auch Ferrandino, der König von Neapel, an, dessen Ruhm und Tugend wie die Sonne unter den kleinen Gestirnen hervorleuchtete, und hielt bei dem Markgrafen um die Hand seiner Tochter an. Dieser, welcher mit dem schönen, weit und breit geehrten, so mächtigen und reichen Könige wohl zufrieden war, willigte unbedenklich ein, ließ seine Tochter herbeiholen und ohne Zögern reichten sie sich die Hände und umarmten sich als Verlobte.

Das Verlöbniß war nicht sobald geschehen, als Biancabella sich des Gebots ihrer Schwester Bianca erinnerte, ihren Bräutigam verließ, indem sie Geschäfte vorschützte, nach ihrer Kammer ging, sie hinter sich verschloß und durch einen ganz geheimen Ausgang derselben in den Garten eilte, wo sie mit leiser Stimme nach ihrer Schwester Bianca rief. Allein diese erschien nicht, wie sie sonst zu thun pflegte. Ganz verwundert suchte Biancabella in jedem Winkel des Gartens nach ihr und als sie sie nirgends fand, wurde sie sehr traurig und niedergeschlagen, denn sie sah wohl, dies geschehe nur deshalb, weil sie das Gebot ihrer Schwester außer Acht gelassen habe. Hierauf begab sie sich heimlich wieder in ihre Kammer und zu ihrem Gemahl, der sie schon lange erwartet hatte.

Als die Hochzeit vorüber war, führte Ferrandino seine Gemahlin nach Neapel, wo sie mit großer Pracht und Festlichkeit von der ganzen Stadt empfangen ward. Ferrandino aber hatte eine Stiefmutter mit zwei garstigen Töchtern aus einer andern Ehe, von denen sie ihm eine gerne zur Frau gegeben hätte, und da ihr nun diese Hoffnung durch Biancabella so ganz vereitelt war, faßte sie gegen die Arme einen so wüthenden Haß, daß sie sie nicht vor Augen sehen konnte: gleichwol aber stellte sie sich, als sei sie voll Liebe zu ihr.

Es begab sich nun, daß der König von Tunis große Zurüstungen zu Wasser und zu Lande machte, um Ferrandino mit Krieg zu überziehen (ob um dieser Ehe halber oder aus sonst einem Grunde, ist ungewiß) und er war bereits bis über die Grenzen

des Königreichs vorgedrungen, so daß Ferrandino genöthigt war, die Waffen zu ergreifen und dem Feinde entgegen zu gehen, um sein Land zu vertheidigen. Nachdem er nun hinlänglich gerüstet war, empfahl er Biancabella seiner Stiefmutter und zog mit dem Heere in den Krieg.

Kaum war er fort, so beschloß diese boshafte, nichtswürdige Stiefmutter, Biancabella umbringen zu lassen.

Sie rief zwei ihrer Diener, von deren Ergebenheit sie überzeugt war, und befahl ihnen, die Königin an einen entlegenen Ort spazieren zu führen, sie dort zu tödten und ihr zur völligen Gewißheit bestimmte Zeichen ihres Todes zu bringen. Die Diener, schleuniger zum Bösen als zum Guten, thaten nach dem Befehl ihrer Gebieterin, und indem sie sich stellten, als wollten sie die Königin spazieren führen, führten sie dieselbe in ein Gehölz, wo sie sich anschickten, ihr den Tod zu geben. Doch ihre große Schönheit und Anmuth flößte ihnen so viel Mitleid ein, daß sie ihr wenigstens das Leben schenkten, aber sie schnitten ihr die Hände ab und rissen ihr die Augen aus, um sie dem bösen Weibe von Stiefmutter als Zeichen ihres Todes zu bringen.

Dieser Anblick stellte das ruchlose Weib ganz zufrieden, und um ihr nichtswürdiges Vorhaben gänzlich auszuführen, streute sie durch das ganze Land das Gerücht aus, ihre beiden Töchter seien gestorben, die eine an einem abzehrenden Fieber, die andere an einem Herzgeschwür. Biancabella aber sei, aus Gram über die Trennung von ihrem Gemahl, von einem todten Kinde entbunden worden und ein dreitägiges Fieber habe sie so angegriffen, daß wenig Hoffnung für ihr Leben sei. — Anstatt Biancabella's aber legte das schlechte, grausame Weib eine ihrer Töchter in's Bett und gab vor, es sei die Königin, die am Fieber krank liege.

Ferrandino, der inzwischen seinen Feind besiegt hatte, kehrte jetzt im Triumph nach Hause zurück, in der frohen Hoffnung, seine geliebte Biancabella gesund und freudig wiederzufinden: und nun fand er sie mager und entstellt im Bette liegen! Und da er näher trat und ihr Gesicht sah, so war er ganz erstaunt, dasselbe so abschreckend zu finden und konnte sich gar nicht vorstellen, daß dies Biancabella sei. Darauf ließ er sie kämmen, allein statt der Perlen und Edelsteine, die sonst aus ihren blonden Haaren fielen, sah man verzehrendes Ungeziefer, und statt der Rosen und lieblichen Düfte ihrer Hände kam so viel Schmutz und Gestank, daß Alle ein Ekel überfiel. Die nichtswürdige Stiefmutter aber beredete den König, dies käme Alles von der langen Krankheit, die dergleichen Wirkungen hervorzubringen pflege.

Unterdeß befand sich die arme Biancabella, mit verstümmelten Armen, der Augen beraubt, verlassen an einem einsamen Orte, in großem Jammer und rief unaufhörlich die Schwester Bianca um ihren Beistand an: aber Niemand antwortete, außer dem Echo, welches von allen Seiten klagend zurücktönte. Als die Unglückliche in dieser traurigen Lage, jeder Hülfe beraubt, eine Zeitlang zugebracht hatte, kam ein Greis durch den Wald, ein wohlwollender und mitleidiger Mann. Er hörte die klagenden Töne in der Ferne, näherte sich und fand die ihrer Hände und Augen beraubte Königin, die ihr Elend bejammerte.

Als der gute Alte sie in einem so bemitleidenswerthen Zustande erblickte, konnte er es nicht über's Herz bringen, sie in den Sträuchern und Dornen allein zurückzulassen, sondern, von einem väterlichen Mitgefühl bewegt, führte er sie mit sich nach Hause, wo er sie seiner Frau übergab, indem er ihr dringend anempfahl, sie ja wohl zu behandeln. Auch seinen drei Töchtern, die wie drei Sterne leuchteten, gebot er, ihr Gesellschaft zu leisten, immer freundlich zu begegnen und es ihr an nichts fehlen zu lassen.

Allein seine Frau, die ein hartes, unbarmherziges Geschöpf war, gerieth darüber in gewaltigen Zorn und sagte ziemlich ungestüm zu ihrem Manne: „Was sollen wir denn aber in aller Welt mit dieser blinden, händelosen Frau machen, die gewißlich nicht ihrer Tugenden halber, sondern zum Lohne ihrer Thaten so zugerichtet ist?"

„Thu' nur, was ich dir sage," versetzte der gute Greis, „und thust du es nicht, so nimm dich in Acht, wenn ich nach Hause komme."

Also blieb die arme Biancabella bei der Frau und ihren drei Töchtern, unterhielt sich mit ihnen über dies und jenes, und während sie dabei an ihr Unglück dachte, fiel es ihr ein, eins von den Mädchen zu bitten, es möge doch so gut sein, ihr das Haar zu kämmen. Die Mutter nahm dies sehr übel auf; sie wollte durchaus nicht zugeben, daß ihre Tochter sich zur Magd erniedrige. Allein die Tochter, welche freundlicher als die Mutter war und sich erinnerte, was der Vater ihnen befohlen hatte, auch aus dem Antlitz Biancabella's etwas von ihrem hohen Stande ahnte, breitete ihre weiße Schürze vor sich hin und fing an, ganz sanft das Haar zu kämmen.

Aber sie hatte kaum angefangen zu kämmen, als Perlen, Rubinen, Diamanten und andere Edelsteine von unschätzbarem Werthe aus den Locken stürzten. Bei diesem Anblick gerieth die Mutter in's größte Erstaunen, bereute von ganzem Herzen ihr unfreundliches Benehmen und der Haß welchen sie früher gehegt hatte, verwandelte sich mit einmal in Liebe. Als nun der gute Alte nach Hause zurückkehrte, liefen ihm Alle entgegen, umarmten ihn und freuten sich mit ihm, welches Glück ihnen in ihrer großen Armuth zu Theil geworden sei.

Biancabella ließ hierauf einen Eimer mit frischem Wasser herbeibringen und sich das Gesicht und die verstümmelten Arme waschen, und vor den Augen Aller gingen Rosen, Veilchen und andere Blumen in Ueberfluß hervor. Da erschien sie Allen mehr als ein göttliches, denn als ein menschliches Wesen.

Nach einiger Zeit beschloß Biancabella wieder an den Ort zurückzukehren, wo der Greis sie gefunden hatte. Indeß dieser sowol als seine Frau und die Töchter, welche den Reichthum, den sie ihnen brachte, nicht gern verlieren wollten, suchten sie auf das Freundlichste zurückzuhalten, baten sie inständigst, nicht von ihnen zu gehen und führten ihr eine Menge Gründe an, um sie davon abzubringen.

Allein sie beharrte standhaft bei ihrem Entschluß, versprach jedoch wiederzukommen. Der Alte gab ihr also nach und ohne Zögern führte er sie an den Ort, wo er sie zuerst angetroffen hatte. Hier befahl sie ihm, sie zu verlassen und gegen Abend wiederzukehren, dann würde sie mit ihm heimgehen.

Sobald der Alte fort war, fing die unglückliche Biancabella an, im Walde hin und her zu irren und ihre Schwester Bianca in einem fort um ihren Beistand anzurufen, so daß ihr Geschrei und ihre Klagen bis in den Himmel tönten. Aber Bianca, obgleich sie ihr nahe war, ja sie niemals verlassen hatte, wollte ihr nicht antworten.

Als die arme Trostlose endlich sah, daß alle ihre Worte in den Wind geredet seien, rief sie weinend: „Was soll ich noch länger auf dieser Welt, da ich meiner Augen und meiner Hände beraubt bin und aller menschlichen Hülfe entbehre!" Und in dem Uebermaß ihrer Verzweiflung, die ihr jeden Schein einer Hoffnung benahm, beschloß sie sich das Leben zu nehmen. Da sie kein anderes Mittel dazu hatte, schlug sie den Weg nach einem nahen Flusse ein, um sich hineinzustürzen und zu ertränken. Als sie aber an das Ufer gelangt und schon im Begriff war, sich hinabzustürzen, hörte sie eine Stimme, die zu ihr sprach: „Halt' ein, was willst du thun? Werde nicht deine eigene Mörderin! Bewahre dein Leben für eine bessere Zukunft."

Biancabella war so erschrocken über diese Stimme, daß sich ihr Haar vor Entsetzen sträubte: da ihr indeß die Stimme bekannt schien, faßte sie wieder ein wenig Muth und entgegnete: „Wer bist du, der du in dieser Wildniß dich aufhältst?"

„Ich bin deine Schwester Bianca," antwortete die Stimme, „die du so flehentlich angerufen hast."

Als Biancabella diese Worte hörte, rief sie in tiefer Bewegung, von Seufzern unterbrochen: „O meine Schwester, meine Wohlthäterin, steh' mir bei, und wenn ich deinen Rath außer Acht gelassen habe, so bitt' ich dich jetzt, verzeih' mir, ich habe gefehlt und erkenne meinen Fehler. Aber ich habe nur aus Unwissenheit und nicht aus bösem Willen gefehlt."

Da Bianca sich von ihrer tiefen Reue überzeugte und betrachtete, wie sehr sie gemißhandelt worden war, empfand sie Mitleid, tröstete sie, so gut sie vermochte, pflückte verschiedene Kräuter, die eine wunderbare Kraft besaßen, legte sie ihr auf die Augen, fügte sodann zwei Hände an die Arme und machte so Biancabella auf der Stelle wieder heil und sehend. Nachdem dies geschehen, warf Bianca ihre Schlangenhaut von sich und ward zu einer schönen Jungfrau.

Als der Abend nahte und die Sonne schon ihre glänzenden Strahlen verbarg, während die Schatten der Nacht aufzusteigen begannen, kam auch der gute Greis mit hastigem Schritte in den Wald, wo er Biancabella neben einer andern Jungfrau sitzend fand. Da er in ihr Antlitz schaute, war er ganz erstaunt und glaubte, sie könne es nicht sein. Er überzeugte sich indeß bald und sprach zu ihr: „Wie, meine Tochter, diesen Morgen noch warst du blind und ohne Hände, wer hat dich denn so schnell geheilt?"

„Nicht ich selbst, sondern die Macht und die Liebe dieser, die hier neben mir sitzt und meine Schwester ist."

Nun standen sie auf und gingen ganz vergnügt mit dem Alten nach Hause, wo sie von der Frau und den Töchtern sehr freundlich empfangen wurden.

Einige Zeit darauf begaben sich Bianca, Biancabella nebst dem Alten, dessen Frau und Töchtern nach der Stadt Neapel, um dort ihren Wohnsitz zu nehmen. Bei ihrer Ankunft bemerkten sie einen großen leeren Platz, dem Schlosse des Königs gerade gegenüber: auf diesem setzten sie sich nieder und als die Nacht gekommen war, nahm Bianca eine Ruthe von einem Lorbeerbaum in die Hand und schlug damit dreimal auf die Erde, indem sie einige Worte dabei aussprach, und siehe da, auf der Stelle stand der schönste und prächtigste Palast von der Welt da.

Als König Ferrandino am folgenden Morgen an's Fenster trat und ein so reiches, wunderbares Schloß erblickte, war er ganz erstaunt und rief seine Frau und seine Stiefmutter, damit sie es auch sähen. Diese aber befanden sich nicht wohl dabei, denn sie fürchteten, es könne ihnen irgend etwas Böses bedeuten. Während nun Ferrandino den Palast hin und her nach allen Seiten betrachtete und sich gar nicht satt sehen konnte, bemerkte er an dem Fenster eines der Zimmer zwei Frauen, die an Schönheit die Sonne verdunkelten. Als er sie näher betrachtete, gerieth sein Herz in heftige Bewegung, denn es schien ihm, als sei die eine das wahre Ebenbild seiner Biancabella.

Er befragte sie um ihren Namen und woher sie kämen und erhielt zur Antwort, sie seien zwei Fremde aus dem Lande Persien, die mit Hab' und Gut hierhergezogen, um in dieser Stadt zu wohnen. Darauf fragte er, ob sie erlaubten, daß er mit den Frauen seines Hauses ihnen seinen Besuch abstatte; worauf sie erwiderten, dies würde ihnen zwar sehr angenehm sein, allein es schicke sich weit mehr für sie, die Unterthanen, jenen ihren Besuch zu machen, als daß er, ihr Herr, nebst den Königinnen ihnen eine solche Ehre erweise, die allzu groß sei, um ihnen zuzukommen.

Ferrandino jedoch ließ sogleich die Königin nebst den andern Frauen rufen, obgleich sie, ihr nahes Verderben ahnend, nur mit Widerstreben gingen, und so begaben sie sich nach dem Palaste der beiden Frauen. Diese empfingen ihre Gäste mit Ehrerbietung und freundlichster Aufmerksamkeit und wiesen ihnen alle die schönen Gemächer, die weiten, prächtig geschmückten Säle, die Mauern von feinem Alabaster und reichem Porphyr.

Nachdem sie diesen prachtvollen und bewunderungswürdigen Palast genugsam besehen hatten, ließ Bianca eine der Töchter des Greises, Namens Silveria, herbeiholen und befahl ihr, dem Könige zu Ehren irgend etwas zu singen. Das junge Mädchen nahm ihre Laute, setzte sich dem Könige gegenüber und indem sie anmuthig in die Saiten griff, sang sie dazu die ganze Geschichte Biancabella's von Anfang bis zu Ende, doch ohne die Namen zu nennen. Als sie geendigt hatte, stand Bianca auf und fragte den König, welch' eine Strafe wol diejenige verdiene, die ein so schweres Verbrechen begangen habe.

Die Stiefmutter, welche durch eine rasche Antwort ihre Nichtswürdigkeit zu verbergen hoffte, sagte ganz dreist, ohne abzuwarten, was der König erwidere: „Ein glühender Ofen wär' die rechte Strafe dafür!"

Da rief Bianca, vor Zorn glühender als eine Kohle im glühenden Ofen: „Du selber bist es, das nichtswürdige Weib, das einen solchen Frevel begangen

hat. Ja, du elende, boshafte, verworfene Frau verdammst dich jetzt durch deinen eigenen Mund."

Hierauf wandte sie sich zum Könige und sagte mit freudigen Blicken zu ihm: „Hier ist deine Biancabella, hier ist deine theure Gemahlin, welche du so zärtlich liebtest, hier ist die, ohne welche du nicht leben konntest."

Und zum Beweise befahl sie den drei Töchtern des Greises, in Gegenwart des Königs der Biancabella das Haar zu kämmen, worauf Perlen und kostbare Edelsteine aus ihren goldenen Locken fielen und aus ihren Händen Rosen und Veilchen. Endlich zum vollkommnen Beweise entblößte Bianca noch den Hals ihrer Schwester, der mit einer feinen Goldkette umschlungen war, die zwischen Fleisch und Haut hervorleuchtete, wie durch Krystall.

Als der König aus diesen sicheren und augenscheinlichen Anzeichen erkannt hatte, daß es seine Gemahlin Biancabella sei, weinte er Freudenthränen und umarmte sie auf's Zärtlichste. Sodann ließ er einen Ofen glühend machen und die Stiefmutter nebst ihrer Tochter hineinwerfen. So trugen sie den gerechten Lohn ihres Verbrechens davon. Die drei Töchter des Greises aber wurden anständig verheirathet und Ferrandino lebte mit seiner Biancabella viele Jahre glücklich und vergnügt und hinterließ bei seinem Tode das Reich seinen Kindern.

27.

Die drei Königskinder.

Vor langer Zeit lebten einmal drei Schwestern, die waren sehr sittsam, anmuthig und schön, doch von niedriger Herkunft, denn sie waren die Töchter eines Bäckers. Eine von ihnen hieß Brunora, die andere Lionella und die dritte Claretta.

Eines Tages befanden sich diese drei jungen Mädchen in ihrem Garten und waren außerordentlich vergnügt; da kam Lancelot, der König des Landes, vorüber, der mit reichem Gefolge auf die Jagd zog. Als Brunora, die älteste von den Schwestern, diese vornehme Gesellschaft sah, sprach sie zu ihren beiden Schwestern: „Wenn ich den Haushofmeister des Königs zum Mann bekäme, so wollt' ich mich verpflichten, den ganzen Hof mit einem Becher Wein satt zu machen."

„Und ich," sagte Lionella, „ich will mich rühmen, daß wenn ich den geheimen Kämmerer des Königs heirathete, ich ganz allein mit einer Spindel, die ich besitze, so viel Leinwand spinnen wollte, um den ganzen Hof mit schönen, feinen Hemden zu versehen."

„Und ich," sagte Claretta, „darf mich rühmen, daß, wenn der König mein Gemahl würde, ich ihm drei Kinder schenken wollte, zwei Knaben und ein Mädchen, und jedes von ihnen sollte lange Locken vom feinsten Golde haben, eine goldene Kette um den Hals und einen Stern auf der Stirn."

Diese Worte hörte einer von den Hofleuten, der sofort zum Könige ging und ihm Alles, was die Mädchen gesprochen hatten, Wort für Wort hinterbrachte. Als der König dies hörte, ließ er die Mädchen sogleich vor sich kommen und befragte eine Jede von ihnen, was sie da im Garten unter einander gesprochen hätten. Da verbeugten sich alle drei ehrfurchtsvoll und wiederholten ihm, eine nach der andern, jedes ihrer Worte.

Da dies dem Könige sehr wohl gefiel, so verheirathete er ohne Weiteres Brunora mit seinem Haushofmeister, der Kämmerer erhielt Lionella zur Frau und er selbst wählte Claretta. Dann gingen sie Alle auf die Jagd und als man nach Hause zurückkehrte, wurden die Hochzeiten auf's Prächtigste gefeiert.

Aber die Mutter des Königs war damit sehr unzufrieden, denn wenngleich ihre Schwiegertochter von bewunderungswürdiger Schönheit war und sehr anmuthig zu reden verstand, so stammte sie doch aus niedrigem Geschlecht und schien ihr der Macht und der Würde des Königs durchaus nicht angemessen.

Und ebenso war ihr der Gedanke unerträglich, daß der Haushofmeister und der Kämmerer die Schwäger des Königs sein sollten! Die Schwiegermutter faßte daher gegen ihre Schwiegertochter einen so heftigen Haß, daß sie sie nicht vor Augen sehen konnte; verbarg dies aber, um ihren Sohn nicht zu erzürnen.

Nun traf es sich, daß der König in ein anderes Land reisen mußte; er empfahl daher seiner Mutter auf das Angelegentlichste die Königin, und jene hieß ihn ohne Sorge reisen, da sie für ihre Schwiegertochter alle nur mögliche Sorgfalt haben wolle. Kaum war der König abgereist, so gebar die Königin drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, und alle drei (so wie die Königin, da sie noch Jungfrau war, es versprochen hatte) hatten goldenes Haar, welches lockig über ihre Schultern fiel, eine schöne goldene Kette und einen Stern mitten auf der Stirn. Die boshafte Schwiegermutter, bei welcher kein Mitleid zu finden war, entflammt von einem grausamen und tödtlichen Haß, beschloß, als die zarten Kinderchen geboren waren, sie umbringen zu lassen, damit man nie wieder etwas von ihnen höre und die Königin bei dem Könige in Ungnade falle.

Dazu waren auch die Schwestern der Claretta von einem so heftigen Neide gegen sie entzündet worden, weil sie die Gemahlin eines Königs war, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe hatten und mit allen Ränken und Listen unaufhörlich danach trachteten, die Schwiegermutter noch viel mehr gegen sie aufzubringen.

Es traf sich nun, daß zu der nämlichen Zeit, als die Königin niederkam, drei junge Hunde geboren wurden, zwei männliche und ein weiblicher, die vorn auf der Stirn eine Art Stern hatten und Streifen um den Hals, die wie Halsketten aussahen. Die zwei nichtswürdigen Schwestern also, von einem teuflischen Geist beseelt, nahmen diese drei jungen Hündchen, brachten sie zu der Königin Mutter, verbeugten sich ehrerbietig und sprachen: „Wir wissen wohl, daß eure Hoheit unsere Schwester nicht besonders lieben, und das mit allem Recht, weil sie von niedriger Herkunft ist und es eurem Sohn, unserm gnädigsten König, nicht ziemt, eine Frau solchen Standes zur Gemahlin zu haben. Da wir nun von der Gesinnung eurer Hoheit unterrichtet sind, so kommen wir hier und bringen

euch drei kleine Hündchen, die mit einem Stern auf der Stirn geboren sind, und bitten, uns euren Willen hierüber vernehmen zu lassen."

Die Alte war über diesen Gedanken sehr erfreut und beschloß, die Hündchen ihrer Schwiegertochter zu bringen, die ihre Kinder noch nicht gesehen hatte, und ihr zu sagen, dies seien sie. Und damit dieser ruchlose Anschlag nicht entdeckt würde, befahl das boshafte Weib der Hebamme, sie sollte die Königin benachrichtigen, sie habe drei junge Hündchen geboren. Darauf begaben sich die Schwiegermutter und die Schwestern der Königin nebst der Hebamme zu ihr und spra- „Da sieh, du schöne Königin, was für reizende Kinderchen du geboren hast! Pflege sie nur ja recht sorgsam, damit der König, wenn er zurückkommt, diese artigen Kinder munter und gesund finde.

Bei diesen Worten legte die Hebamme die Hündchen zu ihr und tröstete sie heuchlerischer Weise, sie möge sich doch ja in Geduld fassen und nicht verzweifeln deshalb, denn dergleichen Dinge wären schon manchen vornehmen Leuten begegnet. So hatten nun diese schändlichen Weiber ihr boshaftes, gottloses Vorhaben ausgeführt und jetzt blieb nur noch übrig, diesen armen, unschuldigen Kindern den Tod zu geben.

Allein Gott wollte nicht, daß sie ihre Hände mit ihrem eigenen Blute befleckten; sie nahmen also einen kleinen, wohlverpichten Kasten, legten die Kinder hinein, warfen ihn in den nahen Fluß und ließen ihn mit dem Strom forttreiben.

Der gerechte Gott, welcher immer die Unschuld schützt, sandte gerade als der Kasten geschwommen kam, an das Ufer dieses Flusses einen Müller. Als dieser den Kasten erblickte, zog er ihn heraus, öffnete ihn und fand die drei Kinderchen, die ihn lächelnd ansahen.

Und weil sie so schön waren, glaubte er, es müßten die Kinder irgend einer vornehmen Frau sein. Er machte nun den Kasten halb wieder zu, nahm ihn auf die Schulter und trug ihn geradeswegs nach Hause, wo er zu seiner Frau sagte: „Da sieh einmal, ich bitte dich, liebe Frau, was ich an dem Ufer des Flusses gefunden habe! Ich mache dir ein Geschenk damit."

Als die Frau diese hübschen Kinderchen sah, freute sie sich sehr und zog sie mit solcher Liebe auf, als ob es ihre eigenen gewesen wären. Den einen Knaben nannte sie Aquirino, den andern Fluvio, weil er in einem Flusse gefunden worden und das Mädchen Serena.

König Lancelot inzwischen freute sich schon in voraus, wenn er an seine Heimkunft dachte, an die drei holden Kinderchen, die er finden würde. Seine Hoffnung aber wurde sehr vereitelt, denn die boshafter Mutter erfuhr kaum, daß ihr Sohn dem Palaste nahe, so lief sie ihm entgegen und erzählte ihm, seine theure Gemahlin habe anstatt dreier Kinder drei junge Hunde geboren. Hierauf führte sie ihn in das Zimmer, wo die unglückliche Claretta in tiefem Kummer lag und wies ihm die drei Hündchen an ihrer Seite.

Obgleich nun die Königin unter heißen Thränen versicherte, dies könnten ihre Kinder nicht sein, so bestätigten doch die nichtswürdigen Schwestern die Aussage der gottlosen Mutter. Der König gerieth hierüber in die heftigste Bestürzung

und wäre vor Schmerz fast zur Erde gesunken; als er jedoch wieder zur Besinnung kam, lieh er den Worten seiner Mutter unbedingt Glauben. Weil indeß die arme Königin so geduldig war und standhaft die Angriffe des Neides und der Bosheit über sich ergehen ließ, so konnte es der König nicht über's Herz bringen, sie sterben zu lassen, sondern er befahl, sie unter den Ort zu bringen, wo man das Kochgeschirr und die Teller abwusch, und der Abgang aus diesem ekelhaften Spülwasser, der da hinabfiel, sollte ihr zur Nahrung dienen.

Während nun die arme Königin in diesem widerwärtigen Aufenthalt ihr Leben zubrachte, gebar die Frau des Müllers einen Sohn, den sie mit den drei andern Kindern liebevoll erzog. Jeden Monat pflegte die Frau ihren Kleinen die Haare zu beschneiden, aus denen kostbare Perlen und Edelsteine herausfielen, so daß der Müller sehr bald ein reicher Mann wurde, sein Handwerk aufgab und mit Frau und Kindern ganz vergnügt und behaglich lebte.

Als die drei fremden Kinder heranwuchsen, erfuhren sie, daß sie nicht die leiblichen Kinder des Müllers und der Müllerin seien, sondern daß man sie auf dem Flusse gefunden habe. Sie geriethen darüber in große Unruhe, entschlossen sich, ihr gutes Glück zu versuchen, nahmen Abschied von ihren Pflegeältern und gingen davon, womit der Müller und dessen Frau gar nicht zufrieden waren, denn sie sahen sich dadurch des großen Gewinnes beraubt, der ihnen aus den goldenen Locken Jener zufiel.

Die drei Geschwister nun reisten so lange, bis sie endlich in der Hauptstadt ihres Vaters anlangten. Daselbst verweilten sie, mietheten sich ein Haus, welches sie mit einander bewohnten und ernährten sich von dem Ertrage der Edelsteine und Perlen, die ihnen vom Kopfe fielen.

Eines Tages ging der König mit einigen anderen Hofleuten spazieren und zufällig traf es sich, daß sie vor dem Hause der drei Geschwister vorbeikamen. Diese, welche den König noch nie gesehen hatten, eilten sogleich hinab an die Hausthür, entblößten ihr Haupt, beugten das Knie und verneigten sich ehrfurchtsvoll bis zur Erde. Der König, der einen Falkenblick hatte, betrachtete sie aufmerksam und sah, daß sie einen Stern auf der Stirn hatten, und sogleich durchzuckte ihn auch eine Ahnung, dies seien seine eigenen Kinder. Er hielt also an und fragte sie: „Wer seid ihr, woher kommt ihr?"

„Ich heiße Aquirino," erwiderte der eine, „und ich Fluvio," der andere, „und ich," sagte das Mädchen, „heiße Serena."

„Nun wolan," sagte der König, „ich lade euch ein, morgen bei mir zu speisen." — Die jungen Leute wurden zwar ein wenig verlegen hierüber; da sie indeß die Ehre, welche ihnen der König erwies, nicht ablehnen konnten, so nahmen sie die Einladung an.

Als der König in seinen Palast zurückgekehrt war, sagte er zu seiner Mutter: „Als ich heute spazieren ging, sah ich zwei sehr schöne Jünglinge nebst einem sehr anmuthigen Mädchen; alle drei hatten einen goldenen Stern auf der Stirn, und wenn mich meine Ahnung nicht täuscht, so sind das die Kinder, welche die Königin Claretta mir einst versprochen hat."

Bei diesen Worten wurde der ruchlosen Mutter, als ginge ihr ein Dolchstich durch's Herz. Sie ließ sogleich die Hebamme rufen, welcher man die Kinder übergeben hatte und fragte sie heimlich: „Was sagt ihr dazu, Mutter, daß die Kinder des Königs am Leben sind und schöner als je?"

„Wie ist das möglich?" versetzte die Hebamme, „sind sie denn nicht im Fluß ertrunken? Und woher wißt ihr denn das?"

„So viel ich aus den Worten des Königs entnehme," entgegnete Jene, so sind sie am Leben, und ich hab' also euren Beistand jetzt sehr nöthig, sonst sind wir in Todesgefahr."

„Aengstigt euch nicht, gnädige Frau," sagte die Hebamme, „denn ich hoffe mein Spiel so zu karten, daß sie alle drei ihren Tod finden." Und damit ging sie schleunig hinweg und begab sich geradeswegs in die Wohnung der drei Geschwister, wo sie Serena ganz allein fand. Sie grüßte sie freundlich und nachdem sie eine Zeitlang über dies und jenes mit ihr geschwatzt hatte, sagte sie: „Mein schönes Kind, hast du nicht vielleicht ein wenig von dem tanzenden Wasser?"

„Nein," sagte das Mädchen.

„Ach, mein Töchterchen, was für herrliche Dinge würdest du sehen, wenn du von dem tanzenden Wasser hättest, und wenn du dir nur ein einziges Mal das Gesicht damit wüschest, so würdest du noch tausendmal schöner werden, als du schon jetzt bist."

„Aber wie soll ich es denn anfangen," fragte Serena, „um davon zu bekommen?"

„Ei nun," sagte die Alte, „du mußt deine Brüder ausschicken, es zu suchen und sie werden es auch ganz gewiß finden, denn es ist nicht gar weit von hier." — Nach diesen Worten ging sie fort.

Als die Brüder Fluvio und Aquirino nach Hause kamen, lief ihnen Serena entgegen, bat sie, ihr doch die Liebe zu thun und sich alle Mühe zu geben, ihr von dem tanzenden Wasser zu verschaffen. Anfänglich spotteten die Brüder darüber und wollten nichts damit zu thun haben, da sie nicht wußten, wo sie es finden sollten. Endlich aber, bewogen von den inständigen Bitten ihrer Schwester, nahmen sie eine Flasche und machten sich auf den Weg.

Sie waren schon eine gute Strecke gegangen, als sie an eine sehr klare, frische Quelle gelangten, aus welcher eine schöne weiße Taube trank, die ganz ohne Furcht zu ihnen sagte: „Jünglinge, was sucht ihr?"

Fluvio antwortete: „Wir suchen nach einem kostbaren Wasser, welches tanzt, wie man sagt."

„O ihr Aermsten," rief die Taube, „wer hat euch nach diesem Wasser ausgeschickt?"

„Unsere Schwester," erwiderte Fluvio.

Darauf sagte die Taube: „Wahrhaftig, ihr geht eurem Tode entgegen, denn es hat dort eine Menge giftiger Thiere, die euch auf der Stelle verschlingen werden. Aber laßt mich dafür sorgen, ich werde euch davon bringen."

Darauf nahm sie die Flasche, welche die Jünglinge mitgebracht hatten, band sie unter ihren rechten Flügel und flog davon. Sie flog nach dem Ort, wo sich

das kostbare Wasser befand und nachdem sie die Flasche damit gefüllt hatte, kehrte sie zu den Jünglingen zurück, die sie mit großer Sehnsucht erwarteten. Diese empfingen das Wasser, sagten der Taube den gebührenden Dank und kehrten nach Hause zurück. Als sie jedoch das Wasser ihrer Schwester übergaben, baten sie dieselbe sehr ernstlich, sie in Zukunft mit dergleichen Aufträgen zu verschonen, da sie in Todesgefahr gewesen wären.

Ein paar Tage darauf begegnete der König wiederum den jungen Leuten und sagte zu ihnen: „Warum seid ihr denn nicht am andern Tage gekommen, mit mir zu speisen? Ihr hattet ja doch die Einladung angenommen?"

„Verzeihen eure Majestät," antworteten sie, „dringende Geschäfte waren Schuld daran."

Darauf sagte der König: „Nun, so erwart' ich euch morgen zu Mittag und bleibt dies Mal nicht aus," worauf sich die jungen Leute nochmals entschuldigten.

Als der König in den Palast zurückgekehrt war, erzählte er seiner Mutter, er habe die Jünglinge wieder gesehen mit dem goldenen Stern auf der Stirn. Sie gerieth darüber in die äußerste Bestürzung und ließ auf der Stelle die Hebamme kommen, der sie Alles erzählte und sie dringend bat, doch alles Mögliche zu thun, um die Gefahr abzuwenden. Die Alte tröstete sie und sagte, sie solle nur ganz ohne Sorge sein, sie wolle schon machen, daß man nie wieder etwas von ihnen höre. Darauf verließ sie schleunig den Palast und begab sich in die Wohnung der Jungfrau, fand diese allein und fragte sie, ob sie schon von dem tanzenden Wasser habe?"

Serena bejahte es, aber es sei nicht ohne große Gefahr für ihre Brüder geschehen.

„Ich wünschte dir wol, mein Töchterchen," sagte die Hebamme, „daß du nun auch noch einen singenden Apfel bekämst; denn in deinem ganzen Leben hast du noch nichts so Schönes gesehen und noch nie einen so anmuthigen Gesang gehört."

„Ich weiß aber nicht, wie ich ihn bekommen soll," versetzte Serena, „denn meine Brüder werden gewiß nicht danach gehen wollen, weil sie schon einmal dem Tode näher gewesen sind als dem Leben."

„Sie haben dir schon das tanzende Wasser gebracht," sprach das heuchlerische Weib, „und sind nicht davon gestorben und also, wie sie dir das Wasser geholt haben, werden sie dir auch wol den Apfel verschaffen können." Und damit nahm sie Abschied und ging hinweg. Sie war nicht sobald fort, als die Brüder kamen und Serena zu ihnen sagte: „Ach, meine lieben Brüder, ich möchte gar zu gern den singenden Apfel besitzen und mich an ihm ergötzen, wie er so anmuthig singt, und wenn ihr nicht thut, um was ich euch bitte, so glaubt nur, daß ich in Kurzem todt sein werde."

Die Brüder waren sehr unwillig darüber und entgegneten ihr, sie hätten nicht Lust, um ihres Gelüstes willen ihr Leben auf's Neue in Gefahr zu setzen, wie sie es schon einmal gethan hätten. Aber Serena bat so inständig, weinte und seufzte so kläglich, daß ihre Brüder sich endlich entschlossen, ihr zu Willen zu thun, es möge daraus entstehen, was da wolle, worauf sie zu Pferde stiegen und fortreisten.

Nach einiger Zeit kamen sie an ein Wirthshaus, traten hinein und fragten den Wirth, ob er ihnen sagen könne, wo der Apfel zu finden, der so schön singe.

Er wisse es wol, war die Antwort, aber dahin könnten sie unmöglich gelangen, denn er befinde sich in einem herrlichen Garten, der von einem furchtbaren Thier bewacht werde, welches Jeden verschlinge, der sich nur nahe.

„Was sollen wir denn nun thun?" fragten die Jünglinge, denn haben müssen wir ihn, es komme, wie es wolle."

Da entgegnete der Wirth: „Wenn ihr thun wollt, was ich euch sage, so werdet ihr den Apfel bekommen, ohne daß euch das Thier etwas anhat. Ihr müßt," fuhr er fort, „diesen Mantel nehmen, der ganz mit Spiegeln bedeckt ist, und Einer von euch muß ihn sich umhängen und so bekleidet ganz allein in den Garten gehen, dessen Thür ihr offen finden werdet. Der Andere aber bleibe draußen und lasse sich um Himmelswillen nicht sehen. Sobald nun Jener in den Garten tritt, wird ihm das Thier entgegen kommen und wenn es sich selbst in den Spiegeln erblickt, augenblicklich todt zur Erde fallen. Hierauf gehe er zu dem Baum mit dem singenden Apfel, pflücke diesen behutsam ab und hüte sich ja, rückwärts zu schauen, wenn er den Garten verläßt."

Die Jünglinge dankten dem Wirth verbindlichst und thaten ganz so, wie ihnen Jener gerathen hatte. So gelangten sie denn in den Besitz des singenden Apfels und brachten denselben ihrer Schwester, die sie ermahnten, ihnen ja zum letztenmal einen so gefährlichen Auftrag gegeben zu haben.

Nach einigen Tagen traf der König wieder die beiden jungen Leute, ließ sie zu sich rufen und sprach: „Was für ein Grund hat euch abgehalten, zu mir zu kommen und mit mir zu speisen, nachdem ihr mir eure Zusage gegeben hattet?"

„Geschäfte von sehr großer Wichtigkeit," antworteten die Jünglinge, „haben uns dieses Glückes beraubt."

„Nun denn, so sei es also für morgen," sagte der König, „und daß ihr nur ja nicht ausbleibt!" Worauf Aquirino versicherte, sie würden mit Vergnügen erscheinen, wenn sie nicht irgend durch sehr wichtige Angelegenheiten daran verhindert werden sollten.

Als der König nach Hause kam, sagte er zu seiner Mutter, er habe schon wieder die jungen Leute gesehen, die ihm recht im Herzen lägen, weil er immer jener Kinder gedenke, die ihm Claretta einst versprochen habe, und er habe keine Ruhe eher, als bis sie einmal zu Mittag bei ihm gespeist hätten.

Die gottlose Mutter gerieth bei diesen Worten in größere Sorge als je, denn sie fürchtete, nun würde Alles entdeckt werden. Sie schickte also voller Angst nach der Hebamme, ließ sie holen und sagte zu ihr: „Gute Mutter, ich meinte schon, es wär' um die Kinder geschehen und man werde nie mehr etwas von ihnen hören; allein sie leben noch, während wir in Todesgefahr sind."

„Kümmert euch doch ja nicht, Hoheit," versetzte die Hebamme, „denn ich will es schon dahin bringen, daß kein Hahn mehr nach ihnen kräht." Und damit lief sie ganz aufgebracht und voller Bosheit zu Serena, bot ihr guten Tag und fragte, ob sie nun den singenden Apfel habe.

„Ja,“ sagte das Mädchen, „ich besitze ihn.“

Aber das schlaue Weib fuhr fort: „Der singende Apfel und das tanzende Wasser sind wol ganz gut, bei alledem aber hast du noch nichts, wenn du nicht auch das besitzest, was ohne Vergleich tausendmal schöner und reizender ist, als jene ersten Beiden.“

„Nun, so sagt mir doch, was ist es denn?“ fragte Serena neugierig.

„Es ist ein schöner goldgrüner Vogel,“ versetzte Jene, „der Tag und Nacht plaudert und wunderbare Dinge erzählt. Ja, wenn du den in deiner Gewalt hättest, so wärest du wol das glücklichste Mädchen von der Welt.“ — Und mit diesen Worten ging sie fort.

Die Brüder waren kaum zu Hause gekommen, als Serena sie bat, sie möchten ihr doch nur noch eine einzige Gunst erweisen. Und als Jene fragten, worin diese Gunst bestehen solle, antwortete sie, sie verlange den schönen goldgrünen Vogel. Fluvio, welcher dem giftigen Thiere entgegen gegangen war und jene außerordentliche Gefahr noch lebendig vor Augen hatte, schlug es ganz bestimmt ab, sich wieder auf den Weg zu machen.

Aquirino aber, obgleich er sich auch anfänglich wiederholt weigerte, war endlich doch von seiner brüderlichen Liebe und von den heißen, unaufhaltbaren Thränen bewegt, welche Serena vergoß, und so beschlossen denn alle Beide mit einander, ihren Willen zu thun.

Sie setzten sich zu Pferde und nachdem sie mehrere Tage geritten waren, kamen sie auf eine grüne, blumige Wiese, in deren Mitte ein sehr schöner, hoher und dichtbelaubter Baum stand, umgeben von mehreren Bildsäulen aus Marmor, die wie lebendig schienen; und dicht daneben lief ein kleiner Bach, der die ganze Wiese bewässerte. Auf diesem Baume nun hüpfte der goldgrüne Vogel lustig von Zweig zu Zweig und redete so klug und noch viel klüger als ein Mensch. Die Jünglinge stiegen von ihren Pferden, ließen sie auf der schönen Wiese weiden und näherten sich den Bildsäulen von Marmor, allein sobald sie dieselben berührten, verwandelten sie sich gleichfalls in ein paar Bildsäulen.

Als Serena ihre Brüder die längste Zeit vergebens erwartet hatte, meinte sie schon, sie auf immer verloren zu haben und gab jede Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. In diesem kummervollen Zustande, während sie unaufhörlich den jämmerlichen und elenden Tod ihrer Brüder beklagte, setzte sie sich zu Pferde, fest entschlossen, selbst ihr Glück zu versuchen. Sie ritt so lange, Tag und Nacht, bis sie an den Ort gelangte, wo der goldgrüne Vogel auf dem Baume saß und anmuthig redete. Sobald sie die Wiese betrat, erkannte sie sogleich die Pferde ihrer Brüder, die hier weideten, und indem sie ihre Blicke bald hier, bald dorthin wendete, erkannte sie auch ihre Brüder, die sich in Stein verwandelt hatten und denen die Bildsäulen so vollkommen glichen, daß Serena auf's Höchste darüber erstaunte. Sie stieg vom Pferde, näherte sich dem Baum, streckte die Hand aus und ergriff den schönen grünen Vogel.

Als dieser sich seiner Freiheit beraubt sah, bat er flehentlich, sie möge so barmherzig sein und ihn loslassen; er wolle es ihr gedenken zur rechten Zeit und Stunde.

Serena entgegnete ihm, sie würde das nicht eher thun, als bis er ihre Brüder wieder in den früheren Zustand versetzt habe. Darauf sagte der Vogel zu ihr: „Schau' unter meinen linken Flügel, so wirst du eine Feder bemerken, welche viel grüner ist als die übrigen und einige gelbe Punkte in der Mitte hat. Diese Feder zieh' mir aus, geh' damit zu den Bildsäulen und sobald du ihnen die Augen mit der Feder berührt hast, werden deine Brüder in ihren früheren Zustand zurückkehren."

Das Mädchen hob den linken Flügel in die Höhe, fand die Feder, welche der Vogel ihr bezeichnet hatte und berührte damit nach einander die Augen der marmornen Bilder, worauf sie sogleich wieder zu Menschen wurden, zur großen Freude der Schwester, welche ihre Brüder gar nicht genug umarmen und küssen konnte.

Da Serena ihre Absicht nun erreicht hatte, so bat sie der grüne Vogel von Neuem, ihm jetzt doch seine Freiheit zu geben und versprach ihr, diesen Dienst eines Tages mit einem andern zu vergelten, wenn sie je seines Beistandes bedürfe. Aber Serena war noch nicht zufrieden gestellt; sie entgegnete ihm, sie würde ihn nicht eher frei lassen, als bis sie erfahren hätte, wer ihre Eltern seien, und er möge also bis dahin geduldig sein Schicksal ertragen.

Nun war aber die große Frage, wer den Vogel tragen solle; nach langem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß ihn Serena nehme, die ihn mit großer Sorgfalt und Anmuth bewahrte und ihn immerzu streichelte und liebkoste.

Die Brüder stiegen jetzt zu Pferde und Serena, im Besitz des grünen Vogels, kehrte ganz vergnügt mit ihnen heim.

Der König, welcher an dem Hause der Geschwister oft vorüberging, war sehr verwundert, sie gar nicht mehr zu erblicken und fragte die Nachbarn, was aus ihnen geworden sei; worauf er jedoch zur Antwort erhielt, man wüßte nichts weiter von ihnen und es sei schon sehr lange her, als man sie zuletzt gesehen habe. Als sie wieder zurückgekommen waren, vergingen nicht zwei Tage, so bemerkte sie auch der König schon und fragte, wo sie so lange Zeit gewesen seien, daß man sie gar nicht gesehen habe.

Aquirino erwiderte, es hätten sich sehr wunderbare Dinge mit ihnen zugetragen, und wenn sie nicht, ihrem Versprechen gemäß, gekommen wären, so bäten sie um seine Verzeihung und zugleich um die Erlaubniß, ihren Fehler wieder gut machen zu dürfen. Als der König von ihrem Mißgeschick hörte, bedauerte er sie sehr und wollte nicht eher fortgehen, als bis sie mit ihm in seinen Palast kämen, um dort in seiner Gesellschaft zu speisen. Da nahm Aquirino heimlich das tanzende Wasser, Fluvio den singenden Apfel und Serena den schönen grünen Vogel und so folgten sie dem Könige fröhlich nach dem Palast und setzten sich mit ihm zur Tafel.

Wie die boshafte Mutter und die neidischen Schwestern das schöne junge Mädchen sahen und die feinen anmuthigen Jünglinge, deren Augen wie Sterne leuchteten, wußten sie sich vor Angst und Grimm kaum zu lassen. Als die Mahlzeit vorüber war, sagte Aquirino zum Könige: „Wenn eure Majestät genehmigen, so wollen wir hier verschiedene Dinge zeigen, die sich gewiß eures Beifalls erfreuen werden."

Darauf nahm er einen silbernen Becher, goß das tanzende Wasser hinein und setzte es auf den Tisch. Dann zog sein Bruder Fluvio den singenden Apfel aus seinem Busen hervor und legte ihn neben das Wasser, und Serena, die den schönen grünen Vogel auf ihrem Schooß hatte, setzte ihn ebenfalls rasch auf die Tafel. Da hättet ihr einmal den lieblichen Gesang hören sollen, nach dessen Tönen das Wasser ganz wundersam zu tanzen begann! Der König und alle Anwesenden empfanden das lebhafteste Vergnügen dabei, nur der schändlichen Mutter und den nichtswürdigen Schwestern gereichte es zur größten Unlust, denn sie verzweifelten immer mehr an ihrem Leben.

Als Gesang und Tanz vorüber war, fing der Vogel an zu sprechen: „O großer König," sagte er, „was verdient derjenige, der zweien Brüdern und einer Schwester nach dem Leben getrachtet hat?"

Die Mutter antwortete rasch: „Nichts Geringeres als den Feuertod," und alle Uebrigen stimmten mit ein.

Da erhoben das tanzende Wasser und der singende Apfel ihre Stimme und sagten: „O du falsche, abschenliche Mutter, dein eigener Mund hat dich verdammt. Und ihr nichtswürdigen Schwestern, ihr habt euch gleicherweise verdammt nebst der verrätherischen Hebamme."

Der König war ganz erstaunt über diese Reden, aber der grüne Vogel nahm wieder das Wort und sprach: „Majestät, diese hier sind deine drei Kinder, nach denen du dich so lange gesehnt hast. Deine Kinder sind es, die einen goldenen Stern auf der Stirn tragen. Und ihre unschuldige Mutter ist jene, die bis jetzt ihr Leben an jenem abscheulichen Aufenthalt zugebracht hat."

Sogleich ließ der König sie aus jenem ekelhaften Orte hervorziehen, standesgemäß bekleiden und herbeiführen. Und obgleich sie in ihrem traurigem Kerker so lange Zeit und auf so elende Weise zugebracht hatte, war dennoch ihre frühere Schönheit vollkommen erhalten. Jetzt erzählte der grüne Vogel in Gegenwart Aller, wie sich Alles von Anfang bis zu Ende zugetragen hatte. Als der König den ganzen Zusammenhang erfuhr, umarmte und küßte er seine geliebte Gemahlin und seine theuren Kinder unter vielen Thränen und Seufzern. Das tanzende Wasser aber, der singende Apfel und der schöne grüne Vogel waren mit einmal, da Niemand auf sie Achtung gab, verschwunden.

Am folgenden Tage ließ der König mitten auf dem Markte ein großes Feuer anzünden und die Mutter nebst den beiden Schwestern wurden vor allem Volk ohne Gnade verbrannt. Darauf lebte der König noch lange Zeit mit der Königin und seinen drei reizenden Kindern, verheirathete seine Tochter angemessen und hinterließ seinen Söhnen das Reich.

Französische Märchen.

1.
Finette Aschenbrödel.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten schlechte Wirthschaft getrieben und man jagte sie deshalb aus ihrem Königreich. Weil sie nichts zu leben hatten, verkauften sie ihre Kronen, sodann ihre Kleider, ihre Leibwäsche, ihre feine Wäsche und alle ihre Möbeln Stück für Stück. Die Trödler wurden zuletzt überdrüssig zu kaufen, denn alle Tage kamen sie mit Anderem. Als nun der König und die Königin ganz verarmt waren, sagte der König zu seiner Frau: „Da haben wir nun kein Königreich mehr und haben auch sonst weiter nichts! wir müssen uns und unsern armen Kindern einen Lebensunterhalt verschaffen! Denken sie doch ein wenig nach, was wir thun sollen, denn bis dahin hab' ich mich nur auf das Regieren verstanden, und das ist keine schwere Sache."

Die Königin besaß viel Verstand; sie bat sich acht Tage Zeit aus, um gehörig darüber nachzudenken. Nach Verlauf der acht Tage sagte sie zu ihm: „Mein Gemahl, wir müssen uns nicht vom Kummer niederdrücken lassen; ihr ganzes Geschäft soll darin bestehen, daß sie Netze machen und auf die Jagd und den Fischfang gehn, um Vögel und Fische darin zu fangen. Während sich die Schnuren abnutzen, will ich fleißig spinnen, um wieder neue zu machen. Was unsre drei Töchter betrifft, so sind das hochmüthige Faullenzerinnen, die sich noch immer einbilden, vornehme Damen zu sein und die Prinzessinnen spielen wollen. Man muß sie so weit, so weit von hier fortbringen, daß sie nie wiederkommen; denn es würde unmöglich sein, daß wir ihnen nur genug Kleider nach ihrem Geschmack schaffen könnten."

Der König brach in Thränen aus, als er hörte, daß er sich von seinen Kindern trennen sollte. Er war ein zärtlicher Vater, stand aber unter dem Pantoffel der Königin. Er willigte daher in Alles, was sie beschloß und entgegnete ihr: „Stehen sie morgen bei guter Zeit auf, nehmen sie ihre drei Töchter und führen sie dieselben so weit sie immer denken. Während sie dies so berathschlagten, horchte gerade die Prinzessin Finette, die kleinste von den Schwestern, am Schlüsselloch; und als sie nun von dem Entschluß ihres Vaters und ihrer Mutter hörte, lief sie

gleich, so schnell sie nur konnte, nach einer ziemlich ferngelegenen Grotte, in welcher die Fee Merlusche, ihre Frau Pathe, wohnte.

Finette hatte zwei Pfund frische Butter mitgenommen, Eier, Milch und Mehl, um ihrer Pathe einen vortrefflichen Kuchen zu backen und freundlich aufgenommen zu werden. Sie machte sich ganz vergnügt auf den Weg, aber je mehr sie ging, desto müder wurde sie. Bis auf die letzte Sohle nutzten sich ihre Schuhe ab und ihre kleinen weichen Füßchen liefen sich so wund, daß es ein wahrer Jammer war; sie konnte nicht mehr und setzte sich weinend auf's Gras.

Da zeigte sich auf einmal ein schönes Roß, ganz gezäumt und gesattelt; es hatte so viel Diamanten an seiner Decke, daß man mehr als drei Städte davon hätte kaufen können. Als es die Prinzessin erblickte, kam es ganz sanft an sie heran und beugte das Knie, als ob es ihr eine Verbeugung machen wolle. Sie nahm es darauf beim Zügel und sprach: „Mein gütiges Pferdchen, möchtest du mich wol zu meiner Frau Pathe, der Fee, tragen? du würdest mir einen großen Gefallen damit thun, denn ich sterbe vor Müdigkeit; wenn du es aber thust, will ich dir auch vom besten Heu und Hafer geben und zur Streu sollst du frisches Stroh bekommen."

Das Pferd bückte sich fast bis auf die Erde vor ihr und die junge Finette stieg auf. Nun fing es zu laufen an so leicht, als ob es ein Vogel wär'. Am Eingang der Grotte hielt es still, als ob es den Weg schon gewußt hätte, und es wußte ihn auch sehr wohl, denn das schöne Roß war ja von der Fee Merlusche abgeschickt, welche vorhersah, daß ihr Pathchen sie wollte besuchen kommen.

Beim Eintreten machte Finette drei tiefe Verbeugungen vor ihrer Frau Pathe, nahm den Zipfel ihres Rockes, küßte ihn unb sagte darauf: „Guten Tag, liebe Frau Pathe, wie befinden sie sich? Hier bring' ich ihnen Butter, Milch, Eier und Mehl, um einen schönen Kuchen zu backen."

„Sei mir willkommen," entgegnete die Fee, „laß dich umarmen." Sie umarmte sie zweimal und das freute Finette nicht wenig, denn Madame Merlusche war eben keine Fee, wie sie zu Dutzenden sind. „Hier, mein liebes Pathchen," sprach sie darauf, „du sollst jetzt meine kleine Kammerfrau werden, mir den Kopfputz abnehmen und das Haar kämmen. Die Prinzessin nahm ihr den Kopfputz ab und kämmte ihr das Haar auf die geschickteste Weise von der Welt. „Ich weiß wol," sagte Merlusche, „weshalb du zu mir kommst, du hast gehört, daß der König und die Königin euch verstoßen wollen, und du möchtest dieses Unglück von euch abwenden. Da, nimm diesen Knäuel, dessen Faden unzerreißbar ist, knüpfe das Ende an die Thür eures Hauses und behalte den Knäuel in der Hand. Wenn die Königin euch verlassen hat, so brauchst du nur dem Faden zu folgen, um dich leicht wieder nach Hause zu finden."

Die Prinzessin bedankte sich bei ihrer Frau Pathe, die ihr noch einen Sack voll schöner Kleider gab, ganz mit Gold und Silber besetzt. Sie umarmte sie, hob sie auf das hübsche Pferd hinauf und in zwei, drei Augenblicken befand sich die Prinzessin an der Thür der Hütte ihrer Majestäten. Finette stieg ab und sagte zu ihrem Pferde: „Mein kleiner hübscher kluger Freund, der rascher als ein

Vogel fliegt, ich danke dir für deine Mühe, kehr' zurück, woher du gekommen bist." Sie schlich sodann ganz sachte in das Haus, verbarg den Sack mit den Kleidern unter ihr Kopfkissen und legte sich schlafen, als ob nichts vorgefallen wär'.

Kaum brach der Tag an, so weckte der König seine Frau und sagte: „Stehen sie auf, stehen sie auf, es ist Zeit, sich auf den Weg zu begeben." Augenblicklich stand sie auf, zog ihre dicken Schuhe an, einen kurzen Rock, ein weißes Kamisol und nahm einen tüchtigen Reisestock. Sodann rief sie die älteste ihrer Töchter, welche Liebesblümchen hieß, die zweite, Nachtschönchen, und die jüngste, Feinöhrchen, denn so nannte man gewöhnlich Finette.

„Ich habe diese Nacht geträumt," sprach die Königin, „wir sollten einmal meine Schwester besuchen, sie werde uns auf's Allerbeste empfangen und würden einen sehr vergnügten Tag haben."

Liebesblümchen, die es überdrüssig war, beständig in einer Wüste zu leben, versetzte rasch: „Lassen sie uns gehn, wohin sie wollen, es ist mir gleich, nur daß ich ein wenig von hier fortkomme. Die beiden Andern sprachen eben so. Sie nahmen Abschied vom Könige und alle Vier begaben sich auf den Weg. Sie gingen so weit, so weit, daß Feinöhrchen Furcht hatte, der Faden werde nicht reichen. Sie ging immer hinter ihren Schwestern, den Faden geschickt durch die Sträucher ziehend.

Als die Königin glaubte, ihre Töchter würden nun den Rückweg nicht wieder finden können, hielt sie in einem großen Walde an und sagte zu ihnen: „Meine kleinen Schäfchen, legt euch schlafen, ich will der Hirte sein, der bei euch wacht, daß der Wolf keins fortträgt."

Sie legten sich auf's Gras nieder und schliefen ein. Die Königin verließ sie und meinte gewiß, sie nie wieder zu sehen. Finette schloß die Augen, schlief aber nicht. „Wenn ich boshaft genug wär'," sagte sie, „so würd' ich mich augenblicklich auf den Weg machen und meine Schwestern hier umkommen lassen; denn sie schlagen und kratzen mich bis auf's Blut. Demungeachtet will ich sie nicht verlassen."

Sie weckte sie nun und erzählte ihnen Alles. Da fingen sie an zu weinen und baten ihre Schwester inständigst, sie mit sich zu nehmen, sie wollten ihr schöne Puppen, ihr kleine Sparbüchsen und eine Menge Spielsachen und Näschereien geben. „Ich weiß wol, daß ihr nichts davon thun werdet," entgegnete Finette, „doch ich will deshalb nicht weniger eine gute Schwester sein." Damit stand sie auf und folgte dem Faden und die Prinzessinnen desgleichen, so daß sie fast zugleich mit der Königin eintrafen.

Als sie an der Thür standen, hörten sie den König sagen: „Mein Herz ist ganz bekümmert, sie so allein zurückkommen zu sehn."

„Ach," sprach die Königin, „unsere Töchter machten uns gar zu viel Sorge und Last."

„Wenn sie noch," sagte der König, „meine Finette wieder mitgebracht hätten, der anderen wegen würde ich mich trösten, denn das sind selbstsüchtige Geschöpfe, die für nichts Liebe haben."

Sie klopften, poch, poch.

„Wer ist da?" fragte der König.

„Ihre drei Töchter," entgegneten sie, „Liebesblümchen, Nachtschönchen und Feinöhrchen."

Die Königin zitterte vor Furcht; „öffnen sie nicht," sagte sie zum Könige, „das müssen Geister sein, denn daß die Kinder zurückgekommen sind, ist ganz unmöglich." Der König war eben ein solcher Hase als seine Frau und sprach: „Ihr hintergeht mich, ihr seid meine Töchter nicht."

Doch das kluge Feinöhrchen erwiderte ihm: „Ich will mich bücken, lieber Papa, betrachten sie mich durch das Schlüsselloch und wenn ich nicht Finette bin, mögen sie mir die Ruthe geben."

Da sah sie der König durch's Schlüsselloch an, erkannte sie und öffnete. Die Königin stellte sich ganz erfreut sie wiederzusehn und sagte zu ihnen, sie habe nur zu Hause etwas vergessen gehabt und sei zurückgegangen, um es zu holen, in der bestimmten Ueberzeugung, sie da noch anzutreffen.

Sie thaten als glaubten sie daran und stiegen in einen kleinen hübschen Verschlag, wo sie schliefen.

„Nun, liebe Schwestern," sagte Finette, „ihr habt mir eine Puppe versprochen, gebt sie mir jetzt."

„Wahrhaftig, da sollst du lange darauf warten, nichtswürdiges Geschöpf," entgegneten sie; „du bist Schuld, daß sich der König nichts aus uns macht." Darauf nahmen sie ihre Spindeln und schlugen ohne Barmherzigkeit auf sie los. Als sie sie genug geschlagen hatten, erlaubten sie ihr endlich, sich schlafen zu legen. Weil sie aber so zerkratzt und zerstoßen war, konnte sie nicht schlafen und so hörte sie, daß die Königin zum König sagte: „Ich will sie nach einer andern Seite hinführen, noch viel weiter, so daß sie ganz gewiß nicht zurückfinden sollen."

Als Finette diesen Anschlag hörte, stand sie ganz leise auf, um noch in der Nacht zu ihrer Frau Pathe zu gehn. Vorher aber ging sie in den Hühnerstall, nahm zwei Hennen und einen Meister Hahn, dem sie den Hals umdrehte, sodann zwei kleine Kaninchen, welche die Königin mit Kohl auffütterte, um sich gelegentlich eine gute Mahlzeit damit zu machen, that Alles in einen Korb und begab sich auf den Weg. Doch keine halbe Stunde noch war sie im Finstern umhergetappt, halb todt vor Furcht, so kam das schöne Pferd der Frau Merlusche im Galopp herbeigerannt, schnaubend und wiehernd. Finette glaubte nichts anders, als nun sei es um sie geschehn, aber das Pferd blieb ganz artig vor ihr stehn und ließ sie aufsteigen; und so gelangte sie, ganz vergnügt den Weg so nach aller Bequemlichkeit zurücklegen zu können, sehr bald zu ihrer Pathe.

Nach den gewöhnlichen Complimenten überreichte sie der Fee die Hühner, den Hahn und die Kaninchen und bat sie um ihren guten Rath, weil die Königin geschworen habe, sie bis an's Ende der Welt zu führen.

Merlusche tröstete sie, gab ihr einen Sack mit Asche und sagte: „Nimm diesen Sack, trag' ihn vor dir her und schüttle ihn; du darfst nur immer auf die Asche treten und wenn du zurückkehren willst, so geh' deinen Fußstapfen nach.

Deine Schwestern aber nimm nicht mit zurück, denn das sind gar zu boshafte Geschöpfe, oder ich will nie mehr wieder etwas von dir wissen."

Finette bedankte sich und nahm Abschied, wobei ihr die Fee noch ein kleines Schächtelchen mit Diamanten in die Hand drückte. Das Pferd stand schon bereit und brachte sie, wie gewöhnlich, nach Hause.

Kaum brach der Morgen an, so rief die Königin ihre Töchter und sagte zu ihnen: „Der König befindet sich nicht wohl, und ich habe diese Nacht geträumt, wir müßten in ein gewisses Land reisen und ihm von den herrlichen Blumen und Kräutern pflücken, welche dort wachsen, sie würden ihn wieder herstellen; wir wollen uns also gleich auf den Weg machen."

Liebesblümchen und Nachtschönchen, die nicht glaubten, daß ihre Mutter sie noch einmal im Stich lassen wolle, bekümmerten sich nicht weiter über diese Neuigkeit. Man begab sich also auf den Weg und sie gingen so weit, daß vielleicht noch Niemand eine so weite Reise gemacht hat. Finette sagte kein Wort, ging immer zuletzt und streute ganz geschickt ihre Asche aus, ohne daß der Wind oder der Regen etwas davon hinwegnahm. Als die Königin überzeugt war, sie so weit geführt zu haben, daß sie den Rückweg nicht mehr finden könnten, und alle Drei eines Abends in tiefem Schlaf lagen, nahm sie die Gelegenheit wahr, sie zu verlassen und kehrte nach Hause zurück.

Als der Tag anbrach und Finette ihre Mutter nicht mehr gewahr wurde, weckte sie ihre Schwestern auf und sagte: „Wir sind allein, unsre Mutter ist auf und davon."

Da fingen Liebesblümchen und Nachtschönchen bitterlich an zu weinen, zerrauften ihr Haar und zerschlugen sich mit der geballten Faust das Gesicht. „Ach! was sollen wir anfangen!" schrien sie kläglich.

Finette war das gutherzigste Mädchen von der Welt, sie konnte sich des Mitleids mit ihren Schwestern nicht erwehren. „Seht, was ich wage," sagte sie zu ihnen: „denn wenn auch meine Pathe mir ein Mittel gegeben hat, den Weg zu finden, so hat sie mir doch verboten, ihn euch zu zeigen und mir gedroht, wenn ich ihr ungehorsam sei, solle ich nicht mehr vor ihre Augen kommen."

Da warf sich Nachtschönchen Finetten um den Hals und ebenso Liebesblümchen und liebkoseten sie so zärtlich, daß sie sich endlich entschließen mußte, alle Beide wieder mit nach Hause zu nehmen.

Der König und die Königin waren sehr verwundert, ihre Töchter wieder kommen zu sehen; sie sprachen die ganze Nacht davon, und die jüngste, welche nicht umsonst Feinöhrchen hieß, hörte, daß sie einen neuen Anschlag machten und daß die Königin sie am andern Morgen wieder fortführen wolle.

Sie lief zu ihren Schwestern und weckte sie auf: „Ach!" rief sie, „wir sind verloren. Die Königin will uns durchaus in irgend eine Wüste bringen und dort zurücklassen. Ihr seid Schuld, daß ich meine Pathe erzürnt habeund nicht mehr wagen darf, zu ihr zu gehen, wie sonst."

Sie waren lange Zeit in großer Sorge und eins fragte immer das andere: „Was sollen wir nun thun, liebe Schwester? was fangen wir jetzt an?" End-

lich hub Nachtschönchen an: „Man muß nur den Muth nicht verlieren; so viel Verstand auch die alte Merlusche haben mag, so ist doch andern Leuten auch noch ein wenig geblieben. Wir wollen die Taschen voll Erbsen stecken und sie auf den Weg hinstreuen, so werden wir uns leicht zurückfinden."

Liebesblümchen fand diesen Gedanken ganz unvergleichlich und sie steckten sich alle Taschen voll Erbsen; Feinöhrchen aber nahm statt der Erbsen ihren Sack mit den schönen Kleidern und ihre Schachtel mit Diamanten, und als die Königin sie rief, waren sie Alle schon ganz fertig.

Sie sagte zu ihnen: „Es hat mir diese Nacht geträumt, wir sollten in ein Land reisen, wo drei schöne Prinzen euch erwarten, um sich mit euch zu vermählen; ich will euch dahin führen, um zu sehen, ob mein Traum die Wahrheit gesprochen hat."

Die Königin ging voran und ihre Töchter nach; ganz unbekümmert streuten sie ihre Erbsen aus, denn sie wußten ja nun, wie sie wieder nach Hause kommen sollten. Diesmal führte sie die Königin noch viel weiter als früher; in einer dunkeln Nacht aber verließ sie die Prinzessinnen und kehrte allein zum Könige zurück, wo sie sehr müde, aber auch sehr zufrieden anlangte, nicht mehr eine so große Wirthschaft auf dem Halse zu haben.

Als die drei Prinzessinnen vor großer Müdigkeit bis elf Uhr Morgens geschlafen hatten, wachten sie auf. Finette war die erste, welche die Abwesenheit der Königin bemerkte. Obgleich sie darauf vorbereitet war, konnte sie sich doch nicht enthalten zu weinen; denn sie vertraute für ihre Rückkehr der Geschicklichkeit ihrer Schwestern weniger als der Fee, ihrer Pathe. Ganz erschrocken rief sie: „Die Königin ist fort, wir müssen ihr so rasch als möglich nach."

„Schweig, du kleiner Maulaffe," entgegnete Liebesblümchen, „wir werden den Weg schon finden, sobald wir wollen; behalte deinen Rath für dich bis wir dich frage."

Finette wagte nichts zu entgegnen; aber da sie sich wieder nach Hause begeben wollten, fanden sie weder Weg noch Steg, denn die Tauben, welche in jenem Lande sehr zahlreich waren, hatten die Erbsen alle aufgefressen. Als sie das sahen, fingen sie laut zu weinen an. Zwei Tage gingen hin, ohne daß sie einen Bissen zu essen hatten. Da sagte Liebesblümchen zu Nachtschönchen: „Liebe Schwester, hast du nichts zu essen?" „Ach nein," antwortete jene. Dann fragte sie dasselbe auch Finette, die ihr entgegnete: „Ich habe auch nichts weiter als eine Eichel, die ich gefunden habe." „Gieb mir die Eichel," rief die eine; „nein, gieb sie mir!" rief die andere — jede wollte sie haben.

„Wir können uns alle Drei doch nicht an einer Eichel satt essen," sagte Finette, „wir wollen sie lieber pflanzen, so wird ein Baum daraus, von dem wir uns ernähren können." Sie waren damit einverstanden, obgleich es wenig Anschein hatte, daß ein Baum in einem Lande wachsen sollte, wo man nirgends sonst einen Baum erblickte, wo man nichts sah als Kohl und Salat. Davon aßen nun die Prinzessinnen und schliefen unter freiem Himmel. Alle Morgen und alle Abend gingen sie abwechselnd, die Eichel zu begießen und sprachen zu ihr: „Wachse, wachse, schöne Eichel!" und zusehends fing sie an zu wachsen.

Als sie schon ziemlich groß geworden war, wollte Liebesblümchen hinaufsteigen, aber sie war zu schwer, die Eiche bog sich unter ihr, und da stieg sie gleich wieder herunter. Ebenso ging es mit Nachtschönchen. Finette aber, die leichter war, hielt sich lange Zeit oben. „Siehst du nichts?" fragten ihre Schwestern. „Nein, ich sehe nichts," antwortete sie. „Ach, die Eiche ist noch nicht hoch genug," sagte Liebesblümchen, worauf sie fortfuhren die Eiche zu begießen und zu ihr zu sprechen: „Wachse, wachse, schöne Eichel!"

Finette stieg alle Tage zweimal hinauf; eines Morgens, als sie oben saß, sagte Nachtschönchen zu Liebesblümchen: „Ich hab' einen Sack gefunden, den unsere Schwester vor uns versteckt hat; was kann sie nur darin haben?"

Liebesblümchen antwortete: „Sie hat mir gesagt, es wären alte Spitzen, die sie ausbessern wolle." „Und ich glaube," sagte Nachtschönchen, „es sind Bonbons." Und weil sie nun sehr genäschig war, so wollte sie gleich davon haben. Sie machten den Sack auf und fanden wirklich alte Spitzen des Königs und der Königin darin, allein sie dienten nur dazu, Finettens schöne Kleider und die Diamantenschachtel zu verstecken.

„Sieh', sieh'!" riefen sie aus, giebt es eine abscheulichere Spitzbübin! das Alles müssen wir für uns behalten und Steine dafür hinein thun — was sie auch auf der Stelle ausführten. Finette kam herunter, doch sie merkte nichts von der Bosheit ihrer Schwestern, denn es fiel ihr nicht ein, sich in dieser Einöde zu putzen; sie dachte nur an ihre Eiche, welche die schönste Eiche von der Welt wurde.

Eines Tages, als sie wieder hinaufgestiegen war und ihre Schwestern sie, wie gewöhnlich, fragten: „Siehst du nichts?" so schrie sie: „Ich sehe ein großes Haus, ach so schön, wie ich es nicht beschreiben kann! Die Mauern sind von Smaragden und Rubinen, das Dach von Diamanten, es ist über und über mit goldenen Glöckchen behangen und die Wetterhähne drehen sich hin und her."

„Du lügst," riefen die Schwestern, „es ist nicht so schön, wie du sagst."

„Gewiß, ich lüge euch nichts vor," antwortete Finette, „steigt lieber selbst herauf und seht, denn mir sind die Augen schon ganz geblendet."

Liebesblümchen stieg auf den Baum und als sie das Schloß sah, stieß sie einen lauten Schrei aus. Das neugierige Nachtschönchen stieg auch hinauf und war ebenso wie ihre Schwestern außer sich vor Entzücken. „Auf alle Fälle," sagten sie, „müssen wir in jenen Palast gehen; vielleicht finden wir dort einige schöne Prinzen, die sich glücklich schätzen werden, uns zu heirathen."

Den ganzen Abend sprachen sie ohne Aufhören davon; als sie sich aber auf den Rasen niederlegten und Finette ganz fest eingeschlafen schien, sagte Liebesblümchen zu Nachtschönchen: „Weißt du, Schwester, was wir thun müssen? Wir wollen aufstehen und uns die schönen Kleider anziehen, die Finette mitgenommen hat."

„Du hast Recht," sagte Nachtschönchen, „das wollen wir thun." Dann standen sie auf, machten sich zurecht und zogen die schönen Kleider an, welche mit Silber, Gold und Diamanten über und über bedeckt waren, so daß man etwas Prächtigeres gar nicht sehen konnte.

Finette hatte keine Ahnung von dem Diebstahl, den ihre boshaften Schwestern an ihr begingen; sie nahm ihren Sack in der Absicht sich anzukleiden, und war nicht wenig betrübt, nichts als Steine darin zu finden. Zu gleicher Zeit bemerkte sie auch ihre Schwestern, die wie die Sonne strahlten. Sie weinte und beklagte sich über ihre Verrätherei, jene aber lachten nur darüber und machten sich lustig über sie.

„Ist es möglich," sagte Finette zu ihnen, „daß ihr mich mit auf das Schloß nehmen könnt, ohne mich anständig anzukleiden?"

„Wir haben kaum genug für uns," versetzte Liebesblümchen, „und wenn du uns nicht in Ruhe läßt, so setzt es Schläge."

„Aber," fuhr jene fort, „diese Kleider, welche ihr anhabt, gehören ja mir; meine Pathe hat sie mir geschenkt, sie gehen euch nichts an."

„Wenn du noch ein Wort sprichst," riefen sie, „so schlagen wir dich todt und vergraben dich hier, ohne daß ein Hahn danach kräht."

Da mußte die arme Finette wol ruhig sein, um sie nicht zu reizen; sie folgte geduldig und ging ganz hinterdrein, so daß man sie für nichts anders als für ihre Magd halten konnte.

Je mehr sie sich dem Schlosse näherten, desto bewunderungswürdiger erschien es ihnen. „Ach!" sagten Liebesblümchen und Nachtschönchen, „was für ein prächtiges Leben wollen wir hier führen! Was für gute Mahlzeiten wird es geben! Wir werden an der Tafel des Königs speisen, Finette aber wird in der Küche die Teller waschen, denn gegen uns sieht sie aus wie ein Küchenschmudel. Wenn man uns nach ihr fragt, so wollen wir bei Leibe nicht sagen, daß sie unsere Schwester ist; wir wollen sagen, es sei die Gänsemagd aus dem Dorfe."

Unter solchen boshaften Reden, welche die hübsch, kluge Finette stillschweigend ertragen mußte, kamen sie an das Schloßthor. Sie pochten an und alsbald erschien eine alte Frau von furchtbarem Aussehen und öffnete. Sie hatte nur ein Auge mitten auf der Stirn, aber es war größer als fünf oder sechs andere zusammen, eine platte Nase und ein entsetzlich breites Maul. Sie war wenigstens funfzehn Fuß hoch und maß wol an dreißig im Umfange.

„Ihr Unglücklichen," sagte sie, „was führt euch hierher? Wißt ihr nicht, daß dieses Schloß einem Menschenfresser gehört und daß ihr kaum etwa ein Frühstück für ihn abgebt? Doch ich bin mitleidiger, als mein Mann. Kommt herein, ich will euch zum wenigsten nicht gleich fressen; ihr sollt den Trost haben, noch zwei oder drei Tage am Leben zu bleiben."

Als sie die Menschenfresserin so reden hörten, machten sie sich eilig davon, in der Meinung, sich durch die Flucht retten zu können. Aber ein einziger Schritt jenes Weibes maß funfzig von den ihrigen; sie lief ihnen nach und erwischte sie, die Eine bei den Haaren, die Andere beim Genicke und steckte sie alle Drei in einen Keller, der voll Kröten und Schlangen war und wo man auf nichts trat, als auf Menschengebeine.

Sie hatte große Lust, Finette sogleich zu verspeisen und ging, Essig, Oel und Salz zu holen, um sich einen Salat von ihr zu machen. Da hörte sie ihren Mann

kommen und weil sie die weißen und zarten Prinzessinnen für sich allein behalten wollte, steckte sie sie rasch unter eine große Kufe, aus der sie nur durch ein Loch herausgucken konnten.

Der Menschenfresser war noch sechsmal größer und dicker als seine Frau. Wenn er sprach, so zitterte das Haus und wenn er hustete, so schallte es wie der Donner. Er hatte nur ein einziges großes und tückisches Auge. Seine Haare waren ganz borstig. Auf einen Baumstamm stützte er sich wie auf einen Spazierstab. Er trug einen zugedeckten Korb unter dem Arm, aus welchem er funfzehn kleine Kinder herausnahm, die er unterwegs geraubt hatte und die er wie funfzehn frische Eier hinunterschluckte.

Als die drei Prinzessinnen ihn erblickten, zitterten sie heftig unter ihrer Kufe und wagten nicht zu weinen, aus Furcht, er könne sie hören; ganz leise aber sprachen sie zu einander: „O, Himmel, wie retten wir uns, er wird uns Alle lebendig auffressen!"

Jetzt sagte der Menschenfresser zu seiner Frau: „Höre, Frau, ich rieche Menschenfleisch, gieb mir's her!"

„Ei ja!" sagte die Menschenfresserin, „du glaubst immer Menschenfleisch zu riechen und es sind deine Schafe, die hier vorbeigekommen sind."

„O ich täusche mich nicht," sprach er, „ich rieche ganz bestimmt Menschenfleisch und ich will es mir schon suchen."

„Ja, suche nur," entgegnete sie, „du wirst nichts finden."

„Wenn ich es aber finde," fuhr der Menschenfresser fort, „und du hast es vor mir versteckt, so schneide ich dir den Kopf ab und spiele Ball damit."

Diese Drohung machte der Frau doch ein wenig bange und sie sagte: „Sei nur nicht gleich so böse, mein kleines Männchen, ich will dir ja die Wahrheit gestehen. Ich habe heut' drei junge Mädchen eingefangen, aber es wär' wirklich Schade, sie aufzufressen; denn sie sind sehr geschickt in der Wirthschaft. Ich bin alt und bedarf der Ruhe; du siehst selbst, wie unser schönes Haus so verwildert ist, die Suppe schmeckt dir nicht mehr so gut, das Brot ist auch nicht ordentlich gebacken und ich selbst komme dir lange nicht mehr so schön vor als früher, seitdem ich mich halb zu Tode arbeiten muß. Diese Mädchen nun sollen mir zur Hand gehen und uns bedienen. Ich bitte dich also, friß sie jetzt nicht. Solltest du ja einmal Appetit dazu haben, so steht es ja noch immer bei dir."

Dem Menschenfresser kam es sehr schwer an, seiner Frau das Versprechen zu geben, die Mädchen nicht auf der Stelle aufzufressen. „Laß mich nur," sagte er, „ich will nicht mehr als zwei davon fressen."

„Nein, nicht eine einzige sollst du."

„Hör' doch, ich will ja nur die allerkleinste."

„Nein, auch nicht eine bekommst du jetzt," entgegnete sie.

Endlich nach vielem Hin- und Herstreiten versprach er ihr, sie am Leben zu lassen. Die Menschenfresserin aber dachte bei sich: Wenn er auf der Jagd sein wird, so will ich sie ganz allein verspeisen und ihm sagen, daß sie davongelaufen sind.

Nun verlangte der Menschenfresser, sie ihm wenigstens zu zeigen; die armen Mädchen starben beinahe vor Furcht. Das Weib holte sie heraus und als der Menschenfresser sie sah, fragte er, was sie denn könnten.

Sie antworteten, sie könnten auskehren, nähen und spinnen, gute Suppen machen, daß man gewiß nichts auf dem Teller lasse, Kuchen und Pasteten backen, daß man tausend Stunden weit aus der Umgegend danach käme.

Der Menschenfresser, welcher gern etwas Leckeres aß, sagte: „Gut, gut! ihr sollt gleich etwas zu thun bekommen. Aber," sagte er zu Finette, „wenn du Feuer im Ofen angemacht hast, wie kannst du denn wissen, ob er heiß genug ist?"

„Gnädiger Herr," antwortete sie, „ich werfe Butter hinein und versuche sie dann mit der Zunge."

„Nun wohl," sagte er, „so zünde denn Feuer im Ofen an."

Der Ofen war so groß wie eine Scheune, denn der Menschenfresser und seine Frau aßen mehr Brot als eine ganze Armee. Die Prinzessin machte jetzt ein gewaltiges Feuer an, daß der Ofen wie ein Schmelzofen flammte, und der Menschenfresser, während er auf das frische Brot wartete, fraß hundert Schafe und hundert kleine Spanferkel. Liebesblümchen und Nachtschönchen machten indessen den Teig zurecht.

„Nun," sagte der Menschenfresser, wie steht es? ist der Ofen heiß?"

„Gnädiger Herr," antwortete Finette, „ihr könnt euch selbst davon überzeugen." Sie warf vor seinen Augen tausend Pfund Butter tief in den Ofen hinein und dann sagte sie: „Nun muß man die Butter mit der Zunge kosten; allein ich bin zu klein dazu."

„Ich bin groß genug," versetzte der Menschenfresser, bückte sich und stürzte so tief hinein, daß er nicht wieder heraus konnte, sondern mit Haut und Knochen verbrannte.

Als seine Frau an den Ofen kam, erstaunte sie nicht wenig, anstatt ihres Mannes einen Berg Asche zu finden. Liebesblümchen und Nachtschönchen trösteten sie in ihrer großen Betrübniß auf's Beste; sie standen aber nicht wenig Angst dabei aus, denn sie fürchteten, der Schmerz könne vielleicht ihren Appetit auf's Neue reizen und sie Salat aus ihnen machen, wie sie bereits im Sinne gehabt hatte. Sie redeten ihr also gut zu und sagten: „Beruhigt euch, denn es wird sich unfehlbar jetzt ein König oder ein Graf finden, der sich glücklich schätzen wird, euch zu heirathen."

Sie lächelte ein wenig und ließ dabei ihre langen, häßlichen Zähne blicken. Als die Mädchen sie so guter Laune sahen, sagte Finette zu ihr: „Wenn ihr nur diese abscheuliche Bärenhaut ablegen wolltet und euch ein wenig nach der Mode kleiden, wir wollten euch so allerliebst um den Kopf machen; ihr würdet schön wie ein Engel aussehen!"

„Laß sehen, was du kannst," versetzte die Frau, „ich verspreche dir aber, wenn dann noch eine Andere schöner aussieht als ich, so hacke ich dich kurz und klein, wie Pastetenfleisch."

Hierauf nahmen die Prinzessinnen ihr die Mütze ab und schickten sich an, sie zu kämmen und zu frisiren, und während sie in einem fort mit ihr schwatzten, ergriff Finette ein Beil und gab ihr von hinten zu einen so heftigen Schlag, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Eine solche Freude ist nie gewesen! Sie stiegen auf das Dach des Hauses und belustigten sich an dem Klingeln der Goldglöckchen. Dann sprangen sie durch alle Zimmer — da gab es Perlen und Diamanten und so kostbare Möbeln, daß sie vor Vergnügen ganz außer sich waren. Sie lachten und sangen in einem zu. Da fehlte Nichts, Zuckerwerk, Früchte, allerliebste Tändeleien, kurzum, Alles war im Ueberfluß da.

Liebesblümchen und Nachtschönchen legten sich in die Betten von Brokat und Sammet schlafen und sagten zu einander: „Nun sind wir reicher als unser Vater, da er noch sein Königreich hatte. Nun fehlt nichts weiter, als daß wir uns gut verheirathen. Es wird aber Niemand hierher kommen, denn dieses Haus ist gewiß für eine Mördergrube verrufen und man weiß nicht, daß der Menschenfresser und seine Frau todt sind. Wir müssen also in die nächste Stadt gehen und uns dort in unsern schönen Kleidern zeigen, dann wird es auch nicht lange dauern, so werden sich angesehene und reiche Männer finden, die Lust haben, zwei Prinzessinnen zu heirathen."

Am andern Morgen, als sie angeputzt waren, sagten sie zu Finette, sie gingen jetzt spazieren, sie solle zu Hause bleiben und die Küche und die Wäsche besorgen; wenn sie zurückkämen, müsse Alles sauber und aufgeräumt sein und wenn sie irgend Etwas nicht ordentlich mache, so solle sie für Schläge nicht sorgen.

Die arme Finette, das Herz von Kummer gepreßt, blieb also allein zu Hause, kehrte, scheuerte, wusch, ohne sich auszuruhen, und weinte immer zu. „Wie unglücklich bin ich," rief sie, daß ich meiner Pathe nicht gefolgt habe; der Undank meiner Schwestern straft mich dafür auf alle Weise. Sie haben mir meine schönen Kleider gestohlen und putzen sich jetzt damit; ohne mich wär' der Menschenfresser und seine Frau noch frisch und gesund. Was hilft es mir, daß ich sie Beide um's Leben gebracht habe! Wär' es nicht besser, sie hätten mich aufgefressen, als daß ich ein solches Leben führen muß?"

Bei diesen Worten schluchzte sie so heftig, daß sie hätte ersticken mögen. Da kamen ihre Schwestern zurück mit einer Menge Orangen und Zuckerwerk und waren sehr vergnügt. „Ach!" sagten sie, „was haben wir für einen schönen Ball besucht! Was für Leute waren alles da! Der Sohn des Königs war auch da und hat uns tausend Artigkeiten gesagt. Komm', zieh' uns die Schuh' aus und bürste uns ab, denn dafür bist du da."

Finette gehorchte und wenn sie etwa nur den Mund aufmachte, um sich darüber zu beklagen, so fielen sie über sie her und schlugen sie halb todt. Am folgenden Morgen gingen sie wieder fort und als sie zurückkamen, hatten sie Wunderdinge zu erzählen.

Eines Abends saß Finette beim Feuer auf einem Aschenhaufen und vor langer Weile suchte sie in den Ritzen des Kamins. Indem sie nun so suchte, fand

sie einen kleinen Schlüssel, der war so alt und schmutzig, daß sie die größte Mühe von der Welt hatte, ihn rein zu bekommen. Als er nun blank war, sah sie, daß er von Gold sei und schloß mit Recht, daß ein goldener Schlüssel gewiß auch etwas sehr Kostbares verschließen müsse. Sie lief also gleich durch's ganze Haus und versuchte den Schlüssel an allen Schlössern, bis sie endlich ein sehr kunstreich gearbeitetes Kästchen fand, zu welchem er paßte. Sie machte es auf und fand darin die kostbarsten Kleider, Diamanten, Spitzen, Wäsche und Bänder.

Sie ließ nicht ein Wort von ihrem glücklichen Funde verlauten, aber mit Ungeduld wartete sie am andern Tage, daß ihre Schwestern fortgingen. Sie waren ihr kaum aus den Augen, so kleidete sie sich an und war schöner als Sonne, Mond und Sterne.

So geschmückt kam sie auf den nämlichen Ball, auf welchem ihre Schwestern tanzten, und obgleich sie keine Larve vor hatte, war sie doch so verändert, daß Jene sie nicht erkannten. Kaum erschien sie im Saal, so erhob sich ein Murmeln; die Einen bewunderten, die Andern beneideten sie. Man forderte sie zum Tanz auf und sie übertraf auch im Tanz alle Uebrigen so sehr an Anmuth, wie überhaupt an Schönheit. Die Dame vom Hause kam zu ihr, machte ihr eine tiefe Verbeugung und bat sie um ihren Namen. Finette entgegnete höflich, sie heiße Aschenbrödel.

Man hatte nicht Augen genug, sie anzuschauen, nicht Worte genug, um ihre Schönheit und Anmuth zu preisen. Liebesblümchen und Nachtschönchen, welche anfänglich überall, wo sie erschienen waren, großes Aufsehen erregt hatten, wollten vor Aerger umkommen, da sie sahen, welcher Empfang dieser Neuangekommenen zu Theil wurde. Finette benahm sich bei dem Allen mit dem besten Anstande von der Welt; es schien ihrem ganzen Wesen nach, als sei sie nur zum Befehlen geboren. Liebesblümchen und Nachtschönchen, die sich ihre Schwester nur mit dem Ofenschmutz auf dem Gesicht dachten, waren so sehr von ihrer Schönheit überrascht, daß gar kein Gedanke, wer sie sei, in ihnen aufstieg, und sie Aschenbrödel, so gut wie die Uebrigen, ihre Verehrung bezeigten.

Als der Ball fast zu Ende war, ging Aschenbrödel eiligst fort, kehrte nach Hause zurück, zog sich rasch aus und nahm wieder ihre Lumpen um. Als ihre Schwestern nach Hause kamen, sagten sie zu ihr: „Ach Finette, wir haben jetzt eine junge Prinzessin gesehen, die war über alle Maßen reizend, nicht so eine Meerkatze wie du. Sie war weiß wie Schnee und roth wie eine Rose. Ihre Zähne glichen Perlen, ihre Lippen Korallen. Sie hatte ein Kleid, welches viele tausend, tausend Thaler werth war, es war von lauter Gold und Diamanten. Ach, wie schön war sie, wie liebenswürdig!"

Finette sagte ganz leise zwischen den Zähnen: „Das war ich, das war ich!"

„Was brummst du da?" fragten sie. Noch leiser wiederholte Finette: „Das war ich!" und dieses Spiel dauerte eine ganze Weile.

Fast kein Tag verging, an welchem Finette nicht in einem andern Kleide erschien, denn das Kästchen hatte die Gabe, daß je mehr man daraus nahm,

desto mehr kam wieder hinein und so nach der Mode war Alles, daß sich die Damen nur nach ihrem Muster kleideten.

Eines Tages hatte Finette mehr als sonst getanzt und sich ein wenig mit der Rückkehr verspätet. Da sie nun die verlorene Zeit wieder einholen und noch vor ihren Schwestern zu Hause sein wollte, ging sie sehr eilig und verlor dabei einen ihrer rothsammtnen, ganz mit Perlen bestickten Pantoffeln. Sie suchte zwar überall, um ihn wieder zu finden, aber es war so dunkel, daß alle ihre Mühe vergebens war.

Am andern Morgen ging Prinz Herzlieb, der älteste Sohn des Königs, auf die Jagd und fand Finettens Pantoffel. Er hob ihn auf, betrachtete ihn, bewunderte die Kleinheit und Zierlichkeit desselben, drehte ihn hin und wieder und steckte ihn in seinen Busen. Von diesem Tage an verlor er alle Eßlust, wurde mager und abgezehrt, gelb wie eine Quitte und ganz niedergeschlagen und schwermüthig. Der König und die Königin, die ihn zärtlich liebten, thaten alles Mögliche, um ihn wieder herzustellen. Aber es war Alles umsonst und er antwortete nicht einmal, was ihn die Königin fragte. Man ließ weit und breit die berühmtesten Aerzte herbeiholen, man führte sie zu dem Prinzen und nachdem sie ihn drei Tage und drei Nächte unausgesetzt beobachtet hatten, so erklärten sie einstimmig, seine Krankheit komme von Liebe her und er müsse sterben, wenn man nicht Rath schaffe.

Die Königin, die ihren Sohn so unaussprechlich liebte, zerfloß in Thränen, daß sie nicht erfahren konnte, wen er liebe, um sie ihm zur Gemahlin zu geben. Sie führte die schönsten Damen in sein Zimmer, aber er würdigte sie nicht eines Blickes. Endlich sagte sie zu ihm: „Mein geliebter Sohn, du willst uns gewiß noch vor Kummer sterben sehen. Du liebst und verbirgst uns den Gegenstand deiner Liebe; nenne mir, wen du willst, und wir wollen sie dir geben, und wenn es nichts weiter als nur ein Schäfermädchen wäre."

Dies Versprechen der Königin machte dem Prinzen Muth. Er zog den Pantoffel unter seinem Kopfkissen hervor und zeigte ihn der Mutter. „Da ist," sagte er zu ihr, „die Ursache meiner Leiden! Ich habe, als ich neulich auf die Jagd ging, diesen kleinen, niedlichen, reizenden Pantoffel gefunden, und ich werde nie eine Andere heirathen, als die, an deren Fuß er paßt."

„Gut, gut, mein Sohn," erwiderte die Königin, „betrübe dich nur nicht weiter, denn wir wollen sie sogleich aufsuchen lassen."

Sie eilte zum Könige und hinterbrachte ihm diese Nachricht. Er war nicht wenig überrascht und befahl auf der Stelle, man solle mit Pauken und Trompeten bekannt machen, alle Mädchen und Frauen sollten herbeikommen, den Pantoffel anzupassen, und die, an deren Fuß er passe, solle die Gemahlin des Prinzen werden.

Da kamen Unzählige an den Hof und versuchten den Pantoffel, aber nicht Eine konnte ihn anziehen, und je mehr ihrer vergebens kamen, desto mehr betrübte sich der Prinz.

Liebesblümchen und Nachtschönchen putzten sich gleichfalls eines Tages auf's Beste heraus und als Finette fragte, wo sie denn hingingen, antworteten

sie, wir gehen in die Residenz, wo der König und die Königin wohnen, um den Pantoffel anzuprobiren, welchen der Sohn des Königs gefunden hat; wenn er einer von uns Beiden paßt, so heirathet sie der Prinz und sie wird eine Königin."

„Soll ich nicht auch mitgehen?" fragte Finette. „Wahrhaftig," riefen sie spöttisch, du bist doch eine rechte dumme Gans. Geh', geh' und begieße unsern Kohl, du taugst sonst zu Nichts."

Finette war sogleich entschlossen, ihr schönstes Kleid anzuziehen und wie die Andern das Abentheuer zu bestehen, denn es ahnte ihr, daß es zu ihrem Glück ausschlagen würde. Sie zog sich also auf das Prächtigste an, ein Kleid von blauem Atlas, ganz mit Sternen und Diamanten besäet, und sie strahlte so sehr, daß man sie gar nicht ansehen konnte, ohne mit den Augen zu blinzeln.

Als sie die Thür öffnete, um fortzugehen, da stand zu ihrem großen Erstaunen das niedliche Pferd bereit, welches sie früher zu ihrer Pathe getragen hatte. Sie liebkoste es, streichelte es und sagte zu ihm: „Willkommen, willkommen, mein allerliebstes Pferdchen. Tausend Dank meiner guten Pathe Merlusche."

Es fiel auf die Knie und sie schwang sich hinauf. Es war ganz mit goldenen Schellen und Bändern bedeckt, Sattel und Zaum waren von unermeßlichem Werthe. Das kleine Pferdchen flog nur so dahin, während seine Glöckchen eine angenehme Musik machten. Als Liebesblümchen und Nachtschönchen es kommen hörten, drehten sie sich um und sahen ihm entgegen. Aber welche Ueberraschung! denn in diesem Augenblick erkannten sie ihre Schwester Finette. Sie waren sehr beschmutzt und ihre schönen Kleider mit Staub bedeckt. „Schwester," sagte Liebesblümchen zu Nachtschönchen, „wahrhaftig, das ist Finette Aschenbrödel." Und gleich darauf schrie auch die andere: „Ja, ja, sie ist es."

Als Finette bei ihnen vorbeikam, bespritzte ihr Pferd die Beiden über und über mit Koth, Finette aber rief ihnen lachend zu: „Meine hohen Damen, Aschenbrödel verachtet euch so sehr, wie ihr es verdient!" Darauf war sie wie der Wind vorüber.

Nachtschönchen und Liebesblümchen sahen sich gegenseitig an und riefen: „Träumen oder wachen wir? Wer kann Finette die Kleider und das Pferd gegeben haben? Was für ein Wunder! Nun fehlt nur, daß ihr das Glück wohl will und der Pantoffel ihr paßt, dann haben wir unsere Reise vergebens gemacht."

Während sie so ganz in Verzweiflung gerathen wollten, kam Finette im Palast an. Jeder der sie sah, hielt sie für eine Königin. Die Wachen präsentirten das Gewehr, man schlug die Trommel, man stieß in die Trompete, man öffnete alle Thore und die, welche sie auf dem Balle gesehen hatten, liefen ihr voran und riefen: „Platz, Platz, dies ist die schöne Aschenbrödel, das Wunder des ganzen Erdkreises."

So gelangte sie endlich in das Zimmer des todtkranken Prinzen. Kaum warf er einen Blick auf sie, so war er ganz bezaubert und sein Herz sagte ihm, daß der Pantoffel ihr passen müsse. Sie zog ihn mit Leichtigkeit an und wies nun auch den andern gleichen, welchen sie mitgebracht hatte. Da schrie man einstimmig: „Es lebe die Prinzessin Herzlieb, es lebe die Prinzessin, die unsere Königin werden wird!"

Der Prinz erhob sich von seinem Lager, küßte ihr die Hände und bewies ihr tausend Zärtlichkeiten. Man benachrichtigte den König und die Königin, die sogleich herbeieilten; die Königin schloß Finette in ihre Arme, nannte sie ihre Tochter, ihr Herzpüppchen, ihre kleine Königin und machte ihr die kostbarsten Geschenke, welche der freigebige König noch überbot. Man feuerte die Kanonen ab, die Musikanten bliesen und geigten, man sprach von nichts als von Bällen und Lustbarkeiten.

Aschenbrödel erzählte nun in wenig Worten dem Könige, der Königin und dem Prinzen ihre Geschichte. Als sie hörten, daß sie eine geborene Prinzessin sei, war die Freude noch einmal so groß; als sie aber den Namen des Königs ihres Vaters und der Königin ihrer Mutter nannte, da entdeckte es sich, daß jene die früheren Beherrscher eben dieses Königreichs gewesen waren.

Finette betheuerte, sie würde sich nicht eher vermählen, als bis ihr Vater wieder im Besitz seines Königreichs sei, was ihr der König ohne Weiteres bewilligte, denn er besaß mehr als hundert Königreiche und es kam ihm auf eins mehr oder weniger nicht an.

Inzwischen waren Nachtschönchen und Liebesblümchen eingetroffen. Das Erste, was sie hörten, war, daß Aschenbrödel den Pantoffel angezogen habe. Nun wußten sie nicht, was sie thun sollten; sie wollten wieder umkehren, ohne ihrer Schwester vor die Augen zu kommen; Finette aber erfuhr kaum ihre Anwesenheit, so ließ sie sie hereintreten und anstatt sie mit einem finstern Gesicht zu empfangen und nach Verdienst zu bestrafen, ging sie ihnen entgegen und umarmte sie auf das Zärtlichste. Sodann stellte sie sie der Königin vor und sagte: „Gnädige Frau, das sind meine lieben Schwestern; ich bitte, ihnen gleichfalls euer Wohlwollen zu schenken."

Sie waren so bewegt von der Großmuth ihrer Schwester, daß sie kein Wort hervorbringen konnten. Sie versprach ihnen, sie sollten in ihr Königreich wieder zurückkehren, denn der Prinz habe es ihrer Familie geschenkt, worauf sie ihr zu Füßen fielen und vor Freude weinten.

Mit aller nur ersinnlichen Pracht wurde die Hochzeit gefeiert. Finette schrieb an ihre Pathe und packte den Brief mit sammt einer Menge der schönsten Geschenke auf das niedliche Pferdchen. Sie bat die Fee, ihre Eltern aufzusuchen, sie von ihrem Glücke zu benachrichtigen, und daß sie nun in ihr Königreich zurückkehren dürften.

Die Fee Merlusche entledigte sich ihres Auftrags auf das Pünktlichste. Finettens Vater und Mutter kehrten in ihre Staaten zurück und ihre Schwestern heiratheten gleichfalls zwei Prinzen.

2.

Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte auf dem Lande und in der Stadt die schönsten Häuser, Gold und Silberzeug in Menge, kostbare Möbeln und Carossen über und über vergoldet; unglücklicherweise aber hatte dieser Mann einen blauen Bart, und das gab ihm ein so abschreckendes und häßliches Aussehen, daß alle Frauen und Mädchen, sobald er sich nur sehen ließ, vor ihm die Flucht ergriffen.

Eine vornehme Dame in seiner Nachbarschaft hatte zwei wunderschöne Töchter. Er hielt um eine von ihnen an und ließ der Mutter die Wahl, welche von beiden sie ihm geben wolle. Sie mochten ihn aber alle beide nicht und die eine schob ihn immer der andern zu, denn keine konnte sich entschließen, einen Mann zu nehmen, der einen blauen Bart habe. Was sie aber außerdem noch abschreckte, war, daß er bereits mehrere Mal verheirathet gewesen war und daß Niemand wußte, was aus seinen Frauen geworden sei.

Um ihre nähere Bekanntschaft zu machen, lud Blaubart sie nebst ihrer Mutter und drei oder vier von ihren besten Freundinnen nebst einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft auf eins seiner Landhäuser und dort blieb man ganze acht Tage zusammen. Da gab es nun nichts als Spazierfahrten, Jagd- und Fischpartien, Bälle und Gastereien zu Mittag und Abend. Man schlief nicht, man brachte die ganze Nacht in Scherz und Lustbarkeit zu: genug, man unterhielt sich so gut, daß die jüngste zuletzt zu der Ueberzeugung gelangte, der Bart ihres Wirthes sei doch so gar blau nicht und überhaupt es sei ein ganz liebenswürdiger Mann.

Und kaum war man wieder nach der Stadt zurückgekehrt, so heirathete sie ihn.

Nach Verlauf eines Monats sagte Blaubart zu seiner Frau, eine wichtige Angelegenheit nöthige ihn, eine Reise von wenigstens sechs Wochen zu machen. Sie solle sich die Zeit während seiner Abwesenheit nicht lang werden lassen, gute Freundinnen zu sich bitten, mit ihnen Landpartien machen, wenn sie Lust dazu habe, kurzum sich ja nichts abgehen lassen.

„Hier hast du," sagte er zu ihr, „die Schlüssel zu den beiden Vorrathskammern; diese hier sind zu dem Gold- und Silbergeschirr, welches nicht täglich gebraucht wird; diese hier zu den eisernen Kasten, in denen mein Geld verwahrt ist; dieser zu meinem Juwelenkästchen und da ist der Hauptschlüssel zu allen Gemächern. Endlich dieser kleine Schlüssel hier, schließt das Kabinet auf, welches sich am Ende der langen Gallerie des Erdgeschosses befindet: öffne Alles, geh' überall hin, was aber dieses kleine Kabinet betrifft, so verbiete ich dir, hineinzugehen und ich verbiete es dir so strenge, daß, wenn es dich ja gelüsten sollte, es zu öffnen, du alles Mögliche von meinem Zorne zu befürchten hast."

Sie versprach, Alles, was er ihr gesagt, auf das Pünktlichste zu befolgen, und darauf umarmte er sie, setzte sich in seinen Wagen und fuhr fort.

Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht erst, bis die junge Frau zu ihnen schicke und sie bitten lasse: so ungeduldig waren sie Alle, die kostbaren Sachen, die sich in jenem Hause befanden, zu besehen, denn in Blaubart's Anwesenheit wagten sie es nicht, zu kommen, weil ihnen sein blauer Bart solche Furcht machte.

Da ging es nun gleich Trepp' auf Trepp' ab, durch alle Stuben und Kammern, von denen die eine immer schöner und prächtiger war als die andere. Hierauf gingen sie in die Vorrathsgewölbe, wo sie sich nicht genug verwundern konnten über die Menge und Schönheit der Tapeten, der Betten, der Sophas, der Lehnstühle, der Kronleuchter, Schränke, Tische und Spiegel, in denen man sich von Kopf bis zu Fuß beschaute und deren Rahmen von Glas, Silber und Email so schön und so prächtig waren, wie man nie gesehen hatte. Genug, sie hörten nicht auf, außer sich zu gerathen und das Glück ihrer Freundin zu beneiden.

Diese aber fand wenig Vergnügen daran, alle diese Herrlichkeiten in Augenschein zu nehmen, denn sie konnte ihre Ungeduld kaum bezähmen, zu dem verbotenen Kabinet im untern Stockwerk zu kommen und es zu öffnen.

Ihre Neugier drängte sie so sehr, daß sie, ohne daran zu denken, wie unhöflich es sei, ihre Gäste zu verlassen, eine heimliche Treppe hinabstieg und so über Hals und Kopf, daß sie ein paarmal nahe daran war, den Hals zu brechen.

Als sie nun an der Thür des Kabinets stand, hielt sie doch ein wenig inne, denn sie dachte an das Verbot ihres Mannes und überlegte, welche üble Folgen wol ihr Ungehorsam haben könne; allein die Versuchung war zu stark, als daß sie sie überwinden konnte. Sie nahm also den kleinen Schlüssel und öffnete zitternd die Thür des Kabinets. Anfänglich sah sie nichts, weil die Fensterladen zu waren, nach einigen Minuten aber fing sie an gewahr zu werden, daß der Fußboden über und über mit geronnenem Blute bedeckt war, in welchem sich die Leichname mehrerer Frauen spiegelten, die längs der Wand hingen. Dies waren alle die Frauen, welche Blaubart geheirathet und eine nach der andern um's Leben gebracht hatte.

Sie meinte zu sterben vor Furcht und als sie den Schlüssel zum Kabinet wieder aus dem Schlosse zog, entfiel er ihrer zitternden Hand. Nachdem sie ein wenig zur Besinnung gekommen war, hob sie den Schlüssel auf, verschloß die Thür und begab sich auf ihr Zimmer, um sich zu erholen; aber sie konnte kaum zu sich selbst kommen, so außer sich war sie. Da sie bemerkte, daß der Schlüssel mit Blut befleckt war, rieb sie zwei- oder dreimal; aber das Blut wollte nicht abgehen; sie mochte ihn waschen, ja selbst mit Sande scheuern, so viel sie konnte, es blieb immer Blut daran, denn der Schlüssel war bezaubert und es gab kein Mittel, ihn gänzlich zu reinigen: wenn das Blut auf der einen Seite verschwand, so kam es auf der andern wieder zum Vorschein.

An demselben Abend noch kehrte Blaubart von seiner Reise zurück und sagte, er habe unterwegs Briefe empfangen, die ihn benachrichtigt hätten, daß das Geschäft, um dessen willen er verreist sei, bereits glücklich beendigt wär'. Seine Frau that alles Mögliche, was sie nur konnte, um ihn glauben zu machen, daß sie über

seine schleunige Rückkehr sehr erfreut sei. Am folgenden Morgen verlangte er die Schlüssel zurück und sie gab sie ihm, aber mit so zitternder Hand, daß er ohne Mühe Alles errieth, was vorgefallen war. „Wie kommt es denn," fragte er sie, daß der Schlüssel zum Kabinet nicht dabei ist?"

„Ich muß ihn wol oben auf meinem Tischchen haben liegen lassen," entgegnete sie.

„Vergiß nicht," sagte Blaubart, „mir ihn bald zu geben." Nachdem sie vergebens unter allerlei Vorwänden nach Aufschub gesucht hatte, mußte sie ihn endlich doch herbeiholen. Blaubart betrachtete ihn und sagte zu seiner Frau: „Wie kommt dies Blut auf den Schlüssel?"

„Ich weiß es nicht," antwortete die arme Frau, welche bleicher als der Tod wurde.

„Du weißt es nicht?" fragte Blaubart, aber ich weiß es! Du hast also Lust gehabt, in das Kabinet zu gehen. Nun wohl, du sollst hineinkommen und den Frauen, welche du dort gesehen hast, Gesellschaft leisten."

Sie warf sich zu den Füßen ihres Mannes, bat ihn weinend um Verzeihung und bezeigte die lebhafteste Reue über ihren Ungehorsam. Doch die schöne, in Thränen aufgelöste Frau hätte wol eher einen Felsen bewegt, als das Herz ihres Mannes, welches härter als Stein war.

„Du mußt sterben," sprach er, „und das auf der Stelle."

„Ach!" entgegnete sie, indem sie ihn mit Augen anblickte, die in Thränen schwammen, „wenn ich nun einmal sterben muß, so vergönne mir zum wenigsten doch eine kurze Zeit, Gott um Verzeihung meiner Sünden zu bitten."

„Ich gebe dir eine halbe Viertelstunde," sagte Blaubart, „aber nicht einen Augenblick länger." Damit ging er fort.

Als sie sich nun allein befand, rief sie ihre Schwester und sagte zu ihr: „Liebe Schwester Anna," denn so hieß sie, „steig' doch, ich bitte dich, auf den Thurm und sieh', ob meine Brüder nicht kommen: sie haben mir versprochen, mich heute zu besuchen, und wenn du sie siehst, so gieb ihnen ein Zeichen, sich zu beeilen."

Schwester Anna stieg auf den Thurm und die arme geängstigte Frau rief von Zeit zu Zeit zu ihr hinauf: „Anna, Schwester Anna, siehst du nichts kommen?"

Und Schwester Anna antwortete ihr: „Ich sehe nichts als die Stäubchen der Sonne und das grünende Gras."

Unterdeß schrie Blaubart, ein großes Schlachtmesser in der Hand, aus Leibeskräften zu seiner Frau hinauf: „Komm' gleich herunter oder ich komm' hinauf!"

„Nur noch einen Augenblick," antwortete seine Frau, und dann rief sie wieder ganz leise: „Anna, Schwester Anna, siehst du nichts kommen?" Und Schwester Anna antwortete: „Ich sehe nichts als die Stäubchen der Sonne und das grünende Gras."

„Komm' gleich herunter," schrie Blaubart wieder, „oder ich komme hinauf!"

„Ich komme schon," antwortete seine Frau, und dann rief sie leise wieder: „Anna, Schwester Anna, siehst du nichts kommen?"

„Ich sehe," antwortete Schwester Anna, „eine dicke Staubwolke, die von jener Seite da kommt."

„Sind es meine Brüder?"

„Ach nein, liebe Schwester, es ist eine Heerde Schafe."

„Willst du denn nicht herunterkommen?" schrie Blaubart.

„Noch einen kleinen Augenblick," antwortete seine Frau, und dann rief sie wieder leise: „Anna, Schwester Anna, siehst du nichts kommen?"

„Ich sehe," antwortete diese, „zwei Reiter, welche von jener Seite her kommen, aber sie sind noch sehr weit. Gott sei gelobt!" rief sie einen Augenblick darauf, „es sind meine Brüder. Ich winke ihnen, so sehr ich kann, sich zu beeilen."

Jetzt schrie Blaubart so übermäßig, daß das ganze Haus erzitterte. Die arme Frau kam herab und warf sich ganz in Thränen und mit aufgelösten Haaren zu seinen Füßen. „Das hilft dir alles nichts," sagte Blaubart, „du mußt sterben!" Darauf faßte er sie mit der einen Hand bei den Haaren und mit der andern schwang er sein Schlachtmesser in der Luft, um ihr den Kopf abzuhauen. Die arme Frau wandte sich nach ihm zu, sah ihn mit sterbenden Augen an und bat ihn, ihr nur noch einen Augenblick zu gönnen, um sich zu sammeln.

„Nein, nein," sagte er, „empfiehl dich Gottes Gnade," und hob seinen Arm auf . . . In dem nämlichen Augenblick pochte man so stark an die Thür, daß Blaubart einen Augenblick einhielt. Die Thür sprang auf und zwei Jünglinge stürzten herein, den Degen in der Hand, gerade auf Blaubart zu. Er erkannte in ihnen die Brüder seiner Frau und suchte sich rasch durch die Flucht zu retten; aber die beiden Brüder verfolgten ihn so hastig, daß sie ihn einholten, noch ehe er die Treppe erreichen konnte. Sie stießen ihm ihre Degen durch den Leib und ließen ihn todt liegen. Die arme Frau war gleichfalls mehr todt als lebendig und hatte nicht Kraft aufzustehen und ihre Brüder zu umarmen.

Es fand sich, daß Blaubart keine Erben weiter hatte und so blieb also seine Frau in dem alleinigen Besitz aller seiner Reichthümer. Sie wendete einen Theil dazu an, ihre Schwester Anna mit einem jungen Edelmann zu verheirathen, der sie schon lange Zeit liebte, mit einem andern Theil bedachte sie ihre beiden Brüder und sie selbst verheirathete sich mit einem wackern Manne, der sie die schreckliche Zeit vergessen ließ, die sie bei Blaubart ausgestanden hatte.

3.

Rosette.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwei schöne Prinzen. Bei ihrer Geburt hatte die Königin jedesmal die Feen dazu eingeladen und sie gebeten, ihr die Schicksale ihrer Kinder vorherzusagen. Zum dritten Mal gebar sie eine Tochter, die so reizend war, daß man sie nicht ansehen konnte, ohne sie zu lieben.

Nachdem die Königin die Feen, welche sie besuchten, auf's Beste bewirthet hatte, sagte sie beim Abschiede zu ihnen: „Seid doch so gütig und sagt mir nun auch, was Rosetten (so nannte man die kleine Prinzessin) begegnen wird.

Die Feen entschuldigten sich, sie hätten ihr Zauberbuch zu Hause gelassen. Sie wollten ein andermal wiederkommen und es mitbringen.

„Ach!" sagte die Königin, „das bedeutet nichts Gutes. Ihr wollt mich durch eine schlimme Weissagung nicht betrüben, aber ich bitte euch, verhehlt mir nichts, laßt mich Alles wissen."

Die Feen wollten zwar durchaus nicht mit der Sprache heraus, dadurch aber wurde die Königin nur um so begieriger, zu erfahren, was es sei. Endlich sagte die vornehmste unter ihnen: „Wir fürchten, Rosette wird ihren Brüdern großes Unglück bereiten, sie werden um ihretwillen bei irgend einer Gelegenheit den Tod finden. Das ist Alles, was wir von dieser kleinen reizenden Prinzessin vorher wissen. Es thut uns sehr leid, euch eben nichts Besseres verkündigen zu können."

Damit gingen sie fort; die Königin aber wurde so traurig, so schwermüthig, daß der König die Betrübniß in ihrem Gesicht las und sie fragte, was sie denn hätte.

Sie antwortete, sie sei dem Feuer zu nahe gekommen und habe sich den ganzen Flachs verbrannt, der auf der Spindel gewesen.

„Nichts weiter?" sagte der König, ging in den Speicher und brachte ihr mehr Flachs, als sie in hundert Jahren verspinnen konnte.

Aber die Königin blieb traurig wie zuvor. Da fragte er wieder, was sie denn hätte. Sie antwortete ihm, als sie am Ufer des Flusses spazieren gegangen sei, habe sie ihren Pantoffel von grünem Atlas hinein fallen lassen.

„Nichts weiter?" fragte der König, ließ alle Schuster im ganzen Königreich zusammenholen und brachte ihr bald zehntausend Pantoffeln von grünem Atlas, aber sie hörte nicht auf traurig zu sein.

Er fragte wieder, was sie denn hätte. Und sie antwortete, ihr Trauring sei ihr in's Essen gefallen und sie habe ihn hinuntergeschluckt.

Da sah der König, daß sie die Unwahrheit sprach, denn er selbst hatte den Ring in seinem Gewahrsam und entgegnete ihr: „Meine theure Gemahlin, du redest nicht die Wahrheit, denn ich habe ja selbst deinen Trauring bei mir wohl verwahrt."

Die Königin war sehr betroffen, auf einer Lüge ertappt zu werden, denn das ist die unangenehmste Sache von der Welt, und da sie sah, daß der König verdrießlich war, so gestand sie ihm, was ihr die Feen in Betreff der kleinen Rosette verkündigt hatten und bat ihn, wenn er ein Mittel dagegen wisse, es ihr zu sagen.

Der König bekümmerte sich außerordentlich darüber; endlich sagte er zu der Königin: „Ich weiß wirklich kein anderes Mittel, unsere beiden Söhne zu retten, als daß wir die Kleine noch in der Wiege umbringen lassen. Aber die Königin schrie laut auf, weit eher würde sie selbst den Tod leiden, als eine solche Grausamkeit zugeben und er möge nur ja auf etwas Anderes denken.

Als der König und die Königin noch damit beschäftigt waren, hinterbrachte man ihr, daß in einem großen benachbarten Walde ein alter Einsiedler lebe, der in einem Baumstamme wohne und den man weit und breit um Rath fragen komme.

„Zu dem muß ich auch," sagte die Königin, „die Feen haben mir nur das Uebel verkündigt, aber das Mittel dagegen zu sagen vergessen."

Sie bestieg also eines Morgens früh ein hübsches, weißes Maulthier, welches ganz mit Gold beschlagen war, und machte sich mit zwei ihrer Hofdamen, deren jede ein niedliches Pferdchen ritt, auf den Weg. Als die Königin und ihre Frauen an den Wald kamen, stiegen sie aus Ehrfurcht vor dem Einsiedler herab und gingen zu Fuß auf den Baum zu, in welchem er wohnte.

Er liebte eben nicht, Frauen bei sich zu sehen, aber da er sah, daß es die Königin war, sagte er zu ihr: „Seid bestens willkommen, was verlangt ihr von mir?"

Sie erzählten ihm, was die Feen von Rosette gesagt hätten und fragten ihn um seinen Rath. Da entgegnete er, man müsse die Prinzessin in einen Thurm einsperren und diesen dürfe sie zeitlebens nicht verlassen. Die Königin bedankte sich sehr, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk und eilte, ihren Gemahl davon in Kenntniß zu setzen.

Als der König den Rath des Einsiedlers erfuhr, ließ er schlennigst einen großen Thurm bauen und bestimmte ihn zu dem Aufenthalt seiner Tochter. Damit ihr die Zeit nicht lang werde, so besuchten sie der König, die Königin und ihre beiden Brüder alle Tage. Die Brüder liebten ihre Schwester, denn sie war das schönste und anmuthigste Geschöpf, welches man je gesehen hat. Als sie funfzehn Jahr alt war, erinnerten die Prinzen ihre Eltern, daß es wol Zeit sei, ihre Schwester zu verheirathen; ihre Majestäten aber lachten darüber und gaben ihnen keine bestimmte Antwort.

Da verfiel der König und die Königin in eine schwere Krankheit und starben Beide fast an ein und demselben Tage. Alle Welt war in Trauer darüber. Man zog schwarze Kleider an und das Glockengeläute hörte gar nicht auf. Rosette aber war über den Tod ihrer guten Mama untröstlich.

Als der König und die Königin begraben war, bestieg der älteste Prinz den Thron, der ganze Hof schrie dreimal: „Es lebe der König!" und man dachte wiederum nur an Feste und Ergötzlichkeiten. Der König und sein Bruder sagten zu einander: „Da wir gegenwärtig zu befehlen haben, so müssen wir unsere Schwester aus dem Thurm befreien, in welchem sie sich so lange Zeit schon gelangweilt hat."

Sie durften nur durch den Garten gehen, so waren sie bei dem Thurm, der ganz am Ende desselben erbaut war, so hoch, als nur immer möglich; denn das verstorbene Königspaar wollte, daß ihre Tochter zeitlebens darin zubringe. Rosette saß hinter einem Rahmen und stickte eben ein schönes Kleid. Als sie aber ihre Brüder kommen sah, stand sie auf, ergriff die Hand des Königs und sagte zu ihm: „Du bist nun der König und Gebieter und ich bin deine unterthänige Dienerin. Ich bitte dich, befreie mich aus diesem Thurm, wo ich vor Bangigkeit und langer Weile umkomme!" Dabei brach sie in Thränen aus.

Der König umarmte sie und sagte zu ihr, sie möge nur nicht weinen, denn er komme eben, um sie aus diesem Thurm zu erlösen und in ein schönes Schloß zu bringen.

„Munter, liebe Schwester,“ rief der jüngere Bruder, „fort aus diesem abscheulichen Thurm, der König wird dir bald einen Gemahl geben; jetzt sei nur fröhlich.“

Als Rosette den schönen Garten voll Blumen, Früchte und Springbrunnen sah, war sie so außer sich vor Erstaunen, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Alles war ihr neu, Alles zog ihre Blicke auf sich. Bald blieb sie stehen, bald ging sie weiter, bald pflückte sie Früchte von den Bäumen, bald brach sie Blumen von der Erde. Ihr kleines Hündchen Fretillon, das so grün war wie ein Papagei, nur ein Ohr hatte und zum Entzücken tanzte, lief vor ihr her, bellte in einem zu und machte tausend Luftsprünge. Während er so lustig hin- und hertanzte, verlor er sich mit einmal in ein kleines Gebüsch. Die Prinzessin folgte ihm und sah mit lebhafter Verwunderung einen großen Pfau, der ein Rad schlug und ihr so wunderschön vorkam, daß sie kein Auge von ihm verwenden konnte.

Der König und sein Bruder, welche nachkamen, wollten wissen, was sie so sehr beschäftige. Sie zeigte ihnen den Pfau und fragte sie, was das sei.

Es sei ein Pfau, sagten sie, ein Vogel, welchen man auch zu essen pflege.

„Wie,“ rief die Prinzessin, „einen so schönen Vogel tödtet und ißt man? Ich erkläre euch hiermit, daß ich mich nie verheirathen werde, außer an den König der Pfauen, und wenn ich seine Gemahlin sein werde, so soll sich Niemand mehr unterstehen, einen Pfau zu essen.“

Das Erstaunen des Königs war unbeschreiblich. „Aber, liebe Schwester,“ sagte er zu ihr, „wo sollen wir denn den König der Pfauen finden?“

„Wo es euch beliebt, aber ich heirathe keinen Andern als ihn.“

Mit diesem Entschluß führten sie die beiden Brüder auf das Schloß. Sie verlangte nach dem Pfau; man mußte ihn herbeiholen und auf ihr Zimmer bringen, so lieb hatte sie ihn. Die Damen alle, welche Rosette noch nicht gesehen hatten, eilten herbei, der Prinzessin ihr Compliment zu machen; die Einen brachten ihr Zuckerwerk, die Andern goldgestickte Kleider, schöne Bänder und sonst artige Tändeleien, reichgestickte Schuhe, Perlen und Diamanten. Von allen Seiten beschenkte man sie und sie benahm sich mit solchem Anstand, so artig und zuvorkommend, dankte für Alles, was man ihr schenkte, so zierlich und höflich, daß alle Herren und Damen sehr zufrieden von ihr gingen.

Während sie sich nun in angenehmer Gesellschaft die Zeit nicht lang werden ließ, sannen der König und sein Bruder auf nichts weiter, als wie sie den König der Pfauen auffinden könnten, wenn es anders einen solchen in der Welt gäbe. Da ihnen einfiel, daß es wol nöthig sei, ein Bildniß von der Prinzessin zu haben, so ließen sie ein so schönes malen, daß dem Bilde nichts fehlte als die Sprache. Darauf sagten sie zu ihr: „Weil du denn einmal Niemand anders heirathen willst, als den König der Pfauen, so wollen wir Beide uns aufmachen und ihn dir auf der ganzen Erde suchen gehen. Wir werden wahrhaftig

froh sein, wenn wir ihn finden. Sorge du inzwischen für unser Königreich, bis wir zurückkehren."

Rosette dankte sehr für die Mühe, die sie sich nehmen wollten, und versprach ihnen, sie wolle schon auf das Beste für Alles Sorge tragen und ihr ganzer Zeitvertreib während der Abwesenheit ihrer Brüder solle darin bestehen, daß sie den schönen Pfau ansähe und Fretillon tanzen ließe. Unter vielen Thränen nahmen sie von einander Abschied.

Unterwegs fragten nun die beiden Brüder, wohin sie kamen und wen sie trafen: „Kennt ihr vielleicht den König der Pfauen?" Aber Jedermann antwortete: „Nein, nein." Da gingen sie immer weiter und weiter und so weit endlich, so weit, als noch kein Mensch je vor ihnen gekommen war.

Sie kamen in das Königreich der Maikäfer; so viele hatten sie noch nie bei einander gesehen! Es war ein solches Geschwirr, daß der König in Furcht war, davon taub zu werden. Er fragte einen von ihnen, der ihm der vernünftigste schien, ob er nicht wisse, wo der Pfauenkönig zu finden sei. „Gnädiger Herr," antwortete ihm der Maikäfer, „sein Königreich ist dreißig tausend Meilen weit von hier, ihr habt einen gewaltigen Umweg gemacht."

„Und woher weißt du das?" fragte der König.

„O, wir kennen euch ganz gut," versetzte der Maikäfer, „wir kommen ja alle Jahre zwei bis drei Monat in eure Gärten und lassen es uns gut schmecken."

Der König und sein Bruder umarmten hierauf den Maikäfer herzlich, schlossen Freundschaft mit ihm und speisten mit ihm zu Mittag. Sie besahen sich mit Erstaunen alle die Merkwürdigkeiten dieses Landes, wo das kleinste Baumblättchen einen Louisd'or gilt, dann setzten sie ihre Wanderung fort und gingen so lange, bis sie endlich in das Land der Pfauen kamen. Da saßen die Pfauen auf allen Bäumen, Alles wimmelte von ihnen und auf zwei Meilen weit hörte man sie schreien und schwatzen.

Der König sagte zu seinem Bruder: „Wenn der Pfauenkönig selber ein Pfau ist, wie kann ihn unsere Schwester dann heirathen wollen? Nur ein Wahnsinniger könnte seine Zustimmung dazu geben, das wär' eine schöne Geschichte!"

Der Prinz war nicht weniger in Sorge. „Was für ein unglücklicher Einfall," rief er, „ist unserer Schwester in den Sinn gekommen! Wie hat es ihr nur ahnen können, daß es einen König der Pfauen auf der Welt gebe!"

Als sie jedoch in die Hauptstadt kamen, so fanden sie, daß dieselbe von Menschen bewohnt war, nur daß sie alle Kleider von Pfauenfedern trugen und diese überhaupt sehr in Ehren zu halten schienen. Sie begegneten dem König, der auf einem niedlichen Wagen von Gold und Diamanten, den zwölf Pfauen mit großer Schnelligkeit zogen, spazieren fuhr.

Der König der Pfauen war so schön, so überaus schön, daß die beiden Brüder ganz entzückt davon waren. Er hatte langes, blondes, schöngelocktes Haar und ein blühendes Antlitz; seine Krone bestand aus einem Pfauenschweif.

Als er die Brüder erblickte, schloß er sogleich aus ihrer Tracht, daß sie Fremde sein müßten und um das Nähere zu erfahren, hielt er still und ließ sie

herbeirufen. Sie nahten sich, begrüßten ihn und sagten: „Mein König, wir kommen weit her, um euch ein schönes Bildniß zu zeigen."

Damit zogen sie das Bildniß ihrer Schwester hervor, welches der König der Pfauen mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. „Ich kann nicht glauben," sagte er, „daß es ein Mädchen von solcher Schönheit auf der Welt giebt."

„Sie ist noch hundertmal schöner," versetzte der König, ihr Bruder.

„Ihr habt mich zum Besten," sprach der König der Pfauen.

„Mein König," sagte der Prinz, „dies hier ist mein Bruder, ein König so gut wie ihr, und das Bildniß stellt unsere Schwester, die Prinzessin Rosette, vor. Wir sind hierher gekommen, euch zu fragen, ob ihr sie zur Gemahlin annehmen wollt; sie ist schön und verständig und wir geben ihr einen Scheffel voll Goldstücke als Mitgift."

„Mit Vergnügen," erwiderte der Pfauenkönig, „mit größtem Vergnügen bin ich dazu bereit, ich werde sie zärtlich lieben, Alles, was sie nur begehrt, soll sie bei mir haben, nur muß sie eben so schön sein als ihr Bildniß, und wenn nur ein Zug fehlt, so kostet es euer Leben."

„Gut, wir sind es zufrieden," sagten die beiden Brüder.

„Wenn ihr damit zufrieden seid," fuhr der Pfauenkönig fort, „so bleibt ihr inzwischen bei mir in Gefangenschaft, so lange bis die Prinzessin angekommen ist."

Der König und sein Bruder machten durchaus keine Einwendung dagegen, denn sie waren zu sehr überzeugt, daß Rosette noch viel schöner sei als ihr Bildniß.

Der Pfauenkönig ließ sie in ihrer Gefangenschaft mit größter Auszeichnung, ihrem Stande gemäß, behandeln und besuchte sie häufig selbst. Das Bildniß der Prinzessin hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Die beiden Brüder schrieben sogleich aus ihrem Gefängniß an die Prinzessin, sie möge auf das Schleunigste herkommen, weil der Pfauenkönig sie erwarte. Sie verschwiegen ihr jedoch, daß man sie gefangen hielt, aus Furcht, ihre Schwester zu sehr zu beunruhigen.

Als die Prinzessin diesen Brief empfing, dachte sie vor Freude zu sterben. Aller Welt erzählte sie, daß der Pfauenkönig gefunden sei und daß er ihr Gemahl würde; da gab es überall Freudenfeuer, Feuerwerke und immer eine Schmauserei nach der andern. Die Prinzessin übergab das Reich ihres Bruders den bejahrtesten und weisesten Männern in der Stadt und empfahl ihnen, auf Alles Acht zu haben, wenig auszugeben und viel Geld zu sparen, bis der König zurückkomme. Sie bat auch, ihren lieben Pfau wohl in Acht zu nehmen, sodann begab sie sich auf die Reise, auf welche sie Niemand mitnahm, als ihre Amme, ihre Milchschwester und Fretillon, das kleine grüne Hündchen.

Sie bestiegen nun ein Schiff, welches auf dem Meer ihrer wartete, nachdem man vorher den Scheffel voll Goldthalern und Kleider auf zehn Jahr, täglich zweimal zu wechseln, eingepackt hatte. Da war ein Lachen und Singen, ohne Aufhören.

„Sind wir bald da?" fragte die Amme den Schiffer; „sind wir bald in dem Königreich der Pfauen?"

„Noch nicht,“ entgegnete er ihr.

Ein andermal fragte sie wieder: „Sind wir bald, sind wir bald da?“

„Bald,“ sagte er, „bald.“

„Sind wir bald da, sind wir bald da?“ fragte sie wieder ein andermal.

„Ja doch, ja,“ versetzte der Schiffer.

Als die Amme dies hörte, setzte sie sich neben ihn an das Ende des Schiffes und sagte: „Wenn du willst, so kannst du auf immer ein reicher Mann werden.“

Er antwortete: „Das will ich wol,“ und sie fuhr fort: „Wenn du willst, so kannst du dir eine Menge Gold verdienen.“

„Ich verlange Nichts weiter,“ war seine Antwort.

„Nun denn,“ sagte sie, „so mußt du mir behülflich sein, diese Nacht, wenn die Prinzessin schläft, sie in's Meer zu werfen. Wenn sie ertrunken ist, so zieh' ich ihre schönen Kleider meiner Tochter an und wir bringen sie zum Pfauenkönige, der sie mit vielem Vergnügen heirathen wird. Dir aber will ich zum Lohn so viel Diamanten geben, als um deinen Hals gehen.“

Der Schiffer war sehr erstaunt über den Antrag der Amme und entgegnete ihr, es sei doch Schade, eine so schöne Prinzessin zu ersäufen und er habe allzu viel Mitleid mit ihr; aber die Amme setzte ihm eine Flasche Wein vor und gab ihm so viel zu trinken, bis er zuletzt alle Bedenklichkeiten vertrunken hatte.

Als die Nacht einbrach, legte sich die Prinzessin wie gewöhnlich zu Bett; ihr kleiner Fretillon schlief, zu ihren Füßen geschmiegt, und rührte keine Pfote. Rosette lag im tiefsten Schlummer, als die nichtswürdige Amme, welche nicht schlief, den Schiffer holte. Sie gingen in das Zimmer der Prinzessin, nahmen sie, ohne sie aufzuwecken, sammt ihren Federbetten, ihren Matrazen, ihren Tüchern, ihren Decken und warfen sie mit dem Allen in's Meer, wobei die Milchschwester aus allen Kräften half. So fest aber schlief die Prinzessin, daß sie davon nicht aufwachte.

Zum Glück bestand ihr Bett aus Phönixfedern, die sehr selten sind und die Eigenschaft haben, daß sie nicht untersinken, so daß sie also in ihrem Bette wie in einem Kahne schwamm. Indessen drang doch das Wasser nach und nach in das Bett und durch die Matraze und Rosette wachte davon auf.

Da sie sich unruhig von einer Seite zur andern wendete, so wurde auch Fretillon munter. Er hatte eine so feine Nase, daß er gleich die Nähe der Plattfische und der Stockfische witterte und so nach ihnen zu klaffen und zu klaffen anfing, daß alle andern Fische davon unruhig wurden. Sie schwammen hin und her und die großen Fische stießen mit dem Kopf gegen das Bett der Prinzessin, welches, da es keinen Halt hatte, sich wie ein Kreisel herumdrehte.

Die Prinzessin war sehr erstaunt darüber. „Tanzt denn,“ rief sie, „unser Schiff auf dem Wasser? ich habe in meinem ganzen Leben noch keine so unruhige Nacht zugebracht.“

Fretillon klaffte immerzu und machte einen heillosen Lärm. Die nichtswürdige Amme und der Fischer hörten ihn noch von weitem und sagten: „Ei sieh', das ist das kleine närrische Hündchen, es trinkt mit seiner Gebieterin auf unsere Gesundheit. Aber wir wollen uns nur beeilen, daß wir ankommen.“

Sie befanden sich schon ganz dicht an der Hauptstadt des Königs der Pfauen. Dieser hatte seiner Braut an das Meeresufer hundert Karossen entgegen geschickt, welche mit allen möglichen Thieren bespannt waren. Da gab es Löwen, Bären, Hirsche, Wölfe, Pferde, Stiere, Adler, Pfauen. Der Wagen, in welchen sich die Prinzessin Rosette setzen sollte, wurde von sechs blauen Affen gezogen; die sprangen und tanzten und machten tausend lustige Kunststücke. Sie hatten ein schönes Geschirr von rothem Sammet mit Goldplatten. Zur Unterhaltung der Prinzessin hatte der König gleichfalls sechszig junge Mädchen geschickt, gekleidet in alle Farben und blitzend von Gold und Silber.

Die Amme hatte sich die größte Mühe von der Welt gegeben, ihre Tochter herauszuputzen. Sie zog ihr das schönste Kleid der Prinzessin an, und steckte ihr deren Diamanten in's Haar, an's Kleid und wo es sonst nur immer gehen wollte; aber sie blieb mit allem ihrem Putz dennoch häßlicher als eine Meerkatze. Sie hatte schmutzige schwarze Haare, schielende Augen, krumme Beine und einen großen Buckel mitten auf dem Rücken, und dabei war sie boshaft, tölpisch und brummig.

Als sie aus dem Schiffe stieg, geriethen alle Leute des Pfauenkönigs in ein solches Erstaunen, daß sie kein Wort hervorbringen konnten.

„Nun, was ist das?“ rief sie. „Seid ihr etwa im Schlafe? Frisch, hurtig, bringt mir zu essen her. Ihr seid mir schönes Volk! Aufhängen will ich euch lassen.“

Als die Leute dies hörten, sprachen sie ganz verwundert: „Was für ein nichtswürdiges Geschöpf! Sie ist eben so boshaft als garstig, das ist eine schöne Heirath für unsern König! Das war wol der Mühe werth, sie vom Ende der Welt her holen zu lassen!“

Inzwischen spielte sie immerfort die Gebieterin und um weniger als nichts theilte sie aller Welt Ohrfeigen und Faustschläge aus. Da ihr Gefolge sehr groß war, so ging es langsam vorwärts. Sie brüstete sich wie eine Königin in ihrer Karosse. Aber die Pfauen alle, die sich auf die Bäume gesetzt hatten, um sie im Vorbeifahren zu begrüßen, und die sich vorgenommen hatten zu rufen: „Es lebe die schöne Königin Rosette!“ schrien jetzt, da sie ein solches Ungethüm erblickten: „Pfui, pfui, wie häßlich ist sie!“

Sie gerieth darüber außer sich vor Wuth und rief ihrer Leibwache zu: „Schießt mir gleich da diese nichtswürdigen Pfauen todt, die mich so unverschämt verhöhnen.“

Aber die Pfauen flogen rasch davon und machten sich nur über sie lustig.

Der Spitzbube von Schiffer, der dies Alles mit ansah, sagte ganz leise zu der Amme: „Gevatterin, wir kommen übel an, eure Tochter sollte hübscher sein.“

„Schweig', du Dummkopf,“ entgegnete sie ihm, „du wirst uns in's Unglück bringen.“

Man benachrichtigte den König, die Prinzessin sei im Anzuge. „Nun,“ fragte er, „haben ihre Brüder die Wahrheit gesagt? Ist sie noch schöner als ihr Bildniß?“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte man, „es wäre schon genug, wenn sie auch nur eben so schön wäre.“

„Ja wol," sagte der König, „ich würde ganz zufrieden damit sein."

Ein großer Lärm auf dem Schloßhofe benachrichtigte ihn von ihrer Ankunft. In dem verworrenen Geräusch so vieler Stimmen konnte er nichts weiter unterscheiden, als: „Pfui, pfui, was für ein häßliches Geschöpf!"

Der König glaubte, man spreche vielleicht von einem Zwerge oder von irgend einer Bestie, die man mitgebracht habe, denn es konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen, daß dies in der That ihr selber gelte.

Das Bildniß der Prinzessin wurde ganz offen auf einer langen Stange getragen und der König ging mit würdevollem Ernst hinterher, nebst allen seinen Großen, seinen Pfauen und den Gesandten der benachbarten Königreiche.

Der König der Pfauen empfand große Ungeduld, seine schöne Braut endlich zu Gesicht zu bekommen. Aber als er sie nun sah, fehlte wenig, daß er auf der Stelle den Tod gehabt hätte. Er gerieth in die äußerste Wuth, zerriß seine Kleider, und sie durfte ihm nicht zu nahe kommen; so entsetzte er sich vor ihr.

„Wie," rief er, „diese beiden Schurken, die ich gefangen halte, haben also die Kühnheit gehabt, mich so zu verspotten, mir eine Meerkatze wie dieses Geschöpf zur Gemahlin anzubieten? sie sollen mir mit dem Leben dafür büßen. Heda, man werfe sogleich dieses Ungeheuer sammt ihrer Amme und dem, welcher sie herbrachte, in die Tiefe des großen Thurmes."

Inzwischen warteten der König und sein Bruder, da sie wußten, daß ihre Schwester ankommen sollte, sehnsüchtig auf den Augenblick, sie willkommen zu heißen. Anstatt aber, daß man kam, ihr Gefängniß zu öffnen und sie in Freiheit zu setzen, wie sie mit Bestimmtheit hofften, erschien der Kerkermeister mit einer Schaar Soldaten und ließ sie in eine ganz dunkle Höhle hinabsteigen, wo es von ekelhaftem Gewürme wimmelte und wo ihnen das Wasser bis an den Hals ging.

Sie waren vor Erstaunen und Betrübniß ganz außer Fassung. „Ach!" sprachen sie zu einander, „das ist eine traurige Hochzeit für uns! Was in aller Welt kann ein so großes Unglück über uns bringen?" Sie konnten nichts auffinden, nur das schien ihnen gewiß, daß man ihren Tod beschlossen habe, worüber sie außerordentlich bekümmert waren.

Drei Tage vergingen, ohne daß sie Jemand sahen noch hörten. Nach Verlauf von drei Tagen kam der Pfauenkönig selbst und überhäufte sie mit Schmähungen. „Ihr habt euch," rief er ihnen durch die kleine Oeffnung ihres Gefängnisses zu, „den Titel eines Königs und eines Prinzen angemaßt, um mich zu fangen und zu verlocken, eure Schwester zu heirathen; aber ihr seid nichts als elende Bettler, die nicht des Wassers werth sind, welches sie trinken. Aber man wird sehr kurzen Prozeß mit euch machen. Der Strick ist schon fertig, an welchem man euch aufknüpfen wird."

„König der Pfauen," antwortete der König, Rosettens Bruder, voll Zorn: „Geht nicht so rasch damit zu Werke, denn es möchte euch reuen. Ich bin ein König, so gut wie ihr. Ich besitze ein ansehnliches Königreich, Geld und Soldaten, ich habe nur zu befehlen. Hoho, was ist das für ein spaßhafter Einfall von euch, uns aufhängen lassen zu wollen. Haben wir euch denn etwas gestohlen?"

Als der König diese entschlossene Sprache hörte, wußte er nicht, woran er war, und hatte fast Lust, sie nebst ihrer Schwester davongehen zu lassen, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Aber einer seiner Höflinge, der ein Erzspeichellecker war, brachte ihn wieder auf andere Gedanken, indem er ihm vorstellte, alle Welt werde sich über ihn lustig machen, wenn er nicht Rache nehme und man würde ihn einen kleinen Zaunkönig heißen.

Er schwur daher, ihnen nicht zu verzeihen und befahl, ihnen den Prozeß zu machen. Er dauerte nicht lange, denn man hatte kaum das Bildniß der wirklichen Prinzessin Rosette mit dem Scheusal verglichen, welches statt ihrer angekommen war und sich für sie ausgab, so verurtheilte man beide Brüder zum Strange, weil sie Betrüger seien und dem König statt einer schönen Prinzessin, welche sie ihm versprochen, eine garstige Bäuerin gebracht hätten.

Dieses Urtheil wurde ihnen im Gefängnisse mit großen Feierlichkeiten bekannt gemacht. Aber die Brüder riefen, sie hätten nicht gelogen, ihre Schwester sei eine Prinzessin und schöner als der Tag. Es sei hier etwas Unbegreifliches im Spiele, und sie verlangten sieben Tage Frist, ehe man sie zum Tode führe, vielleicht komme in dieser Zeit ihre Unschuld an's Licht.

Der König der Pfauen wollte sich, so erzürnt wie er war, kaum dazu verstehen, ihnen diese Gnade zu bewilligen, endlich aber gab er es zu.

Während dies Alles bei Hofe vorgeht, wollen wir uns ein wenig nach der armen Prinzessin Rosette umsehen. Sie war bei Anbruch des Tages sehr erstaunt, sich mitten auf dem Meere, ohne Nachen, ohne Beistand zu finden, und Fretillon desgleichen. Sie brach in Thränen aus und weinte so bitterlich, so bitterlich, daß es die Fische zum Mitleid bewegte. Was sollte sie thun? was sollte aus ihr werden?

„Gewiß," sagte sie, „hat mich der König der Pfauen in's Meer werfen lassen, die Heirath wird ihn gereut haben, und um auf gute Art meiner los zu werden, ließ er mich in's Meer werfen. Was für ein seltsamer Mensch," fuhr sie fort, „ich würde ihn doch so zärtlich geliebt haben! Wir hätten ein so glückliches Leben zusammen geführt." Darauf weinte sie noch viel heftiger, denn sie konnte auch jetzt noch nicht aufhören, ihn zu lieben.

So schwamm sie zwei Tage lang auf dem Meere hin und her, bis auf die Haut durchnäßt und fast erstarrt vor Kälte. Wenn nicht der kleine Fretillon gewesen wär', der ihr ein wenig das Herz erwärmte, so würde sie hundertmal des Todes gewesen sein. Dabei hungerte sie ganz entsetzlich. Zum Glück erblickte sie einige Austern, mit denen sie ihren Hunger stillte, und auch Fretillon, obgleich er diese Speise nicht sonderlich liebte, mußte sich dazu bequemen.

Die größte Angst aber empfand Rosette jedesmal beim Einbruch der Nacht; dann rief sie ihrem Hündchen zu: „Belle, belle, mein Fretillon, daß uns die Raubfische nicht auffressen."

So bellte er denn jede Nacht ohne Aufhören und inzwischen war das Bett der Prinzessin dem Ufer immer näher gekommen. An diesem Ufer da wohnte ein guter alter Mann ganz allein in seiner Hütte in einer einsamen Gegend. Er war sehr arm und kümmerte sich gleichwol sehr wenig um die Güter dieser Welt. Als

er Fretillons Gebell hörte, war er ganz erstaunt, denn es ließ sich nicht leicht ein Hund in dieser Gegend blicken. Er glaubte also, Reisende hätten sich hieher verirrt und ging mitleidig wie er war, hinaus, um ihnen den Weg zu zeigen. Da sah er mit einmal die Prinzessin und Fretillon auf dem Meer treiben. Die Prinzessin aber hatte ihn kaum erblickt, so streckte sie die Arme nach ihm aus und rief ihm zu: „Guter Greis, rette mich, sonst komme ich um, denn ich verschmachte hier schon seit zwei Tagen."

Als er sie so kläglich reden hörte, ging es ihm sehr nahe und er kehrte nach Hause zurück, um einen langen Haken zu holen. Mit diesem ging er bis an den Hals in's Wasser, und obgleich er mehr als einmal in Gefahr war, zu ertrinken, gelang es ihm doch, das Bett bis an's Ufer zu ziehen.

Rosette und Fretillon waren sehr vergnügt, wieder auf festem Boden zu sein; sie dankten von ganzem Herzen dem guten Manne, hüllten sich dann in ihre Decken und eilten baarfuß in die Hütte. Dort zündete der Alte gleich ein kleines Feuer von dürrem Reisig an, nahm das schönste Kleid seiner seligen Frau aus dem Koffer nebst Strümpfen und Schuhen und die Prinzessin zog sich Alles an. Der geringen bäuerischen Tracht ungeachtet blieb sie doch so schön wie der Tag, Fretillon tanzte um sie herum und suchte sie mit seinen Sprüngen zu erheitern.

Der alte Mann sah wol, daß Rosette eine vornehme Dame war, denn ihre Bettdecken waren ganz mit Gold und Silber gestickt und ihre Matratzen von Atlas. Er bat sie, ihm ihre Geschichte zu erzählen, und versprach, wenn sie es wünsche, Niemanden nur ein Wort davon zu entdecken. Sie erzählte ihm Alles, von Anfang bis zu Ende, unter häufigen Thränen, denn sie glaubte noch immer, der Pfauenkönig sei es, der sie in's Meer habe werfen lassen.

„Was fangen wir nun an, meine Tochter?" sagte der Alte. „Ihr seid eine vornehme Prinzessin, an gute Bissen gewöhnt, und ich habe nur Schwarzbrot und weiße Rüben, ihr werdet also sehr schlechte Mahlzeiten halten. Wenn ich euch einen Rath geben dürfte, so ginge ich hin und meldete dem Pfauenkönige, daß ihr hier seid. Gewiß, wenn er euch nur gesehen hätte, ihr wäret seine Gemahlin geworden."

„Ach nein," versetzte Rosette, „es ist ein böser Mensch, er würde mich umbringen lassen; aber wenn ihr ein kleines Körbchen habt, so bindet es meinem Hündchen um den Hals, und es müßte schlimm zugehen, wenn es mich nicht mit Essen versorgte."

Der alte Mann gab der Prinzessin ein Körbchen; sie band es Fretillon an den Hals und sagte zu ihm: „Geh' damit in die beste Küche in der Stadt, und hole mir was du darin findest."

Fretillon lief nach der Stadt und da es keine bessere Küche als die des Königs gab, so lief er dort hinein, deckte die Töpfe auf, nahm geschickt Alles heraus, was darin war, und kehrte nach Hause zurück.

Rosette sagte zu ihm: „Lauf' wieder zurück, geh' in die Speisekammer und hole mir das Beste, was du dort findest."

Fretillon begab sich in die Speisekammer, nahm weißes Brot, Muscateller Wein, alle Arten von Früchten und Zuckerwerk und schleppte so viel fort, als er nur tragen konnte.

Als der Pfauenkönig zu Mittag speisen wollte, waren Küche und Keller leer. Man sah sich verwundert an und der König gerieth in einen schrecklichen Zorn: „Ich soll also wol," sagte er, „heute Mittag nichts essen; nun, so will ich mich wenigstens auf den Abend an einem guten Braten erholen."

Der Abend kam und die Prinzessin sagte zu Fretillon: „Geh' nach der Stadt in die beste Küche und hole mir einen guten Braten."

Fretillon that, wie seine Gebieterin ihm befahl, begab sich wieder ganz sacht in die Küche des Königs, da er keine bessere wußte, nahm den ganzen Braten, während die Köche den Rücken drehten, vom Spieße und lief damit fort. Der Braten hatte ein so appetitliches Aussehen, daß man die größte Lust zu essen bekam, wenn man ihn nur ansah. Fretillon brachte sein Körbchen ganz voll der Prinzessin, kehrte dann sogleich wieder um nach der Speisekammer und nahm das ganze Zuckerwerk und allerlei Eingemachtes mit sich fort.

Weil der König nicht zu Mittag gespeist hatte, empfand er starken Hunger und wollte zeitig zu Abend essen; allein es war nichts da. Er gerieth in einen ganz erschrecklichen Zorn und mußte, ohne Abendbrot gegessen zu haben, zu Bette gehen. Am folgenden Tage zu Mittag und zu Abend ging es eben wieder so, so daß der König drei ganze Tage ohne Essen und Trinken blieb, denn wenn er sich zu Tisch setzen wollte, war Alles fort.

Sein Hofmarschall befand sich in großer Sorge deshalb, denn er befürchtete, der König werde zuletzt Hungers sterben. Er verbarg sich also in der Küche in einem Winkel und sah unverwandt nach dem Topf, der am Feuer stand. Ganz erstaunt sah er ein kleines grünes einöhriges Hündchen hereinschleichen, welches den Topf aufdeckte und das Fleisch in sein Körbchen legte. Er folgte ihm, um zu erfahren, wo es hinginge. Das Hündchen lief zum Thor hinaus und er folgte ihm immer zu, bis in die Hütte des guten Alten.

Hierauf kehrte er zurück und hinterbrachte dem Könige, daß seine Braten Mittags und Abends zu einem armen Bauern wanderten.

Der König war nicht wenig erstaunt darüber und befahl, den Bauern herbeizuholen. Der Hofmarschall ging selbst in Begleitung einiger Häscher, und sie fanden den Alten, wie er eben mit der Prinzessin von dem Braten der königlichen Tafel seine Mittagsmahlzeit hielt. Er ließ Beide gefangen nehmen und mit starken Stricken binden, desgleichen auch Fretillon.

Als man den König benachrichtigte, daß sie da seien, sagte er: „Morgen ist ohnedies der siebente und letzte Tag, den ich jenen beiden Schurken bewilligt habe; die Bratendiebe mögen mit ihnen zugleich sterben. Darauf begab er sich in das Gerichtszimmer.

Der Alte warf sich ihm zu Füßen und sagte, er wolle ihm die ganze Geschichte erzählen. Indem er erzählte, sah der König die schöne Prinzessin an und empfand Mitleid mit ihren Thränen. Als er nun aber von dem guten Alten hörte,

daß dies die wirkliche Prinzessin Rosette sei und daß man sie in's Meer geworfen habe, sprang er hoch in die Höhe, wie schwach er auch von seinem dreitägigen Fasten war, lief die Prinzessin zu umarmen, löste die Stricke, mit denen sie gebunden war, und sagte ihr, daß er sie von ganzem Herzen liebe.

Sogleich beeilte man sich, auch die Prinzen herbeizuholen, die nicht anders glaubten, als man führe sie zum Tode, und deshalb sehr traurig und mit gesenktem Haupt einherkamen; sodann brachte man auch die Amme und ihre Tochter. Alle erkannten sich auf den ersten Blick. Rosette fiel ihren Brüdern um den Hals, die Amme und ihre Tochter nebst dem Schiffer warfen sich auf die Knie und baten um Gnade. Die Freude war so groß, daß der König und die Prinzessin ihnen verziehen, der gute Alte aber wurde reichlich belohnt und blieb für immer in dem Palast.

Rosettens Brüdern gab der Pfauenkönig jede mögliche Genugthuung und bezeigte seinen Schmerz, sie so unwürdig behandelt zu haben. Die Amme gab der Prinzessin ihre schönen Kleider und ihren Scheffel voll Goldstücke zurück. Vierzehn Tage währten die Hochzeitsfestlichkeiten, und Alles war vergnügt, Fretillon nicht zu vergessen, der lauter Rebhühnerflügel zu essen bekam.

4.

Das kleine Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines Bauermädchen, so hübsch und niedlich als es je eins gegeben hat. Ihre Mutter war ganz vernarrt in sie und ihre Großmutter noch viel mehr. Diese gute Frau ließ ihr ein kleines rothes Käppchen machen, welches ihr so gut stand, daß man sie allgemein das kleine Rothkäppchen nannte.

Eines Tages hatte die Mutter Brotkuchen gebacken und sprach zu ihr: „Geh' und sieh' einmal, was die Großmutter macht. Man hat mir gesagt, sie sei krank. Nimm ihr einen Kuchen mit und dies kleine Töpfchen mit Butter."

Das kleine Rothkäppchen machte sich rasch auf den Weg zur Großmutter, die in einem andern Dorfe wohnte. Als sie unterwegs durch ein Gehölz kam, begegnete sie dem Meister Wolf, welcher nicht übel Lust hatte, sie aufzufressen, aber er traute sich doch nicht, weil einige Holzhauer gerade in der Nähe waren. Er fragte also nur, wo sie hinginge.

Das arme Kind, welches keine Ahnung hatte, wie gefährlich es sei, einem Wolfe Rede zu stehen, erwiderte ihm: „Ich gehe meine Großmutter besuchen und ihr ein Stückchen Kuchen und ein kleines Töpfchen mit Butter bringen, welches die Mutter ihr schickt."

„Wohnt sie weit von hier?" fragte der Wolf.

„O ja!" sagte das kleine Rothkäppchen, „das ist noch über die Mühle hinaus, die du dort unten, ganz unten siehst, gleich das erste Haus im Dorfe."

„Nun gut," sagte der Wolf, „ich will sie doch auch besuchen. Geh' du jenen Weg und ich will diesen Weg hier gehen. Wir wollen einmal sehen, wer eher da sein wird."

Nun fing der Wolf aus Leibeskräften an zu laufen und zwar den kürzesten Weg; das kleine Mädchen aber ging gerade den längsten und hielt sich außerdem noch auf, indem es bald Haselnüsse suchte, bald den Schmetterlingen nachlief und von den Blümchen, die es hie und da pflückte, Sträußchen band. Der Wolf brauchte nicht lange Zeit, so stand er an dem Hause der Großmutter. Er pochte an: Poch, poch.

„Wer ist da?" rief die Großmutter.

„Euer Töchterlein, das kleine Rothkäppchen," antwortete der Wolf mit verstellter Stimme. „Ich bringe euch einen Brotkuchen und ein Töpfchen mit Butter, die Mutter schickt es euch."

Die gute Großmutter, die im Bette lag, weil sie nicht ganz wohl war, rief hinaus: „Zieh' an der Klinke, so wird der Riegel aufgehen."

Der Wolf zog an der Klinke und die Thür ging auf. Er fiel über die gute Frau her und verschlang sie wie im Umsehen, denn er hatte seit länger als drei Tagen nichts gefressen. Darauf machte er die Thür wieder zu, legte sich in das Bett der Großmutter und wartete nun auf das kleine Rothkäppchen, welches nach einer Weile kam und an die Thür pochte: Poch, poch.

„Wer ist da?" fragte der Wolf.

Rothkäppchen, da es die grobe Stimme des Wolfes hörte, fürchtete sich anfangs, dann aber dachte es, die Großmutter möge wol heiser sein und antwortete: „Euer Töchterchen ist es, das kleine Rothkäppchen. Ich bringe euch einen Brotkuchen und ein Töpfchen mit Butter, die Mutter schickt es euch."

Da rief der Wolf, indem er die Rauheit seiner Stimme so viel als möglich mäßigte: „Zieh' nur an der Klinke, so wird der Riegel aufgehen."

Das kleine Rothkäppchen zog an der Klinke und die Thür öffnete sich. Als der Wolf sie kommen sah, kroch er unter die Bettdecke und sprach: „Setz' nur den Kuchen und das Töpfchen mit Butter da auf den Brotkasten und dann komm' und leg' dich ein wenig zu mir."

Das kleine Rothkäppchen zog sich aus und wollte sich in's Bett legen, aber wie erschrack es, da es seine Großmutter so in der Nähe sah.

„Ach, Großmutter," sagte es, was habt ihr für lange Arme?"

„Die hab' ich, um dich besser umarmen zu können, mein Töchterchen."

„Ach, Großmutter, was habt ihr für lange Beine?"

„Mein Kind, die hab' ich, um besser laufen zu können."

„Ach, Großmutter, was habt ihr für große Ohren?"

„Mein Kind, die hab' ich, um besser hören zu können."

„Ach Großmutter, was habt ihr für große Augen?"

„Mein Kind, die hab' ich, um desto besser sehen zu können."

„Ach, Großmutter, was habt ihr für große Zähne?"

„Die hab' ich, um dich aufzufressen!" und mit diesen Worten fiel der abscheuliche Wolf über das kleine Rothkäppchen her und fraß es auf.

5.

Roth, weiß und schwarz.

Der älteste Sohn eines mächtigen Königs ging einmal ganz allein im Winter auf einem Felde, welches mit Schnee bedeckt war. Er bemerkte einen Raben und schoß ihn. Der Vogel stürzte todt hernieder und bespritzte den weißen Schnee mit seinem Blut. Der Glanz seines schwarzen Gefieders, die blendende Weiße des Schnees und die Röthe des Bluts gaben ein Farbengemisch, dessen lebhafter Reiz den Prinzen entzückte. Er konnte die Vorstellung davon nicht wieder los werden, so schwebten ihm die Farben beständig vor Augen, bis in seinem Herzen endlich ein heftiges Verlangen erwachte, eine Frau zu besitzen, so roth wie Blut, so weiß wie Schnee und so schwarzhaarig wie das Gefieder des Raben.

Eines Tages, da er ganz in Gedanken daran versunken war, hörte er eine Stimme, die sagte zu ihm: „Mein Prinz, begebt euch in das Wunderland, so werdet ihr mitten in einem ungeheuren Walde einen Apfelbaum finden, mit schöneren und größeren Früchten, als ihr sie je gesehen habt; pflücket drei davon, bezähmt euch aber ja, sie eher als vor eurer Rückkehr zu öffnen; sie werden euch eine Schönheit darbieten, gerade wie ihr sie wünscht."

Das Wunderland war weit entfernt und schwer zugänglich, aber nichts konnte den Prinzen von der Reise dahin abhalten. Er machte sich augenblicklich auf den Weg, zog über Meer und Land und durchsuchte mit außerordentlicher Sorgfalt den ganzen Wald, bis er den Baum fand. Er brach drei schöne Aepfel und da er in dem ersten Gefühl seiner Freude der Neugier, die ihn quälte, nicht widerstehen konnte, so öffnete er einen davon.

Sogleich kam ein junges Mädchen heraus, so bezaubernd schön und so ganz nach seinem Wunsch, daß er von Bewunderung hingerissen war. Aber diese Schönheit, weit entfernt, ihm gewogen zu sein, betrachtete ihn mit zornigen Blicken und indem sie sich beklagte, daß er sie entführt habe, verschwand sie in dem nämlichen Augenblick.

Die Ungeduld, welcher er fast unterlag, mußte ihn natürlich in Verzweiflung bringen; doch da sein Gemüth für Trost leicht empfänglich war, so beruhigte er sich bald damit, die beiden anderen Aepfel würden ihm seinen Verlust ersetzen. Voll von dieser süßen Hoffnung, beschloß er, sie nicht eher zu öffnen, als bis er in seinem Vaterlande angekommen sei. Allein die traurigsten Erfahrungen sind oft nicht im Stande, vor einer Schwachheit zu bewahren. Die Ungeduld des Prinzen war noch stärker als seine Vernunft, und er konnte auch das zweite Mal dem Verlangen nicht widerstehen, einen dieser Aepfel zu öffnen.

Er befand sich gerade auf dem Meere, und da man selten einige Zerstreuung auf diesem traurigen Element genießt, so hätten wol sehr wenig Leute in einem ähnlichen Falle anders gehandelt. Er bildete sich ein, wenn er das ganze Schiff,

auf dem er fuhr, bedecken ließe, so könnte die Schöne nicht entwischen. Er öffnete also den zweiten Apfel, und wie das erste Mal kam ein Mädchen von unvergleichlicher Schönheit heraus, sie bezeigte ihm aber ganz eben so ihr Mißvergnügen, und aller Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, welche der Prinz genommen hatte, verschwand sie in gleicher Weise, wie die erste verschwunden war. Diese beiden Erfahrungen waren indeß kaum hinreichend, den Prinzen klug zu machen.

Endlich langte er in seiner Heimath an und als er den letzten Apfel, der ihm geblieben war, aufmachte, kam ein junges Mädchen heraus, eben so schön, aber sanfter, als die beiden früheren. Er vermählte sich alsbald mit ihr und lebte in der glücklichsten Ehe von der Welt.

Einige Zeit nach der Hochzeit mußte er in den Krieg ziehen und seine schöne Rothweißschwarz verlassen. Die Königin Mutter, in deren Gewalt sich jetzt die junge Königin befand, hatte diese Heirath nie gebilligt. Sie ließ nun ihre Schwiegertochter auf eine grausame Art umbringen, warf den Leichnam in den Schloßgraben, und um ihrer Bosheit die Krone aufzusetzen, schob sie an die Stelle der unglücklichen Königin eine Person unter, welche ihr völlig ergeben war.

Als der Prinz heimkehrte, war er sehr erstaunt, eine Frau zu finden, die von der, welche er verlassen hatte, so verschieden war. Aber die Königin, seine Mutter, versicherte ihm ganz bestimmt, die Person, welche sie ihm vorstellte, sei seine Gemahlin. Sie leugnete alle die augenscheinlichen Verschiedenheiten nicht, schrieb aber diese Verwandlung den Folgen der Zauberei zu.

In der That gab die Art, auf welche der Prinz seine Gemahlin gefunden hatte, dieser Rede einige Wahrscheinlichkeit; genug, sei es nun aus Sanftmuth oder aus Mangel an Mißtrauen, der Prinz glaubte, was man ihm sagte. Aber nichts war fähig, ihn von seiner ersten Neigung zu heilen. Tag und Nacht träumte er von der Vergangenheit, und er verweilte oft ganze Stunden, an ein Fenster seines Palastes gelehnt.

Eines Tages, da er wieder in dieser traurigen Beschäftigung zubrachte, erblickte er in dem Schloßgraben einen Fisch, dessen glänzende Schuppen roth, weiß und schwarz waren. Dieser Anblick ergriff ihn so sehr, daß er kein Auge mehr von dem Fisch verwendete.

Die alte Königin, die eine so besondere Aufmerksamkeit für eine Folge seiner ersten Neigung hielt, beschloß, jeden Gegenstand, der ihn daran erinnere, zu zerstören. Sie befahl daher heimlich der falschen Prinzessin, das heftigste Verlangen zu bezeigen, den Fisch, an welchem ihr Gemahl so außerordentlich hing, zu verzehren. Es war ihm unmöglich eine Bitte zu verweigern, die in den Augen aller Welt so geringfügig erscheinen mußte. Man fing den Fisch, man trug ihn der vermeinten Königin auf und der Prinz fiel wieder in seinen früheren Trübsinn zurück.

Ein andermal ward er durch den Anblick eines Baumes getröstet, der roth, weiß und schwarz war. Dieser Baum war von einer unbekannten Art; Niemand hatte ihn gepflanzt, noch gesäet: er war plötzlich auf der Stelle emporgewachsen, wo man die Fischschuppen hingeworfen hatte.

Der schöne Baum verursachte dem Prinzen das nämliche Vergnügen und folglich der Königin den nämlichen Verdruß; sogleich beschloß sie sein Verderben, ungeachtet der Einwendungen des betrübten Prinzen. Man riß den Baum heraus und verbrannte ihn; aber aus der Asche des Bäumes stieg augenblicklich ein prächtiges Schloß empor, aus rothen Rubinen, weißen Perlen und schwarzem Schmelz. Die drei Farben, welche der Prinz so sehr geliebt hatte, machten hier eine bezaubernde Wirkung. Lange Zeit bemühte er sich vergebens, in dieses schöne Schloß zu gelangen, die Thüren blieben verschlossen und er begnügte sich, sie unaufhörlich zu betrachten, und verweilte mehrere Tage in dieser Beschäftigung, die ihm den Gegenstand seiner Wünsche zurückrief.

Seine Ausdauer wurde endlich belohnt; die Thüren öffneten sich, er trat in den Palast, und nachdem er eine Menge Gemächer, die auf das Kostbarste geschmückt waren, durchschritten hatte, fand er in einem Kabinet seine erste Gemahlin, die er so zärtlich geliebt hatte und deren Andenken ihm so theuer war. Sie machte ihm Vorwürfe, daß sie durch seine zu große Nachgiebigkeit so viel gelitten habe; zugleich aber bewies sie ihm die lebhafte Freude, welche sie empfand, da sie sah, daß er die Verzeihung, welche sie ihm so gern bewilligte, so sehr verdiene.

Das Glück der beiden Wiedervermählten wurde nun durch nichts mehr gestört und sie lebten mit einander und ihrem Schicksal vollkommen zufrieden.

6.

Ricdin-Ricdon.

In einem der schönsten Königreiche Europas, dessen Namen jedoch die Geschichtsschreiber nicht angeben, regierte einst ein Fürst, welcher durch seine Gerechtigkeit und Liebe für seine Unterthanen sich den ruhmreichen Beinamen König Wackermann erworben hatte. Dieser König besaß eine gleichfalls sehr tugendreiche Gemahlin, und da diese Fürstin, von Natur lebendig und thätig, sich unaufhörlich mit irgend einer nützlichen Arbeit beschäftigte, so war ihr von dem Volke der Beiname Königin Arbeitsam gegeben worden.

Dieses Königspaar hatte nur einen einzigen Sohn, der sich im Grunde eben so sehr zur Tugend hinneigte als seine Eltern; da aber dieser junge Prinz, welcher die Lebendigkeit seiner Mutter besaß, noch keine bestimmte Beschäftigung hatte, so suchte er dieselbe in Zerstreuungen und bezeigte so viel Lust an Bällen, Schauspielen, Ringelrennen und Jagden, war mit einem Worte so vergnügungssüchtig, daß man ihm den Beinamen Freudlieb zu geben pflegte.

Der König und die Königin, welche sahen, daß die Vergnügungen des Prinzen unschuldiger Art waren, widersetzten sich denselben nicht, indem sie glaubten, daß der große Hang, welchen er zu denselben zeigte, im Verlaufe der Zeit

wol nachlassen werde. Uebrigens war dieser Prinz sehr wohlgebildet und bewies in allen seinen Handlungen eben so viel Scharfsinn als feurigen Geist. Was aber alle Welt überraschte, war, daß ein so junger Prinz sich ganz und gar nicht geneigt zeigte, eine Gemahlin zu wählen, sondern Festlichkeiten und Jagden ihm durch ihre steten Wechsel und Veränderungen allein Vergnügen zu gewähren schienen.

Zuweilen wenn er einen Hirsch verfolgte, verirrte er sich von seiner Begleitung und wurde, eh' er irgend einige von seinen Leuten wiederfinden konnte, so sehr vom Hunger geplagt, daß er bei dem ersten besten Landedelmann oder Bauer, den er auf seinem Wege antraf, einkehrte. Da er sich gewöhnlich nicht zu erkennen gab, so stießen ihm oft seltsame Abenteuer zu, an denen er sich ungemein erfreute und die er dann dem Könige seinem Vater und dem Hofe mit vielem Ergötzen wieder erzählte.

Als er sich eines Tages von seinen Leuten wieder auf ähnliche Weise verloren hatte und ein öde scheinendes Dörfchen durchritt, sah er aus einem einfachen Gärtchen ein junges Mädchen von blendender Schönheit treten. Sie wurde von einer alten sehr häßlichen Frau gewaltsamer Weise nach einem Bauerhause geschleppt, welches auf der andern Seite der Heerstraße, dem Garten gegenüber lag.

Dieses junge Mädchen hatte zur Seite einen Rocken voll Flachs hangen und trug in dem Schooß ihres Kleides einen Haufen Blumen, welche sie so eben in dem Garten gepflückt hatte. Die alte Frau riß sie ihr fort, warf sie mitten auf den Weg, versetzte dem schönen Mädchen einige derbe Stöße, und indem sie sie wieder an dem Arm packte, sagte sie zu ihr mit wüthender Stimme und Geberde: „Hurtig, hurtig, du Unglückskind. Komm' nur rasch wieder in das Haus zurück, dann sollst du es fühlen, was es heißt, mir ungehorsam sein."

Der Prinz, welcher sogleich sein Roß angehalten hatte, um diesen Auftritt mit anzusehen, näherte sich der alten Frau, als sie eben im Begriff war, in ihr Haus zu treten und sagte zu ihr mit sanfter Stimme: „Warum, gute Frau, mißhandelst du dieses junge Mädchen so sehr; wodurch hat sie denn deinen Zorn in so hohem Grade erregt?"

Die Bäuerin, welche von Natur sehr hitzig war und es nicht gerne sah, wenn man sich in ihre Angelegenheiten mischte, wollte dem Prinzen schon eine unverschämte Antwort geben; da sie aber die Augen auf seine schönen Kleider warf und wegen ihres außerordentlichen Reichthums dafür hielt, daß der, welcher sie trug, irgend ein vornehmer Herr sein müsse, bezähmte sie ihre Hitze und antwortete ihm bloß mit scharfem Tone: „Gnädiger Herr, ich schelte meine Tochter aus, weil sie immer gerade das Gegentheil von dem thut, was ich ihr heiße. Ich sage ihr zum Beispiel in einem fort, daß sie nicht spinnen soll und doch spinnt sie immerzu, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und noch obendrein mit einer Emsigkeit, die ihres gleichen sucht und all' die Vorwürfe, die ihr mit angehört, mache ich ihr nur, weil sie zu viel spinnt."

„Wie," sagte der Prinz, „ist das ein Grund, dieses arme Mädchen so auszuschelten? Meiner Treu', liebe Frau, wenn ihr die Mädchen hasset, die gerne

spinnen, so braucht ihr diese hier nur der Königin, meiner Mutter, zu geben, die selbst an dieser Unterhaltung großen Gefallen findet und allen Spinnerinnen sehr zugethan ist, dann ist das Glück eurer Tochter bei ihr gemacht."

„Ach, gnädiger Herr," erwiderte die alte Frau, „wenn diese Zierpuppe mit ihrer hübschen Fratze euch gut genug für unsere gnädige Königin scheint, so könnt ihr, wenn es euch gefällt, sie sogleich mit euch nehmen, denn schon lange ist sie mir zur Last und schon lange war es mein Wunsch, sie los zu werden."

Kaum hatte sie dies gesagt, so nahte sich ein Theil des prinzlichen Gefolges und der Prinz befahl einem seiner Diener, das schöne Mädchen hinter sich auf's Pferd zu nehmen. Diese hatte noch das Gesicht ganz mit den Thränen benetzt, die sie wegen der Drohungen der alten Frau vergossen, sie schien aber nur um desto reizender.

Der Prinz suchte sie zu trösten, indem er ihr versicherte, daß bei dem Fleiß, den sie besäße, sie sich unfehlbar die Gunst der Königin in hohem Grade erwerben würde. Das arme Mädchen war jedoch so verwirrt, als sie sich von so vielen Männern umgeben sah, daß sie kaum die Hälfte von dem hörte, was man zu ihr sagte. Ihre Mutter sah sie fortziehen, ohne die geringste Theilnahme für ihr Geschick an den Tag zu legen; die Bewohner des Dörfchens aber hatten nicht Augen genug, um das Mädchen, umgeben von all' diesen mit Gold bedeckten Herren, fortziehen zu sehen. Sie hörten von einigen Bedienten des Prinzen, daß sie zur Königin gebracht würde, was bei den jungen Bäuerinnen des Dorfes freilich einen gewaltigen Neid erweckte.

Unterwegs erfuhr der Prinz, daß der Name des schönen Mädchens Rosanie war und sobald er im königlichen Palaste anlangte, stellte er sie der Königin, seiner Mutter, als die geschickteste und fleißigste Spinnerin des ganzen Landes vor.

Die Königin empfing sie freundlich, betrachtete sie aufmerksam und lobte sogar die bescheidenen und rührenden Reize, welche das Mädchen besaß, was vielen Hofdamen, welche sich auf ihre vollkommene Schönheit viel einbildeten, zu nicht geringer Kränkung gereichte. Die Königin wies Rosanien ein Zimmer an, welches an eine Reihe anderer Gemächer stieß, die mit den berühmtesten Spinnstoffen der ganzen Welt angefüllt waren.

Dort befand sich syrischer Hanf, Flachs von der Insel Ithaka, bretagnischer Hanf, Flachs aus der Picardie, aus Flandern und selbst jener berühmte unverbrennbare Flachs, aus welchem man ein so wunderbares Gespinnst bereitet, daß das glühendste Feuer es nicht beschädigen kann. Man sagte zu Rosanie, in der Meinung, ihr etwas sehr Willkommenes mitzutheilen, daß sie unter allen diesen Arten nur diejenige zu wählen brauche, mit welcher sie anfangen wolle. Dies könne ihr freilich sehr gleichgültig sein, denn da sie noch so jung und geschickter als alle übrigen sei, so sei die Königin, die sie recht lange bei sich behalten und ihr viel Gutes erweisen wolle, gesonnen, Alles von ihr spinnen zu lassen.

Als das arme Mädchen sich allein befand, gab sie sich der größten Verzweiflung hin, denn sie hegte eine unüberwindliche Abneigung gegen das Spinnen

und hielt selbst nur wenige Stunden dieser Arbeit für die schrecklichste Qual. Zwar wenn sie ein Herz gefaßt hatte, sich mit dieser Arbeit einige Zeit zu beschäftigen, verrichtete sie dieselbe mit unsäglicher Geschicklichkeit und ihr Faden war von unvergleichlicher Feinheit und Gleichheit. Jedoch spann sie mit einer so übermäßigen Langsamkeit, daß, wenn sie es auch über sich hätte gewinnen können, von Morgen bis Abend ununterbrochen dabei zu bleiben, sie doch nur täglich kaum einen halben Rocken voll hätte spinnen können.

Unter solchen Umständen wird man sich leicht die Angst vorstellen können, die sie über die Meinung empfand, welche man der Königin hinsichtlich ihrer beigebracht hatte. Sie sah keine Möglichkeit, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, in welche die Bosheit ihrer Mutter sie gestürzt; gleichwol empfand sie die höchste Freude darüber, sich aus den Händen derselben errettet zu sehen, da sie immer nur die härteste Behandlung von ihr erduldet hatte.

Das Wohlwollen und die Freundlichkeit, welche die Königin ihr bewiesen, erfüllten sie mit dem höchsten Entzücken. Der Hof, obwol sie eben erst an demselben angelangt war und ihn nur ganz flüchtig kennen gelernt hatte, schien ihr bereits ein sehr angenehmer Aufenthalt zu sein. Alles, was sich dort ihren Augen darbot, hatte sie mit freudigem Erstaunen erfüllt. Sie sah indeß wohl ein, daß sie sich an demselben nur unter dem Ruf einer geschickten Spinnerin erhalten könne; und daß ihr dies nimmer gelingen würde, wußte sie leider nur allzu gut.

Unter solchen quälenden Gedanken brachte sie die ganze Nacht zu, ohne auch nur einen Augenblick zu schlafen. Der Prinz indessen schlief eben so wenig. Die rührenden Reize und die natürliche Anmuth Rosaniens hatten seine Augen so geblendet und einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, daß er, voll von dem Gedanken an dieses anmuthige Mädchen, die ganze Nacht hindurch kein Auge zumachte.

Sobald es Tag geworden, ließ die Königin Rosanien sagen, daß sie mit ihr sprechen wolle. Es war an diesem Morgen bei der Königin große Cour; als daher Rosanie vor ihr erschien, wurde sie von einer Menge Damen sehr sorgfältig von Kopf bis auf die Zehen gemustert. Auch der König, der sie bisher noch nicht gesehen, betrachtete die junge Schöne sehr genau und ertheilte ihr mannigfaches Lob. Der Prinz jedoch, der sich gleichfalls dort befand und eine noch viel höhere Meinung von ihr hatte, als der König, sein Vater, äußerte seine Meinung nicht so laut.

Rosanie, ungeachtet ihres violetten Mieders und des bäuerischen Kopfputzes, entzückte gleichwol die Blicke aller derer, welche sie ansahen. Sie besaß einen seltnen, wohlgebildeten Wuchs und eine so anmuthige Ungezwungenheit des Benehmens, daß trotz der geringen Erziehung, die sie gehabt hatte, sie nichts von den linkischen Manieren der Dorfbewohner an sich trug. Ihre Haare, von dem schönsten Dunkelblond, zierten eine alabasterne Stirn, unter welcher große blaue Augen von eben so viel Sanftmuth als Lebhaftigkeit glänzten. Ihre Nase war von untadelhaftem Ebenmaaß, der Mund klein, anmuthig gebildet und

mit einem Worte vollkommen schön, die Zähne bewundernswürdig, die Farbe des Gesichts von einer blendenden Weiße und gehoben durch ein leichtes Roth; außer der Regelmäßigkeit aller ihrer Züge und den lebhaften Farben ihres Gesichts sah man noch, sowol in diesem wie in ihrer ganzen übrigen Gestalt, jene liebreizende Anmuth und jenes unnennbare Etwas, welches die Seele der Schönheit ausmacht.

Obgleich sie die ganze Nacht hindurch in Sorgen zugebracht hatte, schien sie gleichwol nicht niedergeschlagen. Die Verwirrung, welche sie darüber empfand, sich den Blicken eines zahlreichen Hofes ausgesetzt zu sehen, verlieh ihr eine Röthe, welche jeden ihrer Reize nur noch lebhafter hervorhob. Alle Damen, welche auf Schönheit Anspruch machten, wurden von tiefem Verdruß ergriffen und bemühten sich, an ihrem Gesicht und ihrem Wuchse Mängel jeder Art zu entdecken; die jungen Gecken entwarfen hinsichtlich ihrer, tausender lächerliche Pläne; mit einem Wort, sie erweckte in den mannigfachsten Beziehungen die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes.

Als der König sich entfernte, sagte er zu der Königin, er rathe ihr, der schönen Spinnerin andere Kleider zu geben, weil die ihrigen zu auffällig und zu verschieden von denen der übrigen Damen seines Hofstaates erschienen. Die Königin erwiderte, sie habe selbst schon daran gedacht, und in der That brachte man ihr einige Stunden nachher sehr schöne Kleider und gleichen Kopfputz, welche vollkommen nach dem Geschmack der damals an dem Hofe des Königs Wackermann herrschenden Mode waren.

Die Frauen der Königin kleideten sie mit großer Sorgfalt an und zeigten ihr auf das Genaueste, wie sie von nun an all' diesen Putz sich selbst auf die passende Art anlegen könne. Es stand ihr Alles wunderschön und in dieser neuen Tracht begab sie sich in einen Tempel, woselbst sie wiederum mit dem Prinzen zusammentraf.

Er fand sie schöner als je und ertheilte ihr Lobsprüche ohne Grenzen. Auch alle diejenigen vom Hofe, welche sie bisher noch nicht bei der Königin gesehen, betrachteten sie mit der größten Neugier und da sehr viele Leute ihren Namen nicht behalten und der König sie die schöne Spinnerin genannt hatte, so verblieb ihr diese schmeichelhafte Benennung. Sie wurde in einem so hohen Grade der Gegenstand der Aufmerksamkeit, daß in weniger als vierundzwanzig Stunden bei Hofe und in der Stadt keine Unterhaltung Statt fand, in welcher der schönen Spinnerin nicht auf irgend eine Weise erwähnt worden wäre.

Während aber hunderte von jungen Schönen, verdrießlich darüber, unaufhörlich von ihr reden zu hören, sie um ihr Glück und ihren Ruf beneideten, verbrachte das Mädchen, welche so viel Eifersucht erweckte, gar traurige Augenblicke. Im Lauf des ersten Tages, den sie im Palast verlebte, sagte sie freilich, um sich von der ihr so unerträglichen Beschäftigung des Spinnens zu befreien, sie habe Krampf in den Fingern, und während dieses Tages verscheuchte das Vergnügen, sich so reich geschmückt zu sehen und das tausendfache Lob ihrer Schönheit zu hören, die Unruhe über die ihr bestimmte lästige Arbeit. Auch hatten die

Frauen der Königin, welche größtentheils nicht mehr jung waren und keinen Anspruch auf Schönheit mehr machten, sogleich für Rosanie viel Zuneigung gefaßt, welche diese durch eine ganz besondere Nachgiebigkeit und Gefälligkeit erwiderte.

Sie wurde daher von ihnen in dem ganzen Palaste und sogar in vielen Theilen der Stadt umhergeführt, worüber Rosanie, deren Augen nicht an so prächtige Gegenstände gewöhnt waren, das höchste Vergnügen empfand. Als sie aber des Abends wieder in die unseligen mit Spinnstoffen so reich ausgestatteten Zimmer zurückgekehrt war, versenkte dieser verhaßte Anblick sie von Neuem in Verzweiflung. Gleichwol faßte sie sich einigermaßen wieder und schlief viel besser als in der vorhergehenden Nacht.

Sobald sie am folgenden Tage aufgestanden war, wollte sie sich mit den schönsten Gewändern schmücken, welche die Königin ihr gegeben hatte; weil sie jedoch auf die Worte und Belehrungen der Kammerfrauen wenig geachtet hatte, war sie nicht im Stande, sich auf eine nur irgend erträgliche Weise anzukleiden, obgleich sie sich mehr als zwanzigmal aus- und wieder anzog. Endlich nach so viel unnützer Mühe saß ihr doch Alles ganz verkehrt, Kopfputz wie Kleider.

Verdrießlich über diesen schlechten Erfolg, griff sie nach dem Spinnrade, wickelte ihren Rocken und fing an zu spinnen; da aber ihre Hand noch immer so langsam wie früher war, gelang es ihr trotz aller Anstrengungen nicht, von zehn Uhr des Morgens, zu welcher Zeit sie ihren Putz beendet hatte, bis nach halb ein Uhr des Mittags, wo man ihr meldete, daß die Königin ihre Arbeit zu sehen wünsche, mehr als ein Viertel der Spindel voll zu spinnen.

Als Rosanie diesen Befehl vernahm, hörte sie kaum auf zu weinen, endlich aber bemühte sie sich doch, von Neuem irgend eine annehmbare Entschuldigung zu finden, die sie noch einmal aus der Verlegenheit ziehen könnte. Sie stellte sich der Königin mit niedergeschlagener Miene vor und sagte zu ihr, daß sie ganz in Verzweiflung darüber sei, daß eine heftige Erkältung, welche ihr den Arm ganz steif mache, sie verhindere, ihren Eifer durch ihre Arbeit an den Tag zu legen. Sie habe sich, fügte sie hinzu, auf jede mögliche Weise angestrengt, um ihrem Uebel Trotz zu bieten; wiewol sie aber den Rocken und die Spindel mehr als zwanzigmal vergeblich wieder in die Hände genommen, habe sie doch nur dieses wenige Gespinnst, welches sie der Königin zeigte, zu Stande bringen können.

Die arbeitsame Königin fand die Arbeit bewundernswürdig schön und wurde dadurch in der günstigen Meinung, welche sie von der Geschicklichkeit Rosaniens hegte, um so mehr bestärkt, und da die Fürstin von sehr gütigem Charakter war, so äußerte sie ihr Bedauern, sagte ihr, sie wolle nicht, daß Rosanie sich Gewalt anthue und versprach, ihren Leibarzt kommen zu lassen. Rosanie, welche sich fürchtete, ihre List könne entdeckt werden, erwiderte der Königin, daß ihr Uebel keines Heilmittels bedürfe und sicherlich in Kurzem gehoben sein würde, da sie immer, wenn es sie befiele, nur der Ruhe bedürfe, um es los zu werden.

Die Königin begnügte sich mit dieser Antwort, aber sobald Rosanie sie verlassen hatte, sagten die Arbeiterinnen der Königin, welche voll Neid über die große Auszeichnung waren, welche man plötzlich diesem hergelaufenen

Mädchen erwies, ganz laut, daß die Krämpfe und Erkältungen sicherlich nur vorgegeben seien und daß es im Gegentheil den Anschein habe, als sei diese Schöne, die für so geschickt und fleißig gelte, nur ein ungeschicktes und arbeitscheues Ding.

Die arme Rosanie, welche alle diese Reden vernahm, war darüber im höchsten Grade betrübt. Dazu, um das Maaß ihres Unglücks voll zu machen, brachen die Kammerfrauen und andere Damen des Hofes, da sie sahen, wie ungeschickt und geschmacklos Rosanie die Kleider und den Kopfputz angelegt hatte, in ein lautes Gelächter aus und belustigten sich mit tausendfachen Spottreden über ihr violettes Mieder und den Bauernrock, welchen man, wie sie behaupteten, Rosanie mit großem Unrecht hätte ablegen lassen, da jene Bauerntracht ihr weit besser zusage, als der Putz einer vornehmen Dame.

Rosanie konnte so viele Kränkungen nicht ertragen, verließ den Palast, begab sich in den Garten und indem sie immer weiter und weiter ging, befand sie sich nach einiger Zeit in einem sehr dichten Gehölz an dem Ende des Parks. Sie fühlte sich so ermüdet, daß sie sich an dem Ufer eines muntern Baches niederließ, welcher jenes Gehölz durchschlängelte. Dort fing sie an, voll Kummer über ihr unglückliches Geschick, nachzudenken, was ihr unter den gegenwärtigen Umständen zu thun übrig bleibe. Manchmal war sie entschlossen, zu ihrer Mutter zurückzukehren, so hart und grausam diese auch war; wenn sie aber an die schreckliche Behandlung dachte, welche sie seit dem Tode ihres Vaters von ihr erduldet hatte, so zürnte sie gegen sich selbst, daß sie nur einen Gedanken an eine solche Rückkehr fassen könnte. Außerdem empfand sie, jung und ohne Erfahrung wie sie war, vor dem Aufenthalt und der Lebensweise auf dem Lande eine Abneigung, welche die Hofluft keineswegs vermindert hatte; obgleich sie dieselbe erst seit so kurzer Zeit einathmete.

Andererseits sah sie freilich ein, daß sie sich den Unwillen der Königin zuziehen, mit Schande und Spott aus dem Palaste weggejagt und vielleicht bestraft werden würde, wenn die Königin in Erfahrung brächte, daß sie von Rosanien hintergangen sei. Es war ihr nur zu klar, daß die Wahrheit bald an den Tag kommen müsse, und dennoch wußte sie keine Ausflucht mehr zu erdenken, da, wie sie überzeugt war, Krämpfe und Erkältungen nicht mehr Stich halten konnten. So sah sie den Augenblick kommen, wo sie das Gespött und Gelächter aller derjenigen sein würde, von denen sie bisher so beneidet worden war.

Unter diesen quälenden Betrachtungen gab sie sich ihrer Verzweiflung gänzlich hin, und sagte endlich zu sich selbst, daß für sie kein anderes Rettungsmittel weiter vorhanden sei, als sich das Leben zu nehmen. Voll von diesem Gedanken, vergaß sie ihre Müdigkeit und stand auf, um sich nach einem sehr hohen Gartenhause zu begeben, welches sich an dem andern Ende des Gehölzes befand und ihr von den Frauen der Königin am Tage vorher auf einem Spaziergange gezeigt worden war. Sie wollte bis auf die oberste Spitze desselben steigen und sich dann hinunterstürzen. Allein die natürliche Liebe zum Leben, der Gedanke an ihre zarte Jugend und besonders das geheime Wohlgefallen, welches sie an ihrer eigenen

Schönheit empfand, preßten ihr zahlreiche Thränen aus, so oft sie an ihren Tod dachte, und machten, daß sie sich nur sehr langsamen Schrittes nach dem unseligen Orte begab, an welchem sie sich des Lebens berauben wollte.

Als sie nun den Weg, welcher nach dem Gartenhause führte, entlang ging, sah sie plötzlich einen großen braunen, wohlgekleideten Mann vor sich. Er hatte ein ziemlich finsteres Aussehen, nahm aber eine freundliche, lächelnde Miene an, als er zu ihr sagte: „Wo gehst du hin, mein schönes Kind? Ich glaube, du weinst. Sag' mir doch, was ist die Ursache deines Kummers? Sie müßte sehr seltsamer Art sein, wenn ich dir nicht Hülfe leisten könnte."

„Ach!" erwiderte Rosanie, „für den Kummer, der mich niederdrückt, giebt es kein Mittel. Es ist also unnütz, daß ich euch die Ursache desselben mittheile."

„Vielleicht," erwiderte der Unbekannte, „ist dennoch die Hülfe nicht so unmöglich, wie du glaubst, und jedenfalls erleichtert man das Herz, wenn man seine Leiden mittheilt. Theile mir also auch die deinigen mit. Denn du kannst sie Niemanden anvertrauen, der einen herzlicheren Antheil daran nähme, als ich."

„Da ihr mich so dringend darum ersucht," erwiderte Rosanie, „so will ich euch denn von der traurigen Lage in Kenntniß setzen, in welcher ich mich befinde."

„Ich habe das Unglück, von sehr niedrigem Herkommen zu sein. Mein Vater war ein ehrlicher Bauer voll Redlichkeit und von natürlichem Verstande, der sich unter den Bewohnern seines Dörfchens und unter denen der umliegenden Ortschaften ein so großes Zutrauen erworben hatte, daß sie ihn bei allen ihren Streitigkeiten zum Schiedsrichter wählten, und da er sehr verschwiegen war und nie mehr redete, als Noth that, so hatten sie ihm den Beinamen der Schweigsame gegeben."

„Mein Vater, der mich auf das Zärtlichste liebte, hatte früher Kriegsdienste gethan und das ganze Vertrauen seiner Vorgesetzten besessen; daher kam es auch, daß er in seiner Sprache und seinem Benehmen nicht jene abstoßende Rohheit zeigte, die man bei denen, die ihr Dorf niemals verlassen, anzutreffen pflegt. Seit meiner frühesten Kindheit bemühte er sich unaufhörlich, mir gute Lehren beizubringen, und wenn ich die Tugend liebe und nicht ganz dumm bin, so verdanke ich ihm dies allein. Denn was meine Mutter betrifft, so ist sie eine sehr rohe Frau, die sich außerdem niemals die Mühe genommen hat, mich über irgend Etwas zu belehren, was es auch immer sei. Sie hat im Gegentheil für mich nur Härte und Abneigung an den Tag gelegt, da sie ihre ganze Zärtlichkeit meinem Bruder zuwandte."

„Ungeachtet des Lebens auf dem Lande und der geringen Ausbildung meines Geistes besaß ich doch Gefühle und Neigungen weit über mein niedriges Herkommen, welches mich oft in große Traurigkeit versetzte. Ich war kaum vierzehn Jahr alt, so wurden meinem Vater mehrere sehr vortheilhafte Heirathsanträge für mich gemacht, wie sie ein Mädchen meines Standes nur irgend wünschen konnte; aber ich weinte so bitterlich, als ich davon hörte und stellte meinem Vater so beweglich vor, daß ich den Tod einer solchen Verbindung vorziehen würde: daß seine Liebe für mich ihn von jedem Zwange zurückhielt."

„Meine Mutter wurde freilich sehr böse darüber und sagte unaufhörlich, er verderbe mich nur durch seine blinde Nachgiebigkeit; aber alle ihre Reden konnten ihn doch zu keiner Härte gegen mich bewegen, sondern er warf ihr im Gegentheil vor, sie liebe mich nicht und nur ihr Sohn besitze ihre ganze Zärtlichkeit."

„Ach! es dauerte nicht lange, so mußte ich die traurige Wahrheit dieser Worte erfahren! Mein Vater unternahm eine Reise, von der er bald wieder zurückkehren wollte; aber gewiß ist er unterwegs umgekommen, denn der Tag, auf welchem er seine Rückkehr versprach, ist schon lange vorüber."

„Sobald meine Mutter sah, daß sie mich jetzt vollkommen in ihrer Gewalt habe, so erwies sie mir jede nur mögliche harte und grausame Behandlung. Als sie mich endlich vor zwei Tagen heftig ausschmälte, daß ich nicht genug gesponnen hätte, und sie mich eben unter bösen Drohungen nach unserm Hause schleppte: ritt gerade der Sohn des Königs vorüber und fragte, aus welchem Grunde sie mich so übel behandle."

„Sie antwortete ihm spottend, es geschähe, weil ich gar zu viel spänne; was aber der Prinz für Ernst nahm, und da unsere Königin an allen weiblichen Arbeiten großen Gefallen findet, und namentlich an schönem Gespinnst, so verlangte mich der Prinz sogleich für seine Mutter, und die meinige, welche froh war, mich los zu werden, übergab mich ohne Verzug den Händen seiner Leute."

„Man stellte mich der Königin als die beste und fleißigste Spinnerin im ganzen Lande vor, obwol gewiß Niemand diese Eigenschaften in einem geringeren Grade besitzt, als ich. Die Königin indeß, getäuscht durch die Meinung, welche man ihr von mir beibrachte, hat mir eine so furchtbare Menge von Arbeit aufgegeben, daß schon der Anblick derselben mich mit Grauen erfüllt. Ich glaube, sie hat allen Flachs und Hanf, den es nur irgend in der Welt giebt, zusammen gesammelt, um mich unter der Last desselben zu erdrücken."

„Bei dem schrecklichen Haß, welchen ich gegen das Spinnen hege, und bei der Langsamkeit, mit welcher ich spinne, weiß ich nicht, wie ich eine so langweilige und erdrückende Arbeit anfangen oder beendigen soll. Ich kenne jedoch kein anderes Mittel, um mich am Hofe, wo ich doch so gern leben möchte, zu erhalten, als für die Königin zu spinnen. Ach! als ich in dem Palast eintraf und so viel Lobeserhebungen meiner Schönheit hörte, rief ich mir die schmeichlerischen Vorstellungen zurück, mit denen ich mich seit meiner Kindheit getragen hatte; daß nämlich irgend ein vornehmer Herr vom Hofe mich einst um meiner Schönheit willen zu seiner Gattin erwählen könnte. Aber ach! was bleibt mir von diesen eitlen Gedanken! muß ich nicht verzweifeln, wenn ich wahrnehme, wie sehr ich durch meine Ungeschicklichkeit mich anzukleiden meine natürlichen Reize entstelle, wie nahe ich daran bin, von der Königin, wenn sie gewahr wird, wie langsam ich spinne, mit Schimpf und Schande fortgejagt zu werden und den neidischen Hofdamen, die mich mit Aerger und Verdruß ansehen, zum Spott und Gelächter zu dienen?"

„Ihr seht nun wol ein, mein gütiger, obwol mir unbekannter Herr," fuhr Rosanie fort, „daß es für meine unglückliche Lage keine Hülfe mehr giebt."

„Nur ein unseliges Mittel weiß ich,“ fügte sie seufzend hinzu, „dem mir drohenden Geschick zu entgehen, und das will ich benutzen.“

„Aber wenn nun,“ erwiderte der Unbekannte, „man dir statt jenes unseligen Mittels ein eben so leichtes als angenehmes darböte, welches aller deiner Noth ein Ende machte: würdest du nicht deinem Wohlthäter erkenntlich sein und eine kleine Verpflichtung gegen ihn eingehen?“

„Von Herzen gern,“ rief Rosanie, „Alles, was in meinen Kräften steht, Pflicht und Ehre ausgenommen, würde ich meiner Dankbarkeit mit Freuden opfern.“

„Schon um dieser Gesinnung willen verdienst du meine Hülfe,“ versetzte der Unbekannte. „Vorher aber laß uns unsere gegenseitigen Verpflichtungen genau feststellen.“

„Nimm einmal,“ fuhr er fort, „dieses Stäbchen, welches ich hier in meiner Hand halte, und betrachte es.“

Rosanie nahm es und betrachtete es aufmerksam. Es war ein kleines niedliches Stäbchen von hellem, bräunlichem Holz, mit einem Stein geziert, der alle Farben spielte.

Nachdem sie es von allen Seiten gedreht und in Augenschein genommen hatte, gab sie es dem Unbekannten wieder zurück, welcher fortfuhr: „Dieses kleine Stäbchen, welches du hier siehst, besitzt wunderbare Eigenschaften. Allen Hanf und Flachs, den du damit berührst, wird es täglich, so viel du nur immer willst und wie fein du es wünschest, fertig spinnen. Außerdem verwandelt es, sobald man Wolle, Seide und Kannewas damit berührt, dieselben in die schönsten Stickereien von der Welt und in so feine, daß sie den trefflichsten Miniaturgemälden gleich kommen.“

„Dieses wunderbare Stäbchen nun will ich dir auf drei Monate leihen unter folgender Bedingung. Wenn du nämlich heut' über drei Monate, sobald ich mein Stäbchen von dir zurück verlange, zu mir sagst, indem du es zurückgiebst: „Hier, Riedin-Riedon, hier habt ihr euer Stäbchen!“ so werd' ich es wieder nehmen, ohne daß du weiter eine Verpflichtung gegen mich hast. Kannst du jedoch an jenem Tage dich meines Namens nicht wieder erinnern und sagst etwa nur: „Hier, da ist euer Stäbchen!“ so bin ich Herr deines Geschickes, kann dich überall hinführen, wohin es mir beliebt, und du bist gezwungen, mir zu folgen.“

Rosanie dachte einige Zeit darüber nach, was sie antworten sollte. Da es ihr aber schien, daß der Name Riedin-Riedon so leicht zu behalten wäre, so glaubte sie die Hülfe wol annehmen zu dürfen, ohne Gefahr dabei zu laufen, und empfand schon ein Vorgefühl der Freude, den Hochmuth ihrer Mitarbeiterinnen durch das schöne Gespinnst, welches das Stäbchen spinnen würde, zu Schanden zu machen.

Aber noch ein verdrießlicher Gedanke beunruhigte sie, ihre Ungeschicklichkeit sich anzukleiden. Sie sagte daher nach einiger Ueberlegung: „Mein gnädiger Herr Riedin-Riedon, euer Anerbieten werde ich mit Vergnügen annehmen, wenn ihr noch etwas hinzufügen wollt. Ich wünschte nämlich, daß euer Stäbchen außer der Gabe, schöne Gespinnste und schöne Stickereien anzufertigen, noch die

Eigenschaft besäße, den Kopfputz und die sonstige Kleidung gefällig und geschmackvoll zu ordnen und anzulegen. Wenn ihr das könnt, so ist unser Pakt geschlossen."

„Nichts leichter," rief Riedin-Riedon, „dergleichen Bedingungen bewilligen ich und meine Gefährten jederzeit sehr gern, sobald wir nur über den Hauptpunkt einig sind. Daher kommt es auch, daß man kleine Mädchen von kaum zwölf Jahren, die sonst nichts weiter lernen können und wollen, sich doch mit so bewunderungswürdiger Kunst kleiden und um den Kopf machen sieht. Ich verspreche dir, sobald du nur mit meinem Stäbchen dein Kopfzeug und deine übrige Kleidung berührst, soll Alles nach der schönsten und neuesten Mode sitzen."

„Nun denn, so nehme ich euren Vorschlag an," sagte hierauf Rosanie.

„Aber du mußt ihn auch beschwören," erwiderte der Unbekannte.

„Wolan," versetzte sie, „ich beschwöre ihn mit den unverletzlichsten Eiden."

„Sehr wohl," sagte Riedin-Riedon, „ich habe hier nun nichts weiter zu thun; lebe wohl, mein schönes Mädchen, bis auf Wiedersehn. Bei diesen Worten übergab er ihr das Stäbchen und entfernte sich.

Sobald Rosanie sich im Besitz dieses geheimnißvollen Werkzeuges sah, so war das Erste, daß sie Kopfputz und Kleider damit berührte. Sie spiegelte sich hierauf in dem nächsten Bache, der sich ihr zeigte, und fand sich so schön und reizend, daß sie über den mit Herrn Riedin-Riedon geschlossenen Vertrag die höchste Freude empfand und dies dienstfertige Stäbchen ohne Unterlaß mit den freundlichsten Blicken betrachtete, ganz entzückt, ein so nützliches Geschenk für einen so geringen Preis erhalten zu haben.

Mit verschiedenartigen Gedanken beschäftigt, begab sie sich nach dem Palast zurück. Sie hatte denselben aber noch nicht betreten, als sie dem Prinzen begegnete. Dieser hatte sie zwar noch nicht an diesem Tage gesehen, aber einige übelwollende Personen, deren es an jedem Hofe unzählige giebt, hatten nicht verfehlt, ihm mitzutheilen, wie ungeschickt sich die schöne Spinnerin ihre neue Hofkleidung anlege. Der Prinz schwieg zu diesen Reden, denn obgleich er überzeugt war, daß Rosanie ihm in jeder Kleidung reizend erscheinen würde, wagte er es doch nicht, etwas zu erwidern, aus Furcht, die Zuneigung, welche er für das schöne Mädchen gefaßt hatte, zu verrathen.

Sobald er sie erblickte, war er wie gewöhnlich von ihrer Schönheit bezaubert und indem er Rosanie mit so vieler Höflichkeit begrüßte, als wenn sie zu den vornehmsten Personen des Hofes gehörte, fragte er sie zuvorkommend, ob sie schon die Springbrunnen hätte spielen sehen, und da sie es verneinte, so versprach er ihr, daß sie den nächsten Tag um ihretwillen springen sollten.

Rosanie machte hierauf eine tiefe Verbeugung und begab sich in ihr Gemach, so vergnügt über den Besitz des wunderbaren Stäbchens, daß sie vor Freude den Namen seines Herrn gänzlich vergaß. Die Freude ließ sie auch in dieser Nacht eben so wenig schlafen, als die Sorge und der Verdruß in der vorhergehenden.

Als es heller Tag war, stand sie auf und ihr Stäbchen verrichtete in einem Augenblick die Dienste der geschicktesten Kammerfrau. Hierauf versuchte sie

schnell die Kraft desselben an einem Päckchen Flachs, welches vermittelst des Zauberstabes sich sogleich in das schönste Gespinnst verwandelte. Im höchsten Grade erfreut, verschloß Rosanie einen Theil dieses Gespinnstes und behielt, um es der Königin des Abends zu zeigen, nur etwas mehr zurück, als die emsigste und geschickteste Arbeiterin von der Welt in einem Tage hätte spinnen können.

Nachdem sie die Springbrunnen hatte spielen sehen, wartete sie, als der Tag zu Ende ging, bis die Königin, die einen Spaziergang machen wollte, vorüber kam. Rosanie überreichte ihr das Gespinnst und sagte, da der Krampf wieder nachgelassen, so habe sie den Tag über fleißig gearbeitet.

Die Königin nahm die Arbeit, betrachtete sie aufmerksam, da es aber schon dämmerte und die Zimmer noch nicht erleuchtet waren, so ließ sie rasch die Lichter anstecken. Die Königin zeigte sich jetzt im höchsten Grade über die Schönheit der Spinnerei erfreut und betrachtete sie so lange und so aufmerksam, und sprach so viel über Leinwand und dergleichen, daß sie die Stunde des Spazierganges vorübergehen ließ und denselben endlich ganz aufgab.

Dies erweckte unter einem Theil der Hofdamen neuen Verdruß gegen die schöne Spinnerin, die jedoch von der Königin vielfache Lobsprüche und den Befehl erhielt, am Morgen des nächsten Tages vor ihr zu erscheinen.

Rosanie schlief die folgende Nacht vortrefflich und verfehlte nicht, sich zu rechter Zeit der Königin vorzustellen, indem sie den andern Theil des Gespinnstes, den sie aufbewahrt hatte, mit sich brachte. „Da ich gesehen habe," sagte sie zur Königin, indem sie ihr dasselbe überreichte, „daß meine geringe Arbeit, gnädige Frau Königin, euch nicht mißfiel und sie vielleicht zu eurer Unterhaltung beitragen kann, so brachte ich die ganze Nacht mit Spinnen zu."

„Das arme Kind!" rief die Königin, indem sie sich zu ihrer Ehrendame wandte, „sie ist eben so aufmerksam als geschickt und fleißig. Aber," sagte sie zu Rosanien, „ich will nicht, mein Kind, daß du deine Nächte mit Arbeiten zubringst, es könnte deiner Gesundheit schaden."

„Keinesweges, Frau Königin," erwiderte Rosanie, im Gegentheil, ich werde recht viel für euch arbeiten können, ohne irgend einen Nachtheil für mich. Bei meiner Gesundheit, meinen Kräften und meinem Alter von siebzehn Jahren kann ich dies wol. Ich bitte nur um einige Stunden täglich zu meiner Erholung, so kann ich recht gut die Nacht durch arbeiten, ohne daß es mich anstrengt."

Die Königin gestand ihr sehr gern diese Erholung zu, auch wenn sie keinen Augenblick der Nacht durchwache.

Hierauf entdeckte Rosanie, daß sie die gleiche Geschicklichkeit wie im Spinnen auch in allen Stickereien besitze, und bat endlich noch, die Königin möge befehlen, daß sie ganz ungestört arbeiten könne und ihr Niemand bei der Arbeit zusehe. Die Königin befahl sogleich, ihr völlige Freiheit und ungestörte Ruhe zu gewähren. Rosanie entfernte sich nun und brachte den Tag mit Vergnügungen und die Nacht mit Schlafen zu.

Wiewol sie den Namen des Herrn Riedin-Riedon vergessen hatte, so machte ihr dies wenig Sorge, denn sie zweifelte gar nicht, wenn sie sich rechte Mühe gebe,

sich dessen bald wieder zu erinnern. Außerdem schienen ihr die drei Monate, welche sie vor sich hatte, und in denen sie ruhig die Früchte des Zauberstabes genießen konnte, ein halbes Jahrhundert.

Dem Prinzen, welcher ohne Aufhören an Rosanien dachte, waren die Ergötzungen, welche ihm früher das größte Vergnügen gewährt hatten, mit einmal gleichgültig. Jagden, Schauspiele, genug, nichts machte ihm Freude mehr; er empfand überall Langeweile, nur nicht in der Nähe Rosaniens. Und doch durfte er sich nicht, wie oft er wünschte, in ihrer Nähe aufhalten, aus Furcht, dem Hofe seine Neigung zu verrathen.

Die Königin inzwischen befahl einer ihrer Kammerfrauen, Namens Vigilantia, Rosanien überall hinzuführen, wohin sie wünsche und die Stelle einer Mutter bei ihr zu vertreten. Vigilantia, die für Rosanien ein herzliches Wohlwollen empfand, übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da diese Frau viel Geist und Weltkenntniß besaß, so bildete sie Rosaniens Benehmen in kurzer Zeit so, daß es nichts zu wünschen ließ.

Obgleich nun Rosanie fast den ganzen Tag in Vergnügungen zubrachte, blieb ihr doch immer noch Zeit genug, von dem dienstfertigen Stäbchen die kunstreichsten Arbeiten anfertigen zu lassen. Sie überreichte daher der Königin fortwährend das feinste Gespinnst von der Welt und nach einiger Zeit auch die schönsten Stickereien aller Art.

Die Königin, welche dergleichen Arbeiten leidenschaftlich liebte, war ganz entzückt bei ihrem Anblick und überhäufte Rosanie mit Wohlthaten und Gunstbezeugungen. Ihre niedrige Geburt schien ganz in Vergessenheit gerathen zu sein, denn bei allen Hoffesten erhielt sie ihren Platz unter den Ehrendamen der Königin, und wurde unter diesen selbst mit besonderer Auszeichnung behandelt.

Diese Damen waren nicht wenig verdrießlich darüber, nur eine nicht, Namens Sirene, die eben so viel äußere Anmuth wie Herzensgüte besaß. Sie ließ der Schönheit und Geschicklichkeit Rosaniens alle Gerechtigkeit widerfahren, und weit entfernt, sie ihrer niedrigen Herkunft wegen zu verachten, lobte sie ihre Tugenden, ihr sanftmüthiges, bescheidenes Wesen um so mehr.

Dieses verständige Mädchen besaß eine sehr schöne Stimme und sang mit solcher Anmuth, daß sie eben deshalb den Beinamen Sirene erhalten hatte. Noch mehr aber hatte sie sich die Zuneigung Aller durch ihren Charakter erworben, der so sanft war wie ihre Stimme. Rosanie faßte eine aufrichtige Freundschaft für Sirene, welche dieselbe auf alle Art erwiderte und aus Neigung und gern das that, wozu sich die übrigen Hofdamen nur aus Klugheit und mit Widerwillen verstanden. Denn die Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen, die sie Rosanien erwiesen, kamen so wenig von Herzen, daß sie fast in Verzweiflung geriethen, sich um der Königin willen solchen Zwang auferlegen zu müssen.

Der Prinz war über die Aufmerksamkeit, mit welcher man Rosanien behandelte, sehr erfreut; nur die Schwierigkeit, ihr seine Zuneigung zu erklären, machte ihm Kummer. Er sah sie freilich öfter als sonst, konnte sich aber keinen Augenblick unbemerkt mit ihr unterhalten. Ihr Zimmer durfte Niemand betreten,

und sobald sie es verließ, entfernte sich Vigilantia nicht von ihrer Seite. Er bemühte sich auf alle Weise, ihr seine Zuneigung an den Tag zu legen und es schien ihm wol, daß er auf ihre Gegenliebe hoffen dürfe.

In der That war Rosanie für die liebevolle Aufmerksamkeit nichts weniger als gleichgültig; ihre Vernunft aber widersetzte sich ihrer Neigung. Sie wiederholte sich unaufhörlich, daß die Höhe seines Ranges ein unüberwindliches Hinderniß bleiben müsse.

Während solcher Betrachtungen fuhr Rosanie immer fort, ihr Zauberstäbchen spinnen und sticken zu lassen, und erwarb sich mit jedem Tage mehr Bewunderung.

Der Prinz, welcher vor Ungeduld brannte, mit Rosanien zu sprechen, ward immer schwermüthiger. Ein vertrauter Begleiter des Prinzen, Namens Gutrath, welchem er sich entdeckte, versprach ihm seine Hülfe und wußte auch bei nächster Gelegenheit Vigilantia in ein so lebhaftes Gespräch zu ziehen, daß der Prinz ganz ungehindert der schönen Spinnerin seine Liebe gestehen konnte.

Rosanie erinnerte ihn zwar an seinen Stand, der eine Vermählung mit ihr durchaus nicht zulasse; aber der Prinz entgegnete hitzig, es sei nichts Ungewöhnliches, daß Könige eine solche Wahl träfen, und Rosaniens Vorzüge rechtfertigten sie hinlänglich; seine Liebe zu ihr sei so groß, daß er eher auf den Thron, als auf Rosaniens Besitz Verzicht leisten wolle, und er schwöre ihr feierlich, nimmermehr eine andere Gemahlin zu nehmen.

Seit diesem Tage fanden der Prinz und Rosanie durch die Gewandtheit Gutraths öfters Gelegenheit, sich zu sprechen. Bei aller Vorsicht aber konnten sie ihre Zuneigung nicht so verheimlichen, daß man bei Hofe nicht Argwohn geschöpft hätte. Man benachrichtigte sogleich den König und die Königin davon, es schien ihnen aber so unwahrscheinlich, daß sie wenig darauf gaben. Um so mehr erzürnten sich Rosaniens Nebenbuhlerinnen, deren eifersüchtiger Haß sich jetzt verdoppelte.

Unter ihnen befand sich eine Dame der Königin, die seit längerer Zeit für den Prinzen eine lebhafte Zuneigung empfand. Sie hieß Mißlieb, war ziemlich hübsch, sehr ehrgeizig, eifersüchtig und eben so listig als rachsüchtig. So lange sie den Prinzen für alle übrigen Damen gleichgültig sah, tröstete sie sich, und hoffte, da sie von ihrer Schönheit überzeugt war und aus ihrer Liebe kein Geheimniß machte, noch immer seine Gegenliebe zu erwerben. Als sie jedoch die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Rosanie, welche sie ohnedies ärger als den Tod haßte, die Neigung des Prinzen besitze, verwandelte sich ihre frühere Liebe gegen diesen in tödtlichen Haß, und voller Wuth entwarf sie die grausamsten Rachepläne.

Zu diesem Zweck suchte Mißlieb eine boshafte Zauberin auf, mit welcher sie schon lange in Verbindung stand. „Eure Künste," sagte sie zu dieser, „haben mir bisher die Liebe des Prinzen nicht verschaffen können: so helft mir wenigstens meine Rachlust befriedigen. Verderbt den Undankbaren, der mich verachtet hat, und sie mit ihm, auf die schrecklichste Weise, die schändliche Nebenbuhlerin, die er mir vorgezogen hat."

Die Zauberin versicherte, sie sei nicht weniger ergrimmt und versprach ihr allen möglichen Beistand.

Der Prinz, welcher seine frühere Heiterkeit wieder gewonnen hatte, ging nun wie sonst seinen Vergnügungen nach. Eines Tages hatte er sich auf der Jagd, bei der hitzigen Verfolgung eines Wildes, von seinen Begleitern getrennt und tief im Walde verirrt. Da befand er sich plötzlich vor der Pforte eines Palastes von wundersamer, prachtvoller Bauart.

Der Anblick dieses herrlichen Gebäudes an einem so einsamen Orte überraschte den Prinzen in hohem Grade, noch mehr aber wuchs sein Erstaunen, als er eine wunderschöne, vornehm gekleidete Dame heraustreten sah, in Begleitung einiger Frauen, die ihr mit großer Ehrerbietung folgten.

Die schöne Dame bewillkommte den Prinzen sehr anmuthig und sagte: „Prinz Freudlieb, wenn euer Herz nach Ruhm dürstet und für die Leiden Unglücklicher Mitgefühl hat, so folgt mir in diesen Palast und hört mich an."

Der Prinz verneigte sich schweigend und folgte ihr in den Palast. Sie traten in ein Gemach, welches von Gold und Edelsteinen blitzte, die Dame lud ihn ein, sich niederzulassen und fuhr fort:

„Ihr seht in mir eine unglückliche Prinzessin, die nächste Anverwandte und Erbin eines Königs, welcher der Beherrscher eines überaus herrlichen Reiches war, dessen sich seit funfzehn Jahren aber ein grausamer Tyrann bemächtigt hat.

Ihr ahnt vielleicht schon, daß ich von dem Königreich Traumland rede, welches der grausame Tückebold an sich gerissen hat, nachdem er den liebenswürdigen König Schönsinn in dem letzten Kampf besiegt und getödtet hatte. Die Gemahlin des Königs, die Königin Heiterblick, wurde gefangen genommen, der Tyrann ließ das Kind, welches sie gebar, tödten, und hielt sie selber lange Zeit gefangen. Ich lag noch in der Wiege, als König Schönsinn den Thron und sein Leben verlor; durch seinen Tod und den seines Kindes ward ich die Erbin des Königreichs Traumland. Meiner Mutter, der ersten Prinzessin von Geblüt, gelang es, mich der Gewalt des Wüthrichs zu entreißen, und ein weiser Zauberer, Namens Laburelambo, der Herr dieses Palastes, gewährte uns in einem einsamen Schloß eine Zufluchtsstätte. Dort erzog mich meine Mutter mit aller möglichen Sorgfalt; vor einem Jahr aber hatte ich das Unglück sie zu verlieren und der weise Zauberer ist meine einzige Stütze geblieben."

„Er hat mich in diesen prächtigen Palast gebracht, welchen ihr hier seht, und in dem ich mit einer meinem Range gebührenden Aufmerksamkeit bedient werde. Durch seine geheimnißvolle Kunst hat er entdeckt, daß die Zeit herangekommen sei, wieder in den Besitz meines Königreichs zu gelangen und den Thronräuber zu bestrafen, im Fall sich ein Prinz finde, der geneigt sei, unter gewissen Bedingungen des weisen Zauberers die Kraft seines Armes für mich zu gebrauchen."

„Ich sah euer Bildniß," fügte die unbekannte Prinzessin hinzu, indem sie die Augen zu Boden schlug, „und im Vertrauen auf die edlen Eigenschaften, die sich darin ausdrücken, bat ich meinen Beschützer, euch seine Bedingungen mitzutheilen. Ich entferne mich auf kurze Zeit, er selbst wird augenblicklich hier erscheinen.

Wie glücklich wär' ich, wenn mein Anblick auch ohne die Worte des edlen Greises euch einige Theilnahme für mich eingeflößt hätte."

Nach diesen Worten entfernte sich die Prinzessin, und nicht lange, so trat ein Greis herein, der von der Last der Jahre ganz niedergedrückt schien. Er begrüßte den Prinzen ehrfurchtsvoll und sagte:

„Die hohen Eigenschaften, Prinz, mit denen ihr begabt seid, haben mir eine solche Zuneigung eingeflößt, daß ich mit Vergnügen meine ganze Kunst zu eurem Glück und Ruhm verwenden will. Ueberlaßt euch meiner Leitung. Die schöne Prinzessin, welche ihr so eben gesehen habt, empfindet die zärtlichste Liebe für euch, und da sie die Erbin eines großen Reichs ist, so hängt es nur von euch ab, jener Krone, welche der Himmel euch bestimmt hat, noch eine zweite hinzuzufügen."

„Dieser Ring," fuhr er fort, indem er einen Ring vom Finger zog, „besitzt die Kraft, Dem, der ihn trägt, den Sieg zu verleihen. Zahllose Feinde müssen ihm erliegen und keine Tapferkeit kann vor ihm Stand halten. Schwört also der Prinzessin ewige Liebe und ich will euch zum Herrn dieses Ringes machen. Ihr dürft euch dann nur an die Spitze einer mächtigen Parthei stellen, die sich im Traumland gegen den Tyrannen Tückebold gebildet hat; seine Niederlage ist unfehlbar und diesem Triumph werdet ihr hunderte von neuen hinzufügen, alle Königreiche der Welt euch unterwürfig machen und ein Eroberer werden, wie noch nie einer gelebt hat."

Der Prinz war über diese Rede sehr erstaunt, entgegnete jedoch, als der Zauberer geendigt hatte, ohne sich zu besinnen, er könne sein Herz keiner Andern mehr schenken, als Der, die es bereits besäße, einer reizenden Jungfrau, die bis zu seinem letzten Athemzuge Herrin davon bleiben solle. Wie gern er aber auch bereit sei, der Prinzessin zu dienen und wie sehr er den Ruhm liebe, so verschmähe er doch jede übernatürliche Hülfe und wolle den Sieg ganz allein seinem Muth und seiner Tapferkeit verdanken.

„Ihr hegt sehr zarte Rücksichten, gnädiger Herr," erwiderte der Zauberer. „Ich kenne viele Fürsten und Krieger, die sich um das, was ihr zurückweist, eifrig bemühen würden. Wenn ihr aber die Hülfe meiner Kunst verschmäht, so verachtet wenigstens die Rathschläge meiner Erfahrung nicht und weist die Hand einer Prinzessin nicht zurück, die mit eurer Hülfe in den Besitz eines der ansehnlichsten Königreiche gelangen wird, und deren Herz die zärtlichste Liebe für euch empfindet."

Der Prinz wiederholte seine Weigerung; da trat die Prinzessin herein, in Thränen schwimmend, stürzte zu seinen Füßen und rief: „Wenn mein Anblick euch nicht rührt, grausamer Prinz, so laßt euch mein Unglück und meine Liebe bewegen; wenn ihr diese verschmäht, so wird der Gram mich tödten."

Der Prinz war im höchsten Grade bestürzt und verlegen; er hob sie schweigend auf, und indem er ihr schönes von Schmerz bewegtes Gesicht betrachtete, klagte er sich insgeheim selbst der Grausamkeit an, eine so lebhafte Neigung nicht zu erwidern. Aber die Liebe zu Rosanien, die er mit so feierlichen Schwüren befestigt hatte, erfüllte sein Herz und machte es standhaft.

„Edle Prinzessin," entgegnete er, „ eure Schönheit, eure Neigung verdienen mehr, als ich erwidern kann. Aber laßt uns eilen, ich bin bereit, mein Blut für euch zu vergießen, den frechen Thronräuber zu bestrafen, ihm euer Eigenthum zu entreißen."

„Nimmermehr, Undankbarer," rief die Prinzessin voller Unwillen, „ich verschmähe deine Dienste ohne dein Herz und deine Hand. Ach, meine Liebe, mein Zorn . . . ."

Bei diesen Worten erschien plötzlich in dem Zimmer ein Knabe von blendender Schönheit. Er trug in seiner Hand einen goldenen Scepter und berührte die Prinzessin und den Zauberer damit, die sogleich mit schrecklichen Geheul die Flucht ergriffen. Er berührte die Wände des Gemachs und in dem nämlichen Augenblick verschwand der ganze Palast, der Prinz befand sich wieder, von Bäumen umgeben, mitten im Walde und sah nur den reizenden Knaben neben sich.

„Prinz," sagte dieser, „ich habe die Täuschung zerstört, um dich für deine Treue zu belohnen. Wisse, daß jenes Weib, welches dir unter der Gestalt einer schönen Prinzessin erschien, ein boshafter Dämon ist, der auf die Beschwörungen einer nichtswürdigen Zauberin, die deinen Untergang beabsichtigt, einen menschlichen Körper angenommen und sich für die Erbin des Königreichs Traumland ausgegeben hatte. König Schönsinn besaß keine weiblichen Verwandten, die nicht jetzt schon hoch bejahrt wären: wol aber hat er ein Kind hinterlassen, welches du dereinst kennen lernen wirst."

„Der Zauberer, der dir in Gestalt eines Greises erschien, war gleichfalls ein böser Geist, und hättest du dich durch die Schönheit des einen und durch die lockenden Versprechungen des andern verführen lassen, deinen Eid zu brechen, so hätten diese grausamen Geister Gewalt über dich gewonnen und du wärest bis an das Ende deines Lebens in ihren Händen geblieben."

„Nimm jetzt," fuhr der schöne Knabe fort, „zur Belohnung deiner Standhaftigkeit und Treue diesen Ring, den Ring der Wahrheit, wie jener, welchen der verführerische Greis dir aufdringen wollte, der Ring der Lüge war. Mit seiner Hülfe werden alle Täuschungen der Hölle keine Gewalt über dich gewinnen und du wirst alle bösen Anschläge der Zauberer und Dämonen entdecken, ohne daß sie es selbst wahrnehmen."

Mit diesen Worten steckte der liebliche Genius den Ring an den Finger des Prinzen und verschwand.

Dieser war so überrascht gewesen, daß er keine Worte hatte finden und dem Kinde, welches ihm wie ein Gott erschienen war, seine Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit nur durch Geberden hatte an den Tag legen können. Als er nach dem Verschwinden desselben sich endlich wieder von seinem Erstaunen erholte, dankte er dem Himmel auf das Innigste dafür, daß er ihn aus den Gefahren, womit ihn jener Tag bedroht, errettet hatte. Sodann begab er sich wieder auf den Weg, rief durch das Waldhorn sein Gefolge herbei und kehrte in den Palast zurück, woselbst die Gegenwart Rosaniens und die herzliche Zuneigung,

die sie ihm durch ihre Blicke zu erkennen gab, ihn bald seine gefährlichen Jagdabenteuer vergessen ließen.

Mißlieb und die mit ihr verbündete Zauberin geriethen in die äußerste Wuth über das Fehlschlagen ihres Racheplans. Sie hatten auf den Palast im Walde, der eine Schöpfung ihrer Bosheit gewesen war, große Hoffnungen gebaut und sahen nun mit tiefem Ingrimm den Prinzen aus ihren Schlingen entkommen.

Die Ohnmacht der Zauberkünste einsehend, beschloß jetzt Mißlieb, ihre Rache durch die verderblichsten Mittel der Hinterlist und Treulosigkeit zu vollbringen. Da sie in der Nähe Rosaniens und aller Derer, welche Theilnahme für dieselbe hegten, Späher unterhielt, so erfuhr sie, daß ein Gesandter, der sich schon früher um die Gunst Rosaniens beworben, von immer heftigerer Leidenschaft getrieben, ihr endlich seine Hand angetragen hatte. Allein Rosanie erwiderte, wie sehr sie auch die zugedachte Ehre anerkenne, so könne sie sich doch nicht entschließen, sich von der Königin, ihrer Gebieterin, für deren gütige Behandlung sie zeitlebens zu Dank und Dienst verpflichtet sei, jemals zu trennen. Der Gesandte, ein Mann von hitzigem Charakter, empfand über diese Antwort außerordentlichen Verdruß; verbarg ihn aber und begnügte sich mit dem Vorsatz, an Rosanien auf jede mögliche Weise Rache zu nehmen.

Als nun, wie gesagt, Mißlieb durch ihre Späher erfuhr, daß Rosanie einen Heirathsantrag, der für ein Mädchen ihres Standes so vortheilhaft scheinen mußte, dennoch zurückgewiesen habe, wurde sie von einer kaum zu beschreibenden Wuth ergriffen. „Wie," rief sie aus, „glaubt diese Bäuerin, daß ein so junger, wohlgebildeter und vornehmer Herr wie der Gesandte nicht gut genug für sie sei? Ich sehe wol, sie will einen Prinzen heirathen, aber ich will ihren Hochmuth schon zu demüthigen wissen!"

Von solchen Gedanken und Absichten erfüllt, setzte sie den Vertrauten des Gesandten, den sie ganz in ihrer Gewalt hatte, in volle Thätigkeit. Dieser mußte nämlich seinen Herrn auf den Gedanken bringen, Rosanien zu entführen, und der Gesandte, blind vor Zorn und Liebe, gab diesem verwegenen Plan sogleich seine Beistimmung. Die Zeit seiner Gesandtschaft war ohnedies verflossen und so gedachte er, bei seiner Rückkehr in die Heimath, Rosanien mit Gewalt mit sich zu führen. Er ließ es sich nun angelegen sein, alle nöthigen Maßregeln zu treffen und wählte zur Ausführung seines Vorhabens die Zeit, wo der König und der Prinz sich nach einem Landhause begeben hatten, die Königin aber, wegen einer leichten Unpäßlichkeit, zurückgeblieben war, so daß sich in dem Palaste kein so zahlreiches Gefolge wie gewöhnlich befand.

Als nun Rosanie eines Abends von einem öffentlichen Spaziergange zurückkehrte, wurde sie plötzlich von vier verkappten Männern ergriffen, nach einer öden Straße geschleppt und ihres Geschreies und Widerstandes ungeachtet mit Gewalt in einen Wagen gesetzt, der so rasch als möglich davonfuhr. Nachdem er eine Zeitlang, begleitet von einer Anzahl Reiter, gefahren war, hielt man an, um die Pferde zu wechseln. Hier sah Rosanie, die sich in voller Verzweiflung befand,

den frechen Gesandten, auf dessen Geheiß man sie entführt hatte, in den Wagen steigen. Bei seinem Anblick verdoppelte sie ihr Geschrei und ihre Thränen.

„Beruhige dich," sagte der Gesandte, „meine Absichten sind die besten von der Welt, ich führe dich in meine Heimath, du sollst meine Gemahlin werden und einen deiner Schönheit würdigen Rang einnehmen."

„Ach, gnädiger Herr," rief Rosanie, deren Worte durch heftiges Schluchzen unterbrochen wurden, „was auch immer eure Absichten sein mögen, so sind sie unrechtmäßig, denn ihr habt euch dabei der Gewalt bedient. Bei Allem, was euch theuer ist, beschwör' ich euch, mich zu der Königin, meiner Gebieterin, zurückzubringen. Die Verpflichtung, die ihr mir dadurch auferlegt, wird mich mehr als alles Andere für eure Bewerbung empfänglich machen. Was soll die Königin von mir denken, wenn ich nicht zurückkehre! Ach, gnädiger Herr, laßt uns sogleich, um des Himmels willen, wieder umkehren."

„Nein, nein, Undankbare," entgegnete der Gesandte, „du entschlüpfst meinen Händen nicht; ich kenne deine List; du würdest mich auf's Neue verschmähn. Ich werde mich wol hüten, dich frei zu lassen, nachdem es mir so viel Mühe gekostet hat, dich in meine Gewalt zu bekommen."

„Treuloser," rief Rosanie, „ich will mich nicht weiter zu Bitten erniedrigen; der Himmel wird meine Vertheidigung übernehmen und mich deinen unwürdigen Händen entreißen!"

Inzwischen rollte der Wagen mit außerordentlicher Schnelligkeit immer vorwärts; allein der Führer, nur darauf bedacht, rasch fortzukommen, verfehlte den Weg, und indem er sich bemühte, sein Versehen wieder gut zu machen und die rechte Straße zu gewinnen, brach der Wagen, und Rosanie wurde in der Nähe eines Waldes mitten auf den Weg geworfen.

Da sie sich nicht verwundet fühlte, so war sie weit entfernt, diesen Zufall zu beklagen, sondern nahm ihn vielmehr für eine günstige Vorbedeutung. Um so verdrießlicher war der Gesandte. Er überhäufte den Stallmeister, den Kutscher und die übrigen Leute, die sämmtlich bemüht waren, den Wagen in Stand zu setzen, mit den heftigsten Schmähungen. Rosanie, deren Muth durch diese Verwirrung erhöht wurde, schrie aus allen Kräften, um irgend Jemanden zu ihrer Hülfe herbeizurufen; denn die Flucht zu ergreifen, war ihr unmöglich, da sie von einem der Leute des Gesandten am Arme festgehalten wurde. So blickte sie zwischen Furcht und Hoffnung, ob ihr Geschrei einen Retter herbeiführen werde, bei dem hellen Mondlicht, welches diese Nacht schien, angstvoll umher.

Nicht lange, so sah sie drei Männer aus dem Walde herankommen, denen sie mit lauter Stimme zurief: „Zu Hülfe! Steht einer Unglücklichen bei, die man entführen will!"

Sogleich zogen die drei Unbekannten ihre Degen und stürzten sich mit solcher Heftigkeit auf den Gesandten und dessen Leute, daß diese nicht Zeit gewannen, wieder zu Pferde zu steigen. Jeder Streich, den diese drei Unbekannte führten, gab eine Todeswunde. Besonders aber zeichnete sich Einer von ihnen durch seine Tapferkeit und Gewandtheit aus. Er tödtete den Vertrauten und noch zwei

andere Leute des Gesandten, worüber dieser so in Wuth gerieth, daß er wie ein Rasender auf den Fremden losstürzte. Der tapfere Unbekannte empfing ihn mit unermüdeter Kraft und obgleich er an der linken Schulter verwundet war, brachte er doch dem Gesandten einen so furchtbaren Stoß bei, daß er ihn leblos niederstreckte.

Als die Begleiter ihren Herrn getödtet sahen, ergriffen sie sämmtlich die Flucht, worauf der Unbekannte sich der in Todesgefahr zitternden Rosanie näherte und zu ihr sagte: „Ihr seid frei, schöne Dame, eure Räuber haben die Flucht ergriffen."

Bei dem Ton dieser Stimme wurde Rosanie von dem lebhaftesten Entzücken ergriffen, denn sie erkannte in ihrem Befreier Niemand anders als den Prinzen. Man kann leicht denken, wie zärtliche Dinge sich Beide sagten. Der Prinz fühlte sich überaus glücklich, Rosanien gerettet zu haben, und Rosanie konnte nicht Worte genug finden, ihrem Befreier zu danken. Von den Begleitern des Prinzen war der eine sein getreuer Gutrath und der andere gleichfalls ein vertrauter Diener, so daß Rosanie und der Prinz ihren Empfindungen keinen Zwang anlegen durften.

Man verband die Wunde des Prinzen, welche zum Glück nur leicht war, und der Prinz führte hierauf Rosanien in das Lustschloß des Königs, seines Vaters, welches sich am Ausgang des Waldes befand. Rosanie theilte ihm unterwegs alle Umstände ihrer Entführung mit, und er erzählte ihr, daß er, voll Schmerz über ihre Abwesenheit, keine Ruhe haben finden können und entschlossen gewesen sei, die Nacht mit seinen Begleitern im Walde zuzubringen.

Kaum hatte der Prinz Rosanien den Händen zweier Damen übergeben, so langte ein Diener der Königin in größter Eile an und benachrichtigte den Prinzen, man habe Rosanien aus dem Palast geraubt, fast vor den Augen der Königin, die, über einen solchen Frevel höchst erzürnt, den König und ihn auf das Schleunigste davon in Kenntniß setze, damit alle Maßregeln getroffen würden, sich des frechen Räubers zu bemächtigen und ihn zu strafen.

Der Prinz sandte den Diener sogleich mit der Nachricht von Rosaniens Rettung und der Bestrafung ihres Entführers zurück. Am folgenden Tage kehrte der König in die Hauptstadt zurück und überbrachte ihr die Gerettete, die von der Königin so überaus gütig und wohlwollend empfangen wurde, daß die neidische Mißlieb vor Wuth fast gestorben wär'. Was ihre Verzweiflung vollendete, war der Umstand, daß Rosanie gerade durch die tapfere Hülfe des Prinzen befreit worden war. Obwol sie nun hierin einen Fingerzeig des Himmels hätte erkennen sollen, von weiteren Verfolgungen abzustehen, entwarf sie dennoch neue Pläne zur Befriedigung ihrer Rache.

Bei aller Freude, sich durch den Prinzen gerettet zu sehen, empfand Rosanie eine geheime Unruhe, die sie nur mit Mühe verbarg. Sirene, die sich fortwährend als die zärtlichste Freundin bewies, nahm ihre Traurigkeit wahr und fragte sie nach der Ursache. Allein Rosanie wollte sie nicht entdecken und freilich hatte sie guten Grund dazu, denn ihre Sorge betraf einzig und allein den Herrn Riedin-Riedon.

Der Tag kam immer näher, an welchem der Herr des Stäbchens dasselbe wieder abfordern wollte, und Rosanie hatte so ganz den seltsamen Namen aus

dem Gedächtniß verloren, daß sie sich seiner mit aller Mühe nicht wieder erinnern konnte. Sie stellte alle möglichen Versuche an, sich den Namen zurückzurufen, aber vergebens. Und wenn sie den Namen nicht nennen konnte, so war sie durch einen unverletzlichen Eid verpflichtet, dem Herrn des Stäbchens überall hin zu folgen, wohin er sie führe. Dieser Gedanke wurde ihr schrecklicher als sonst, wenn sie an die Trennung von dem Prinzen dachte.

Sie kritzelte hunderte von Namen auf's Papier, in der Hoffnung, den rechten zu finden. Bald schien es ihr, als ob er Riedon heiße, dann Ricordon, Ringodon — aber wenn sie einen Augenblick voller Freude meinte, das Rechte getroffen zu haben, verzweifelte sie schon im nächsten, überzeugt, durch die Aehnlichkeit der Namen irre geführt zu sein und den gewünschten doch nicht zu haben. Ermüdet von so erfolglosen Anstrengungen, gab sie dieselben auf und wurde immer niedergeschlagener, immer schwermüthiger.

Mißlieb sann inzwischen, ihr noch größeren Schmerz zu bereiten. Diese grausame Person, außer sich vor Wuth, daß der Prinz ihrer Rache nicht allein entgangen war, sondern Rosanien veranlaßt hatte, ihre Gesellschaft zu meiden, wollte ihren Grimm jetzt durch den Tod des Prinzen befriedigen. Da sie schön und vermögend war, so fehlte es nicht an Männern, die sich um ihre Hand bewarben; unter diesen nun wählte sie drei, und sagte zu jedem insbesondere, sie wolle ihn zu ihrem Gemahl wählen, wenn er den Prinzen, der sie auf's Tödlichste beleidigt habe und dessen Tod sie allein versöhnen könne, um's Leben bringe. Dies könne leicht geschehen, da der Prinz häufig auf die Jagd gehe und sich in der Hitze des Verfolgens von seinen Leuten trenne. Zwei ihrer Freunde seien bereit, ihr Vorhaben zu unterstützen; sie wolle allen Dreien bezauberte Degen geben, mit denen sie immer verwundeten, ohne wieder verwundet zu werden, und durch die Kunst der Zauberin, welche diese Degen gefeit habe, sollten sie nie für die Mörder des Prinzen erkannt werden.

Die drei nichtswürdigen Bewerber, denen Mißlieb, jedem für sich, den Vorschlag machte, nahmen ihn sogleich an und Mißlieb gab ihnen die Degen, welche die Zauberin für diese entsetzliche That zubereitet hatte. Mißlieb hatte, seit dem verunglückten Zauberpalast, fast alles Zutrauen zu jenen Künsten verloren, und es war nur ein Uebermaaß von Vorsicht, daß sie die Hülfe der Zauberin dazu nahm, denn auch ohne diese, meinte sie, sei es für drei bewaffnete Männer wol ein Leichtes, einem Einzigen das Leben zu nehmen.

Inzwischen begab sich der König wieder nach seinem Landhause, aber ohne die Königin und den Prinzen. Dieser war von seiner Wunde völlig geheilt und nur bekümmert um die Schwermuth Rosaniens. Um seine Sorge deshalb zu zerstreuen, ging er auf die Jagd und verirrte sich, mit dem Gedanken an Rosanien beschäftigt, so weit von seinem Gefolge, daß ihn die Nacht überraschte, ehe er es wieder auffinden konnte. Er gelangte dabei an einen ganz verödeten, einsamen Platz in der Nähe eines alten Palastes, der schon halb verfallen war und kaum noch zu einer Wohnung geeignet schien. Da der Prinz gleichwol eine Menge von Lichtern in demselben bemerkte, so näherte er sich den zerbro-

chenen und offenen Fenstern des Saales und blickte durch die Bäume, welche sie rings umgaben, hinein.

Bei einem bläulichen Lichtschein sah er mehrere Gestalten von schrecklichem Aussehen und wunderlicher Tracht; in ihrer Mitte befand sich ein hagerer brauner Mann, dessen grimmige Geberden und furchtbare Blicke man ohne Entsetzen nicht ansehen konnte. Er schien äußerst vergnügt zu sein und hüpfte und sprang wie närrisch auf einem Bein umher. Der Prinz empfand einen geheimen Schauder bei dem Anblick dieser gräulichen Gestalten, die er für Ausgeburten der Hölle hielt; aber er fürchtete sich nicht, denn er trug ja den Ring der Wahrheit am Finger.

Unter jener entsetzlichen Schaar befand sich auch ein Weib, welches den hagern braunen Mann um etwas anflehte, worauf dieser entgegnete: „Nein, meine Gewalt erstreckt sich nicht über ihn, denn ein himmlischer Geist, mein geschworener Feind, vertheidigt ihn und hat mich vor Kurzem erst fühlen lassen, daß ich in meinen Unternehmungen nicht glücklich bin, sobald ich den Namen Laburelambo führe. Mein anderer Name dagegen bringt mir mehr ein, denn ich hab' mir unter ihm schon eine große Anzahl junger Mädchen erworben und morgen um diese Stunde, so hoff' ich, bringt er noch eine in meine Gewalt, die mehr werth ist, als alle übrigen.

Nach diesen Worten begann die scheußliche Gestalt von Neuem ihre wunderlichen Sprünge und sang dabei:

Wenn dem Mägdlein jung und weiß
Voller Spiel und Tändelei
Fiel der rechte Name bei:
Daß ich Riedin-Riedon heiß',
Wär' ihr das zu großem Heil,
Aber sie wird mein, dieweil
Meinen Namen sie nicht weiß.

Nachdem dieser Dämon, denn in der That war es einer, seinen schönen Gesang hergeheult hatte, wandte er sich zu jener Frau und fuhr fort: „Am leichtesten bringen wir junge Mädchen in unsere Gewalt, weil sie meist leichtgläubig und eitel sind. Durch die Eitelkeit hab' ich ihrer schon mehr in meine Hände bekommen, als zwanzig meiner Genossen durch andere Mittel. Deine gute Freundin wird uns auch nicht entgehen, das glaub' mir nur. Wer hätte aber denken sollen, daß dieser junge Prinz alle unsere Pläne so zu Schanden machen würde? Daß er so standhaft seinen Schwur halten, daß er alle Anerbietungen, alle Lockungen unserer Kunst ausschlagen werde, und seinen Ruhm durchaus nur der Tapferkeit verdanken wolle! Diese Treue und Tugend hat ihm einen Beschützer erworben, der jeden Angriff der Hölle gegen ihn zu Schanden macht. Es ist also vergebens, daß du mich um meine Hülfe bittest, denn weder du noch ich können ihm irgendwie schaden und Alles, was ihn betrifft, muß seinen natürlichen Gang gehen."

Aus allen diesen Reden ersah der Prinz, daß der böse Geist, welcher zu jenem Weibe sprach, der nämliche sei, der ihm unter der Gestalt eines Greises erschienen

war, und das Weib eben jene Zauberin, von deren verderblichen Plänen der himmlische Knabe ihn unterrichtet hatte. Einen Augenblick war er unschlüssig, ob er das nichtswürdige Gesindel nicht auf der Stelle bestrafen solle, allein er hielt die Elenden seiner Rache für unwerth, und verließ diesen schauerlichen Ort, um seine Leute wieder aufzufinden, oder wenigstens doch auf den verlorenen Weg zu gelangen.

Er war noch nicht weit gegangen, als er plötzlich von drei Männern angefallen wurde, die unversehens aus dem Dickicht hervorstürzten. Der Prinz vertheidigte sich mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit und Unerschrockenheit, lehnte sich an einen Baum, um nicht im Rücken angegriffen zu werden, und focht mit so viel Muth, Geschicklichkeit und Glück, daß er den einen der Angreifenden tödtete, den andern zu Boden warf und den dritten in die Flucht jagte. Er dachte nicht daran ihn zu verfolgen, denn außerdem daß er sehr ermüdet war, hatte er eine Wunde erhalten, und der Blutverlust schwächte seine Kräfte noch mehr.

Als der Prinz eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatte, stieß er auf einige seiner Leute, die nicht wenig bestürzt waren, ihn in einem solchen Zustande wiederzufinden. Man verband ihn so gut es gehen wollte, er stieg zu Pferde und eilte in den Palast zurück, wo er die Königin seine Mutter seinetwegen schon in großer Unruhe fand. Obgleich die Aerzte, welche man schleunigst herbeiholte, versicherten, daß die Wunde ohne Gefahr sei, war die erschrockene Königin doch voller Sorge deshalb, und nicht weniger Rosanie.

Wer der Anstifter dieses abscheulichen Mordanfalls auf einen so freundlichen, gütigen Prinzen gewesen sein könnte, ahnte Niemand, auch der Prinz nicht; denn obwol er glaubte, daß Mißlieb auf ihn erzürnt sei, weil er ihre Neigung so wenig erwidert hatte, hielt er sie doch eines solchen Verbrechens nicht für fähig.

Während der Prinz Zeuge jenes Hexensabbaths war, brachte der König sein Vater seine Zeit weit angenehmer zu, denn er erfuhr Begebenheiten und Ereignisse, die ihm große Freude verursachten. An jenem Tage meldete man dem Könige eine vornehme Dame. Der König ließ sie hereinführen und war ganz überrascht von ihrer Schönheit und Anmuth. Zwei Greise begleiteten sie; einer von ihnen schien ein Mann von Stande, der andere hatte zwar ein bäurisches Ansehn, zugleich aber einen Ausdruck von Klugheit und Redlichkeit, der zu seinen Gunsten einnahm.

„Gnädiger Herr," begann die Dame, „ihr seht eine Fürstin vor euch, die euch für die großen Verpflichtungen Dank sagen will, die sie gegen euch und eure Gemahlin hat."

„Ich wüßte in der That nicht, gnädige Frau," versetzte der König, „daß ich oder meine Gemahlin je das Glück gehabt hätten, euch einen Dienst zu erweisen."

„Allerdings," erwiderte die Dame, „sind die Dienste, für welche ich zu danken komme, nicht mir selbst erwiesen worden, wol aber Jemandem, der mir theurer ist, als ich selbst, der Prinzessin Rosanie, meiner Tochter."

„Wie!" schrie der König ganz erstaunt, „die schöne Rosanie wäre eure Tochter? bei eurer jugendlichen Schönheit ist das kaum zu glauben, obgleich jenes reizende Mädchen fast noch ein Kind ist."

„Wenn ihr meine Geschichte hören wollt,“ antwortete die Dame, „so werdet ihr euch gleich davon überzeugen.“

Der König bezeugte ihr das größte Verlangen danach und die Dame begann.

„Ihr seht in mir, erhabener Monarch, die Königin Heiterblick, die Wittwe des Königs Schönsinn, deren trauriges Geschick aller Welt bekannt ist. Als der grausame Tückebold meinen Gemahl besiegt und getödtet und sich des Thrones bemächtigt hatte, hielt er mich in einem Kerker gefangen. Da er nur darauf dachte, sich in seinem unrechtmäßigen Besitzthum zu befestigen, so beschloß er, das Kind, dessen Geburt ich erwartete, wenn es ein Sohn sei, umzubringen, wenn es ein Mädchen sei, dasselbe sorgfältig erziehen zu lassen und es darauf mit seinem Sohne zu vermählen.“

„Ich erfuhr diese abscheulichen Anschläge des Tyrannen und bebte vor dem Schicksal meines Kindes. Ich weinte die bittersten Thränen bei dem Gedanken, einen Sohn fast in dem Augenblick seiner Geburt wieder durch Mörderhand zu verlieren, und doch empfand ich kaum geringeren Schmerz, eine Tochter dereinst dem Sohne des Tyrannen vermählt zu sehen, dem Mörder meines Gemahls und ihres Vaters. Ich beschloß also, um jeden Preis mein Kind aus der Gewalt des Grausamen zu retten.“

„Dieser treue Ritter, welchen ihr seht,“ fuhr die Königin fort, indem sie auf einen der beiden Greise wies, welcher sich durch vornehmen Anstand auszeichnete, „hat mir stets mit so viel Einsicht als Eifer gedient, und seiner großen Weisheit halber, die er in allen Dingen an den Tag gelegt, von dem Volk den Beinamen Scharfblick erhalten, der ihm auch geblieben ist. Diesem Ritter nun, der unter einer Verkleidung, der Grausamkeit des Tyrannen entkommen war, gelang es, durch Bestechung einiger meiner Wächter, in meinen Kerker zu dringen, und ich verabredete alle Maaßregeln, ihm das Kind sogleich nach der Geburt übergeben zu können. Man behandelte mich auf Befehl des Tyrannen mit aller nur möglichen Rücksicht; endlich gebar ich eine Tochter, die auf dem Arme, dicht unter dem Ellbogen, ein Mal in Gestalt einer Rose hatte, weshalb ich ihr sogleich auch den Namen Rosanie beilegte. Dem Tyrannen aber überbrachte man einen todtgebornen Knaben, den eine meiner Kammerfrauen mir verschafft hatte. Da nun noch eine große Parthei vorhanden war, welche den Thronräuber haßte, so verbreitete sich das Gerücht, er habe den Sohn, welchen ich geboren, ermorden lassen.“

„Man legte das todte Kind in einen Sarg, aus dem es eine meiner Kammerfrauen mit großer Gewandtheit herausnahm, meine lebendige Tochter statt dessen hineinlegte, den Leichnam aber so unvermerkt bei Seite schaffte, daß Niemand den geringsten Verdacht schöpfte. Man trug den Sarg fort, während ich vor Angst zitterte, das Geschrei der Kleinen könne Alles verrathen und verderben. Zum größten Glück jedoch schwieg das Kind und Scharfblick, der sich durch sein gewandtes Benehmen das Vertrauen des Schloßhauptmanns erworben hatte, wurde mit der Beerdigung beauftragt, die zur Nacht in aller Stille vor sich ging. Scharfblick befreite hierauf die kleine Rosanie baldmöglichst aus ihrem engen

Gefängnisse und fand sie durch die sichtbare Fügung des Himmels noch ganz wohl erhalten. Er erwies ihr alle mögliche Sorgfalt und ruhte nicht eher, als bis er sie aus dem Lande, über welches der grausame Tückebold herrschte, entfernt hatte. Wie er dies bewerkstelligte, mag er euch selbst erzählen."

Nachdem die Königin ihre Erzählung beendigt hatte, nahm Scharfblick das Wort: „Ich entkam, erhabener Monarch, glücklich in Begleitung des Kindes und der Amme, die ich als seine Mutter gelten ließ, aus dem Königreich Traumland. Mit welcher Sorgfalt ich mich auch der Treue dieser Frau versichert hatte, so verbarg ich ihr doch die Herkunft und das Geschick des Kindes, welches sie nährte. Ich langte in euren Staaten an, und durchzog einen Theil derselben, ohne daß ich Jemanden fand, dessen Sorgfalt ich den kostbaren Schatz, den ich mit mir führte, hätte übergeben mögen. Und gleichwol wünschte ich die Prinzessin so bald als möglich sicheren Händen anzuvertrauen, um auf's Schleunigste zur Königin in das Traumland zurückkehren zu können."

„Als eines Tages die Amme mit der Prinzessin in der Nähe der Heerstraße ein wenig ausruhte, ging ich die Straße entlang auf und nieder und sah zwei Bauern vor mir gehen, von denen der eine zum andern sagte: „Ei, du eigensinniger Schweigsam, willst du denn immer den Beweis geben, daß man dir mit vollem Recht diesen Namen gegeben hat? Willst du mir gar nicht sagen, was diesen Lärm veranlaßt hat?"

„Was soll ich dir sagen?" versetzte der andere, „ich beklage das Unglück meines Nachbars, ohne ihn darüber zu tadeln oder mich neugieriger Weise um die Ursache zu bekümmern. Ich weiß also ganz und gar nichts von Allem, wonach du mich frägst."

„Nun, es werden ja wol nicht alle Einwohner deines Dorfes so verschwiegen sein wie du," sprach der Erste, und ich werd' es auch ohne dich erfahren. Ich muß nur eilen, weil du mir doch nichts sagen willst; leb' wohl, denn mit dem Kind auf dem Arm wirst du doch nicht gleichen Schritt mit mir halten können."

„Damit trennten sich die beiden Bauern, der eine schritt rasch zu, während der andere, mit einem kleinen Kind auf dem Arme, langsamer ging. Ich redete ihn an und erfuhr, das Kind, welches erst einen Monat alt war, sei sein eigenes Töchterchen; er hab' es wegen einer Krankheit seiner Frau einer andern Pflege übergeben müssen und hole es jetzt, da seine Frau vollkommen hergestellt sei, wieder zurück."

„Die Physiognomie des Mannes gefiel mir sehr wohl, und eure Majestät wird mir beistimmen, wenn ich euch sage, daß dieser wackere Landmann mit meinem Begleiter hier eine Person ist. Da mich Alles für diesen Mann einnahm, dem man seiner Verschwiegenheit halber den Beinamen Schweigsam gegeben hatte, so beschloß ich, seiner Sorgfalt die Prinzessin Rosanie anzuvertrauen, ohne ihm gleichwol das ganze Geheimniß ihrer Herkunft mitzutheilen. Ich machte ihm bedeutende Versprechungen und übergab ihm eine Menge Gold und Edelsteine und unter anderm auch ein sehr kostbares Armband, welches mir die Königin eingehändigt hatte, damit es eines Tages zur Wiedererkennung ihrer Tochter

behülflich sei. Nachdem ich nun Schweigsam für mich gewonnen und ihm versichert hatte, daß dieses Kind, für welches er Sorge tragen solle, eines Tages sein und seiner ganzen Familie Glück machen würde, forderte ich das Versprechen von ihm, Niemanden, selbst seiner Frau nicht, das Vorgefallene mitzutheilen."

„Er gelobte mir auf's Heiligste, nur nach meinen Befehlen zu handeln und damit Alles ein Geheimniß zwischen uns Zweien bleibe, beschlossen wir, er solle statt seiner Tochter, die gerade so alt war als Rosanie, diese seiner Frau als ihr Kind zurückbringen, was sehr wohl geschehen konnte, da die Mutter ihr Kind nur wenige Augenblicke gesehen hatte. Schweigsams Tochter dagegen wollte ich der Amme übergeben, die sich, reichlich von mir unterstützt, in einem andern Dorfe, sechs Meilen von dem seinigen, niederlassen wollte, und zugleich versicherte ich Schweigsam, so für sein Kind zu sorgen, als wenn es mein eigenes wäre."

„In Folge dieser Versprechungen gab mir Schweigsam das Kind, welches ich der Amme Rosaniens brachte, Rosanie aber übergab ich ihrem neuen Pflegevater. Ich führte sodann die Amme in das bezeichnete Dorf, setzte sie in Stand, ein bequemes Leben zu führen, und nachdem ich noch weitere Erkundigungen über Schweigsam eingezogen hatte, die auf das Günstigste lauteten, kehrte ich nach dem Königreich Traumland zurück."

„Ich fand die Königin Heiterblick noch immer in Gefangenschaft und den grausamen Tyrannen so mächtig wie früher. Es hatte sich zwar eine Parthei gebildet, welche den Thronräuber tödtlich haßte, allein sie war noch nicht ansehnlich genug, um etwas wagen zu können; auch der grausame Tückebold zählte eine Menge Anhänger und dazu kam, daß ich das Geheimniß von Rosaniens Geburt Niemanden anzuvertrauen wagte, aus Furcht, der Tyrann könne Nachricht davon erhalten und Mittel finden, das Leben der Prinzessin zu gefährden. Ich erhielt jedoch fortwährend Nachrichten über sie, die ich der Königin, ihrer Mutter mit vieler Mühe zukommen ließ und dies war der einzige Trost in ihrem traurigen Gefängnißleben."

„Einige Zeit nach meiner Rückkehr benachrichtigte mich die ehemalige Amme der Prinzessin Rosanie, daß ihr Pflegling gestorben sei, und der Vater bestätigte dies. Als ich nun eben im Begriff war, die Amme nach ihrer Heimath zurückkehren zu lassen, starb auch sie, und so war denn das Geheimniß in Betreff Rosaniens noch undurchdringlicher geworden."

„Eine Reihe von Jahren war verflossen und die Familie Tückebold hatte inzwischen dermaßen gehaust und gewüthet, daß der Haß gegen den Thronräuber immer allgemeiner wurde, und die Gegenparthei so heranwuchs, daß sie im Stande war, endlich ihre Pläne auszuführen."

„So rückte denn plötzlich eine ansehnliche Armee, die sich aus den Anhängern des alten Königshauses gebildet hatte, gegen die wichtigsten Festungen des Tyrannen, um sie anzugreifen und zu zerstören. Der General Gutplan, ein treuer Diener des Königs Schönsinn, der sich durch frühere Siege berühmt gemacht, führte sie an. Er erfocht bald bedeutende Fortschritte und schlug zweimal die Heere des Tyrannen, der jetzt aus allen Ländern Hülfstruppen herbeizog. Nun

wurde Gutplan geschlagen und verwundet, und wir wären verloren gewesen, wenn uns nicht General Feingeschmack zu Hülfe gekommen wäre und die fremden Truppen auf allen Seiten zurückgedrängt hätte.

Als ich die günstigen Erfolge unserer Parthei wahrnahm, theilte ich den Häuptern derselben das Geheimniß von Rosaniens Geburt mit, worauf beschlossen wurde, Schweigsam herbeiholen zu lassen, um die Wahrheit meiner Aussage zu bekräftigen, denn das Zeugniß der Königin selbst fehlte uns, da man den Befehlshaber der Festung, in welcher sie gefangen saß, gewechselt hatte und es mir seitdem nicht gelungen war, mit ihren Wächtern ein Verständniß anzuknüpfen."

„Schweigsam kam, fiel aber, kaum angelangt, den Truppen des Feindes in die Hände. Inzwischen machten wir immer weitere Fortschritte, konnten aber mit aller Klugheit und Tapferkeit nur sehr langsam den Widerstand der Gegenpartheiüberwinden und erst vor zehn Tagen gelang es uns, sie gänzlich zu vernichten."

„Wir fanden Schweigsam glücklich wieder und befreiten auch die Königin, die ganz entzückt war, so viel Schönes von der Prinzessin Rosanie zu erfahren. Da der König Tückebold nach seiner letzten Niederlage aus dem Königreich Traumland entflohen war, so machten wir den Bewohnern desselben öffentlich bekannt, daß sie in einer Tochter des verstorbenen Königs ihre rechtmäßige Beherrscherin erhalten würden."

„Diese Nachricht wurde von den treuen Unterthanen des Königreichs, in deren Herzen das Andenken des Königs Schönsinn noch immer lebt, mit unbeschreiblicher Freude aufgenommen. Hierauf begab sich die Königin, welche den Augenblick nicht erwarten konnte, ihre Tochter wieder zu sehen, mit uns auf den Weg und nur in Begleitung eines kleinen Gefolges langten wir in großen Tagereisen in euren Staaten an."

„In dem Dorf, wo Schweigsam die Prinzessin wieder zu finden glaubte, erfuhren wir, daß die Königin, eure Gemahlin, sie an den Hof genommen habe, und mit allen möglichen Beweisen ihrer Güte und Huld überhäufe. So begaben wir uns denn schleunigst hieher, um eurer Majestät für alle der Prinzessin Rosanie erwiesenen Wohlthaten den innigsten Dank abzustatten."

„Ja, mein König," nahm die Königin Heiterblick das Wort, „ich vermag euch und eurer Gemahlin nicht genug zu danken; ich habe gehofft, auch sie nebst meiner Tochter hier zu finden."

„Nein, gnädige Frau," entgegnete der König, „die Prinzessin Rosanie befindet sich nicht hier, ihr sollt sie aber sehr bald in eure Arme schließen; sie ist bei meiner Gemahlin in der Residenz zurückgeblieben, wohin wir morgen früh sogleich aufbrechen wollen."

Der König entschuldigte sich hierauf wegen der Versehen, die sie aus Unbekanntschaft mit dem hohen Rang Rosaniens begangen hätten, und gab die nöthigen Befehle zur Reise, die sie am andern Tage, nachdem die Königin und ihr Gefolge auf's Prächtigste bewirthet worden, nach der Hauptstadt antraten.

Rosanie befand sich inzwischen in der tödtlichsten Unruhe; außer der Sorge um die Wunde des Prinzen hatte sie noch weit größeren Anlaß zur Traurigkeit.

Sie sah den schrecklichen Augenblick immer näher kommen, wo der Herr des Zauberstäbchens erscheinen und dasselbe von ihr zurückfordern würde. Da es ihr noch immer nicht gelungen war, sich seines Namens zu erinnern, so war sie durch ihren Eid gezwungen, ihm überall hin zu folgen, wohin er sie führen wollte.

Sie vergoß die bittersten Thränen, wenn sie daran dachte, sich für immer von der Königin trennen zu sollen, von der sie mit so viel Güte, so viel Wohlthaten überhäuft worden war und für welche sie die aufrichtigste Zuneigung empfand. Auch den Umgang der liebenswürdigen Sirene und der treuen Vigilantia zu entbehren, machte ihr großen Kummer. Der Gedanke an den Prinz aber zerriß vollends ihr Herz. Es ist nicht zu sagen, mit welchem Schmerz sie dieser Gedanke erfüllte, sie schloß kein Auge und weinte die ganze Nacht hindurch.

Während sie noch am Morgen, versunken in so traurige Gedanken, da saß, meldete man ihr, die Königin, welche sich in dem Zimmer des Prinzen befand, wünschte sie zu sprechen.

„Ach, meine liebe Rosanie," rief ihr die Königin entgegen, „was für entsetzliche Nachrichten! Hätte ich je geahnt, ein solches Ungeheuer unter meinen Ehrendamen zu haben!" — Hierauf erzählte sie Folgendes:

Derjenige von den Mördern des Prinzen, welcher die Flucht ergriffen, hatte sich, schwer verwundet, nach einem Dorfe geschleppt, und dort, auf die Erklärung eines Wundarztes, daß sein Leben verloren sei, die heftigsten Verwünschungen gegen Mißlieb ausgestoßen. Hierauf hatte er umständlich den ganzen Mordplan und die nichtswürdige Anstifterin desselben entdeckt und Mißlieb verfluchend seinen Geist aufgegeben.

Mißlieb, welche von dieser Aussage alsbald Kenntniß erhielt, lief voller Wuth aus dem Palast, eilte zu der Zauberin, überhäufte sie mit Schmähungen und beachte zuerst jene und dann sich selbst um's Leben.

Nachdem die Königin diese Erzählung beendigt hatte, bei welcher Rosanien ein kalter Schauer überlief, entfernte sie sich und befahl Rosanie und Sirene, bei dem Prinzen zu bleiben, um ihm die Zeit zu zerstreuen und ihn die Schmerzen seiner Wunde weniger empfinden zu lassen.

Sirene begann auf das Anmuthigste zu singen, da sie aber bemerkte, daß weder der Prinz noch Rosanie ihr zuhörten und mit andern Dingen beschäftigt schienen, stellte sie sich mit einer andern Dame an's Fenster und sah zu, wie man die Schwäne fütterte, die auf dem Weiher vor dem Schloß unterhalten wurden. Als der Prinz sich unbemerkt sah, sagte er hastig mit leiser Stimme zu Rosanien: „Meine theure Rosanie, was ist die Ursache dieser ungewöhnlichen Traurigkeit, die ich seit einiger Zeit an euch bemerke?"

„Mein Prinz," erwiderte Rosanie, „wie kann ich euch in einem solchen Zustande sehen, wie kann ich an alle die Gefahren denken, die euch bedrohten, ohne den lebhaftesten Schmerz zu empfinden!"

„Die Gefahren sind vorüber," sagte der Prinz, „und ich fürchte auch keine schlimmen Folgen davon. Da ich aber," fuhr er fort, „nichts Geheimes vor euch

habe, so will ich auch euch mittheilen, durch welches ganz besondere Glück ich so mannigfachen Gefahren entkommen bin."

Hierauf erzählte er Rosanien sein Abenteuer mit dem Zauberpalast im Walde, und wie er ein andermal jenes Höllengesindel belauscht und ihre teuflischen Reden mit angehört habe. Er vergaß auch nicht, den schönen Gesang des höllischen Geistes Wort für Wort zu wiederholen:

Wenn dem Mägdlein jung und weiß,
Voller Spiel und Tändelei,
Jetzt mein Name fiele bei,
Daß ich Ricdin-Ricdon heiß',
Wär' ihr das zu großem Heil,
Aber sie wird mein, dieweil
Meinen Namen sie nicht weiß.

Als Rosanie diese Worte vernahm, stieß sie einen so lauten Schrei aus, daß der Prinz anfangs im höchsten Grade erschrocken war, er beruhigte sich indeß, als er Rosanien mit der lebhaftesten Freude ausrufen hörte: „Der Himmel sei gelobt für die unendliche Güte, die er mir beweist!"

Der Prinz bat sie um Erklärung dieser Worte und nachdem die beiden Damen, welche sich bei jenem Schrei besorgt genähert hatten, wieder an's Fenster getreten, erzählte Rosanie dem Prinzen ihr ganzes Abenteuer. Der Prinz mußte sie freilich tadeln, mit einem Unbekannten so leichtsinnig einen derartigen Vertrag eingegangen zu sein: da man indeß Personen, die man liebt, zu entschuldigen gern bereit ist, so schob er die ganze Schuld ihrer Unvorsichtigkeit auf ihre Unerfahrenheit und Jugend. Zugleich aber empfand er das lebhafteste Entzücken, Rosanien durch sein glückliches Gedächtniß aus einer so entsetzlichen Gefahr befreit zu sehen. Er schrieb ihr unverzüglich den Namen Ricdin-Ricdon in seine Schreibtafel und überreichte ihr dieselbe.

Rosanie konnte nicht Worte finden, dem Prinzen, der sie zum zweitenmal gerettet hatte, ihren Dank auszusprechen, und als sich die andern beiden Damen der Gesellschaft wieder anschlossen, unterhielt man sich auf das Heiterste und Angenehmste.

Gegen Mittag trat ein ehrwürdiger Greis herein, welcher einfach, aber sorgfältig gekleidet war. Als Rosanie ihn erblickte, eilte sie mit offenen Armen auf ihn zu und rief: „O mein theurer Vater, welche Freude, euch wieder umarmen zu können, euch am Leben zu sehen, nachdem ich euch todt glaubte. Seht hier, gnädiger Herr," wandte sie sich zum Prinzen, „in diesem redlichen und trefflichen Mann meinen gütigen, liebevollen Vater . . ."

„Nein," unterbrach sie der Greis, „ihr besitzet zu erhabene Eigenschaften, um das Kind eines Mannes, wie ich, zu sein. Ihr seid die Tochter eines schon lange dahin geschiedenen mächtigen Königs; die Königin, eure Mutter, aber befindet sich in diesem Augenblick hier im Palast bei der Königin; sie naht schon, euch zu umarmen und wird die Wahrheit meiner Aussage bestätigen."

Rosanie war so bestürzt, daß sie nicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Endlich rief sie aus: „Es ist unmöglich, das kann nicht euer Ernst sein, lieber Vater, ihr täuscht mich."

„Ich täusche euch nicht, erlauchte Prinzessin," versetzte der Greis. „Da kommt schon die Königin, eure Mutter, die euch von der Wahrheit überzeugen wird."

In diesem Augenblick traten die Königin Heitersinn, König Wackermann und seine Gemahlin nebst Scharfblick in's Zimmer. Die Königin schloß ihre Tochter auf's Zärtlichste in die Arme und Rosanie hörte nicht auf, ihr die Hände zu küssen und sie mit Freudenthränen zu benetzen. Weniger als Besitz eines Thrones entzückte sie der Gedanke, ihn einem Prinzen anbieten zu können, der sie, noch als ein Bauermädchen, zu seiner Gemahlin erwählt hatte.

Nachdem man jetzt der Königin, ihrer Mutter, das Maal gewiesen, welches Rosanie am Ellbogen hatte und welches genau wie eine kleine Rose aussah, überreichte auch Schweigsam das diamantene Armband und die übrigen Edelsteine, welche ihm Scharfblick zugleich mit Rosanien übergeben hatte. Die Königin gab sie der Prinzessin, welche den wackern Greis, ihren Pflegevater, ihrer immerwährenden Dankbarkeit versicherte und auch der Frau desselben und seinem Sohne alles mögliche Gute zu erweisen versprach. Der treue Scharfblick, die gute Vigilantia und die liebenswürdige Sirene wurden gleichfalls von Rosaniens Dank nicht vergessen.

Nachdem die lebhaften Ausbrüche der Freude ein wenig nachgelassen hatten und die Versammlung ruhiger geworden war, bat König Wackermann Rosaniens Mutter um die Hand ihrer Tochter für den Prinzen, seinen Sohn. Die Königin willigte mit Freuden ein und der Tag der Vermählung wurde sogleich festgesetzt.

Nachdem man ein fröhliches Mittagsmahl eingenommen hatte, zogen sich die königlichen Majestäten in ihre Gemächer zurück, um der Ruhe zu pflegen. Kaum hatte Rosanie ihr Zimmer betreten, so meldete man ihr, daß ein sehr finster aussehender, ganz schwarz gekleideter Mann sie zu sprechen verlange.

Rosanie befahl, ihn eintreten zu lassen; sie erkannte auf den ersten Blick den Herrn des Zauberstäbchens, und obgleich sie zur Zeit seinen Namen sehr wohl wußte, zitterte sie doch bei seinem Anblick, indem sie an seine wahre Natur dachte.

Stillschweigend stand sie auf, holte das Zauberstäbchen und sagte: „Hier, Ricdin-Ricdon, hier ist euer Stäbchen."

Der höllische Geist, der dies nicht erwartet hatte, verschwand mit einem schrecklichen Geheul und war diesmal der Betrogene.

Rosanie und ihr Gemahl lebten eine lange Reihe von Jahren in vollkommenem Glücke und wurde von ihren Unterthanen geliebt und verehrt. Sie verheiratheten Gutrath und Sirene mit einander, die ihre Günstlinge blieben, und überhäuften mit Wohlthaten alle Diejenigen, die ihnen früher Dienste erwiesen hatten. Schweigsam, Scharfblick und Vigilantia hatten alle Ursache, mit den Beweisen ihrer Dankbarkeit zufrieden zu sein.

7.

Prinz Kobold.

Es war einmal ein König und eine Königin, die nur einen Sohn hatten und ihn, obwol er äußerst häßlich war, dennoch leidenschaftlich liebten. Er war so dick wie der dickste Mann und so klein wie der kleinste Zwerg. Doch die Häßlichkeit seines Gesichtes und die Mißgestalt seines Körpers verschwanden in Vergleich zu seiner Bosheit, welche so groß war, daß er sich Mühe gab, Jedermann Böses zuzufügen.

Der König zwar bemerkte dies seit seiner frühsten Kindheit, allein die Königin liebte ihn ganz närrisch und trug durch ihre übertriebene Nachgiebigkeit, die ihrem Sohne zeigte, welche Gewalt er über sie habe, noch mehr dazu bei, ihn zu verderben; so wie denn auch, um der Königin nicht zu mißfallen, Jedermann zu ihr sagen mußte, daß ihr Sohn schön und geistreich sei.

Nachdem sie lange nachgesonnen hatte, welchen Namen sie ihm geben sollte, der Achtung und Furcht einflöße, nannte sie ihn „Wüthrich."

Als er das Alter erreicht hatte, in welchem man ihm einen Erzieher geben mußte, wählte der König einen Prinzen, welcher selbst von Alters her Rechte auf die Krone hatte und sie auch muthig vertheidigt haben würde, wenn seine Angelegenheiten sich in einer bessern Lage befunden hätten; er dachte aber schon lange nicht mehr daran und wandte vielmehr alle seine Bemühungen darauf, seinen einzigen Sohn gut zu erziehen.

Dieser besaß den liebenswürdigsten Charakter von der Welt, einen lebhaften und durchdringenden Verstand. Alles, was er sagte, zeichnete sich durch eigenthümliche Anmuth aus und sein Aeußeres war im höchsten Grade einnehmend.

Nachdem der König jenem vornehmen Herrn die Erziehung Wüthrichs übergeben hatte, befahl er diesem, seinem Erzieher gehorsam zu sein; indeß Wüthrich gehörte zu den Strohköpfen, die man hundertmal züchtigen kann, ohne sie einmal zu bessern. Leander, der Sohn seines Erziehers, war bei Jedermann beliebt, besonders bei den Damen, aber er kümmerte sich wenig darum, und hielt sich fast immer nur in der Gesellschaft Wüthrichs auf. Dieser erschien dadurch nur um so garstiger und unangenehmer. Er hatte für alle Welt und so auch für die Mädchen und Frauen der Königin nur Grobheiten. Bald waren sie schlecht gekleidet, bald hatten sie ein kleinstädtisches Aussehen, bald sagte er ihnen vor aller Welt geradezu in's Gesicht, daß sie geschminkt wären. Er bekümmerte sich nur um sie, um sie gelegentlich bei der Königin anzuschwärzen, welche sie dann ausschmälte und zur Strafe fasten ließ.

Alles dieses machte, daß man Wüthrich eben so haßte, wie man Leander liebte. Er merkte dies auch sehr wohl, schob aber alle Schuld auf Leander.

„Du bist doch ein glücklicher Mensch," sagte er öfters zu diesem, indem er ihn boshaft anschielte, „alle Damen sind dir hold, nur mir nicht!"

„Gnädiger Prinz," pflegte Leander bescheiden zu erwidern, „nur die Ehrfurcht hält sie von einem zutraulichen Benehmen gegen euch zurück."

„Da thun sie auch ganz wohl," sagte dann gewöhnlich der Prinz, „es sollte ihnen schlecht bekommen!"

Einstmals waren von weit her fremde Gesandte angekommen und der Prinz stand in Begleitung Leanders auf einer Gallerie, um ihren Einzug mit anzusehen. Sobald die Gesandten Leander bemerkten, gingen sie auf ihn zu, verbeugten sich tief und legten ihm auf alle Weise ihre Ehrerbietung und Bewunderung an den Tag. Den Prinzen Wüthrich aber hielten sie für seinen Zwerg, faßten ihn am Arm, drehten ihn, trotz alles seines Sträubens, hin und her und trieben ihren Spaß mit ihm.

Leander gerieth hierüber in die äußerste Angst und Verlegenheit; er gab sich alle erdenkliche Mühe, ihnen bemerkbar zu machen, daß es der Sohn des Königs sei; sie verstanden ihn aber nicht, und der Dollmetscher hatte sich unglücklicherweise schon zum König begeben, um sie dort zu erwarten. Als Leander sah, daß seine Winke ihnen nicht verständlich waren, so bezeigte er sich gegen den Prinzen noch weit ehrfurchtsvoller. Die Gesandten indeß, so wie ihr ganzes Gefolge, hielten dies nur für Scherz, lachten, daß ihnen der Leib weh that, und wollten dem Prinzen, wie sie es daheim gewohnt waren, Nasenstüber geben.

Wüthrich dagegen zog voller Zorn seinen kleinen Degen, der nicht länger war als ein Fächer und würde sicher ein Uebel damit angerichtet haben, wenn nicht der König so eben dazu gekommen wär', der, ganz erstaunt über das Benehmen seines Sohnes, die Gesandten, deren Sprache er verstand, sehr um Entschuldigung bat.

Sie erwiderten ihm, es habe nichts weiter auf sich, sie sähen ja wol, daß dieser häßliche Zwerg übel gelaunt sei. Der König war nicht wenig betrübt darüber, daß die garstige Gestalt seines Sohnes ihn dergleichen Mißverständnissen aussetzte.

Kaum waren die Gesandten fort, so ergriff Wüthrich Leander bei den Haaren, riß ihm zwei oder drei Hände voll aus, und würde ihn, wenn er gekonnt hätte, erwürgt haben; verbot ihm auch, sich je wieder vor ihm sehen zu lassen.

Leander's Vater, über das Benehmen Wüthrichs höchst erzürnt, schickte nun seinen Sohn auf eins seiner Landhäuser.

Hier lebte er nichts weniger als müßig, fischte, ging spazieren und Bücher, Musik und Malerei beschäftigten ihn abwechselnd. Er schätzte sich glücklich, einem so launenhaften Prinzen nicht mehr dienen zu dürfen und empfand trotz der Einsamkeit doch keinen einzigen Augenblick Langeweile.

Eines Tages, nach einem langen Spaziergang in seinen Gärten, trieb ihn die zunehmende Hitze in ein kleines Wäldchen, dessen hohe und dichtbelaubte Bäume einen angenehmen Schatten gewährten. Zum Zeitvertreib fing er an, auf der Flöte zu blasen, als er mit einem Mal fühlte, wie sich etwas um seinen Fuß wand und ihn fest zusammendrückte.

Als er nachsah, was dies sein möge, entdeckte er mit Erstaunen eine große Natter. Er nahm sein Schnupftuch, packte sie beim Kopf und war im Begriff, sie zu tödten. Allein sie schlang sich um seinen Arm und sah ihn unverwandt an, als ob sie um Gnade bitten wolle. In diesem Augenblick kam einer von den Gärtnern dazu. Kaum erblickte dieser die Natter, so rief er seinem Herrn zu: „Gnädiger Herr, haltet sie fest, denn ich verfolge sie schon länger als eine Stunde. Es ist das verschlagenste Thier, das es auf der Welt giebt, es verwüstet unaufhörlich unsere Blumenbeete."

Leander betrachtete die Natter noch einmal; sie glänzte von tausenderlei schönen Farben und sah ihn, ohne sich zu vertheidigen, noch immer bewegungslos an. „Da sie bei mir ihre Zuflucht gesucht hat," sagte er hierauf zu seinem Gärtner, „so verbiete ich dir, ihr irgend ein Leid zuzufügen, denn ich will sie füttern und wann sie ihre schöne Haut abgeworfen hat, wieder in Freiheit setzen."

Sodann kehrte er in das Schloß zurück, setzte sie in ein großes Zimmer, von welchem er allein den Schlüssel hatte, und ließ ihr Kleie, Milch, Blumen und Kräuter bringen, um sie zu füttern und ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Das war einmal eine glückliche Natter!

Zuweilen sah er, was sie machte; dann kam sie ihm sogleich entgegen, kletterte an ihm hinauf und erwies ihm alle möglichen Schmeicheleien, deren eine Natter fähig ist. Der Prinz wunderte sich zwar darüber, achtete aber nicht besonders darauf.

Alle Damen am Hofe trauerten indeß über Leander's Abwesenheit, sie sprachen nur von ihm und wünschten ihn wieder zurück. „Ach!" sagten sie, „seitdem Leander fort ist, giebt es kein Vergnügen mehr bei Hofe, und daran ist nur der böse Wüthrich Schuld. Mußte er darum dem Leander so gehässig sein, weil dieser liebenswürdiger und geliebter ist, als er? Hätte sich denn etwa Leander, ihm zu gefallen, einen Buckel machen sollen oder sein Gesicht zerkratzen? Sollte er, um ihm ähnlich zu sehen, sich die Knochen verrenken, den Mund bis an die Ohren aufreißen, die Augen zusammen und die Nase platt drücken? Das ist einmal eine kleine boshafte Kröte. Er wird nimmer in seinem Leben Freude haben, denn er wird nie Jemand finden, der häßlicher ist als er."

Auch die schlechtesten Fürsten haben immer doch ihre Schmeichler und die bösen sogar noch mehr, als die guten. So hatte auch Wüthrich die seinigen. Die Gewalt, die er über seine Mutter ausübte, machte ihn furchtbar. Man hinterbrachte ihm daher auch, was die Damen über ihn sagten, und er gerieth darüber in den heftigsten Zorn. Er ging auf der Stelle zu seiner Mutter und sagte, er werde sich vor ihren Augen umbringen, wenn sie nicht irgend ein Mittel fände, dem Leander das Leben zu nehmen.

Die Königin, welche Leander ohnehin haßte, weil er schöner war, als ihr Affe von Sohn, erwiderte, sie habe schon seit lange Leander für einen Verräther gehalten, und würde also sehr gern zu seinem Tode die Hand bieten. Der Prinz solle mit seinen vertrautesten Leuten auf die Jagd gehen, Leander werde auch dahin kommen, und da könne man ihn lehren, sich noch ferner bei aller Welt beliebt zu machen.

Wüthrich begab sich also auf die Jagd. Als Leander Hundegebell und Hörnerblasen in der Nähe seines Schlosses hörte, stieg er zu Pferd und ritt in den Wald, um zu sehen, was es gäbe.

Er war über das unvermuthete Zusammentreffen mit dem Prinzen sehr überrascht, stieg jedoch ab und begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Wüthrich empfing ihn besser, als Leander erwartet hatte, und sagte, er solle ihm folgen. Zugleich aber schlug er selbst einen Seitenweg ein und winkte den Mördern, gut zu zielen.

Doch indem er sich rasch entfernte, sprang ein Löwe von ungeheurer Größe aus seiner Höhle hervor, auf ihn los und warf ihn zu Boden. Seine Begleiter ergriffen die Flucht und Leander blieb allein zurück, dieses wüthende Thier zu bekämpfen. Er griff es, auf die Gefahr verschlungen zu werden, mit dem Degen in der Faust an und rettete durch seine Tapferkeit und Gewandtheit seinem grausamsten Feinde das Leben. Der Prinz war unterdessen vor Furcht in Ohnmacht gefallen und Leander leistete ihm, nachdem er das Thier erlegt, jeden möglichen Beistand. Als er sich ein wenig erholt hatte, bot ihm Leander sein Pferd an, um sein Gefolge wieder aufzusuchen.

Jeder Andere würde so große und noch ganz frische Verpflichtungen auf's Tiefste empfunden und jede möglichen Beweise seiner Dankbarkeit durch Worte und Thaten an den Tag gelegt haben. Nicht so der undankbare Prinz. Er blickte Leander nicht einmal an und bediente sich seines Pferdes nur, die Mörder wieder aufzusuchen, denen er seinen Befehl, Leander umzubringen, wiederholte.

Sie umringten Leander und er wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn er weniger Muth gehabt hätte. Er lehnte sich mit dem Rücken an einen Baum, um nicht von hinten angegriffen zu werden, focht wie ein Verzweifelter und streckte alle seine Gegner zu Boden.

Wüthrich, welcher ihn schon für todt hielt, eilte herbei, um sich an dem Anblick seines Leichnams zu weiden. Allein er fand ein ganz anderes Schauspiel, als das, welches er erwartet hatte; denn alle jene Bösewichter hauchten eben ihr Leben aus.

Als Leander ihn erblickte, ging er auf ihn zu und sagte zu ihm: „Gnädiger Prinz, wenn ich auf euren Befehl ermordet werden sollte, so thut es mir leid, mich vertheidigt zu haben."

„Unverschämter Mensch," erwiderte der Prinz voller Zorn, „wenn du dich je wieder vor meinen Augen blicken läßt, so bist du des Todes."

Leander entgegnete nichts; er kehrte sorgenvoll nach Hause zurück und brachte die ganze Nacht damit zu, darüber nachzudenken, was er beginnen solle; denn er sah wohl ein, daß er dem Sohne des Königs nicht Stand halten könne. Er beschloß endlich auf Reisen zu gehen; doch indem er im Begriff war, das Schloß zu verlassen, erinnerte er sich der Natter, nahm Milch und Früchte und trug sie nach ihrem Zimmer.

Als er die Thür des Zimmers öffnete, nahm er in einer Ecke desselben einen außerordentlichen Lichtglanz wahr, und als er genauer darauf hinsah, erblickte er

zu seinem höchsten Erstaunen eine Dame, deren edles und majestätisches Aussehen ihre hohe Geburt vermuthen ließ. Ihr Gewand war aus violettem Seidenstoff, mit Diamanten und Perlen gestickt.

Sie ging ihm mit freundlichen Blicken entgegen und sagte: „Junger Prinz, sucht die Natter nicht mehr, die ihr hierher gebracht habt, sie ist fort; statt ihrer findet ihr mich, euch zu vergelten, was sie euch schuldig ist. Doch ich muß verständlicher zu euch sprechen. So erfahrt denn, daß ich die Fee „Wunderhold" bin, deren heitere und lustige Streiche weit und breit berühmt sind. Wir Feen leben hundert Jahre, ohne zu altern, ohne Krankheit, ohne Kummer und ohne Sorge. Nach hundert Jahren verwandeln wir uns auf acht Tage in Schlangen. Dieser Zeitraum ist uns allein gefährlich, denn während desselben können wir keinen Unfall vorhersehen, noch von uns abwenden, und wenn man uns tödtet, so kehren wir nicht wieder in's Leben zurück. Nach Verlauf dieser acht Tage aber erlangen wir unsere frühere Gestalt wieder, und damit unsere Schönheit, unsere Macht und unsern Reichthum. Jetzt wißt ihr, wie große Verpflichtungen ich gegen euch habe, und es ist nicht mehr als billig, daß ich mich ihrer entledige. Ueberlegt also, worin ich euch nützlich sein kann und rechnet auf mich."

Der junge Prinz, der bis dahin nichts mit Feen zu thun gehabt, war so erstaunt, daß er lange Zeit kein Wort hervorbringen konnte. Endlich machte er eine tiefe Verbeugung und sagte, nachdem er das Glück gehabt habe, ihr einen solchen Dienst zu erweisen, scheine ihm kein anderer Wunsch weiter übrig zu bleiben.

„Es würde mir sehr leid thun," erwiderte die Fee, „wenn ihr mir keine Gelegenheit geben wolltet, mich dankbar zu erweisen. Bedenkt, ich kann euch zu einem mächtigen Könige machen, euer Leben verlängern, euch noch mehr Anmuth und Liebenswürdigkeit verleihen, euch Paläste voll Gold, Gruben voll Diamanten schenken, euch zu einem trefflichen Redner, Dichter, Musiker und Maler bilden, euch die Gunst der Damen zuwenden, euch in einen Luft-, Wasser- und Erdkobold verwandeln."

Hier unterbrach sie Leander: „Erlaubt mir, euch zu fragen, was würd' es mir denn nützen, wenn ich ein Kobold wär'?"

„Zu tausend Vortheilhaftem und Angenehmen," erwiderte die Fee. „Ihr seid unsichtbar, wann es euch gefällt, ihr durcheilt in einem Augenblick den unermeßlichen Weltraum, ihr erhebt euch ohne Flügel in die Lüfte und dringt lebendig in die Tiefen der Erde; ihr taucht, ohne zu ertrinken, in die Abgründe des Meeres; ihr findet überall Eingang, wenn auch Fenster und Thüren verschlossen sind und lasset euch nach eurem Belieben dann wieder in eurer natürlichen Gestalt sehen."

„Ach," rief hierauf Leander, „wenn es so ist, so wünsch' ich, ein Kobold zu werden. Ich bin im Begriff, auf Reisen zu gehen und verspreche mir tausendfache Ergötzlichkeiten davon; ich ziehe dieses Geschenk allen übrigen vor, die ihr mir großmüthig angeboten habt."

„Sei denn ein Kobold," versetzte Fee Wunderhold, indem sie ihm dreimal mit der Hand die Augen und das Gesicht berührte; „sei ein liebenswürdiger, ein

geliebter Kobold; sei ein vollkommener Kobold." Hierauf umarmte sie ihn, gab ihm einen kleinen rothen, mit zwei Papageienfedern besetzten Hut und sprach: „wenn ihr diesen Hut aufsetzet, werdet ihr unsichtbar, wenn ihr ihn abnehmet, werdet ihr sichtbar sein."

Leander drückte sich ganz entzückt den kleinen runden Hut auf den Kopf und wünschte, nach dem Walde versetzt zu werden, um wilde Rosen zu pflücken, die er dort bemerkt hatte. In demselben Augenblick wurde sein Körper so leicht, wie seine Gedanken, und wie ein Vogel dahinfliegend, schwebte er durch das Fenster in den Wald. Freilich war er nicht ohne Furcht, als er sich so hoch in der Luft und über dem Fluß hinschweben sah, denn er besorgte hineinzufallen und daß die Macht der Fee nicht ausreiche, ihn dagegen zu schützen. Er gelangte indeß glücklich an den Fuß des Rosenstrauches, von welchem er drei Rosen pflückte, sich sogleich in das Zimmer zurückbegab, wo er die Fee noch antraf und ihr dieselben überreichte, hoch erfreut, daß sein kleiner Versuch ihm so wohl gelungen war.

Die Fee sagte zu ihm, er möge diese Rosen für sich behalten, die eine werde ihm so viel Geld verschaffen, als er bedürfe, die andere, wenn er sie an das Herz seiner Geliebten drücke, ihn von ihrer Treue oder Untreue belehren, und die dritte endlich ihn gegen jede Krankheit schützen. Hierauf wünschte sie ihm, ohne seinen Dank abzuwarten, eine glückliche Reise und verschwand.

Leander freute sich unendlich über die schönen Geschenke, die er so eben erhalten hatte. „Hätt' ich je denken können," sprach er bei sich selbst, „als ich eine arme Natter aus den Händen meines Gärtners rettete, daß ich so reich und wunderbar dafür belohnt werden sollte?" O welch' Vergnügen werd' ich haben! was für angenehme Augenblicke! Was werd' ich dann nicht alles entdecken, wenn ich unsichtbar bin! Das Geheimste kann nicht vor mir verborgen bleiben." Er freute sich nicht wenig auf irgend eine Rache, die er an Wüthrich nehmen wollte.

Er hinterließ sogleich alle nöthigen Befehle, bestieg das schönste Roß seines Marstalls, mit Namen „Lichtblau", und begab sich, von einigen seiner Bedienten begleitet, an den Hof zurück, wo das Gerücht von seiner Rückkehr sich sehr rasch verbreitete.

Nun muß man wissen, daß Wüthrich, der ein großer Lügner war, vorgegeben hatte, Leander würde ihn ohne seinen Muth auf der Jagd ermordet haben, eben so wie sein ganzes Gefolge, und er verlange deshalb Leander's Bestrafung.

Der König, hierauf von den ungestümen Bitten der Königin überwältigt, befahl also, Leander gefangen zu nehmen. In diesem Augenblick wurde Wüthrich benachrichtigt, Leander komme so eben und sehe ganz zuversichtlich und entschlossen aus.

Wüthrich, der viel zu furchtsam war, um ihn selbst aufzusuchen, lief in das Zimmer seiner Mutter, erzählte ihr, daß Leander da sei und bat sie, ihn doch gefangen nehmen zu lassen. Die Königin, die Alles that, was ihr Affe von Sohn nur immer wünschen mochte, eilte gleich zum Könige, der Prinz aber, ungeduldig zu erfahren, was man beschließen würde, folgte ihr stillschweigend nach.

Er blieb an der Thür stehen, legte das Ohr dicht daran und strich, um noch besser hören zu können, die Haare zurück. Indem trat Leander in den großen

Saal des Palastes, das kleine rothe Hütchen auf dem Kopfe; Niemand also konnte ihn sehen. Kaum bemerkte er den lauschenden Wüthrich, so nahm er einen Hammer und einen Nagel und nagelte ihm das Ohr mit einem Schlag an die Thür.

Der Prinz gerieth in die äußerste Wuth, schlug wie wahnsinnig an die Thür und schrie aus Leibeskräften. Als die Königin sein Geschrei vernahm, eilte sie herbei, die Thür zu öffnen, und riß dabei das Ohr ihres Sohnes vollends ab.

Er blutete, als ob man ihm die Kehle abgeschnitten hätte und zog ein jämmerliches Gesicht. Die Königin, ganz untröstlich, nahm ihn auf den Schooß, küßte ihn und suchte ihm das Ohr, so gut es ging, wieder anzudrücken und zu verbinden. Leander aber ergriff eine Hand voll Ruthen, mit denen man die jungen Hündchen des Königs züchtigte, und schlug die Königin damit einige Mal tüchtig auf die Hände, so daß sie aus hellem Halse schrie, man bringe sie um, man bringe sie um!

Der König kam dazu, alle Welt lief herbei, aber man sah nichts und raunte sich ganz leise in's Ohr, die Königin müsse wahnsinnig geworden sein vor lauter Schmerz über das abgerissene Ohr ihres Wüthrichs.

Der König war der Erste, der dies glaubte, und wich ihr aus, sobald sie sich ihm nähern wollte; es war ein höchst drolliger Auftritt. Endlich versetzte noch der gute Kobold Wüthrich eine gehörige Anzahl Hiebe, verließ sodann das Zimmer und begab sich in den Garten.

Dort pflückte er, nachdem er sich wieder sichtbar gemacht hatte, ganz keck die Kirschen, Aprikosen, Erdbeeren und Blumen von den Beeten der Königin. Sie pflegte dieselben ganz allein zu begießen, und es war bei Todesstrafe verboten, sie nur anzurühren. Ganz bestürzt eilten die Gärtner herbei und meldeten ihren Majestäten, Prinz Leander verwüste die Fruchtbäume und den Blumengarten.

„Welch' eine Frechheit!“ schrie die Königin; „mein kleiner Wüthrich, mein einziges Püppchen, vergiß einen Augenblick dein böses Ohr, lauf' hin und züchtige den Bösewicht; nimm unsere Leibwache, unsere Bedienten, stell' dich an ihre Spitze, fall' über ihn her und hau' ihn in kleine Stücke.“

So durch seine Mutter ermuthigt und von einer großen Schaar Bewaffneter begleitet, langte Wüthrich in dem Garten an. Leander, der sich gütlich that, empfing ihn mit einem großen Apfel, der ihm den Arm zerquetschte und begrüßte seine Begleitung mit mehr als hundert Pomeranzen. Man eilte auf Leander zu, aber schon in dem nämlichen Augenblick sah man ihn nicht mehr. Er stand schon hinter Wüthrich, der sich von dem Apfelwurf sehr übel befand, und zog ihm einen Strick um die Beine — da lag Wüthrich mit einmal auf der Nase. Man hob ihn auf und brachte ihn in einem erbärmlichen Zustande zu Bett.

Mit dieser Rache zufrieden, kehrte Leander an den Ort zurück, wo seine Leute ihn erwarteten. Er beschenkte sie und schickte sie auf sein Schloß zurück, denn er wollte auf seinen Reisen Niemand mit sich nehmen, damit die Geheimnisse des rothen Hütchens und der Rosen nicht bekannt würden.

Er hatte sich noch nicht bestimmt, wohin er reisen wollte, bestieg also sein schönes Roß Lichtblau und ließ es auf's Gerathewohl in die Welt traben. So durchzog er Felder, Wälder, Thäler und Berge ohne Zahl und Namen, ruhte sich von Zeit zu Zeit aus und aß und schlief, ohne irgend etwas Merkwürdiges anzutreffen.

Endlich gelangte er in einen Wald und da es sehr heiß war, so stieg er ab, um sich ein wenig im Schatten zu erholen.

Kaum hatte er wenige Augenblicke hier verweilt, so hörte er Seufzer und Schluchzen. Er sah sich überall um und erblickte einen Menschen, der bald lief, bald stehen blieb, bald schrie und bald schweigend sich die Haare ausriß und die Brust zerschlug, so daß Leander nicht zweifelte, dieser Unglückliche sei wahnsinnig geworden. Der arme Mensch schien ihm jung und wohlgebildet; seine Kleidung, obwol ganz zerrissen, zeigte von ihrer ehemaligen Pracht.

Leander, von Mitleid ergriffen, näherte sich ihm und bot ihm seine Hülfe an.

„Ach! gnädiger Herr," erwiderte der Jüngling, „für mein Unglück giebt es keine Hülfe mehr. Ein Mädchen, welches ich auf's Zärtlichste liebe, soll heute mit einem alten, eifersüchtigen Mann verheirathet werden, der freilich sehr reich ist, sie aber gleichwol zur unglücklichsten Person von der ganzen Welt machen wird."

„Liebt sie euch denn?" fragte Leander.

„Ich darf es wol überzeugt sein," erwiderte er.

„Und wo hält sie sich auf?" fragte Leander weiter.

„In einem Schlosse am Ausgange dieses Waldes."

„Nun gut, so erwartet mich hier," versetzte Leander, „ich denke euch in Kurzem angenehme Nachrichten zu hinterbringen."

Zugleich setzte er den kleinen rothen Hut auf und wünschte sich in das Schloß. Er war noch auf dem Wege dahin, so vernahm er schon eine anmuthige Musik. Als er hinkam, war Alles voll von Lärm und Jubel und dem Schall der Instrumente. Er trat in einen großen Saal, der mit den Verwandten und Freunden des Bräutigams und der Braut angefüllt war. Es konnte nichts Reizenderes geben, als das junge Mädchen, aber die Blässe ihrer Wangen, die Schwermuth, die sich auf ihrem Gesicht malte, und die Thränen, die sich ihr bisweilen aus den Augen drängten, verriethen nur zu sehr den Zustand ihres Herzens.

Leander blieb unsichtbar in einem Winkel verborgen, um die Anwesenden kennen zu lernen. Er hörte, wie die Eltern dieses hübschen Mädchens sie heimlich schalten, daß sie so traurig aussehe. Leander stellte sich hierauf hinter die Mutter und sagte ihr leise in's Ohr: „Wenn du deine Tochter zwingst, ihre Hand diesem alten Affen zu geben, so sollst du noch binnen acht Tagen zur Strafe dafür des Todes sein."

Die Frau schrie laut auf und sank zu Boden vor Entsetzen, eine Stimme zu hören, ohne zu sehen, von wem sie käme; noch weit mehr aber erschreckte sie die Drohung, welche sie vernommen hatte. Ihr Mann trat rasch hinzu und fragte, was ihr denn fehle. Sie würde des Todes sein, versetzte sie, wenn die Heirath ihrer Tochter vor sich ginge und sie wolle dies für alle Schätze der Welt nicht zugeben.

Ihr Mann lachte nur darüber, und behandelte sie wie eine Närrischgewordene; aber Kobold näherte sich ihm und sagte: „Du alter Ungläubiger, wenn du deiner Frau nicht glaubst, so wird es dich dein Leben kosten. Hebe sogleich die Verbindung deiner Tochter auf und gieb sie ohne Verzug Dem, der sie liebt."

Diese Worte brachten eine wunderbare Wirkung hervor. Man schickte sogleich den alten Bräutigam fort, und zwar, wie man sagte, auf den ausdrücklichen Befehl des Himmels. Er wollte dies anfangs bezweifeln und sich nicht zufrieden geben, aber Kobold schrie ihm ein so fürchterliches Hu, Hu in's Ohr, daß jener auf der Stelle taub zu werden meinte, und zu guter letzt trat Leander noch dermaßen auf seine gichtischen Füße, daß er vor Schmerz außer sich gerieth und so rasch er nur konnte, aus einem solchen Hause forthumpelte.

Nun schickte man sogleich in den Wald, um den Jüngling aufzusuchen, der noch immer wie ein Verzweifelter umherirrte. Leander erwartete ihn mit einer Ungeduld, die nur von der des jungen Mädchens übertroffen wurde. Die Liebenden waren überglücklich. Das Fest, welches man zu der Hochzeit des Greises veranstaltet hatte, diente jetzt zu der des jungen Paares, und Leander, der seine natürliche Gestalt wieder annahm, erschien plötzlich an der Thür des Saales wie ein Fremder, den das Geräusch des Festes herbeigezogen. Sobald der Bräutigam ihn erblickte, eilte er auf ihn zu und warf sich zu seinen Füßen, indem er sich auf alle Weise bemühte, ihm seine Dankbarkeit auszudrücken. Zwei Tage brachte Leander sehr vergnügt auf diesem Schlosse zu und verließ es nur mit Bedauern.

Er setzte hierauf seine Reise fort und gelangte in eine große Stadt, in welcher eine Königin residirte, die ihre Freude daran fand, die schönsten Personen ihres Königreichs am Hofe zu haben. Leander ließ sich den prächtigsten Wagen machen, den man jemals hier gesehen hatte, und er konnte das wol, denn er durfte ja nur die Rose schütteln, so hatte er Geld in Ueberfluß. Da er schön, jung und geistreich war und mit so großem Glanze auftrat, so kann man leicht denken, daß ihn die Königin und ihre Damen mit aller nur möglichen Auszeichnung empfingen.

Unter den Hoffräulein der Königin bemerkte Leander eine, welche man Schönblondchen nannte. Sie war sehr schön, aber dabei so kalt und ernsthaft, daß Leander, welcher ihr zu gefallen wünschte, gar nicht wußte, wie er dies anfangen solle.

Er veranstaltete alle Abend ihr zu Ehren prachtvolle Feste, Bälle und Schauspiele, beschenkte sie mit den seltensten Kostbarkeiten, die er von weit und breit kommen ließ, aber nichts machte Eindruck auf sie. Je gleichgültiger sie erschien, desto mehr bemühte sich Leander, ihr zu gefallen. Um sich indeß zu überzeugen, ob er nicht etwa einen glücklicheren Nebenbuhler habe, beschloß er, einen Versuch mit seiner Rose zu machen. Er hielt sie scherzend Schönblondchen an's Herz und siehe da, die Blume, vorher noch frisch und glänzend, schrumpfte plötzlich welk zusammen.

Diese Entdeckung war Leandern sehr empfindlich; um sich mit eignen Augen zu überzeugen, wünschte er sich an demselben Abend noch in Schönblondchens Zimmer.

Nicht lange, so sah er einen ganz erbärmlichen Sänger hereintreten, welcher drei oder vier Verse, die er für Schönblondchen gemacht und deren Melodie und Worte abscheulich waren, auf die widerlichste Weise hergurgelte. Schönblondchen aber ergötzte sich daran, wie an dem schönsten Gesang von der Welt. Er machte Geberden wie ein Besessener; sie fand Alles wunderschön, so närrisch war sie für ihn eingenommen, und endlich reichte sie ihm gar zur Belohnung die Hand zum Kuß.

Außer sich vor Zorn stürzte Leander auf den unverschämten Musikanten los, stieß ihn nach einem Balkon und stürzte ihn in den Garten hinunter, wobei er sich seine übrigen Zähne noch vollends ausschlug.

Schönblondchen war wie vom Blitz getroffen, sie glaubte nicht anders, es müsse ein böser Geist hierbei im Spiele sein.

Leander verließ das Zimmer, ohne sichtbar zu werden, und kehrte sogleich nach Hause zurück, dankte seine Dienerschaft ab, indem er sie reichlich belohnte, schwang sich auf seinen treuen Lichtblau und kehrte der Stadt den Rücken.

Er entfernte sich mit der größten Schnelligkeit und gelangte so nach einiger Zeit in eine andere Stadt; dort erfuhr er, daß eben eine große Feierlichkeit vor sich gehen werde, weil ein junges Mädchen das Gelübde ewiger Keuschheit ablegen und zur Vestalin geweiht werden sollte, obgleich gegen ihre Neigung und Willen.

Der Prinz empfand Mitleid mit dem armen Mädchen und es schien fast, als ob sein kleiner rother Hut dazu bestimmt sei, den Traurigen und Hülfsbedürftigen Trost und Beistand zu bringen. Er eilte in den Tempel und sah dort das junge Mädchen in einem weißen Gewande, mit Blumen bekränzt. Zwei von ihren Brüdern führten sie an der Hand und die Mutter folgte ihr mit einer großen Schaar von Männern und Frauen, während die älteste der Vestalinnen sie an der Thür des Tempels erwartete.

Plötzlich erhob Kobold seine Stimme und rief aus Leibeskräften: „Haltet ein, haltet ein, ihr lieblosen Brüder und du, thörichte Mutter, der Himmel widersetzt sich diesem erzwungenen Opfer. Noch einen Schritt und ihr werdet in tausend Stücke zerschmettert."

Man sah sich nach allen Seiten um, woher diese schrecklichen Drohungen kämen, bemerkte aber nichts. Die Brüder sagten, es müsse wol der Geliebte ihrer Schwester sein, der sich irgendwo verborgen hätte, um so das Orakel zu spielen; Kobold aber ergriff zornig einen dicken Stock und versetzte ihnen damit mehr als ein Dutzend hageldichte Schläge. Man sah den Stock sich emporheben und auf ihre Schultern niederfallen, wie einen Hammer auf einen Amboß, so daß man an der Wirklichkeit der Streiche nicht zweifeln konnte. Die Vestalinnen, von Schrecken ergriffen, flohen nach allen Richtungen und alle Uebrigen thaten desgleichen, so daß Kobold mit dem jungen Mädchen allein blieb.

Er nahm rasch sein Hütchen ab und fragte sie, ob er ihr irgendwie dienen könne. Das Mädchen erwiderte mit mehr Unerschrockenheit, als man von ihrer Jugend hätte erwarten sollen, sie liebe einen jungen Edelmann, der sich um ihre Hand beworben hätte, aber den Ihrigen zu arm gewesen sei. Sogleich schüttelte Leander die Rose der Fee Wunderhold und schenkte ihr eine Million zum Brautschatz, worauf sie sich verheiratheten und sehr glücklich lebten.

Aber das letzte Abenteuer, welches Leander bestand, war das angenehmste. Beim Eintritt in einen großen Wald hörte er das Angstgeschrei einer weiblichen Stimme. Er sah sich nach allen Seiten um und erblickte endlich vier bewaffnete Männer, die ein Mädchen von etwa funfzehn Jahren mit Gewalt fortschleppten. Er eilte rasch auf sie los und rief ihnen zu: „Was hat euch dieses Mädchen gethan, daß ihr es so wie eine Sklavin behandelt?"

„Ho, ho," mein junges Herrchen," versetzte der Ansehnlichste von ihnen, „was kümmert ihr euch um Dinge, die euch nichts angehen?"

„Ich befehle euch," sprach Leander, sie unverzüglich frei zu lassen."

„O ja doch, gleich, wartet nur ein bischen," versetzten sie lachend.

Der Prinz sprang vom Pferde und setzte das rothe Käppchen auf, denn er hielt es nicht für rathsam, ganz allein vier Männer anzugreifen, die stark genug schienen, um zwölf in die Flucht zu schlagen. Kaum hatte er sein Hütchen auf dem Kopfe, so war er auch wie gewöhnlich unsichtbar; die Räuber sagten: „Er ist davon gelaufen; es lohnt nicht der Mühe, ihn zu verfolgen, wir wollen nur sehen, daß wir sein schönes Pferd bekommen."

Während nun Drei dem Lichtblau nachliefen, der sie nicht wenig in Athem setzte, blieb Einer als Wache bei dem jungen Mädchen zurück. Diese schrie und jammerte in einem fort.

„Ach, meine schöne Prinzessin," rief sie, „wie glücklich war ich in eurem Palaste, wie werd' ich die Entfernung von euch ertragen können! wenn ihr mein trauriges Geschick wüßtet, würdet ihr eure Amazonen der armen „Abrikotine" zu Hülfe schicken."

Leander, der Alles wahrnahm, ergriff unverzüglich den Arm des Räubers, welcher zu ihrer Bewachung zurückgeblieben war und band ihn an einen Baum, ohne daß Jener Zeit oder Kraft gehabt hätte, sich zu vertheidigen, denn er sah nicht einmal Den, welcher ihn wehrlos machte.

Auf sein Geschrei kam einer seiner Spießgesellen ganz athemlos herbeigelaufen und fragte ihn, wer ihn da angebunden habe.

„Das weiß ich selbst nicht," erwiderte Jener, „ich habe keine Menschenseele gesehen."

„Das sagst du nur, um dich zu entschuldigen," versetzte der Andere, „aber ich weiß lange, daß du eine Memme bist, wart', ich will dich behandeln, wie du's verdienst," und damit zählte er ihm eine gehörige Tracht Prügel auf. Dieser Auftritt machte Leandern vielen Spaß; er näherte sich hierauf dem zweiten Räuber, faßte ihn beim Arm und band ihn fest, gegenüber von seinem Kameraden.

Dieser sah dies nicht sobald, als er ihm zurief: „Wie nun, du tapferer Held, wer hat denn dich da angebunden? bist du nicht eine rechte Memme, daß du's gelitten hast?"

Der Andere sagte kein Wort dazu und sah ganz beschämt auf die Erde, ohne sich erklären zu können, wie er angebunden worden sei, da er doch Niemanden gesehen hatte.

Abrikotine benutzte indeß diesen Augenblick zur Flucht, ohne zu wissen, wohin. Leander, der sie nicht mehr sah, rief dreimal nach seinem Lichtblau, der kaum die Stimme seines Herrn vernahm, als er mit zwei Hufschlägen sich von beiden Räubern befreite und damit dem einen den Kopf, dem andern drei Rippen zerschlug. Nun war nur noch Abrikotine wieder aufzusuchen, die dem Prinzen ungemein gefallen hatte. Unverzüglich wünschte er sich zu ihr hin und sogleich war er dort. Er fand sie so müde, daß sie sich an jeden Baum lehnte, weil sie sich vor Müdigkeit nicht mehr aufrecht halten konnte. Als sie Lichtblau bemerkte, der so lustig einhertrabte, rief sie: „O wie schön, da ist ein hübsches Pferd, welches Abrikotine in den Freuden-Palast zurückbringen wird."

Kobold hörte sie wol, aber sie sah ihn nicht. Er näherte sich ihr, Lichtblau blieb stehen und sie schwang sich hinauf. Leander nahm sie in seine Arme und setzte sie sanft vor sich hin. O welche Furcht empfand Abrikotine, als sie sich umschlungen fühlte und Niemanden gewahr wurde. Sie wagte nicht, sich zu rühren, schloß die Augen aus Furcht, einen Geist zu sehen und sagte kein Sterbenswörtchen. Der Prinz, welcher die Taschen voll Zuckerwerk hatte, wollte ihr etwas davon in den Mund stecken, sie schloß aber die Zähne und die Lippen fest zusammen.

Endlich nahm er sein Hütchen ab und sagte zu ihr: „Wie furchtsam bist du, Abrikotine, dich so vor mir zu fürchten! ich bin es ja, der dich aus den Händen der Räuber errettet hat."

Sie schlug die Augen auf und erkannte ihn. „Ach, gnädiger Herr," rief sie, ihr seid es, dem ich Alles verdanke? Ich empfand freilich große Furcht, bei einem unsichtbaren Wesen allein zu sein."

„Ich war nicht unsichtbar," erwiderte er, eure Augen müssen euch einen Streich gespielt haben, daß ihr mich nicht gesehen habt."

Abrikotine glaubte es, obwol sie sonst eben nicht einfältig war. Nachdem sie sich hierauf eine Zeitlang von gleichgültigen Dingen unterhalten hatten, fragte Leander sie nach ihrem Alter, ihrer Heimath und wie sie den Räubern in die Hände gefallen wär'.

„Ich bin euch zu sehr verpflichtet," sagte Abrikotine, um eure Neugier nicht zu befriedigen. Ich bitte euch nur, weniger auf meine Erzählung zu achten, als unsere Reise zu beschleunigen."

„Eine Fee, deren Wissenschaft sonder Gleichen ist, faßte eine so heftige Neigung zu einem Prinzen, daß sie sich mit ihm vermählte, zum großen Aerger aller übrigen Feen, die ihr unaufhörlich vorstellten, welche Schmach sie ihnen durch ein solches Zeichen von Schwäche anthue. Ihr Unwille ging so weit, daß sie sie länger nicht unter sich dulden wollten, und so blieb der Fee nichts anders übrig, als daß sie sich in der Nähe des Feenreiches einen großen Palast baute."

„Indeß der Prinz, welcher sie geheirathet hatte, wurde bald ihrer überdrüßig. Er war in Verzweiflung darüber, daß sie Alles, was er nur irgend that, sogleich mit Hülfe ihrer Kunst errieth, so daß, wenn er nur die geringste Zuneigung zu einer andern Dame faßte, sie ihm die heftigsten Vorwürfe machte und die hübschesten Mädchen in wahre Scheusale verwandelte."

„Der Prinz, welchem ein solches Uebermaß von Zärtlichkeit äußerst lästig wurde, nahm eines Tages Postpferde und fuhr in die weite, weite Welt. Er versteckte sich in eine Höhle im Grund eines Berges, damit die Fee ihn nicht finden solle. Allein sie fand ihn doch und beschwor ihn, zu ihr zurückzukehren, versprach ihm Geld, Pferde, Hunde und Waffen und was er sonst nur irgend wünschen möchte."

„Es half aber Alles nichts, denn er war von Natur starrsinnig und liebte die Ungebundenheit. Er sagte ihr nichts als Grobheiten und nannte sie eine alte Hexe, eine Vogelscheuche."

„Du kannst dich glücklich schätzen," entgegnete sie ihm, „daß ich vernünftiger bin, als du, denn wenn ich wollte, so könnt' ich dich in eine Katze verwandeln oder in eine häßliche Kröte, in einen Kürbis, in eine Eule: aber die größte Strafe, die ich dir auferlegen kann, ist die, daß ich dich deinem Eigensinn überlasse. Bleib' nur in deiner dunkeln Höhle, in deinem Loch bei den Bären; ruf' nur die Schäferinnen aus der Nachbarschaft zu dir, du wirst mit der Zeit schon erkennen lernen, welch' ein Unterschied ist zwischen Bauerdirnen und einer Fee, wie ich, die sich so schön machen kann, wie sie immer will."

„Sie stieg sogleich wieder in ihren fliegenden Wagen und eilte schneller davon, als ein Vogel. Sobald sie zurückgekehrt war, versetzte sie ihren Palast an einen andern Ort, entließ ihre männlichen Wachen und Offiziere und nahm, statt ihrer, Frauen aus dem Amazonengeschlecht in ihren Dienst, welche auf's Sorgfältigste darüber wachen mußten, daß kein Mann diese Insel betrete. Sie nannte diesen Ort „die Insel stiller Freuden", denn wahre Freuden, pflegte sie oft zu sagen, könne man nicht genießen, wenn man in der Gesellschaft von Männern lebe. Ganz nach dieser Ansicht erzog sie auch ihre Tochter. Dies ist die Prinzessin, der ich diene; sie ist die schönste Dame, die es je gegeben hat, und da bei ihr nur die Freude herrscht, so altert man in ihrem Palast nicht. Ich bin, so wie ihr mich seht, mehr als zweihundert Jahr alt. Als meine Gebieterin herangewachsen war, überließ ihr die Fee, ihre Mutter, die Insel, gab ihr treffliche Lehren, wie sie glücklich leben könne und kehrte in das Feenreich zurück, seit welcher Zeit die Prinzessin der Insel stiller Freuden ihren Staat auf bewundernswürdige Weise regiert."

„Ich erinnere mich nicht, daß ich in meinem ganzen Leben andere Männer gesehen habe, als euch und die Räuber, welche mich entführten. Diese Bösewichter sagten mir, sie seien von einem häßlichen Zwerge, Namens Wüthrich, ausgeschickt, der sich in meine Gebieterin bloß auf ihr Bildniß hin verliebt habe. Sie umstreiften lange Zeit die Insel, wagten es aber nicht, sie zu betreten, denn unsere Amazonen sind zu wachsam, um Jemand durchzulassen. Zum Unglück aber ließ ich, der die Sorge für die Vögel der Prinzessin übertragen ist, eines Tages

ihren Lieblingspapagei fortfliegen, und aus Furcht, ausgescholten zu werden, wagte ich mich unklugerweise über die Grenzen hinaus, um ihn aufzusuchen. Die Räuber erwischten mich und hätten mich ohne eure edelmüthige Hülfe mit sich fortgeführt."

„Wenn ihr irgend eine Erkenntlichkeit für mich fühlt, schöne Abrikotine," sagte Leander, „darf ich da nicht hoffen, daß ihr mir behülflich seid, diese Insel der stillen Freuden zu betreten und eure Gebieterin, die wunderbare, nie alternde Prinzessin zu sehen?"

„Ach, gnädiger Herr," versetzte Abrikotine, „wir wären Beide verloren, wenn wir so Etwas wagten. Es muß euch ja wol ein Leichtes sein, ein Gut zu entbehren, welches ihr noch nicht kennt. Ihr seid noch nicht in dem Palaste gewesen, stellt euch also vor, daß er gar nicht vorhanden sei."

„Es ist nicht so leicht, wie ihr glaubt," erwiderte der Prinz, „aus dem Gedächtniß Etwas zu verwischen, was unsere Phantasie angenehm beschäftigt hat. Auch kann ich nicht zugeben, daß es ein sicheres Mittel zum Genuß wahrer Freuden sei, unser Geschlecht gänzlich zu verbannen."

„Es kommt mir nicht zu, darüber zu entscheiden," versetzte Abrikotine; „ich gestehe selbst, wenn alle Männer euch glichen, so möchte die Prinzessin das Gesetz immerhin widerrufen: aber von Fünfen, die ich gesehen habe, sind Vier Bösewichter gewesen und ich muß daraus wol schließen, daß es mehr böse als gute giebt, und folglich ist es besser, die Gemeinschaft mit allen zu fliehen."

Unter diesem Gespräch gelangten sie an das Ufer eines breiten Stromes, woselbst Abrikotine leicht vom Pferde sprang und indem sie dem Prinzen eine tiefe Verbeugung machte, zu ihm sagte: „Lebt wohl, gnädiger Herr! Ich wünsche euch so viel Glück, daß die ganze Welt für euch die Insel der Freuden sei; aber entfernt euch schleunig, damit unsere Amazonen euch nicht gewahr werden."

„Und ich, schöne Abrikotine," erwiderte der Prinz, „ich wünsche, nicht gänzlich von euch vergessen zu werden."

Mit diesen Worten entfernte er sich und begab sich tief in das Dickicht eines Waldes, der sich in der Nähe des Flusses befand. Dort nahm er seinem Lichtblau Sattel und Zaum ab, damit er nach Belieben auf dem frischen Grase weiden könne, setzte sich das rothe Hütchen auf und wünschte sich nach der Insel der stillen Freuden. Sein Wunsch ward auf der Stelle erfüllt und er befand sich an dem schönsten, wunderbarsten Orte der ganzen Welt.

Der Palast war von reinem Golde und wurde von Figuren aus Krystall und Edelsteinen getragen, welche den Thierkreis und alle Wunder der Natur, die Wissenschaften und Künste, die Elemente, das Meer mit seinen Fischen, die Erde mit ihren Thieren, die edlen Uebungen der Amazonen, die Freuden des Landlebens, Schäferinnen mit ihren Heerden und Hunden, ländliche Arbeiten, den Ackerbau, die Erndte, Gärten, Blumen und Bienen vorstellten. Aber unter so tausend mannigfaltigen Dingen sah man doch nirgends die Gestalt irgend eines Mannes oder auch nur eines Knaben.

„Abrikotine hat mich nicht getäuscht," sagte der Prinz bei sich, „es ist Alles so, wie sie gesagt. Man hat an diesem Orte jede Erinnerung an uns verbannt."

Er betrat hierauf den Palast und stieß bei jedem Schritt auf so viel Wunderbares, daß er die Augen kaum wieder davon abwenden konnte. Gold und Diamanten überraschten hier nicht allein durch ihre Kostbarkeit, sondern mehr noch durch die geschmackvolle Art und Weise, wie man sie angebracht hatte. Ueberall erblickte er junge Mädchen von sanftem, unschuldigem, fröhlichem Aussehen und schön wie der junge Tag. Leander ging durch eine lange Reihe von Sälen; die einen waren mit köstlichen chinesischen Gefäßen gefüllt, deren eigenthümlicher Geruch nebst ihren seltsamen Farben und Formen so viel Vergnügen macht. Die Mauern anderer bestanden aus so feinem Porzellan, daß das helle Tageslicht durchschien, wieder andere waren aus geschliffenem Krystall, aus Bernstein, Korallen, Lapis-Lazuli, Agat und Karneol; das Zimmer der Prinzessin aber bestand aus lauter großen Spiegelgläsern, denn ein so lieblicher Gegenstand konnte nicht oft genug vervielfältigt werden.

Ihr Thron war aus einer einzigen, muschelartig geschnittenen Perle verfertigt und mit Armleuchtern von Rubinen und Diamanten umgeben. Aller dieser Schimmer aber verschwand vor der unvergleichlichen Schönheit der Prinzessin. Ihr kindliches Wesen vereinigte alle Anmuth der Jugend mit der feinen, sichern Bewegung eines späteren Alters. Nichts kam der Sanftheit und Lebhaftigkeit ihrer Augen gleich. Genug, es war unmöglich, irgend einen Mängel an ihr zu finden. Mit holdseligem Lächeln dankte sie ihren Ehrendamen, welche sich heut', um ihr eine Ueberraschung zu machen, als Nymphen verkleidet hatten.

Da sie Abrikotine vermißte, so fragte sie nach ihr. Die Nymphen antworteten, sie hätten sie vergebens überall gesucht, aber nirgends gefunden.

Leander, welcher der Lust zu sprechen nicht widerstehen konnte, ahmte die Stimme eines Papageien nach, deren sich mehrere im Zimmer befanden und sagte: „Reizende Prinzessin, Abrikotine wird bald wiederkehren. Sie war nahe daran, entführt zu werden, wenn ihr ein junger Prinz nicht zu Hülfe kam."

Die Prinzessin war von dem, was der Papagei zu ihr sagte, ganz überrascht.

„Du plauderst ganz artig, mein kleiner Papagei," sprach sie zu ihm, „du wirst dich aber doch wol geirrt haben, und wenn Abrikotine zurückkommt, so wird sie dir die Ruthe geben."

„Sie wird mir nicht die Ruthe geben," erwiderte Kobold, indem er noch immer die Stimme des Papageien nachahmte, „sie wird euch vielmehr erzählen, wie große Lust der fremde Prinz hatte, diesen Palast zu betreten, um euch zu zeigen, wie großes Unrecht ihr seinem Geschlecht anthut."

„Fürwahr, Papagei," rief die Prinzessin aus, „es ist Schade, daß du nicht immer so gesprächig bist, ich würde dich dann recht lieb gewinnen."

„Ach," erwiderte Prinz Kobold, „wenn ich nur zu plaudern brauche, um mir eure Gunst zu erwerben, so werd' ich keinen Augenblick mehr zu schwatzen aufhören."

„Sollte man aber nicht schwören," fuhr die Prinzessin fort, „dieser Papagei sei ein Herenmeister?"

In diesem Augenblick trat Abrikotine in's Zimmer und warf sich ihrer schönen Gebieterin zu Füßen. Sie theilte ihr sodann ihr Abenteuer mit und entwarf ihr das Bildniß des Prinzen mit den lebhaftesten und vortheilhaftesten Farben.

„Ich würde," fügte sie hinzu, „vor wie nach alle Männer hassen, wenn ich diesen nicht gesehen hätte. Ach, er ist so liebenswürdig! Sein Aeußeres, sein ganzes Benehmen hat so etwas Edles und Geistreiches! Gleichwol mein' ich recht gethan zu haben, daß ich ihn nicht hieher brachte."

Die Prinzessin erwiderte nichts darauf, fuhr aber fort, Abrikotinen über den Prinzen auszufragen, ob sie nicht seinen Namen, seine Heimath, seine Geburt wisse, woher er käme, wohin er ginge — und versank dann in tiefes Nachdenken.

Kobold beobachtete Alles und fuhr darauf zu sprechen fort, wie er angefangen hatte. „Abrikotine ist eine Undankbare," sagte er, dieser arme Fremde wird vor Kummer sterben, daß er euch nicht sehen darf."

„Mag er sterben, Papagei," erwiderte die Prinzessin seufzend, „dir aber, der du wie ein verständiger Mensch reden willst und nicht wie ein kleiner Papagei, dir verbiet' ich, mir je wieder von diesem Unbekannten zu reden."

Leander war höchst erfreut, daß die Worte Abrikotinens und des Papageis einen solchen Eindruck auf die Prinzessin gemacht hatten. „Ist es möglich," sagte er bei sich selbst, indem er die Prinzessin mit dem größten Wohlgefallen betrachtete, „daß dieses Meisterwerk der Natur ewig auf einer Insel eingesperrt bleiben soll, ohne daß irgend ein Sterblicher sich ihr zu nahen wagen dürfe?"

„Aber," fuhr er fort, „mögen doch alle andern Männer von hier verbannt sein, da ich ja das Glück habe, mich in ihrer Nähe aufhalten, sie sehen, hören, bewundern und lieben zu können."

Es war schon spät; die Prinzessin begab sich in einen Saal von Marmor und Porphyr, wo mehrere Springbrunnen eine angenehme Kühlung verbreiteten. Sowie sie hineintrat, begann eine herrliche Musik und ein köstliches Abendmahl wurde aufgetragen. Längs den Seiten dieses Saales befanden sich große Vogelhäuser, voll der seltensten Vögel, deren Pflege Abrikotinen übertragen war.

Leander hatte auf seinen Reisen gelernt, den Gesang der Vögel nachzuahmen und ahmte jetzt sogar einige Arten nach, die sich nicht hier befanden. Die Prinzessin horchte auf, sah sich um, war ganz verwundert, stand von der Tafel auf und ging zu den Vögeln. Kobold sang hierauf noch viel anmuthiger und lauter und indem er die Stimme eines Kanarienvogels annahm, aus dem Stegreif ein kleines sehr artiges Gedicht.

Die Prinzessin, noch viel mehr erstaunt, ließ Abrikotine rufen und fragte sie, ob sie einen von den Kanarienvögeln singen gelehrt hätte.

Sie verneinte dieses zwar, meinte aber, ein Kanarienvogel könne wol eben so viel Verstand besitzen, als ein Papagei. Die Prinzessin lächelte und bildete sich gleichwol ein, Abrikotine müsse dem Vögelchen Unterricht gegeben haben. Hierauf setzte sie sich wieder zur Tafel, um ihr Abendbrot zu beendigen.

Leander hatte sich an diesem Tage hinlängliche Bewegung gemacht, um einen guten Appetit zu haben. Er näherte sich daher der Tafel, deren Duft allein schon erquickend war.

Nun besaß die Prinzessin eine blaue Katze, welche sie sehr liebte; eine von ihren Ehrendamen hielt dieselbe auf dem Schooß. „Gnädige Prinzessin,“ sagte sie, „Blauhaar hat Hunger.“ Hierauf setzte man die Katze an die Tafel, wo ihr ein kleiner goldner Teller vorgesetzt wurde, auf welchem sich eine zierlich zusammengelegte Serviette befand. Die Katze hatte ein Halsband von Perlen und eine goldne Schelle und fing nun an, tüchtig zu schmausen.

„Hoho,“ sagte Kobold bei sich selbst, „ein dicker blauer Kater, der vielleicht nie Mäuse gefangen hat und sicherlich nicht von besserer Herkunft ist, als ich, hat die Ehre, mit der schönen Prinzessin zu speisen! Ich möchte wol wissen, ob er sie ebenso liebt wie ich und ob es billig ist, daß ich mich mit dem Geruch begnüge, während er so köstliche Bissen speist?“

Hierauf nahm er die blaue Katze ganz leise fort von dem Lehnstuhl, setzte sich hinein und nahm die Katze auf den Schooß. Kobold wurde von Niemanden gesehen; wie wäre dies auch möglich gewesen? Er hatte ja das rothe Hütchen auf.

Die Prinzessin legte indeß junge Rebhühner, Wachteln und Fasanen auf den Teller Blauhaars, und Rebhühner, Wachteln und Fasanen verschwanden in einem Augenblick, so daß der ganze Hof sagte: „Blaubaar hat noch nie einen solchen Appetit gezeigt.“ Es befanden sich auch auf der Tafel herrliche Ragouts. Kobold ergriff eine Gabel und indem er den Fuß der Katze festhielt, versuchte er die Ragouts. Oft drückte er die Pfote ein wenig zu sehr und dann schrie und miaute Blauhaar jämmerlich und wollte kratzen.

Als die Prinzessin dies bemerkte, sagte sie: „Gebt doch dem armen Blauhaar diese Torte und dieses Frikassee; seht doch einmal, wie er schreit, um Etwas davon zu bekommen.“

Leander lachte ganz leise über diesen Spaß; aber er hatte auch großen Durst und da er nicht gewohnt war, so lange zu tafeln, ohne zu trinken, faßte er mit der Pfote der Katze eine große Melone und löschte damit ein wenig seinen Durst. Dann, als das Mahl beendet war, eilte er zum Schenktisch und nahm dort zwei Flaschen von einem nektargleichen Weine.

Die Prinzessin begab sich in ihr Zimmer, sie hieß Abrikotinen folgen und die Thür schließen. Kobold schlich ihnen auf dem Fuß nach und befand sich ungesehen in dem Gemach.

„Gesteh' nur,“ sprach die Prinzessin zu ihrer Vertrauten, „du hast in der Schilderung jenes Unbekannten übertrieben, er kann unmöglich so liebenswürdig sein, wie du sagtest.“

„Ich betheure euch, gnädige Prinzessin,“ erwiderte Abrikotine, „daß ich nicht nur nicht zu viel, sondern vielmehr bei weitem zu wenig gesagt habe.“

Die Prinzessin schwieg einen Augenblick und seufzte. „Ich danke dir gleichwol,“ fuhr sie fort, daß du ihn nicht mitgebracht hast.“

„Aber, gnädige Prinzessin,“ versetzte Abrikotine, welche schlau genug war, um die Gedanken ihrer Gebieterin zu durchschauen, „wenn er nun hergekommen wär', die Wunder dieser herrlichen Insel anzustaunen, was hätte das euch schaden

können? Wollet ihr in einem Winkel der Welt ewig unbekannt bleiben, verborgen den übrigen Sterblichen? Wozu dient euch so viel Größe, so viel Pracht und Herrlichkeit, wenn sie von Niemand gesehen wird?"

„Schweig', schweig', du kleine Schwätzerin," sagte die Prinzessin, „und störe nicht die glückliche Ruhe, die ich seit sechshundert Jahren genieße. Glaubst du, daß, wenn ich ein unruhiges, geräuschvolles Leben führte, ich so alt geworden wär'? Nur schuldlose, stille Freuden können unser Dasein so verlängern. Haben wir nicht in unsern Geschichtsbüchern von den Umwälzungen der größten Reiche gelesen, von den unsichern Launen eines unbeständigen Glückes, von den Verkehrtheiten der Liebe, den Schmerzen der Trennung, den Qualen der Eifersucht? Was ist die Ursache all dieses Kummers und all dieser Leiden gewesen? Was anders als der Umgang der Menschen mit einander? Ich bin, Dank sei es der Fürsorge meiner Mutter, von all dergleichen befreit geblieben! Ich kenne nicht Schmerzen, noch vergebliche Wünsche, weder Neid, noch Liebe, noch Haß. Ja, in solcher Ruhe wollen wir immer leben."

Abrikotine wagte nichts zu entgegnen, die Prinzessin hielt einige Augenblicke inne, dann fragte sie, ob sie ihr nichts darauf zu sagen habe.

Abrikotine versetzte, dann wär' es ja aber unnöthig gewesen, daß die Prinzessin ihr Bildniß an verschiedene Höfe geschickt hätte, wo es doch nur so Manchen unglücklich machen werde, denn Jeder, der es erblicke, werde das größte Verlangen empfinden, die Prinzessin zu sehen, ohne es je befriedigen zu können.

„Gleichwol gesteh' ich dir," sagte die Prinzessin, „daß ich den Wunsch hege, mein Bildniß käm' in die Hände jenes Unbekannten, dessen Namen ich nicht weiß."

„Wie, gnädige Prinzessin!" rief Abrikotine, „ist sein Verlangen, euch zu sehen, nicht schon groß genug, und wolltet ihr es noch vermehren?"

„Ja," erwiderte die Prinzessin, „eine Regung von Eitelkeit, die mir bisher unbekannt gewesen ist, macht mir Lust dazu."

Kobold hörte dies Alles mit an, ohne nur ein Wort davon zu verlieren; Manches erweckte schmeichelhafte Hoffnungen in ihm, Anderes zerstörte sie gänzlich.

Es war schon spät; die Prinzessin begab sich in ihr Schlafgemach und Leander schlüpfte in ein Seitenkabinet, um das Vergnügen zu haben, sie noch reden zu hören. Die Prinzessin fragte eben Abrikotine, ob sie auf ihrer Reise nichts Außerordentliches gesehen hätte.

„O ja," versetzte sie, „ich bin durch einen Wald gekommen, wo ich Thiere gesehen habe, die fast wie kleine Kinder aussehen; sie hüpfen und springen auf den Bäumen, wie die Eichhörnchen; ihr Aussehen ist sehr häßlich, aber ihre Geschicklichkeit außerordentlich."

„Ach," sagte die Prinzessin, „wie gern möchte ich einige von diesen Thieren besitzen; wenn sie nicht so schnell wären, könnte man wol einige fangen."

Kobold, welcher durch diesen Wald gekommen war, errieth gleich, daß die Rede von Affen war. Sogleich wünschte er sich dahin, fing ein Dutzend große und kleine Affen von verschiedenen Farben, steckte sie mit vieler Mühe in einen

großen Sack und wünschte sich dann nach Paris, da er gehört hatte, daß man dort für Geld Alles haben könne, was man nur wünsche.

Bei einem berühmten Goldschmied kaufte er einen kleinen Wagen ganz von Gold, an den er sechs grüne Affen spannte, mit einem Geschirr von feuerfarbenem Maroquin, mit Gold ausgelegt. Hierauf begab er sich zu einem bekannten Marionettenspieler, von dem er zwei vorzüglich gut abgerichtete Affen kaufte und den einen als König gekleidet in den Wagen setzte, den andern als Kutscher auf den Bock. Die übrigen Affen waren als Pagen angezogen und das Ganze gewährte einen sehr possierlichen Anblick.

Er steckte hierauf den Wagen und die gestiefelten Affen, den König wie die Dienerschaft, wieder in seinen Sack und ehe noch die Prinzessin sich zu Bett gelegt hatte, hörte sie plötzlich in dem Vorzimmer das Geräusch des kleinen Wagens, und ihre Nymphen meldeten ihr die Ankunft des Königs der Zwerge. Zugleich rollte die Karosse mit dem Affenzug in ihr Zimmer.

Kobold leitete das Ganze; zuletzt ließ er den Affenkönig aus seiner kleinen Goldkarosse steigen und der Prinzessin mit sehr gutem Anstande ein mit Diamanten besetztes Kästchen überreichen. Sie machte es auf und fand einige sehr artige Verse darin.

Man kann sich ihr Erstaunen denken. Nun tanzten die beiden Pariser Affen mit einander, die an Geschicklichkeit die berühmtesten Affentänzer ihrer Zeit übertrafen.

Die Prinzessin belustigte sich ungemein daran, und lachte anfangs so sehr, daß sie beinahe Kopfweh bekam; aber unruhig, den Verfasser der Verse nicht errathen zu können, entließ sie die Tänzer früher, als sie es sonst gethan hätte. Vergebens strengte sie all ihr Nachdenken an, das so verborgene Geheimniß zu enträthseln.

Leander, hoch erfreut darüber, daß die Prinzessin seine Verse mit so großer Aufmerksamkeit gelesen und die Affen mit so vielem Vergnügen hatte tanzen sehen, dachte nun daran, ein wenig Ruhe zu genießen, deren er freilich sehr bedurfte. Er hielt sich eine Weile in dem großen Vorsaal auf und stieg dann hinab.

In dem Erdgeschoß stand eine Thür auf; er trat ganz leise in ein Gemach, welches so schön und anmuthig war, wie er noch nie eins gesehen hatte. Es befand sich darin ein prächtiges Bett mit goldgestickten Gardinen von grüner Gaze, die mit Perlenschnüren zierlich aufgebunden waren; die Eicheln bestanden aus Rubinen und Smaragden. Es war schon hell genug, um die außerordentliche Pracht dieses Lagers bewundern zu können. Nachdem Leander die Thür verschlossen, streckte er sich auf das Bett und fiel in einen tiefen Schlaf.

Er erwachte so früh, daß ihm die Zeit, bis wo er die Prinzessin sehen konnte, sehr lang erschien. Da er sich überall umsah, bemerkte er eine zum Malen aufgespannte Leinewand, Pinsel und Farben. Zugleich erinnerte er sich, was die Prinzessin am Abend vorher mit Abrikotinen über ihr Bildniß gesprochen hatte und da er besser malte, als die ausgezeichnetsten Meister, so setzte er sich vor einen großen Spiegel und malte sein Bildniß, wie er mit einem Knie sich auf die Erde stützte, und das Portrait der Prinzessin, deren treues Bild ihm seine lebhafte

Phantasie vorspiegelte, in der Hand hielt; in der andern Hand trug er eine Rolle mit den Worten:

„Lebendiger ist sie noch in meinem Herzen."

Wie erstaunt war die Prinzessin, als sie ihr Zimmer betrat, daselbst das Bildniß eines Mannes zu finden. Sie betrachtete es aber mit noch größerem Erstaunen, als sie auch das ihrige erkannte und die Worte auf der Rolle ihrer Neugier und ihrem Nachdenken einen reichen Stoff gaben. Sie war allein, sie verlor sich in Vermuthungen; endlich aber kam sie zu der Ueberzeugung, Abrikotine müsse die Urheberin dieser anmuthigen Ueberraschung sein. Nun wollte sie nur noch wissen, ob das Portrait dieses schönen Jünglings nur ein Werk ihrer Einbildungskraft sei oder ein Original besäße. Sie stand hastig auf und rief Abrikotine herbei. Unterdessen war Kobold, das rothe Hütchen auf dem Kopf, bereits im Zimmer, voll Neugier, das Weitere zu hören.

Die Prinzessin hieß Abrikotinen das Bildniß zu betrachten und ihr ihre Meinung darüber zu sagen. Sie hatte es kaum erblickt, so rief sie: „Fürwahr, gnädige Prinzessin, dies ist das Portrait des edelmüthigen Fremden, welchem ich das Leben verdanke. Ja, er ist es selbst, dies sind seine Züge, sein Wuchs, seine Haare und sein ganzer Anstand."

„Du stellst dich überrascht," sagte die Prinzessin lächelnd, „und du hast es doch selbst hierher gebracht."

„Ich, gnädige Prinzessin?" erwiderte Abrikotine, „ich schwöre euch, daß ich Zeit meines Lebens dieses Gemälde nicht gesehen habe und wie sollt' ich so kühn sein, euch irgend Etwas zu verheimlichen, das von Interesse für euch ist? durch welches Wunder auch sollt'es in meine Hände gerathen sein? Ich kann weder malen, noch hat je ein Mann diesen Ort betreten und doch seid ihr hier zugleich mit ihm gemalt."

„Ich fange an mich zu fürchten," sagte die Prinzessin; „irgend ein Geist muß es hierher gebracht haben."

„Wenn ich es wagen darf, euch einen Rath zu geben," versetzte Abrikotine, „so verbrennt es auf der Stelle."

„Wie Schade!" sagte die Prinzessin mit einem Seufzer; mich dünkt, mein Zimmer könnte nicht schöner geschmückt sein!" und indem sie dieses sagte, betrachtete sie es mit unverwandten Blicken. Abrikotine aber bestand darauf, man müsse durchaus einen Gegenstand verbrennen, der nur durch Zauberei könne hierher gebracht worden sein.

Sie lief auf der Stelle fort, um Feuer zu holen, während die Prinzessin an ein Fenster trat, weil sie ein Bildniß, das so großen Eindruck auf ihr Herz machte, nicht länger ansehen wollte. Da aber Kobold keineswegs gesonnen war, es verbrennen zu lassen, benutzte er diesen Augenblick, um es zu nehmen und sich unbemerkt damit zu entfernen.

Er hatte kaum das Gemach verlassen, als die Prinzessin sich umwandte, um das schöne Gemälde, welches ihr so wohl gefiel, noch einmal zu betrachten. Welches Erstaunen, als sie es nicht mehr fand! Sie suchte es überall, natürlich aber vergebens. Sie fragte Abrikotine, die jetzt zurückkam, ob sie es mitgenom-

men habe. Abrikotine versicherte das Gegentheil und dieses letzte Abenteuer setzte sie vollends in Schrecken.

Sobald Kobold das Bildniß verborgen hatte, kehrte er wieder in das Zimmer zurück, denn er empfand das größte Vergnügen, die schöne Prinzessin so oft als möglich zu sehen und sprechen zu hören. Er speiste daher auch alle Tage an ihrer Tafel mit Blauhaar, der freilich nicht zum besten dabei fortkam; indeß war Kobold weit davon entfernt, sich zufrieden zu fühlen, da er weder sprechen, noch sich sehen lassen durfte, und es ist wol keine Kleinigkeit, sich unsichtbar Gegenliebe zu erwerben.

Die Prinzessin hatte Sinn für alles Schöne und in ihrer gegenwärtigen Stimmung bedurfte sie der Zerstreuung. Eines Tages äußerte sie im Kreise ihrer Damen, es würde ihr viel Vergnügen machen, zu wissen, wie die Damen an den verschiedenen Höfen der Welt gekleidet wären, um dann die geschmackvollste Mode für sich selbst auswählen zu können.

Mehr bedurfte es nicht, um Kobold zu veranlassen, die ganze Erde zu durchfliegen. Er setzte sein rothes Hütchen auf und wünschte sich nach China, kaufte dort die schönsten Stoffe und nahm das Muster einer Frauentracht mit; er flog nach Siam und that dort das Nämliche, er durcheilte vier Welttheile in drei Tagen und immer wenn er eine gehörige Bürde aufgesammelt hatte, kehrte er in den Palast der stillen Freuden zurück, um sie in einer entlegenen Kammer zu verbergen. Als er nun auf diese Weise eine große Anzahl kostbarer Seltenheiten gesammelt (denn Geld hatte er, so viel er wollte, die Rose gab alles her), begab er sich nach Paris, kaufte daselbst fünf bis sechs Dutzend Puppen, ließ sie mit all den Stoffen bekleiden und stellte sie sämmtlich dann in dem Gemach der Prinzessin auf.

Als diese hereintrat, empfand sie die angenehmste Ueberraschung, die sie nur je gehabt hatte. Jede der Puppen hielt ein Geschenk in der Hand, Uhren, Armbänder, Ringe von Diamanten; und die, welche am meisten in die Augen fiel, trug eine Kapsel. Die Prinzessin öffnete dieselbe und fand darin das Portrait Leanders, denn das Bild desselben hatte sich ihr von jenem ersten Gemälde so tief eingeprägt, daß sie ihn auf der Stelle wiedererkannte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und sagte zu Abrikotinen: „Ich kann nicht begreifen, was seit einiger Zeit in meinem Palaste vorgeht. Meine Vögel reden so vernünftig, und es scheint, daß ich nur meine Wünsche zu äußern brauche, um sie erfüllt zu sehen; ich finde zweimal das Bildniß Dessen, der dich aus den Händen der Räuber errettet hat, und sieh da, welche Stoffe, Diamanten, Stickereien, Spitzen und kostbare Seltenheiten! Was für eine Fee ist es, was für ein Geist, der es sich so angelegen sein läßt, mir dergleichen Annehmlichkeiten zu erweisen?

Als Leander dies hörte, schrieb er in seine Schreibtafel folgende Worte und warf sie der Prinzessin zu Füßen:

„Ich bin nicht Geist und bin nicht Fee,
Doch fühl' ich tiefes Liebesweh,
Nicht wag' ich, vor euch zu erscheinen,
O wollt zum wenigsten mein Loos beweinen!"

Der Prinz Kobold.

Die Schreibtafel glänzte so von Gold und Edelsteinen, daß die Prinzessin sie sogleich gewahr wurde; sie öffnete sie und las mit dem größten Erstaunen die Verse Kobolds. „Dieser Unsichtbare,“ sagte sie hierauf, „ist also ein Ungeheuer, weil er es nicht wagt, sich mir zu zeigen?“

„Ich habe sagen hören, gnädige Prinzessin,“ erwiderte Abrikotine, „daß die Kobolde aus Luft und Feuer bestehen, daß sie keinen Körper haben und daß nur ihr Geist und ihr Wille thätig ist.“

„Ich bin zufrieden damit,“ versetzte die Prinzessin, „ein solcher Liebhaber kann die Ruhe meines Lebens nicht besonders stören.“

Leander war entzückt, die Prinzessin mit seinem Bilde so beschäftigt zu sehen und zu hören. Er erinnerte sich, daß in einer Grotte, welche sie öfters besuchte, ein Fußgestell stand, welches für eine noch unvollendete Diana bestimmt war. Auf dieses Piedestal nun stellte sich Leander, in einer ganz ungewöhnlichen Kleidung, mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf und einer Lyra in der Hand. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo die Prinzessin, wie sie täglich es gewohnt war, hierher kommen würde.

Als sie die Grotte betrat, winkte sie, daß man ihr nicht folgen solle, da sie allein zu sein wünschte, worauf ihre Dienerinnen sich in den Alleen des Gartens zerstreuten.

Die Prinzessin warf sich auf eine Ruhebank und sprach vor sich hin, aber so leise, daß Kobold nichts davon verstehen konnte. Dieser hatte anfänglich das rothe Hütchen aufgesetzt, damit sie ihn nicht sogleich gewahr werde, dann nahm er es ab.

Ihr Erstaunen war unbeschreiblich; anfangs glaubte sie, es sei eine Bildsäule, da er unbeweglich in der Stellung blieb, welche er angenommen hatte. Sie betrachtete ihn mit einem Gefühl von Furcht und Freude, aber das Vergnügen, welches diese so unerwartete Erscheinung ihr gewährte, siegte schon über die Furcht, als der Prinz plötzlich in Begleitung der Lyra einen sanften, lieblichen Gesang anhob.

So anmuthig auch die Stimme Leanders war, so konnte die Prinzessin doch dem Schrecken, der sie ergriff, nicht widerstehen, sie erbleichte plötzlich und sank ohnmächtig zu Boden.

Leander sprang bestürzt von dem Fußgestell herab und nachdem er sein rothes Hütchen, um von Niemanden gesehen zu werden, wieder aufgesetzt hatte, leistete er ihr mit dem größten Eifer jeden möglichen Beistand. Nach einiger Zeit schlug sie die Augen wieder auf und sah sich überall um, als ob sie ihn suche. Niemand war zu sehen, doch fühlte sie, daß man ihre Hände festhielt und küßte. Lange Zeit wagte sie kein Wort zu reden, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt; obwol sie den Kobold fürchtete, so lieb war er ihr doch, wenn er die Gestalt des Unbekannten annahm.

Endlich rief sie aus: „Kobold, artiger Kobold, warum bist du nicht Der, den ich wünsche?“

Bei diesen Worten war Leander nahe daran, sich zu entdecken, aber er wagte es noch immer nicht. „So lange ich sie noch erschrecke,“ sagte er bei sich selbst,

„so lange sie mich noch fürchtet, darf ich nicht auf ihre Liebe hoffen." Er schwieg daher und zog sich in einen Winkel der Grotte zurück.

Die Prinzessin, welche allein zu sein glaubte, rief Abrikotine herbei und erzählte ihr das Wunder von der lebendig gewordenen Statue, wie anmuthig ihre Stimme gewesen sei und wie hülfreich sich der Kobold bei ihrer Ohnmacht erwiesen habe. „Wie Schade," sagte sie, „daß dieser Kobold so häßlich und ungestaltet ist, denn unmöglich kann irgend Jemand liebenswürdigere und gefälligere Sitten haben!"

„Und wer hat euch denn gesagt, gnädige Prinzessin," versetzte Abrikotine, „daß er so häßlich ist, wie ihr glaubt?"

„Ach," sagte die Prinzessin, „wenn er dem Unbekannten gliche, so würde es mir schwer werden, den Vorschriften meiner Mutter zu gehorchen!"

Man kann sich leicht vorstellen, welches Vergnügen Leander bei dieser Unterhaltung empfand!

Inzwischen wartete der kleine Wüthrich, welcher in die Prinzessin verliebt war, ohne sie je gesehen zu haben, mit Ungeduld auf die Rückkehr der vier Männer, die er nach der Insel der stillen Freuden abgesandt hatte. Indeß nur einer kehrte zurück, der ihm jedoch über Alles ausführlich berichtete. Er erzählte ihm, daß die Insel von Amazonen vertheidigt würde und nur ein mächtiges Heer ihm den Eingang verschaffen könnte.

Der König, sein Vater, war so eben gestorben und Wüthrich also unumschränkter Herr geworden. Sogleich sammelte er ein Heer von mehr als viermalhunderttausend Mann und zog an ihrer Spitze zur Eroberung der Insel aus. Das war einmal ein schöner General, der erste beste Affe hätte sich besser ausgenommen, als er!

Als die Amazonen dieses gewaltige Heer erblickten, benachrichtigten sie die Prinzessin davon, welche ohne Verzug die treue Abrikotine nach dem Feenreiche absandte und ihre Mutter um Rath fragen ließ, wie sie den kleinen Wüthrich aus ihren Staaten vertreiben solle.

Abrikotine aber fand die Fee ganz in Zorn. „Ich weiß Alles," sagte sie, „was bei meiner Tochter vorgeht. Der Prinz Leander ist in ihrem Palast, er liebt sie und sie liebt ihn. Alle meine Sorgfalt hat sie nicht vor einem solchen Schicksal bewahren können. Geh', Abrikotine, ich will nichts mehr von dieser Tochter hören, deren Ungehorsam mir solchen Kummer macht."

Als Abrikotine diese schlimme Nachricht der Prinzessin hinterbrachte, gerieth diese in die größte Verzweiflung. Kobold befand sich unsichtbar in ihrer Nähe und nahm an ihrem Schmerz den innigsten Antheil. Doch wagte er nicht, sie in diesem Augenblick anzureden.

Er erinnerte sich, daß Wüthrich sehr geldgierig sei und hoffte ihn dadurch vielleicht zum Rückzuge zu bewegen. Sogleich verkleidete sich Leander als Amazone und wünschte sich in den Wald zu seinem Pferde. Kaum hatte er Lichtblau gerufen, als dieser springend und wiehernd herbeikam, denn er hatte, so lange von seinem lieben Herrn entfernt, die größte Langeweile empfunden. Leander

langte in dem Lager Wüthrichs an und Jedermann hielt ihn für eine Amazone, so schön und jugendlich sah er aus. Man meldete dem König, daß eine junge Dame im Auftrage der Prinzessin der stillen Freuden-Insel ihn zu sprechen wünsche. Wüthrich warf sogleich seinen königlichen Mantel um und setzte sich auf den Thron, auf welchem er sich ausnahm wie eine Meerkatze, die den König spielen will.

Leander trat ein und sagte ihm, die Prinzessin, welche ein stilles, friedliches Leben den Unruhen des Krieges vorziehe, lasse ihm so viel Geld anbieten, als er nur irgend wolle, im Fall er ihr Frieden gewähre; schlüge er jedoch dieses Anerbieten aus, so werde sie nichts zu ihrer Vertheidigung unversucht lassen.

Wüthrich erwiderte, er wolle Mitleid mit der Prinzessin haben und ihr die Ehre seines Schutzes bewilligen; sie brauche ihm nur hundert tausend Millionen Goldstücke zu schicken, so werde er augenblicklich in sein Reich zurückkehren.

Leander entgegnete ihm, da es zu viel Zeit kosten würde, hundert tausend Millionen Goldstücke zu zählen, so möge er doch lieber sagen, wie viel Zimmer voll er zu haben wünsche; die Prinzessin sei edelmüthig und reich genug, um ein paar mehr nicht anzusehen.

Wüthrich war außerordentlich erstaunt, daß man, anstatt zu handeln, die geforderte Summe freiwillig noch erhöhte. Es schien ihm das Beste, so viel zu nehmen, als er immer könnte, und dann die Amazone tödten zu lassen, damit sie zu ihrer Gebieterin nicht wieder zurückkehren könne.

Hierauf sagte er zu Leandern, er verlange dreißig große Säle ganz mit Goldstücken gefüllt und gebe sein königliches Wort, sogleich dann umzukehren. Leander wurde in die Zimmer geführt, die er mit Gold anfüllen sollte, nahm seine Rose und schüttelte sie so lange, bis Pistolen, Quadruples, Louisd'or, Goldthaler, Rosenobles, Souveraine, Guineen und Zechinen wie in einem Platzregen herabstürzten. Es giebt wol nichts Reizenderes auf der Welt, als so ein Regen.

Wüthrich gerieth außer sich vor Entzücken und je mehr Gold er sah, desto größere Lust empfand er, die Amazone umzubringen und die Prinzessin in seine Gewalt zu bekommen.

Sobald die dreißig Zimmer voll waren, rief er den Wachen zu: „Ergreift diese Spitzbübin, sie hat mir falsches Gold gebracht."

Sogleich stürzten sich Alle auf die Amazone, in demselben Augenblick aber setzte Kobold sein rothes Hütchen auf und war verschwunden. Man glaubte, er sei entwischt, lief ihm nach und ließ Wüthrich allein. In diesem Augenblick ergriff ihn Kobold bei den Haaren und schnitt ihm den Kopf ab, wie einem Huhn.

Als Kobold den Kopf hatte, wünschte er sich in den Palast der Freuden zurück. Die Prinzessin ging im Garten auf und nieder, sehr betrübt über die Antwort ihrer Mutter und auf ein Mittel sinnend, wie sie Wüthrich zurücktreiben könne. Letzteres schien ihr allerdings sehr schwer, da sie den viermalhunderttausend Mann des Tyrannen nur eine kleine Anzahl von Amazonen entgegenzustellen hatte. Plötzlich sah sie einen Kopf in der Luft schweben, ohne daß ihn irgend Jemand hielt. Dieses Wunder setzte sie in solches Erstaunen, daß sie nicht wußte, was sie davon denken sollte, und ihr Erstaunen wuchs noch viel mehr,

als man den Kopf zu ihren Füßen niederlegte, ohne daß sie die Hand erblickte, welche dies that. Zugleich vernahm sie eine Stimme, welche zu ihr sagte:

„Seid ohne Furcht, anmuthige Prinzessin, Wüthrich wird euch nichts mehr zu Leide thun."

Abrikotine erkannte sogleich die Stimme Leander's und rief aus: „Fürwahr, gnädige Prinzessin, der Unsichtbare, der hier spricht, ist der Fremde, der mich befreit hat."

Die Prinzessin schien erstaunt und entzückt. „Ach!" sagte sie, „wenn es wahr ist, daß der Kobold und der Fremde eins und dasselbe sind, so würde es mir großes Vergnügen gewähren, ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen."

Kobold erwiderte: „Ich will mich bemühen, sie noch mehr zu verdienen."

In der That kehrte er sogleich zu der Armee Wüthrichs zurück, wo das Gerücht seines Todes sich schon verbreitet hatte. Kaum zeigte sich Leander, so kamen Alle auf ihn zu, die Hauptleute und Soldaten umringten ihn mit lautem Freudengeschrei und erkannten ihn als ihren König an, dem die Krone rechtmäßiger Weise zugehöre.

Er überließ ihnen sogleich mit großer Freigebigkeit die dreißig Säle voll Gold, um sie unter sich zu vertheilen, so daß selbst die gemeinen Soldaten für ihr Lebelang reiche Leute wurden. Leander schickte sie hierauf in kleinen Märschen wieder in ihre Heimath und kehrte dann zur Prinzessin zurück. Die Prinzessin aber schlief schon und so begab er sich auf das Zimmer, wo er gewöhnlich die Nacht zubrachte. Da er heute ziemlich müde und der Ruhe bedürftig war, so vergaß er die Thür, wie sonst, sorgfältig zu verschließen.

Die Prinzessin indeß konnte vor Unruhe nicht schlafen. Sie stand mit dem frühesten Morgen auf und begab sich hinab in ihr Zimmer; welche Ueberraschung aber, als sie dort Leander auf dem Bett schlafend fand! Sie hatte Zeit genug, ihn unbemerkt zu betrachten und sich zu überzeugen, daß es der nämliche Jüngling sei, dessen Bildniß sie in der Kapsel von Diamanten besaß.

„Ist es möglich," sagte sie bei sich selbst, „daß dies ein Kobold ist? schlafen denn die Kobolde auch? Ist dies ein Körper von Luft und Feuer, wie Abrikotine sagt?"

Sie berührte leise seine Haare, lauschte aufmerksam auf seine Athemzüge und fühlte bald die größte Freude, ihn gefunden zu haben, bald wieder die tiefste Unruhe.

Während sie nun so, in seinen Anblick versenkt, da stand, trat plötzlich ihre Mutter herein mit einem so schrecklichen Getöse, daß Leander aus dem Schlaf auffuhr. Wie groß aber war seine Ueberraschung und sein Schmerz, als er die Prinzessin in der größten Verzweiflung erblickte, wie sie von ihrer Mutter unter den härtesten Vorwürfen fortgerissen wurde. O, welch' ein Schmerz für Leander und die Prinzessin, welche jetzt nahe daran waren, für immer getrennt zu werden! Die Prinzessin wagte keine Widerrede gegen die schreckliche Fee; sie warf nur ihre Augen auf Leander, als ob sie ihn um Beistand anflehe.

Leander sah wol ein, daß er sie wider den Willen einer so mächtigen Fee nicht zurückhalten könne, versuchte jedoch, ob er durch Beredsamkeit und Unterwürfigkeit die erzürnte Mutter besänftigen könne. Er eilte ihr nach, warf sich zu

ihren Füßen und beschwor sie, Mitleid mit ihm zu haben, der sein ganzes Glück darin finden würde, ihre Tochter glücklich zu machen.

Auch die Prinzessin, durch sein Beispiel ermuthigt, umarmte die Knie ihrer Mutter und betheuerte, daß sie ohne Leander nicht leben könne und die größten Verpflichtungen gegen ihn habe.

Die unerbittliche Fee ließ sie indeß unerhört zu ihren Füßen liegen; vergebens flehten sie in den rührendsten Ausdrücken, die Fee schien ohne alles Gefühl zu sein und gewiß würde sie ihnen nicht verziehen haben, wenn nicht in diesem Augenblick die anmuthige Fee Wunderhold glänzender als die Sonne in dem Zimmer erschienen wär'.

Sie umarmte die ältere Fee und sprach zu ihr: „Meine theure Schwester, ich bin überzeugt, ihr habt die Dienste nicht vergessen, die ich euch damals erwies, als ihr in unser Reich zurückkehren wolltet; ohne mich wäret ihr nie wieder aufgenommen worden. Ich habe nie von euch einen Gegendienst gefordert; endlich aber ist der Augenblick gekommen, mir eure Dankbarkeit zu bezeigen. Verzeihet dieser schönen Prinzessin, williget in ihre Vermählung mit diesem jungen Könige und ich bürge euch dafür, daß seine Neigung unverändert bleiben wird. Ihre Tage werden ein Gewebe von Gold und Seide sein. Diese Verbindung wird euch mit der Vergangenheit versöhnen, ich aber werde euch die Freude, welche ihr mir dadurch bereitet, nie vergessen."

„Ich willige in Alles, was ihr nur wünscht, meine theure Wunderhold," rief die Fee, „kommt, meine Kinder, kommt in meine Arme und empfanget die Versicherung meines steten Wohlwollens."

Bei diesen Worten umarmte sie die Prinzessin und Leander, worauf die Fee Wunderhold und ihr ganzes Gefolge, welches indessen genaht war, einen anmuthigen Freudengesang anstimmten. Der ganze Hofstaat der Prinzessin wurde dadurch aus seinem Morgenschlummer erweckt und eilte herbei, um die Veranlassung zu erfahren.

Welche angenehme Ueberraschung für Abrikotine! Sie hatte kaum die Augen auf Leander geworfen, als sie ihn wiedererkannte und da sie die Hand der Prinzessin in der seinigen sah, sogleich errieth, was vorgefallen war. Sie wurde in ihren Vermuthungen noch mehr bestätigt, als die Fee, die Mutter der Prinzessin, sagte, sie wolle die Insel der stillen Freuden, den Palast und all' die Wunder, welche er enthielt, nach dem Königreiche Leander's versetzen, dort für immer bei ihnen leben und sie mit noch viel größeren Glücksgütern überhäufen.

Da Wunderhold an Alles dachte, so hatte sie durch ihre Zaubermacht die Generale und Hauptleute der Wüthrich'schen Armee in den Palast der Prinzessin versetzt, damit sie Zeugen wären von dem prachtvollen Fest, welches sie zur Hochzeitfeier veranstalten wollte. Sie ließ es sich in der That sehr angelegen sein und eine Menge Bände würden nicht hinreichen, die Schauspiele, Opern, Concerte, Ringelrennen, Turniere, Wettkämpfe, Jagden und andere Festlichkeiten zu beschreiben, welche bei dieser großartigen Hochzeitfeier stattfanden. Wir übergehen dieselben also und melden nur noch, daß Leander und seine Gemahlin bis an ihr Ende ein zufriedenes Leben führten, dessen Glück durch nichts gestört wurde.

8.

Die gute kleine Maus.

Es war einmal ein König und eine Königin, die liebten sich so sehr, daß sie gegenseitig das Glück ihres Lebens machten. Ihre Gedanken und Wünsche waren immer im Einverständniß.

Alle Tage gingen sie zusammen auf die Jagd, um Hasen und Hirsche zu schießen, oder sie gingen auf den Fischfang, Schollen und Karpfen zu fangen, oder auf den Ball, zu einem Gastmahl, in die Komödie und in die Oper. Sie lachten, sie sangen, kurzum, sie thaten alles Mögliche, um ihr Leben angenehm hinzubringen. Die Unterthanen folgten dem Beispiel des Königs und der Königin und belustigten sich mit einander um die Wette. Aus allen diesen Gründen nannte man dies Königreich das Land der Freude.

Nun traf es sich, daß ein benachbarter König des Freudenlandes ein ganz entgegengesetztes Leben führte. Er war ein erklärter Feind von Vergnügungen. Beulen und Wunden, das war seine Freude. Er hatte ein verdrießliches Aussehen, einen großen Bart, eingefallene Augen, war bleich und mager, kleidete sich immer in Schwarz und hatte borstiges Haar, welches ganz verworren umherhing. Wanderer, welche durch sein Land zogen, ließ er anfallen und ermorden. Er knüpfte mit eigener Hand die Verbrecher auf und es machte ihm den größten Spaß, sie so viel als möglich zu quälen. Wenn er von einer Mutter hörte, die ihr kleines Töchterchen oder ihren kleinen Sohn zärtlich liebte, ließ er sie vor sich bringen, brach ihrem Kinde vor ihren Augen Arme und Beine oder drehte ihm den Hals um. Man nannte dies Königreich das Land der Thränen.

Als dieser boshafte König von dem Glück seines Nachbars hörte, wußte er sich vor Neid kaum zu lassen und beschloß, eine große Armee zu sammeln und den guten König so lange zu bekriegen, bis er ihn um's Leben oder wenigstens in's Elend gebracht habe. Er schickte daher allenthalben aus, um Truppen anzuwerben und ließ eine Menge Waffen anfertigen. Jedermann zitterte. Man fragte sich; „Ueber wen wird dieser boshafte König herfallen? da wird von keiner Barmherzigkeit mehr die Rede sein."

Als nun Alles in Bereitschaft war, zog er gegen das Land seines Nachbars. Dieser rüstete sich schleunigst zur Gegenwehr, aber die Königin starb beinahe vor Furcht und sagte zu ihm: „Laß uns lieber die Flucht ergreifen, so viel Geld als möglich mit uns nehmen und so weit gehen, als die Erde uns trägt."

„Pfui!" antwortete der König. „Ich müßte kein Herz haben, wenn ich dies thäte. Es ist besser, zu sterben, als sich feig zu betragen."

Er zog hierauf alle seine Truppen zusammen, sagte der Königin ein zärtlich Lebewohl, bestieg sein gutes Roß und ritt fort.

Als sie ihn aus dem Gesicht verloren hatte, fing sie bitterlich zu weinen an, rang die Hände und jammerte: „Ach! wenn der König im Felde getödtet wird, so wird man mich gefangen nehmen und der boshafte König wird mir alles ersinnliche Leid anthun."

Dieser Gedanke machte ihr solche Unruhe, daß sie weder essen noch schlafen konnte.

Der König schrieb ihr alle Tage, eines Morgens aber, da sie über die Mauer hinausblickte, sah sie einen Kourier aus Leibeskräften herangesprengt kommen. Sie rief ihn an: „Kourier, was für Nachrichten bringst du?"

„Der König ist todt," schrie er, „die Schlacht ist verloren und der böse König wird im Augenblick hier sein."

Die arme Königin fiel bei diesen Worten ohnmächtig nieder, man trug sie auf ihr Bett, alle ihre Hofdamen standen um sie her und weinten, die eine um ihren Vater, die andere um ihren Sohn, sie rangen die Hände, zerrauften sich das Haar, es war der erbarmungswürdigste Anblick von der Welt.

Plötzlich hört man ein lautes Getöse auf dem Hofe. Es war der boshafte König mit allen seinen elenden Unterthanen, die ohne Barmherzigkeit umbrachten, was ihnen in den Weg kam. Er trat ganz bewaffnet in den königlichen Palast und begab sich in das Zimmer der Königin. Als sie ihn hereintreten sah, empfand sie so große Furcht, daß sie sich tief in ihr Bett verbarg und die Bettdecke über den Kopf zog. Er rief sie zwei-, dreimal, aber sie antwortete nicht. Darüber wurde er so zornig, daß er sagte: „Ich glaube, du willst deinen Spaß mit mir treiben, weißt du wol, daß ich dich auf der Stelle erwürgen kann?" Er zog die Decke weg, und riß ihr die Haube vom Kopfe, daß ihr schönes langes Haar auf die Schultern herabfiel, wickelte es dreimal um die Hand, lud sie auf den Rücken, wie einen Sack Getreide, schleppte sie so die Treppe hinunter und bestieg sein Pferd, welches über und über schwarz war.

Sie bat ihn, doch Mitleid mit ihr zu haben; er verhöhnte sie aber nur und sagte: „Schrei' und winsle, so viel du Lust hast, ich lache darüber und es macht mir Spaß."

So brachte er sie in sein Königreich und schwur den ganzen Weg über, daß er fest entschlossen sei, sie aufhängen zu lassen. Da man ihm aber sagte, daß die Königin ihre Niederkunft erwarte, ward er andern Sinnes und beschloß, wenn sie eine Tochter zur Welt brächte, diese mit seinem Sohne zu verheirathen.

Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ er eine Fee zu sich einladen, die in der Nähe seines Königreichs wohnte. Als sie kam, bewirthete er sie besser, als es sonst seine Gewohnheit war und führte sie darauf in einen Thurm, in welchem ganz hoch oben die arme Königin eine kleine, sehr ärmlich eingerichtete Kammer hatte. Sie lag auf der Erde, auf einer elenden Matratze, die sie Tag und Nacht mit ihren Thränen benetzte. Die Fee wurde von diesem Anblick gerührt, sie begrüßte sie und flüsterte, indem sie sie umarmte, ihr ganz leise zu: „Faßt Muth! edle Frau, eure Leiden werden ein Ende nehmen und ich hoffe, das Meinige dazu beizutragen."

Die Königin wurde durch diese Worte ein wenig getröstet und bat sie, mit einer armen Prinzessin Mitleid zu haben, die ehemals ein so großes Glück genossen und sich jetzt in einem so traurigen Zustande befinde.

Als sie so mit einander sprachen, rief ihnen der boshafte König zu: „Heda, nicht so viel Komplimente! ich habe euch hieher geführt, um mir zu sagen, ob dieses Weib einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen wird."

„Ein Mädchen," antwortete die Fee, „und zwar wird es die schönste und artigste Prinzessin werden, welche man je gesehen hat;" und darauf wünschte sie ihr alle Güter und Ehrenbezeugungen von der Welt.

„Wenn sie aber nicht so schön und artig ist," sagte der boshafte König, „so hänge ich sie mit sammt ihrer Mutter an einen Baum auf und nichts auf der Welt soll mich davon abhalten."

Nach diesen Worten ging er mit der Fee hinweg, ohne die gute Königin nur anzusehen. Sie weinte bitterlich. „Ach," sagte sie, als sie wieder allein war, was soll ich anfangen! Wenn ich ein liebenswürdiges Töchterchen zur Welt bringe, so wird er es seinem Ungeheuer von Sohn geben und wenn es häßlich ist, so wird er uns alle Beide aufhängen. Welches unsägliche Elend ist über mich gekommen!"

Die Zeit ihrer Niederkunft kam immer näher und die Unruhe der Königin wurde immer heftiger; sie hatte Niemanden, dem sie ihr Leid klagen und der sie trösten konnte, sie sah keinen Menschen als den Kerkermeister, der sie bewachte und ihr für den ganzen Tag nur drei gekochte Erbsen und ein kleines Stück Schwarzbrot brachte. Sie wurde magerer als ein Häring und hatte fast nur noch Haut und Knochen.

Eines Abends, als sie so saß und spann (denn der boshafte König, welcher zugleich sehr geizig war, ließ sie Tag und Nacht arbeiten), sah sie aus einem Loch in der Mauer ein kleines niedliches Mäuschen hervorschlüpfen.

„Ach," sagte sie zu ihm, „mein liebes Thierchen, was suchst du hier? — ich habe selbst nur drei Erbsen für den ganzen Tag, wenn du nicht fasten willst, so mach' dich fort."

Indeß das Mäuschen lief hin und her, tänzelte und sprang, wie ein kleiner Affe; so daß die Königin, die mit großem Vergnügen zusah, ihm endlich die einzige Erbse gab, die sie zum Abendessen übrig hatte. „Da, mein artiges Thierchen," sagte sie, „iß; ich habe nicht mehr, aber ich geb' es dir gern."

Kaum hatte sie dies gesagt, so erblickte sie auf ihrem Tisch ein vortreffliches Rebhuhn, welches auf das Schönste gebraten war, und daneben zwei Teller mit Zuckerwerk.

„Wahrhaftig," sprach sie, „eine gute Handlung bleibt niemals unbelohnt." Sie aß ein wenig, aber das lange Fasten hatte ihr den Appetit benommen; sie warf der Maus ein Bonbon hin, die es beknapperte und dann noch lustigere Sprünge machte, als vorher.

Am andern Morgen brachte der Kerkermeister der Königin zur gehörigen Stunde die drei Erbsen, welche er, um die Unglückliche zu verspotten, in eine

große Schüssel gelegt hatte. Das kleine Mäuschen schlich sacht herbei und fraß sie alle drei mit sammt dem Brot. Als die Königin zu Mittag speisen wollte, fand sie nichts mehr.

Da wurde sie recht böse auf das Mäuschen; als sie aber die große leere Schüssel zudecken wollte, fand sie die köstlichsten Gerichte darin, von denen sie nach Herzenslust zulangte. Während sie aber aß, fiel ihr ein, daß der boshafte König sie vielleicht in zwei, drei Tagen nebst ihrem Kinde umbringen lassen werde. Sie stand weinend vom Tisch auf und rief, indem sie die Augen zum Himmel erhob: „Ach, giebt es denn kein Mittel, uns zu retten?"

Indem sie dies sagte, sah sie, daß das Mäuschen mit einigen langen Strohhalmen spielte. „Wenn ich genug Stroh hätte," fuhr die Königin fort, „so könnt' ich mir eine Decke flechten, um mein Kind hineinzusetzen; ich würd' es zum Fenster hinaus irgend einer mitleidigen Seele, welche Sorge dafür tragen wollte, hinunterlassen."

Sie gewann neuen Muth und fing gleich an zu arbeiten. An Stroh fehlte es ihr nicht, denn das Mäuschen schleppte immer mehr herbei und erhielt dafür von der Königin zur Essenszeit ihre drei Erbsen, an deren Stelle sie jedesmal die ausgewähltesten Gerichte fand. Sie war sehr erstaunt darüber und hatte gar keine Ahnung, wer ihr so köstliche Speisen zusende.

Eines Tages sah die Königin zum Fenster hinaus, um zu sehen, wie lang sie wol das Seil machen müsse, an welches sie den Korb befestigen wollte, um ihn hinunter zu lassen. Da erblickte sie unten eine kleine alte Frau, die sich auf eine Krücke stützte und zu ihr sagte: „Ich weiß euern Kummer, gnädige Frau, wenn ihr wollt, so will ich euch beistehen."

„Ach! meine theure Freundin!" versetzte die Königin, „ihr werdet mir einen sehr großen Gefallen erweisen können; kommt alle Abend an den Fuß dieses Thurmes, ich will euch dann mein armes Kind hinunterlassen, sorgt für dasselbe und ich werde euch, wenn ich je wieder in bessere Verhältnisse gelange, reichlich dafür belohnen."

„Ich bin nicht eigennützig," erwiderte die Alte, „aber ich lieb' eine gute Mahlzeit und nichts auf der Welt lieb' ich mehr, als eine runde, fette Maus. Wenn ihr etwa in eurem Kerker eine finden solltet, so tödtet sie und werft sie mir herab; ich werde nicht undankbar dafür sein, euer Töchterchen soll es gut bei mir haben."

Als die Königin diesen Vorschlag vernahm, brach sie in Thränen aus, ohne ein Wort zu entgegnen. Nach einer kleinen Weile fragte die Alte, warum sie denn weine.

„Ach," versetzte sie, „in meine Kammer kommt nur ein einziges Mäuschen und das ist so freundlich, so allerliebst, daß ich es nicht über mein Herz bringen kann, es zu tödten!"

„Wie," rief die alte Frau voll Zorn, „also habt ihr eine spitzbübische Maus, die Alles benagt, lieber als euer Kind? Ich sehe wol, ihr verdient kein Mitleid, bleibt immer in so guter Gesellschaft; ich werde schon ohne euch Mäuse

bekommen. Das macht mir wenig Sorge." Damit ging sie brummend und murrend hinweg.

Der guten Mahlzeit ungeachtet, und wie niedlich das Mäuschen vor ihr hin- und hertanzte, schlug die Königin die Augen kaum auf und weinte in einem fort. Noch in derselben Nacht gebar sie eine Prinzessin, die ein Wunder von Schönheit war. Anstatt zu weinen, wie andere Kinder, lächelte sie ihre Mutter an und streckte die kleinen Händchen nach ihr aus, als ob sie schon ganz verständig wär'. Die Königin liebkoste und küßte sie mit schwerem Herzen.

„Du armes, theures Kind," rief sie aus, „wenn du in die Hände dieses boshaften Königs geräthst, so ist es um dich geschehen!"

Dann legte sie es in den Korb mit einem Zettel, der an dem Wickelzeug befestigt war und auf welchem geschrieben stand:

„Dieses unglückliche kleine Mädchen heißt Joliette!"

Alle Augenblicke machte sie den Korb wieder auf und fand das Kind immer noch schöner; dann küßte sie es, weinte immer heftiger und wußte nicht, was sie thun sollte. Aber, siehe da, das kleine Mäuschen kam herbei und schlüpfte zu Joletten in den Korb.

„Ach, du kleines Thier," sagte die Königin, „wie theuer kommt mich dein Leben zu stehen, vielleicht verliere ich um deinetwillen meine geliebte Joliette. Eine Andere als ich hätte dich getödtet und der leckerhaften Alten gegeben — aber ich konnte es nicht über mein Herz bringen."

Da fing die Maus plötzlich zu sprechen an und sagte: „Laßt euch das nicht gereuen, edle Frau, ich bin eurer Freundschaft nicht so unwürdig, als ihr glaubt."

Die Königin starb fast vor Furcht, da sie die Maus reden hörte; aber ihre Furcht vermehrte sich noch, als sie bemerkte, daß ihr kleines Schnäuzchen die Gestalt eines Gesichtes annahm, ihre Pfötchen zu Händen und Füßen wurden und sie plötzlich in die Höhe wuchs. Endlich erkannte die Königin, welche kaum noch hinzusehen wagte, in ihr die Fee, welche mit dem boshaften Könige zu ihr gekommen war und sich so liebreich bewiesen hatte.

„Ich wollte euer Herz nur auf die Probe stellen," sagte die Fee zu ihr, „ich sehe, daß es gut ist und daß ihr der Freundschaft fähig seid. Wir Feen besitzen Schätze und Reichthümer im Ueberfluß; wir bedürfen zum Genuß des Lebens nur der Freundschaft und diese finden wir so selten."

„Ist es möglich, schöne Dame," versetzte die Königin, sie umarmend, „daß es bei eurem Reichthum und eurer Macht euch so schwer fallen sollte, Freundinnen zu finden?"

„Gewiß," entgegnete Jene, „denn man liebt uns nur aus Eigennutz und was ist eine solche Liebe! Ihr aber habt mich in der Gestalt eines kleinen Mäuschens geliebt, ohne daß ihr irgend einen eigennützigen Beweggrund haben konntet. Ich wollte euch noch auf eine stärkere Probe stellen und nahm die Gestalt einer alten Frau an — ich war es, die am Fuß des Thurmes mit euch sprach: aber ihr seid mir durchaus treu geblieben."

Bei diesen Worten umarmte sie die Königin, küßte darauf dreimal die kleine Prinzessin und sagte zu ihr: „Ich verleihe dir, mein Kind, der Trost deiner Mutter zu sein und reicher und glücklicher zu werden, als dein Vater. Du wirst hundert Jahre leben in vollkommener Schönheit, ohne zu altern und ohne je krank zu sein."

Sehr erfreut dankte die Königin und bat die Fee, Joliette fortzubringen und für sie Sorge zu tragen; sie möge sie als ihr Kind betrachten.

„Von Herzen gern," erwiderte die Fee, legte die Kleine in den Korb und ließ ihn hinab. Aber, da sie einen Augenblick verweilt hatte, um die Gestalt des Mäuschens wieder anzunehmen, und nach ihr an dem Seile hinabglitt, fand sie das Kind nicht mehr.

Ganz erschrocken stieg sie wieder hinauf und sagte zu der Königin:„ Alles ist verloren! Meine Feindin Cancaline hat die Prinzessin entführt! Diese grausame Fee nämlich ist meine ärgste Feindin und da sie unglücklicherweise älter ist, als ich, so reicht ihre Macht weiter als die meinige — ich weiß kein Mittel, Joliette ihren nichtswürdigen Klauen zu entreißen."

Als die Königin diese traurige Nachricht vernahm, meinte sie, vor Schmerz sterben zu müssen — unter den heißesten Thränen beschwor sie ihre Freundin, Alles aufzubieten, die Kleine wieder zu erlangen.

Inzwischen benachrichtigte der Kerkermeister den König von der Niederkunft der Königin. Sogleich kam der König und verlangte das Kind. Sie sagte ihm jedoch, eine Fee, deren Namen sie nicht wisse, habe es ihr mit Gewalt fortgenommen. In welche Wuth gerieth da der boshafte König! er biß sich die Nägel ab und stampfte mit den Füßen.

„Ich habe dir versprochen," rief er, „dich aufzuhängen: ich will auch auf der Stelle mein Wort halten!"

Sogleich schleppte er die arme Königin in einen Wald, stieg auf einen Baum und schickte sich an, die Königin aufzuknüpfen; aber die Fee, welche unsichtbar zugegen war, gab ihm einen solchen Stoß, daß er von oben herunterfiel und sich vier Zähne einschlug. Während seine Leute um ihn beschäftigt waren, entführte die Fee die Königin in ihrem fliegenden Wagen und brachte sie auf ein schönes Schloß. Sie trug die größte Sorgfalt für sie und wenn die Königin jetzt noch die Prinzessin Joliette gehabt hätte, so hätte zu ihrer Zufriedenheit nichts weiter gefehlt. Allein man konnte nicht entdecken, wohin Cancaline sie gebracht hatte, wiewol das kleine Mäuschen sein Möglichstes that.

Endlich, im Verlauf der Zeit ließ auch die heftige Betrübniß der Königin nach. Schon funfzehn Jahre waren verflossen, da hörte man, daß sich der Sohn des boshaften Königs mit einem Gänsemädchen vermählen wolle und dieses kleine Geschöpf wolle ihn nicht. Das war freilich recht erstaunlich, daß ein Gänsemädchen Königin zu werden ausschlug — wiewol die Brautkleider fertig da lagen und so festliche Anstalten zur Hochzeit getroffen waren, daß man hundert Stunden aus der Umgegend dazu herbeikam.

Das kleine Mäuschen begab sich in das Land des boshaften Königs, sie wollte das Gänsemädchen ganz unbemerkt beobachten. Sie kroch in den Hühner-

stall und fand sie da, in groben Zwillich gekleidet, barfüßig und einen schmutzigen Lappen um den Kopf. Rund umher lagen Kleider, mit Gold und Silber gestickt, Diamanten, Perlen, Bänder, Spitzen, welche die Hühner und Gänse auf der Erde umherschleppten und beschmutzten.

Das Gänsemädchen saß auf einem großen Steine und der Sohn des boshaften Königs, welcher verwachsen, einäugig und lahm war, sagte in drohendem Tone zu ihr: „Liebe mich oder ich bringe dich um."

Sie entgegnete ihm aber ruhig: „Nein, ich heirathe euch nicht, ihr seid gar zu häßlich, Ihr gleicht eurem grausamen Vater, laßt mich in Ruhe mit meinen jungen Gänschen, ich liebe sie mehr, als alle eure Schmucksachen."

Das Mäuschen betrachtete sie mit Bewunderung, denn sie war schön wie der Tag. — Als sich der Sohn des boshaften Königs entfernt hatte, nahm die Fee die Gestalt einer alten Schäferin an und sagte zu ihr: „Guten Tag, mein Püppchen, sieh da, deine Gänschen gedeihen ja recht."

Das junge Mädchen sah die Alte mit freundlichen Blicken an und versetzte: „Ich soll sie um einer elenden Krone willen verlassen, was meint ihr dazu?"

„Mein Töchterchen," antwortete die Fee, „eine Krone ist eine schöne Sache, aber du kennst weder den Werth, noch die Last derselben!"

„O ich kenne sie wol," fiel rasch das Gänsemädchen ein, „und deshalb bin ich entschlossen, sie nicht auf mich zu nehmen; wenn ich auch nicht weiß, wer ich bin, noch wer mein Vater und meine Mutter ist, denn ich habe weder Eltern, noch Freunde!"

„Du bist schön und tugendhaft, mein Kind," erwiderte die verständige Fee, „und das ist mehr werth, als zehn Königreiche. Erzähle mir doch, ich bitte dich, wer dich hierher gebracht hat, da du weder Eltern noch Freunde hast."

„Eine Fee, Namens Cancaline, ist Schuld, daß ich hierher gekommen bin — sie mißhandelte mich ohne allen Grund. Eines Tages lief ich davon, und da ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, so blieb ich in einem Walde. Da traf mich der Sohn des boshaften Königs und fragte mich, ob ich auf seinem Hofe einen Dienst nehmen wolle — ich sagte ja und wurde Gänsemädchen. Alle Augenblicke kam er, nach den Gänsen zu sehen, und dabei sah er auch mich. Ach, ganz ohne meine Schuld hat er sich in mich verliebt, und diese Liebe wird mir sehr lästig."

Bei dieser Erzählung ward es der Fee sehr wahrscheinlich, daß das Gänsemädchen Niemand anders sein könne, als die Prinzessin Joliette.

„Meine Tochter," sagte sie zu ihr, „wie ist dein Name?"

„Ich heiße Joliette, euch zu dienen," versetzte Jene.

Als die Fee dies hörte, zweifelte sie nicht länger an der Wahrheit ihrer Vermuthung, umarmte sie und liebkoste sie auf's Zärtlichste. Sodann sagte sie zu ihr: „Meine liebe Joliette, ich kenne dich schon seit langer Zeit und freue mich recht sehr, daß du so klug und artig geworden bist — aber ich wünschte wol, du wärest besser angezogen, denn du siehst aus, wie ein kleiner Schmutzbartel; nimm die schönen Kleider da und zieh' sie dir an."

Joliette gehorchte; sie nahm den schmutzigen Lappen ab, welchen sie um den Kopf trug, und sogleich fielen ihre blonden Locken, die wie Gold glänzten, über den Rücken herab bis auf die Erde. Sodann schöpfte sie mit ihren zarten Händen aus einer Quelle, die in der Nähe des Hofes floß, Wasser und wusch sich das Gesicht, welches so glänzend ward, wie eine orientalische Perle. Mund und Wangen blühten wie Rosen, ihr Wuchs war schlank wie eine Binse, ihre Haut so weiß wie Schnee und so weich wie Seide. Als sie die schönen Kleider und die Diamanten angelegt hatte, betrachtete die Fee sie mit größter Bewunderung und sagte zu ihr: „Nun, meine geliebte Joliette, wer glaubst du wol, daß du bist?"

„Wahrhaftig," antwortete sie, „ich komme mir vor, wie die Tochter irgend eines großen Königs!"

„Würdest du dich darüber freuen?" fragte die Fee.

„O gewiß, meine gute Mutter," antwortete Joilette, „ich würde sehr zufrieden damit sein."

„Nun wolan," rief die Fee, „so sei zufrieden — morgen wirst du mehr von mir hören."

Sie kehrte eilig nach ihrem schönen Schlosse zurück, wo sie die Königin beschäftigt fand, Seide zu spinnen. „Wollt ihr wetten, Frau Königin," rief ihr das Mäuschen entgegen, „um eure Spindel und euren Rocken, daß ich euch die schönsten Nachrichten bringe, die ihr je gehört habt?"

„Ach," versetzte die Königin, „seit dem Tode meines Gemahls und dem Verluste meiner Joliette gebe ich für alle Neuigkeiten nicht eine Stecknadel."

„Nur still und betrübt euch nicht länger," rief die Fee, „die Prinzessin befindet sich vortrefflich, ich habe sie eben erst gesehen; sie ist so schön, so schön, daß es nur auf sie ankommt, eine Königin zu werden."

Sie erzählte ihr darauf die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende und die Königin weinte vor Freude, daß ihre Tochter so schön war und vor Betrübniß, daß sie eine Gänsemagd sei. „Da wir unser Königreich noch besaßen," sagte sie, „und Alles vollauf hatten, mein armer Gemahl und ich, hätten wir wahrlich nicht geglaubt, daß unser Kind eine Gänsemagd werden könne!"

„Daran ist die grausame Cancaline Schuld," versetzte die Fee — „sie hat es mir zum Verdruß gethan, weil sie weiß, wie sehr ich euch liebe; aber verlaßt euch darauf, Joliette soll nicht länger in diesem Stande bleiben oder ich will all meine Bücher verbrennen."

„Nur daß sie nicht etwa den Sohn des boshaften Königs heirathet," fiel die Königin ein — „laßt uns doch gleich morgen hinreisen und sie hieher holen."

Nun geschah es, daß der Sohn des boshaften Königs, aus Aerger über Joliette's abschlägige Antwort, sich unter einen Baum setzte und dermaßen weinte und weinte, daß es ein wahres Geheul war. Sein Vater hörte es, kam an's Fenster und schrie ihm zu: „Was hast du denn da zu weinen, warum geberdest du dich denn so einfältig?"

„Ja, unsere Gänsemagd will mich nicht lieben," gab er zur Antwort.

„Wie," rief der boshafte König, „sie will dich nicht lieben — ich befehle es, sie soll dich lieben oder es soll ihr schlecht gehen!"

Hierauf schickte er einige Soldaten ab, das Mädchen herbeizuholen. „Ich will ihr so begegnen," sagte der König, „daß sie ihre Hartnäckigkeit wol bereuen wird."

Sie gingen in den Hof und fanden Joletten in einem schönen Kleide von weißem Atlas, ganz mit Gold gestickt und von Edelsteinen blitzend. In ihrem ganzen Leben hatten sie eine so schöne Dame nicht gesehen, sie hielten sie für eine Prinzessin und wagten nicht, sie anzureden.

Joliette aber fragte sie sehr freundlich: „Sagt mir doch, wen suchet ihr hier?"

„Gnädige Frau," versetzten sie, „wir suchen ein kleines unglückliches Geschöpf, Namens Joliette."

„Ach, das bin ich ja," versetzte sie, „was wollt ihr denn von mir?"

Sogleich ergriffen sie sie und banden sie an Händen und Füßen mit starken Stricken, damit sie ihnen nicht entfliehe und führten sie vor den boshaften König, welcher sich bei seinem Sohne befand. Da er sah, wie schön sie war, fühlte er sich doch ein wenig bewegt und ganz gewiß würde er Mitleid mit ihr gehabt haben, wenn er nicht eben das boshafteste und grausamste Geschöpf von der Welt gewesen wär'.

„Heda, du kleine Kröte, du kleine Spitzbübin, „du willst also meinen Sohn nicht lieben? Er ist hundertmal schöner, als du — ein einziger Blick von ihm ist mehr werth, als deine ganze Person. Nun rasch und lieb' ihn auf der Stelle oder ich will dir die Haut über die Ohren ziehen."

Die Prinzessin, die wie ein Espenlaub zitterte, warf sich auf die Knie vor ihm und sagte: „Allergnädigster Herr, ich beschwör' euch, zieht mir nicht die Haut über die Ohren, das wäre gar zu schrecklich; gebt mir nur ein oder zwei Tage Bedenkzeit, dann könnt ihr ja immer noch mit mir machen, was ihr wollt."

Der Sohn des Königs, voller Wuth, wollte, daß man sie auf der Stelle umbringe; endlich aber beschlossen sie doch, sie in einen Thurm zu sperren, wohin weder Sonne noch Mond schien.

Als die gute Fee in ihrem fliegenden Wagen mit der Königin ankam, erfuhren sie alle diese Neuigkeiten. Die Königin vergoß die bittersten Thränen und jammerte, daß sie zum Unglück bestimmt sei. Lieber aber wollte sie, daß ihre Tochter todt wär', als daß sie den Sohn des boshaften Königs heirathe.

„Nur Muth," versetzte die Fee, „ich will sie dermaßen quälen, daß ihr zufrieden und gerächt sein sollt."

Als nun der boshafte König zu Bette war, verwandelte sich die Fee wieder in ein Mäuschen und schlüpfte unter das Kopfkissen. Kaum war er eingeschlafen, so biß sie ihn in das Ohr: er schrie vor Schmerzen laut auf und drehte sich auf die andere Seite — nun biß sie ihn in das andere Ohr; er schrie, als ob man ihn umbringe und rief nach Hülfe. Man kam und fand beide Ohren zerbissen, die so stark bluteten, daß man das Blut nicht stillen konnte.

Während man überall nach der Maus suchte, spielte sie auf gleiche Weise dem Sohne des Königs mit. Er ließ seine Leute kommen und zeigte ihnen seine Ohren. Man fand sie ganz geschunden und legte ihm Pflaster darauf.

Inzwischen kehrte das Mäuschen in das Zimmer des boshaften Königs zurück, der ein wenig eingeschlummert war, und biß ihn in die Nase, und da er mit den Händen danach fuhr, biß und zerkratzte sie ihm die Hände. Nun schrie er: „Hülfe! ich bin verloren!“ — sie kroch ihm in den Mund und biß ihn in die Zunge und in die Lippen.

Man kam herbei; er war außer sich, aber er konnte kaum noch reden, so übel stand es mit seiner Zunge. Er machte ein Zeichen, daß eine Maus da sei; man suchte in dem Strohsack, unter dem Kopfkissen, in allen Ecken und Winkeln — aber sie war schon wieder bei dem Prinzen und fraß ihm sein einziges noch gutes Auge aus — denn er war einäugig.

Er sprang wie ein Wahnsinniger auf, griff nach dem Degen und lief in seiner Blindheit in das Zimmer seines Vaters. Dieser hatte auch seinen Degen ergriffen und tobte und schwur, daß er Alles umbringen wolle, wenn man die Maus nicht erwische. Als er seinen Sohn so wie toll hereinkommen sah, fuhr er ihn zornig an, und dieser, welcher in seiner Betäubung die Stimme seines Vaters nicht erkannte, stürzte sich auf ihn. Der boshafte König gab ihm voller Wuth einen Stich durch den Leib, und empfing eine gleiche Wunde. Darauf stürzten alle Beide todt zu Boden.

Ihre Diener, welche sie tödtlich haßten und ihnen nur aus Furcht gehorcht hatten, banden sie jetzt mit Stricken an den Füßen und schleppten sie in den Fluß, indem sie sich glücklich priesen, ihrer los zu sein.

So war nun der boshafte König nebst seinem Sohne todt. Die gute Fee, welche Zeugin von dem Allen gewesen war, holte jetzt die Königin herbei und sie gingen zusammen zu dem schwarzen Thurm, wo Joliette unter mehr als vierzig Schlössern eingeschlossen war. Die Fee schlug mit einem kleinen Haselnußstäbchen dreimal an eine große eiserne Thür, welche sogleich aufsprang, und ebenso an die andern.

Sie fanden die arme Prinzessin in stummer Betrübniß dasitzen; die Königin fiel ihr um den Hals und rief: „Mein geliebtes Kind, ich bin deine Mutter, die Königin des Freudenlandes,“ und darauf erzählte sie ihr ihre ganze Geschichte.

Guter Gott! als Joliette so gute Neuigkeiten vernahm, fehlte wenig, daß sie vor Freuden gestorben wär'. Sie warf sich der Königin zu Füßen, umarmte ihre Knie, benetzte ihre Hände mit Thränen und küßte sie tausendmal. Sie bedankte sich auf's Zärtlichste bei der Fee, die ihr Körbe voll Schmucksachen mitgebracht hatte, und auch das Bildniß des Königs, welches in kostbare Edelsteine gefaßt war.

„Halten wir uns nicht länger auf,“ sagte die Fee; „es gilt jetzt einen entscheidenden Streich, wir müssen uns in den großen Schloßsaal begeben und eine Anrede an das Volk halten.“

Sie ging voran, Ernst und Würde auf ihrem Antlitz; sie trug ein prächtiges Kleid, welches eine Schleppe von mehr als zehn Ellen hatte und die Königin hatte noch eine längere. Die Kronen, welche sie aufgesetzt hatten, funkelten wie das hellste Sonnenlicht. Prinzessin Joliette in ihrer Schönheit und Bescheidenheit, die keines Glanzes weiter bedurften, ging hinterher. Sie grüßten alle Leute,

denen sie unterwegs begegneten, Klein und Groß. Man folgte ihnen, Alles drängte sich herbei, um zu erfahren, wer diese schönen Damen wären.

Als nun der Saal ganz voll war, sagte die gute Fee zu den Unterthanen des boshaften Königs, sie wolle ihnen die Tochter des Königs vom Freudenlande, welche sie hier erblickten, zur Königin geben; unter ihrer Herrschaft würden sie glücklich leben, und aller Trübsinn würde, so lange sie regiere, aus Aller Herzen verbannt sein.

Bei diesen Worten schrien Alle: „Ja, ja, wir wollen sie zur Königin, wir sind lange genug traurig und unglücklich gewesen."

Zu gleicher Zeit ertönten von allen Seiten hunderte von Instrumenten und stimmten eine fröhliche Melodie an. Man gab sich die Hände und tanzte im Kreise herum, um die Königin, um Joliette und die Fee und sang dabei: „Ja, ja, wir wollen sie zur Königin."

Die allgemeine Freude war unbeschreiblich. Man schlug Tafeln auf, aß und trank und ging vergnügt schlafen. Am andern Morgen stellte die Fee der jungen Prinzessin den schönsten Prinzen vor, der je gelebt hat. Sie hatte ihn in ihrem Luftgespann von dem Ende der Welt herbeigeholt. Er war ganz so liebenswürdig, wie Joliette. Sie sah ihn kaum, so liebte sie ihn. Er seinerseits war von ihr entzückt und die Königin-Mutter war vor Freude ganz hin.

Man traf alle Anstalten zur Hochzeit und unter allgemeinem Jubel wurde sie auf's Prächtigste gefeiert.

9.

Der Kobold.

„Bleibt bei dem Ofen," sagte die alte Margareth zu ihren sieben Enkeln, „bleibt bei dem Ofen, der Mistral weht so heftig, daß unser Haus wankt; überdies ist heute Abend Feensabbath, und die Kobolde, die ihnen gehorchen, verlassen ihre Wohnungen und kommen in tausend Gestalten, die Leichtgläubigkeit der Menschen zu verhöhnen."

„Was, ich soll hier bleiben!" sagte der älteste von den jungen Leuten, „nein, ich muß hingehen und sehen, was die Tochter Jacob's, des Seilers, macht. Sie würde ihre großen blauen Augen die ganze Nacht nicht schließen, wenn ich nicht zu ihrem Vater käme, ehe der Mond untergegangen ist."

„Ich muß Krabben und Igel fangen," rief der zweite, „und alle Feen und Kobolde auf der ganzen Welt sollen mich nicht daran hindern."

So wollten sie Alle an ihr Geschäft oder ihr Vergnügen gehen und verschmäheten den weisen Rath der alten Margareth; nur der jüngste zögerte einen Augenblick, als sie zu ihm sagte: „Bleib' du hier, mein kleiner Richard, und ich will dir schöne Geschichten erzählen."

Aber er wollte sich einen Strauß von Thymian und Primeln im Mondschein pflücken und lief fort mit den Andern.

Als sie aus der Hütte waren, sagten sie: „Unsere Alte spricht immer von Wind und Sturm und nie war das Wetter schöner und der Himmel klarer; seht, wie majestätisch der Mond in den durchsichtigen Wolken einherschreitet.“ Sie bemerkten darauf ein kleines schwarzes Pferd, das ganz nahe bei ihnen war.

„Ach, ach,“ sagten sie, „das ist des alten Valentin's Pferd, das aus dem Stalle gelaufen ist und ohne seinen Herrn in die Schwemme trabt.“

„Mein kleines hübsches Pferd,“ sagte der älteste, das Thier mit der Hand klopfend, „du sollst dich nicht verlaufen, ich will dich selbst in die Schwemme führen.“

Darauf schwang er sich ihm auf den Rücken und einer seiner Brüder lachte darüber und that dasselbe, ihm folgte der dritte; kurz, sie bestiegen es Alle, selbst der kleine Richard, der seinen älteren Brüdern nicht nachstehen wollte.

Als sie der Schwemme zuritten, luden sie alle ihre jungen Bekannten, die ihnen begegneten, ein, aufzusitzen, und diese thaten es unvorsichtiger Weise auch, so daß das kleine schwarze Pferd, dessen Rücken sich ausgedehnt hatte, endlich mehr als dreißig trug, trotz dem aber nur desto lustiger vorwärts lief.

Es fing nun an in sanftem Trab zu laufen, aber das junge Volk schlug ihm die Seiten mit den Fersen und rief: „Galoppire, Pferdchen, du hast nie so gute Reiter getragen.“

Während dessen hatte der Wind wieder angefangen zu stürmen; sie hörten das Toben des Meeres, und das Pferdchen, anstatt nach der Schwemme zu trotten, trabte ohne Furcht vor dem Lärm, den die See machte, dem Ufer zu.

Richard fing an seinen Thymian und seine Primeln zu bereuen, und der älteste der Brüder packte das Pferdchen bei der Mähne und suchte es zum Umkehren zu zwingen, indem er an die blauen Augen der Tochter Jacob's, des Seilers, dachte: aber umsonst, das Pferd trabte immer gerade aus, bis die Welle kam und seinen linken Fuß benetzte. Es wieherte lustig, wie die Pferde der Menschen zu thun pflegen, wenn sie schönen Hafer vor sich haben oder bei einer ganz weißen jungen Stute sind, und sprang, statt still zu stehen, nur desto schneller in die See.

Als das Wasser den armen Kindern bis an den Leib trat, warfen sie sich ihre Unvorsichtigkeit vor und riefen: „Das verdammte kleine schwarze Pferd ist behext. Hätten wir den Rath der alten Margareth befolgt, so wären wir nicht verloren.“

Je weiter das Pferd trabte, desto höher stieg die See. — Endlich trat sie ihnen über den Kopf und sie ertranken Alle jämmerlich.

Gegen Morgen ging die alte Margareth aus, besorgt über das Schicksal ihrer Enkel. Sie suchte sie überall, ohne sie finden zu können, und fragte alle ihre Nachbarn, aber sie erfuhr nichts, ausgenommen, daß der älteste nicht bei der blauäugigen Tochter Jacob's, des Seilers, gewesen sei.

Als sie ganz traurig nach Hause zurückkehrte, sah sie ein kleines schwarzes Pferd ihr entgegenkommen, das Sprünge und Capriolen machte. — Als es ihr nahe war, fing es an lustig zu wiehern und lief so schnell, daß es in einem Augenblick ihr aus dem Gesichte war.

10.
Der kleine Däumling.

Es war einmal ein Holzhauer, der hatte mit seiner Frau sieben Kinder, lauter Knaben, von denen der älteste nicht älter als zehn Jahre, der jüngste noch nicht sieben war.

Die guten Leute waren sehr arm und ihre sieben Kinder fielen ihnen nicht wenig zur Last, weil noch keines davon sich sein Brot selbst verdienen konnte. Auch waren sie sehr bekümmert darüber, daß der jüngste so gar zarter Natur war und so wenig sprach; sie hielten dies für ein Zeichen von Dummheit, obgleich es gerade ein Zeichen von seinem Verstande war. Der Knabe war sehr klein und da er auf die Welt kam, nicht größer etwa, als ein Daum, darum nannte man ihn auch den kleinen Däumling.

Das arme Kind war der Kreuzträger des ganzen Hauses und wenn es Etwas gab, ward immer die Schuld auf ihn geschoben. Gleichwol war er der schlauste und aufgeweckteste von allen seinen Brüdern und wenn er wenig sprach, so hörte er um so aufmerksamer zu.

Da kam ein Mißjahr und es entstand eine solche Hungersnoth, daß die armen Leute den Entschluß faßten, sich ihrer Kinder zu entledigen. Eines Abends, als die Kinder schon zu Bette waren und der Holzhauer mit seiner Frau am Feuer saß, sagte er mit kummervollem Herzen zu ihr: „Du siehst wol, daß wir unsere Kinder nicht länger ernähren können und ehe wir sie vor unsern Augen Hunger sterben sehen, will ich sie lieber morgen in den Wald führen und dort zurücklassen. Während sie damit beschäftigt sind, das Reisig zusammen zu binden, können wir uns davon machen, ohne daß sie es merken."

„Ach," versetzte die Frau, „könntest du wol selbst deine Kinder in's Verderben führen?"

Ihr Mann mochte immerzu ihr ihre große Armuth vorhalten, sie konnte nicht darein willigen; so arm sie war, so hatte sie doch das Herz einer Mutter. Endlich jedoch, da sie überlegte, welchen Schmerz es ihr machen würde, die Kinder vor Hunger sterben zu sehen, gab sie nach und ging weinend zu Bette.

Der kleine Däumling hatte Alles mit angehört, was sie sprachen, denn da er drin in seinem Bette merkte, daß es sich um etwas Wichtiges handle, war er ganz sacht aufgestanden und unter den Schemel seines Vaters geschlüpft, wo er hörte, ohne gesehen zu werden. Er kroch wieder in sein Bett, schlief aber die ganze Nacht nicht, sondern dachte daran, was zu thun sei. Frühzeitig stand er auf und ging an den Bach, wo er sich die Taschen mit kleinen weißen Kieselsteinen füllte, und darauf kehrte er nach Hause zurück.

Man machte sich auf den Weg, der kleine Däumling aber sagte seinen Brüdern kein Wort von dem, was er wußte. Sie kamen in einen dicken Wald, wo Keiner den Andern zehn Schritte weit sehen konnte. Der Holzhauer fällte Holz

und die Kinder lasen Reisig auf, um Bündel davon zu machen. Als die Eltern sie so beschäftigt sahen, entfernten sie sich unbemerkt und liefen dann auf einem krummen Fußsteige rasch davon.

Als die Kinder merkten, daß sie allein waren, fingen sie aus Leibeskräften zu schreien und zu weinen an. Der kleine Däumling ließ sie schreien, er wußte wol, wie er sich wieder nach Hause finden sollte, denn auf dem Herwege hatte er den ganzen Weg entlang die kleinen weißen Kiesel verstreut, die er in den Taschen trug.

Er sagte also zu seinen Brüdern: „Fürchtet euch nicht, Vater und Mutter haben uns hier zurückgelassen, aber ich will euch schon wieder nach Hause bringen, folgt mir nur."

Sie folgten ihm und er führte sie bis an ihr Haus, auf demselben Wege, auf welchem sie in den Wald gekommen waren. Sie wagten nicht, sogleich hinein zu gehen, sondern stellten sich dicht an die Thür, um zu hören, was Vater und Mutter zusammen sprächen.

Eben als der Holzhauer mit seiner Frau zu Hause gekommen war, schickte ihnen der Herr des Dorfes zehn Thaler, die er ihnen seit langer Zeit schuldig war und auf die sie kaum noch gerechnet hatten. Dies gab ihnen neues Leben, denn die armen Leute starben beinah' vor Hunger. Sogleich schickte der Holzhauer seine Frau in die Fleischbank und da sie lange Zeit kein Fleisch gegessen hatten, so kaufte sie dreimal mehr, als zu einer Mahlzeit für zwei Leute nöthig war.

Als sie sich nun satt gegessen hatten, sagte die Frau: „Ach, wo werden jetzt unsere armen Kinder sein, sie würden noch von dem, was übrig geblieben ist, eine gute Mahlzeit haben! Aber du, du hast darauf bestanden, sie in's Verderben zu führen — ich habe dir wol gesagt, daß es uns gereuen würde. Was werden sie jetzt in dem Walde machen! Ach, mein Gott, die Wölfe haben sie vielleicht schon gefressen! — o du Rabenvater, deine eigenen Kinder so umzubringen!"

Der Holzhauer wurde endlich ungeduldig, denn sie wiederholte mehr als zwanzigmal, daß sie es bereuen würden und daß sie es wol gesagt hätte. Zuletzt drohte er ihr mit Schlägen, wenn sie nicht stillschwiege.

Nicht etwa, daß der Holzhauer weniger bekümmert gewesen wäre, als seine Frau, aber er war nur ärgerlich, daß sie ihm den Kopf so voll redete; und es ging ihm, wie vielen andern Männern, die es zwar gern sehen, wenn ihre Frauen Recht haben, die aber nur nicht leiden können, daß sie es immerzu sagen.

Die Frau hörte nicht auf zu weinen — „ach," schrie sie, „wo sind jetzt meine Kinder, meine armen Kinder!" und einmal sagte sie das so laut, daß die armen Kinder, welche an der Thür standen, es hörten.

Darauf fingen sie Alle mit einander an zu rufen: „Da sind wir, da sind wir!"

Sie lief rasch hin, machte ihnen die Thür auf, herzte und küßte sie und sagte: „Ach, wie froh bin ich, euch wiederzusehen, meine lieben Kinder! Ihr seid wol recht müde, ihr habt wol rechten Hunger? ach, wie hast du dich schmutzig gemacht, Peter, komm her, daß ich dich reinige."

Dieser Peter war der Aelteste und sie liebte ihn von Allen am meisten, weil er röthliches Haar hatte, wie sie selbst. Sie setzten sich hierauf zu Tisch und aßen

mit gutem Appetit, was ihren Eltern viele Freude machte; darauf erzählten sie, welche Furcht sie in dem Walde ausgestanden hätten und sprachen fast immer Alle auf einmal.

Die guten Leute waren voller Freude, ihre Kinder wieder zu haben und diese Freude dauerte so lange, als die zehn Thaler dauerten. Aber als das Geld alle war, ging die alte Sorge wieder an; sie entschlossen sich, ihre Kinder noch einmal fortzuführen und um ihrer Sache gewiß zu sein, sie noch viel weiter zu führen als das erste Mal.

Das Alles aber konnten sie nicht so heimlich abmachen, daß es der kleine Däumling nicht gehört hätte. Er gedachte, sich wie das erste Mal aus der Verlegenheit zu helfen; als er aber ganz in der Frühe aufstand, um kleine Kieselsteine zu holen, fand er die Hausthür mit einem doppelten Riegel verschlossen. Er wußte nicht, was er thun sollte — als aber die Mutter einem Jeden von ihnen ein Stück Brot zum Frühstück gab, fiel ihm ein, er könne ja wol sein Brot statt der Kiesel brauchen, indem er es längs des Weges, den sie gingen, verstreute. Er aß es also nicht, sondern steckte es in die Tasche.

Die Eltern führten sie immer tiefer in den Wald hinein, wo er am dicksten und dunkelsten war, und dort machten sie sich auf und davon und ließen die Kinder zurück.

Der kleine Däumling machte sich wenig Sorge deshalb, denn er meinte den Rückweg leicht zu finden, weil er überall, wo er gegangen war, Brotkrumen ausgestreut hatte. Wie bestürzt wurde er aber, da er kein einziges Krümchen mehr fand; die Vögel waren gekommen und hatten Alles aufgefressen. Da war nun die Noth groß, denn sie verirrten sich und geriethen immer tiefer in den Wald hinein. Die Nacht brach an und es erhob sich ein Sturm, der ihnen entsetzliche Angst machte. Von allen Seiten glaubten sie das Geheul der Wölfe zu hören, die herbeikämen, um sie aufzufressen; kaum getrauten sie sich, ein Wort zu reden oder sich umzusehen. Nun fiel ein Regen, der sie bis auf die Haut durchnäßte — bei jedem Schritt glitten sie aus und fielen auf die Erde, wo sie sich ganz beschmutzten.

Der kleine Däumling kletterte auf den Gipfel eines Baumes, um zu sehen, ob er nicht irgendwo ein Haus entdeckte. Als er den Kopf nach allen Seiten gedreht hatte, bemerkte er endlich einen schwachen Lichtschimmer, wie von einer Lampe — aber er war noch sehr weit über den Wald hinaus. Er stieg wieder vom Baume herab und als er auf der Erde war, sah er Nichts mehr: das war ein schlechter Trost. Indeß marschirte er mit seinen Brüdern immer nach der Gegend zu, wo er das Licht gesehen hatte, und als sie aus dem Walde herauskamen, sahen sie das Licht wieder. Endlich kamen sie an das Haus, wo die Lampe darin war, aber mit welcher Angst und Noth! Denn so oft sie in die Tiefe kamen, verloren sie den Lichtschein aus dem Gesicht.

Sie klopften an die Thür; eine alte Frau kam, machte ihnen auf und fragte, was sie wollten. Sie wären arme Kinder, antwortete der kleine Däumling, die sich im Walde verirrt hätten, und die recht sehr um ein Plätzchen zum Nachtlager bäten.

Als die Frau die hübschen Kinderchen sah, fing sie an zu weinen und sagte: „Ach, ihr armen Kinder, wo seid ihr hin gerathen! Wißt ihr wol, daß dies hier das Haus eines Menschenfressers ist, der die kleinen Kinder auffrißt?"

Als der kleine Däumling und seine Brüder dies hörten, zitterten sie an allen Gliedern. „Ach, meine liebe gute Frau," sagte der kleine Däumling, „was sollen wir thun? Nehmt ihr uns diese Nacht nicht auf, so fressen uns im Walde draußen die Wölfe; und da wollen wir doch lieber von dem Herrn gefressen sein; vielleicht hat er Mitleid mit uns, wenn ihr ihn recht schön darum bitten wollt."

Die Frau des Menschenfressers, die sie vor ihrem Mann bis an den andern Morgen zu verbergen hoffte, hieß sie hereintreten und sich am Feuer wärmen, welches lichterloh brannte, denn ein ganzer Hammel steckte am Bratspieß zum Abendessen für den Menschenfresser.

Die Kinder fingen kaum an, sich ein wenig zu erwärmen, so hörten sie drei- oder viermal mit starken Schlägen an die Thür pochen: es war der Menschenfresser, welcher nach Hause kam. Die Frau steckte sie geschwind unter das Bett und dann ging sie und machte die Thür auf.

Die erste Frage des Menschenfressers war, ob das Abendessen schon fertig sei, und ob sie den Wein abgezogen habe, und dann setzte er sich gleich zu Tisch. Der Hammel war noch ganz blutig, aber um so besser schmeckte er ihm. Darauf schnupperte er rechts und links; „Frau," sagte er, „ich rieche frisches Menschenfleisch."

„Ach," versetzte die Frau, „das muß das Kalb sein, welches ich eben ausgeweidet habe, und das riechst du."

„Ich rieche frisches Menschenfleisch, sag' ich dir noch einmal," wiederholte der Menschenfresser und sah seine Frau grimmig an; es steckt hier irgend was dahinter." Bei diesen Worten stand er vom Tisch auf und ging gerade auf das Bett zu . . . „Aha," rief er, „sieh' da! also du willst mich hintergehen, nichtswürdiges Weib? Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich dich nicht gleichfalls auffresse! Sei froh, daß du so alt und zähe bist. — Das ist ein Wildpret, welches mir gerade recht kommt, um drei meiner Freunde zu traktiren, die mich in diesen Tagen besuchen werden."

Er zog eins nach dem andern unter dem Bett hervor. Die armen Kinder fielen auf die Knie vor ihm und baten ihn um Gnade; aber sie hatten es mit dem grausamsten aller Menschenfresser zu thun, der, weit entfernt, sich ihrer zu erbarmen, sie schon mit den Augen verschlang und zu seiner Frau sagte, das würden leckere Bissen abgeben, wenn sie eine gute Brühe dazu mache.

Er ging gleich und holte ein großes Schlachtmesser, und indem er dicht an die armen Kleinen herantrat, wetzte er es auf einem Schleifstein, den er in der linken Hand hielt. Er hatte schon eins von den Kindern gepackt, als seine Frau zu ihm sagte: „Was willst du es denn noch so spät thun, hast du nicht morgen Zeit genug dazu?"

„Schweig'", versetzte der Menschenfresser, „sie werden dann um so mürber sein."

„Aber du hast noch so viel Fleisch," sagte die Frau wieder, „da ist ein Kalb, zwei Schöpse und ein halbes Schwein."

„Du hast Recht," sprach der Menschenfresser, „nun, so gieb ihnen tüchtig zu essen, daß sie nicht mager werden, und bring' sie zu Bette."

Die gute Frau war sehr vergnügt darüber und setzte ihnen eine gute Mahlzeit vor, aber sie konnten nicht essen, so sehr ängstigten sie sich. Der Menschenfresser dagegen trank eine Flasche nach der andern aus, ganz entzückt, eine so gute Mahlzeit für seine Freunde erwischt zu haben. Er trank ein Dutzend Gläser mehr als gewöhnlich; der Wein stieg ihm zu Kopf und er mußte sich zu Bett legen.

Der Menschenfresser hatte sieben Töchter, die alle noch klein waren. Diese kleinen Menschenfresserinnen sahen frisch und gesund aus, denn sie aßen auch rohes Fleisch, wie ihr Vater; aber sie hatten kleine runde, graue Augen, gebogene Nasen und sehr breite Mäuler, mit langen, ganz spitzigen, und auseinander stehenden Zähnen. Die Kleinen waren noch nicht ganz so schlimm wie ihr Vater; aber sie versprachen bereits viel, denn sie bissen schon die kleinen Kinder, um ihnen das Blut auszusaugen. Sie waren zeitig schlafen gegangen und alle sieben lagen in einem großen Bett, und jedes hatte eine goldene Krone auf dem Kopf. In der nämlichen Kammer stand noch ein zweites Bett von derselben Größe, in dieses legte die Frau des Menschenfressers die sieben kleinen Knaben, und darauf begab sie sich selbst zu Bette.

Der kleine Däumling, der bemerkt hatte, daß die Töchter des Menschenfressers goldene Kronen aufhatten und fürchtete, es könne den Menschenfresser gereuen, ihn und seine Brüder nicht an dem nämlichen Abend noch geschlachtet zu haben, stand um Mitternacht auf, nahm ihre Mützen und setzte sie ganz behutsam den sieben Töchtern des Menschenfressers auf den Kopf; die goldenen Krönchen aber setzte er sich und seinen Brüdern auf, damit der Menschenfresser sie für seine Töchter hielte und seine Töchter für die Knaben, die er schlachten wollte.

Es kam, wie er gedacht hatte, denn der Menschenfresser, als er in der Nacht aufwachte, bereute, auf den folgenden Morgen verschoben zu haben, was er schon den Abend vorher hätte ausführen können. Er sprang also hastig aus dem Bett und griff nach dem großen Schlachtmesser. „Laß sehen," sprach er, „was diese kleinen Spitzbuben da machen. Diesmal soll es ihnen nicht geschenkt sein."

Er tappte also im Finstern nach der Kammer seiner Töchter und näherte sich dem Bette, in welchem die sieben kleinen Knaben lagen, die alle fest schliefen, nur der kleine Däumling nicht, der Todesangst ausstand, als er die Hand des Menschenfressers fühlte, der ihm und seinen Brüdern auf dem Kopf herumtappte. Da der Menschenfresser jedoch die goldenen Kronen fühlte, sagte er: „Wahrhaftig, da hätt' ich bald was Schönes gemacht! Ich merke wol, daß ich gestern Abend zu viel getrunken habe."

Er ging darauf an das Bett seiner Töchter und nachdem er die kleinen Mützchen der Knaben auf ihren Köpfen gefühlt hatte, sprach er: „Aha! da sind sie, unsere kleinen Bürschchen; frisch an die Arbeit!" Damit schnitt er ohne Weiteres seinen sieben Töchtern die Kehlen ab, und ganz zufrieden mit dem, was er gethan hatte, legte er sich wieder schlafen.

Als der kleine Däumling den Menschenfresser schnarchen hörte, weckte er sogleich seine Brüder und hieß sie sich rasch ankleiden und ihm folgen. Sie schlichen leise in den Garten hinab und sprangen über die Mauer. Fast die ganze Nacht durch liefen sie unter Zittern und Zagen, ohne zu wissen, wohin.

Als der Menschenfresser am Morgen aufwachte, sagte er zu seiner Frau: „Geh' hinauf und mach' die kleinen Spitzbuben von gestern Abend zurecht."

Die Frau war ganz erstaunt über die Güte ihres Mannes, denn da sie hörte, sie solle die Kinder zurecht machen, glaubte sie nicht anders, als sie solle sie ankleiden. Sie ging also auf die Kammer hinauf — welcher Schreck aber, da sie ihre sieben Töchter geschlachtet und im Blut schwimmend fand! Bei diesem Anblick fiel sie in Ohnmacht.

Der Menschenfresser, welcher besorgte, seine Frau werde sich zu lange bei der Arbeit aufhalten, ging ihr nach, um zu helfen. Er war fast nicht weniger erschrocken, als seine Frau, da er dies schreckliche Schauspiel sah. „Ach, was hab' ich gethan!" schrie er, „sie sollen es mir bezahlen, die Nichtswürdigen, und das auf der Stelle!"

Sogleich goß er seiner Frau einen Eimer Wasser über den Kopf, und als sie dadurch wieder zu sich selbst gekommen war, sagte er: „Gieb mir rasch meine Siebenmeilenstiefeln, damit ich die Spitzbuben wieder einhole."

Er machte sich auf den Weg, und nachdem er nach allen Seiten umhergelaufen war, kam er endlich auf die Straße, welche die armen Kinder gingen, die nur noch hundert Schritte von dem Hause ihres Vaters entfernt waren. Sie sahen den Menschenfresser, der über Thäler und Hügel mit einem Schritt wegsetzte und einen beiten Strom so leicht überschritt, als ob es ein Bächlein wär'. Glücklicherweise entdeckte der kleine Däumling ganz in der Nähe einen hohen Felsen, kroch da mit seinen sechs Brüdern hinein und gab genau Achtung, was der Menschenfresser anfangen würde.

Der Menschenfresser, welcher von dem langen Wege, den er unnütz gemacht hatte, sehr ermüdet war (denn die Siebenmeilenstiefeln greifen ihren Mann gewaltig an) wollte sich ein wenig ausruhen und von ungefähr setzte er sich gerade auf denselben Felsen, unter welchem sich die kleinen Knaben verborgen hatten. Nachdem er eine Weile da gesessen, schlief er vor großer Müdigkeit ein und fing so entsetzlich an zu schnarchen, daß die armen Kinder fast nicht weniger Angst ausstanden, als da er ihnen sein großes Schlachtmesser an die Gurgel setzte.

Der kleine Däumling fürchtete sich am wenigsten; er sagte zu seinen Brüdern, sie sollten nur, während der Menschenfresser in so tiefem Schlaf läge, rasch nach Hause laufen und seinetwegen ganz ohne Sorge sein. Darauf schlich der kleine Däumling ganz sacht an den Menschenfresser hinan und zog ihm behutsam seine Stiefeln aus und sich selber an. Die Stiefeln waren sehr hoch und sehr weit, da sie aber bezaubert waren, so hatten sie die Eigenschaft, sich dem Fuß eines Jeden anzupassen, der sie anzog, so daß sie ebensowol an den Füßen des kleinen Däumlings saßen, als ob sie für ihn gemacht wären.

Er ging geradesweges nach dem Hause des Menschenfressers, wo er die Frau bei den Leichen ihrer Kinder in Thränen fand, und sagte zu ihr: „Euer Mann befindet sich in großer Gefahr, er ist einem Trupp Räuber in die Hände gefallen, die geschworen haben ihn umzubringen, wenn er ihnen nicht all sein Gold und Silber gebe. Eben da sie ihm das Messer an die Kehle setzten, wurde er mich gewahr und bat mich, euch von dem Zustande, in welchem er sich befindet, zu benachrichtigen, und mir alles und jedes von Werth von euch geben zu lassen, was er irgend besitzt, denn sonst werden sie ihn ohne Barmherzigkeit um's Leben bringen. Da nun die Sache solche Eile hat, so gab er mir seine Siebenmeilenstiefeln, damit ich rasch wieder zurück sei, und zugleich, damit ihr seht, daß ich euch nichts vorlüge."

Die gute Frau, in vollem Schreck, gab ihm sogleich Alles, was sie hatte. Denn obgleich der Menschenfresser die kleinen Kinder fraß, hatte sie dennoch ihren Mann lieb, und so kehrte also der kleine Däumling, mit allen Reichthümern des Menschenfressers beladen, nach Hause zurück, wo er von seinen Eltern mit großer Freude empfangen wurde.

Ueber diesen letzten Umstand ist man jedoch nicht ganz einig und Manche behaupten, der kleine Däumling habe dem Menschenfresser nicht seine Schätze gestohlen, sondern ihm nur ohne Bedenken seine Siebenmeilenstiefeln abgenommen, weil der Bösewicht sie nur benutzte, um auf die kleinen Kinder Jagd zu machen. Jene Leute versichern, dies sehr genau zu wissen, da sie selbst in dem Hause des Holzhauers gegessen und getrunken hätten. Sie erzählen auch, daß, als der kleine Däumling die Stiefeln des Menschenfressers angezogen, er damit an den Hof des Königs gegangen sei, weil er wußte, daß man sich daselbst über den Zustand einer Armee, die an zweihundert Meilen weit entfernt war, und über den Ausgang einer Schlacht, die man geliefert hatte, in großer Sorge befand. Er ging also, erzählen sie, zum Könige und sagte, er wolle ihm noch vor Ende des Tages Nachricht von der Armee bringen. Der König versprach ihm zur Belohnung eine große Summe Geldes, und der kleine Däumling überbrachte die gewünschte Nachricht noch an dem nämlichen Abend.

Durch diesen ersten Botengang machte er sich bekannt und verdiente jetzt so viel Geld, als er nur irgend wollte, denn der König bezahlte ihn sehr reichlich dafür, daß er seine Befehle der Armee hinterbrachte, und auch für Andere übernahm er noch unzählige Aufträge, die ihm nicht wenig einbrachten.

Nachdem er eine Zeit lang als Courier hin- und hergelaufen war und sich ein unermeßliches Vermögen gesammelt hatte, kehrte er nach Hause zu seinen Eltern zurück, die eine unbeschreibliche Freude hatten, ihn wiederzusehen. Er sorgte für seine ganze Familie, welche durch ihn zu Wohlstand und Ehren gelangte, und machte selbst eine ansehnliche und ehrenvolle Laufbahn.

11.

Der Widder.

In jenen glücklichen Zeiten, da es noch Feen gab, herrschte ein König, der hatte drei Töchter; sie waren alle drei jung und schön, alle drei besaßen Verstand und Talente, aber die jüngste war die liebenswürdigste von ihnen und der Liebling des Königs, ihres Vaters; sie führte den Namen Wunderhold. Der König schenkte ihr mehr Kleider und Bänder in einem Monat, als ihren Schwestern in einem Jahre, sie hatte aber ein so gutes Herz, daß sie Alles mit ihren Schwestern theilte, so daß sie immer in größter Eintracht lebten.

Der König hatte böse Nachbarn, die ihm den Frieden nicht gönnten und ihn mit Krieg überzogen, so daß er genöthigt war, alle mögliche Gegenwehr zu treffen, wenn er nicht unterliegen wollte. Er sammelte also eine große Armee und zog in's Feld. Die drei Prinzessinnen blieben mit ihrer Hofmeisterin auf einem Schloß zurück, und empfingen täglich die besten Nachrichten von ihrem Vater. Bald hatte er eine Stadt erobert, bald eine Schlacht gewonnen. Endlich gelang es ihm, seine Feinde ganz und gar auf's Haupt zu schlagen und sie aus seinen Staaten zu vertreiben, worauf er schleunigst nach Hause zurückkehrte, um seine kleine Wunderhold wiederzusehen, die er so zärtlich liebte.

Die drei Prinzessinnen hatten sich schöne Kleider von Atlas machen lassen, um ihren Vater zu bewillkommnen, die eine ein grünes, die andere ein blaues und die jüngste ein weißes. Die Edelsteine stimmten mit der Farbe der Kleider überein. Die Grüne hatte Smaragden, die Blaue Türkise, die Weiße Diamanten, und so geschmückt gingen sie dem König entgegen und begrüßten ihn mit einem Gesange, den sie zur Feier seiner Siege gemacht hatten.

Als er sie so schön und so vergnügt sah, umarmte er sie alle Drei sehr zärtlich, die meisten Liebkosungen aber erwies er Wunderhold, der Jüngsten.

Man trug ein prächtiges Mahl auf, der König und seine drei Töchter setzten sich zur Tafel und da er auf Alles Acht gab, fragte er die Aelteste: „Sag' mir doch, warum du dir ein grünes Kleid gewählt hast?"

„Gnädiger Herr Vater," antwortete sie, „als ich von euren Thaten hörte, glaubte ich, Grün bezeichne am besten meine Freude und die Hoffnung, euch bald zurückkehren zu sehen."

„Gut geantwortet!" versetzte der König. „Und du, meine Tochter," wandte er sich zur Mittelsten, „warum hast du ein blaues Kleid gewählt?"

„Gnädiger Herr Vater," sagte die Prinzessin, „damit wollte ich andeuten, daß ich die Götter ohne Unterlaß für euch anflehe, und weil, wenn ich euch sehe, ich den Himmel und die herrlichsten Gestirne zu sehen meine."

„Du sprichst wie ein Buch," sagte der König; „und du Wunderhold, weshalb hast du dich in Weiß gekleidet?"

„Gnädiger Herr Vater," antwortete sie, „weil diese Farbe mich am besten kleidet."

„Wie," rief der König erzürnt, „du eitles Geschöpf, also hattest du keine andere Absicht, als dich zu putzen?"

„Ich hatte die, euch zu gefallen," entgegnete die Prinzessin, „und es scheint mir, ich durfte keine andere weiter haben."

Der König fand diese Antwort so vortrefflich, daß er ganz zufrieden gestellt wurde; er lobte ihren Geist und wunderte sich, daß er den wahren Sinn nicht sogleich verstanden hätte. Nun fuhr er fort: „Ich habe so gut gespeist und will mich noch nicht schlafen legen, erzählt mir doch, was ihr die Nacht vor meiner Ankunft geträumt habt."

Die Aelteste sagte, sie hätte geträumt, der Vater brächte ihr ein Kleid mit, das von Gold und Edelsteinen heller als die Sonne blitzte. Die Zweite, sie habe geträumt, er brächte ihr ein Kleid und einen goldenen Rocken mit, um ihm Hemden zu spinnen. Die Jüngste sagte, sie habe geträumt, ihre mittelste Schwester mache Hochzeit, und an dem Hochzeittage halte der König ein goldenes Waschbecken und sage zu ihr: „Komm', Wunderhold, ich will dir Wasser auf die Hände gießen."

Ueber diesen Traum wurde der König sehr unwillig, runzelte die Stirn und machte das grimmigste Gesicht von der Welt. Jedermann sah, daß er sehr böse war. Er ging in sein Schlafgemach und legte sich gleich zu Bette, aber der Traum seiner Tochter ging ihm immerzu durch den Kopf. „Das unverschämte Ding," sagte er, „sie möchte mich am Ende wol noch zu ihrem Bedienten machen. Ich wundere mich jetzt gar nicht, daß sie das weiße Kleid gewählt hat, ohne an mich zu denken, sie hält mich ihrer Gedanken für unwerth! Aber ich will ihren boshaften Anschlägen zuvorkommen, das will ich!"

Er stand wüthend auf und obgleich es noch nicht Tag war, schickte er nach dem Hauptmann seiner Leibwache und sagte zu ihm: „Ihr habt gehört, welchen Traum Wunderhold gehabt hat, er bedeutet mir wenig Gutes; ich befehl' euch also, sie auf der Stelle in den Wald zu führen und dort zu tödten. Zum Beweise, daß ihr meine Befehle vollzogen habt, bringt ihr das Herz und die Zunge zurück; und wenn ihr es wagt, mich zu hintergehen, so sollt ihr die schrecklichste Todesstrafe leiden."

Der Hauptmann war über einen so grausamen Befehl nicht wenig erschrocken. Er wollte dem Könige nicht widersprechen, aus Furcht, er möchte ihn noch mehr erzürnen und der König einen Andern damit beauftragen. Er antwortete also, er wolle die Prinzessin sogleich in den Wald führen, tödten und ihr Herz und ihre Zunge ihm zurückbringen.

Er begab sich auf der Stelle in ihr Zimmer und benachrichtigte Wunderhold, daß der König nach ihr verlange. Sie stand rasch auf, eine kleine Mohrin, Patypata genannt, trug ihr die Schleppe und ihre Meerkatze und ihr Möpschen, die ihr immer auf dem Fuß folgten, liefen mit. Grabüschon hieß die Meerkatze und Tintin das Möpschen.

Der Hauptmann führte die Prinzessin nach dem Garten, wo, wie er vorgab, sich der König befand, um frische Luft zu schöpfen. Er stellte sich, als ob er ihn aufsuche und da sie ihn nicht fanden, sagte er: „Ganz gewiß ist der König hinaus in den Wald gegangen." Er öffnete die Gartenthür und führte sie in den Wald.

Der Tag dämmerte schon ein wenig, und als die Prinzessin ihren Führer ansah, standen ihm die Thränen in den Augen und er war so betrübt, daß er kein Wort reden konnte. „Was fehlt euch," fragte sie ihn mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, ihr scheint mir so niedergeschlagen?"

„Ach, gnädigste Prinzessin," rief er aus, „wer würde es nicht sein über den grausamsten Befehl, der je gegeben worden ist. Der König befiehlt, daß ich euch hier das Leben nehme und ihm euer Herz und eure Zunge zum Beweise der That zurückbringe, oder ich bin des Todes."

Die arme erschrockene Prinzessin wurde todtenblaß und Thränen glitten über ihre Wangen; sie war wie ein Lamm, welches man zum Opfer führt. Sie richtete die schönen Augen auf den Hauptmann und sagte in rührendem Tone zu ihm: „Hättet ihr wol den Muth, mich zu tödten, mich, die euch nie ein Leid zugefügt, die dem Könige nur Gutes von euch gesagt hat? Wenn ich noch den Haß meines Vaters verdient hätte, so würde ich die Folgen davon ohne Murren ertragen. Ach, ich habe ihm jederzeit so viel Ehrfurcht und Liebe bewiesen, daß er sich, ohne ungerecht zu sein, nicht über mich beklagen kann."

„Fürchtet euch nicht, schöne Prinzessin," entgegnete der Hauptmann, „daß ich fähig bin, ihm meine Hand zu einer so grausamen Handlung zu leihen, viel lieber wollte ich den Tod erdulden, mit dem er mir droht; aber wenn ich mich auch selbst um's Leben brächte, so würdet ihr darum nicht sicherer sein: man muß vielmehr ein Mittel auffinden, daß ich zum Könige zurückkehren und ihn überreden kann, ich hätte euch wirklich umgebracht."

„Was können wir aber auffinden," sagte Wunderhold, „ihr sollt ihm ja meine Zunge und mein Herz überbringen, und ohne das wird er euch nicht glauben?"

Patypata, welche Alles mit angehört hatte, aber von dem Hauptmann und der Prinzessin in ihrem Kummer ganz übersehen worden war, warf sich jetzt voll Muth zu den Füßen ihrer Gebieterin und sagte: „Gnädige Prinzessin, ich biete euch mein Leben an, laßt mir den Tod geben, ich schätze mich glücklich, für eine so gütige Herrin mein Leben zu lassen."

„Ach, meine theure Patypata," entgegnete die Prinzessin, indem sie sie umarmte und küßte, „nach einem solchen Beweis deiner zärtlichen Freundschaft darf mir dein Leben nicht weniger werth sein, als mein eigenes."

„Ihr thut Recht, meine Prinzessin," fiel Grabüschon, die Meerkatze, ein, „eine so treue Sklavin wie Patypata hoch zu halten. Sie kann euch nützlicher sein, als ich; aber ich biete euch meine Zunge und mein Herz mit Freuden dar, ich will mich durch diese That unter den Meerkatzen unsterblich machen."

„Ach, meine liebenswürdige Grabüschon," entgegnete die Prinzessin, „ich kann den Gedanken nicht ertragen, dir das Leben zu nehmen."

„Unerträglich wär' es für mich," schrie jetzt Tintin, das Möpschen, „daß ein Anderer, als ich, sein Leben für meine Gebieterin hingeben sollte; nein, nein, wenn Jemand sterben muß, so bin ich es."

Es erhob sich nun ein sehr lebhafter Streit zwischen Patypata, Grabüschon und Tintin, bis endlich die Meerkatze, ungeduldiger, als die Andern, auf einen Baum kletterte und sich von dem Wipfel desselben herabstürzte und den Kopf zerschmetterte.

Wie sehr auch die Prinzessin den Tod der treuen Meerkatze beklagte, willigte sie doch darein, da sie nun einmal todt war, daß der Hauptmann ihr die Zunge ausschneide; allein zum Unglück war dieselbe so klein, daß man nicht hoffen durfte, den König damit zu hintergehen.

„Ach, meine liebe kleine Meerkatze," rief die Prinzessin, „so bist du also gestorben, ohne daß dein Tod mir das Leben rettet."

„Diese Ehre ist mir aufbewahrt," unterbrach sie die Mohrin, ergriff zu gleicher Zeit das Messer, dessen man sich bedient hatte, die Zunge der Meerkatze auszuschneiden und durchbohrte sich die Brust.

Der Hauptmann wollte ihre Zunge mitnehmen, allein sie war so schwarz, daß kein Gedanke war, den König damit zu täuschen.

„Wie unglücklich bin ich," rief die Prinzessin in Thränen, „ich verliere Alles, was ich liebe, und doch wird mein Schicksal um nichts gebessert."

„Wenn ihr meinen Vorschlag angenommen hättet," sagte Tintin, „so würdet ihr nur mich allein zu beklagen haben, und ich hätte den Vortheil, allein beklagt zu werden." — Bei diesen Worten verschied das treue Hündchen vor Schmerz um seine Gebieterin.

Wunderhold küßte ihr kleines Hündchen und weinte bitterlich; sie entfernte sich rasch, weil sie diesen Anblick nicht länger zu ertragen vermochte. Als sie zurückkam, erblickte sie ihren Führer nicht mehr. Sie legte die Mohrin, die Meerkatze und das Hündchen in eine Grube, die sie am Fuß eines Baumes bemerkte, und dann dachte sie an ihre Sicherheit. Da dieser Wald dem Schloß ihres Vaters so nahe lag, daß die ersten besten Vorübergehenden sie sehen und erkennen, oder da die Löwen und Wölfe sie wie ein Huhn hier verspeisen konnten, so fing sie so rasch als möglich an zuzuschreiten; aber der Wald war so groß und die Sonne so glühend, daß sie vor Hitze, Furcht und Müdigkeit fast umkam. Nach keiner Seite hin, wo sie auch sehen mochte, konnte sie das Ende dieses Waldes erblicken. Alles jagte ihr Schrecken ein; sie war in beständiger Angst, der König käme hinter ihr her, um sie zu tödten — ihr kläglicher Zustand war nicht zu beschreiben.

Sie ging immerzu, ohne einen bestimmten Weg zu verfolgen, das Strauchwerk zerriß ihr schönes Kleid und verwundete ihre zarte Haut. Endlich hörte sie einen Widder blöken. „Ganz gewiß," sagte sie, „sind Schäfer mit ihren Heerden in der Nähe; sie werden mich zu irgend einem Dorfe führen können, wo ich mich unter der Tracht einer Bäuerin verbergen will."

„Ach," fuhr sie fort, „Könige und Fürsten sind nicht immer am glücklichsten! Wer sollte glauben, daß ich jetzt flüchtig umherirre, daß mein Vater

ohne allen Grund meinen Tod verlangt, und daß ich mich verkleiden muß um ihm zu entfliehen!

Unter solchen Betrachtungen schritt sie immer nach der Richtung hin, wo sie das Blöken gehört hatte, aber welche Ueberraschung! Auf einer ziemlich umfangreichen Wiese, die mit Blumen rings umgeben war, erblickte sie einen großen Widder, weiß wie Schnee, dessen Hörner vergoldet und mit Blumenkränzen behangen waren; um seinen Hals hingen Perlenschnuren von außerordentlicher Größe und eine Kette von Diamanten. Er lag auf Orangenblüthen und über ihm war ein Zelt von Goldstoff ausgespannt, um ihn vor den Strahlen der Sonne zu schützen. Hundert geputzte Widder standen um ihn herum, und weideten nicht etwa auf dem Grase, sondern die einen genossen Kaffee, Sorbet, Eis, Limonade, die andern Erdbeeren, Milch und Backwerk, dabei spielten sie mit Karten und Würfeln; mehrere davon trugen goldene Halsbänder mit witzigen Inschriften, kostbare Ohrgehänge, und waren überall mit Blumen und Bändern umhangen.

Wunderhold war so erstaunt, daß sie fast unbeweglich stehen blieb. Ihre Augen suchten den Schäfer einer so wunderbaren Heerde, als der schönste Widder hüpfend und springend auf sie zukam und zu ihr sagte: Tretet näher, reizende Prinzessin, fürchtet euch nicht vor so sanften und friedfertigen Geschöpfen, wie wir sind.

Welches Wunder! rief sie, Widder, die reden!

Prinzessin, entgegnete er, eure Meerkatze und euer Hündchen plauderten so artig und ihr habt euch nicht darüber gewundert.

Eine Fee hatte ihnen die Gabe zu sprechen verliehen, versetzte Wunderhold, und es war daher nichts so Außerordentliches.

Vielleicht ist dies mit uns der nämliche Fall, erwiderte der Widder lächelnd. Aber schöne Prinzessin, was führt euch hierher?

Großes Unglück, Herr Widder, antwortete die Prinzessin; ich bin die unglücklichste Person von der Welt, ich suche vor der Wuth meines Vaters eine Freistatt.

So kommt mit mir, sprach der Widder, ich biete euch eine Freistatt an, in der euch Niemand entdecken soll, und wo ihr die unbeschränkte Herrin sein werdet.

Ach, es ist mir unmöglich, euch zu folgen, sagte Wunderhold, ich bin müde bis zum Tode.

Der Widder mit den goldnen Hörnern befahl seinen Wagen zu holen, und sogleich sah man sechs Ziegen herbeikommen, die an einen hohlen Kürbis von so wunderbarer Größe gespannt waren, daß zwei Personen ganz bequem darin sitzen konnten. Die Sitze inwendig waren von Flaumfedern und mit Sammet überzogen.

Die Prinzessin setzte sich hinein, die seltene Equipage bewundernd; der Herr Widder setzte sich neben sie und die Ziegen rannten wie im Flug einer Höhle zu, deren Eingang mit einem großen Steine verschlossen war.

Der vergoldete Widder berührte denselben mit seinem Fuß und sogleich öffnete sich die Thür. Er bat die Prinzessin, ohne Furcht hineinzugehen. Sie hielt diese

Höhle für einen so abschreckenden Aufenthalt, daß sie unter andern Verhältnissen dieselbe um keinen Preis betreten haben würde; jetzt aber in der Heftigkeit ihrer Angst hätte sie sich wol in einen Brunnen gestürzt.

Sie folgte also dem Widder, der vor ihr herging, ohne Zögern. Sie stiegen so tief, so tief hinab, daß sie bis in den Grund der Erde zu kommen meinte, und sie zuweilen die Furcht anwandelte, ihr Führer bringe sie in das Todtenreich.

Da breitete sich mit einmal eine weite Ebene vor ihnen aus, mit tausenderlei mannigfaltigen Blumen geschmückt, deren Wohlgeruch den aller Blumen in dem Garten des Königs weit übertraf. Ein breiter Strom von Orangenwasser umfloß die Ebene, auf allen Seiten sprangen Quellen von spanischem Wein und köstliche Liqueurs bildeten anmuthige Wasserfälle und kleine Bäche. Die ganze Ebene war mit sonderbaren Bäumen bedeckt. Ganze Alleen waren mit köstlich gebratenen und gespickten Rebhühnern besetzt, die an den Zweigen hingen; andre Alleen mit Fasanen, Ortolanen, Wachteln, Truthähnen und jungen Hühnchen. An einigen Stellen, ward die Luft verdunkelt durch einen Regen von Krebsen, Torten, Pasteten, Zuckerwerk, Gold, Silber, Perlen und Diamanten. Dieser seltene und kostbare Regen würde gewiß viel Gesellschaft herbeigezogen haben, wenn der Ernst des schönen Widders und sein würdevolles Wesen sie nicht zurückgeschreckt hätten.

Da man sich in der schönsten Jahreszeit befand, als Wunderhold in diesem reizenden Aufenthalt anlangte, so erblickte sie keinen Palast; aber eine Reihe von Orangenbäumen, Jasmin, Geisblatt und Rosenhecken bildeten mit verschlungenen Zweigen eine Menge Säle, Zimmer und Kabinets, die sämmtlich auf das Prächtigste und Geschmackvollste eingerichtet waren.

Der Widder sagte zur Prinzessin, sie möge sich als die unumschränkte Gebieterin dieses Orts betrachten; er habe seit einigen Jahren besonderen Grund zu Kummer und Thränen gehabt, aber es werde nur von ihr abhängen, ihn seine Leiden vergessen zu lassen.

Ihr bezeugt euch so freundlich und großmüthig, liebenswürdiger Widder, antwortete die Prinzessin, und Alles, was ich hier sehe, scheint mir so außerordentlich, daß ich nicht weiß, was ich davon denken soll.

Kaum hatte sie das gesagt, so sah sie eine Menge reizender Nymphen erscheinen, die ihr Früchte in Körbchen von Ambra darboten; aber da sie sich ihnen nähern wollte, entfernten sie sich; sie streckte ihre Arme aus, um sie zu berühren, aber sie fühlte nichts und erkannte nun, daß es bloße Luftgebilde waren.

Ach, was ist das? rief sie, wo bin ich? Und dabei brach sie in Thränen aus. Als König Widder (denn so nannte man ihn), der sie auf einige Augenblicke allein gelassen hatte, wieder zurückkehrte und sie in Thränen fand, war er so außer sich darüber, daß er zu ihren Füßen fast gestorben wäre.

Was ist euch begegnet, schöne Prinzessin, fragte er sie, hat es Jemand an Ehrfurcht gegen euch fehlen lassen?

Nein, nein, antwortete sie, ich habe mich über nichts der Art zu beklagen, aber Alles hier setzt mich in Furcht, ich bin nicht gewöhnt, mit Geistern zu leben, und ich bitte euch, führt mich wieder auf die Oberwelt zurück.

„Seid ohne alle Furcht," versetzte der Widder, „würdigt mich, die Geschichte meines traurigen Geschickes ruhig anzuhören, und ich hoffe, eure Angst wird verschwinden."

„Ich bin auf dem Thron geboren, der Nachkömmling einer langen Reihe von Königen. Ich beherrschte das schönste Königreich von der Welt und wurde von meinen Unterthanen geliebt, von meinen Nachbarn geachtet und gefürchtet. Ich war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und als ich eines Tages einen Hirsch mit großem Eifer verfolgte und mich von allen meinen Begleitern entfernt hatte, sah ich den Hirsch sich plötzlich in einen Teich stürzen. Ich trieb mein Pferd mit eben so viel Kühnheit als Unvorsichtigkeit ihm nach, aber je weiter ich vordrang, fühlte ich, statt der Kühle des Wassers eine desto größere Hitze; endlich versiegte der Teich und ich stürzte in einen Schlund hinab, aus welchem schreckliche Flammen emporschlugen.

Ich glaubte mich schon verloren, als ich eine Stimme hörte, die zu mir sagte: Undankbarer, nicht weniger Feuer bedarf es, um dein Herz zu entzünden.

Wie, wer beklagt sich hier über meine Kälte? entgegnete ich.

Eine Unglückliche, erwiderte die Stimme, die dich ohne Hoffnung anbetet.

Zu gleicher Zeit verlosch das Feuer und ich erblickte eine Fee, die ich seit meiner frühesten Jugend kannte, deren Alter und Häßlichkeit aber mir immer abschreckend gewesen waren. Sie stützte sich auf eine junge Sclavin von außerordentlicher Schönheit, die, zum Zeichen ihrer Dienstbarkeit, goldene Ketten trug.

Welches Wunder geht hier vor, Ragotte? redete ich die Fee an, geschieht das Alles auf euern Befehl?

Auf wessen Befehl sonst? entgegnete sie. Hast du meine Zuneigung bisher nicht bemerkt? Muß ich die Schande erfahren, sie dir selbst zu gestehen? Haben denn meine Augen, die sonst so unwiderstehlich waren, alle Kraft verloren? Bedenke, wie sehr ich mich erniedrige, daß ich dir meine Schwäche eingestehe, denn wenn du gleich ein großer König bist, so bist du doch gegen eine Fee, wie ich, nur ein Insekt.

Ich will Alles sein, was ihr wollt, entgegnete ich ungeduldig, aber sagt nur endlich, was verlangt ihr? Meine Krone, mein Reich, meine Schätze?

Du Ohnmächtiger, erwiderte sie mit verächtlichem Ton, meine Küchenjungen sind mächtiger als du, wenn ich will. Ich verlange dein Herz, meine Augen haben es tausend und aber tausend mal von dir begehrt; aber du hast sie nicht verstanden, oder vielmehr, du hast sie nicht verstehen wollen. Besäße eine Andre deine Liebe, fuhr sie fort, so würde ich mich zu trösten wissen, aber ich habe dich zu genau beobachtet, um nicht zu wissen, welche Gleichgültigkeit in deinem Herzen herrscht. — Wolan, liebe mich, laß mich deine geliebte Ragotte sein und ich will dir zu deinem Königreich noch zwanzig andere schenken, hundert Thürme voll Gold, fünfhundert voll Silber, mit einem Wort, du sollst Alles haben, was du begehrst.

Madame Ragotte, antwortete ich, es würde sich wenig schicken, in einem solchen Loche, wo ich gebraten zu werden meine, einer Dame von eurem Stande eine Liebeserklärung zu machen; ich ersuche euch, bei allen den Reizen, die euch

schmücken, mich in Freiheit zu setzen und dann wollen wir sehn, was ich thun kann, um euch zufrieden zu stellen.

Ha, Verräther! schrie sie, wenn du mich liebtest, so würdest du nicht erst in dein Königreich wollen; aber glaube ja nicht, daß ich so unerfahren bin; du meinst mir zu entwischen, ich schwöre dir aber, daß du hier bleibst, und das Erste, was du thun sollst, ist, meine Widder zu hüten; sie haben Verstand und sprechen wenigstens eben so gut als du.

Zu gleicher Zeit führte sie mich auf die Ebene, in der wir uns jetzt befinden, und wies mir ihre Heerde, der ich keine besondere Aufmerksamkeit schenkte, weil die schöne Sclavin, welche die Fee begleitete, meine Augen fesselte. Die grausame Ragotte bemerkte dies kaum, so stürzte sie auf sie zu, und stieß ihr eine Nadel so tief in's Auge, daß sie sogleich todt zur Erde sank.

Bei diesem entsetzlichen Anblick sprang ich mit dem bloßen Schwert in der Hand auf Ragotten zu, entschlossen, das reizende Opfer ihrer Grausamkeit an ihr zu rächen: aber ein Zauberwort von ihr machte mich unbeweglich. Meine Anstrengungen waren vergeblich, ich warf mich auf die Erde und wollte mir das Leben nehmen, um mich von dem Zustande zu befreien, in welchem ich mich befand, als sie mit einem spöttischen Lächeln zu mir sagte: Du sollst meine Macht kennen lernen; jetzt bist du ein Löwe, du sollst aber ein Lamm werden.

Alsbald berührte sie mich mit ihrem Zauberstabe, und ich erhielt die Gestalt, in welcher ihr mich hier seht. Ich verlor aber weder den Gebrauch meiner Sprache, noch das schmerzliche Gefühl meines Zustandes.

Du sollst fünf Jahre in dieser Verwandlung bleiben, sagte sie, und der unumschränkte Beherrscher dieser schönen Gegend sein, während ich entfernt von dir, ohne deine anmuthige Gestalt mehr zu erblicken, meinem Haß gegen dich nachhängen werde.

Sie verschwand; und wenn Etwas mein Unglück mildern konnte, so war es ihre Entfernung. Die sprechenden Schafe, welche ich hier fand, erkannten mich für ihren König; sie erzählten mir, daß sie das Unglück gehabt hätten, der mächtigen Fee aus verschiedenen Gründen zu mißfallen, und gleich mir von ihr verwandelt worden seien, die Einen auf längere, die Andern auf kürzere Zeit. In der That, sagte der Widder, empfangen einige auch von Zeit zu Zeit ihre menschliche Gestalt wieder und verlassen die Heerde. Die Schatten aber gehören Nebenbuhlerinnen und Feindinnen der Fee an, welche sie auf ein Jahrhundert oder weniger getödtet hat, und die dann auf die Welt zurückkehren. Die junge Sclavin, von der ich euch erzählte, befindet sich gleichfalls unter dieser Zahl; ich habe sie in der Folge öfters mit Vergnügen gesehen, aber sie konnte nicht zu mir sprechen, und wenn ich mich ihr nähern wollte, erkannte ich zu meinem Verdruß, daß es nur ein Schatten war.

Seit drei Jahren habe ich keinen andern Wunsch, als den meiner Freiheit; und das ist es, was mich zuweilen in den Wald lockt. Dort hab' ich euch öfters gesehen, schöne Prinzessin, fuhr er fort; ach, wenn ich es hätte wagen dürfen, euch die Empfindungen meines Herzens zu gestehen, wie viel hätt' ich euch zu sa-

gen gehabt! Aber wie hättet ihr das Geständniß der Neigung eines unglücklichen Widders aufgenommen!

Wunderhold war über Alles das, was sie vernommen hatte, so verwirrt, daß sie kaum wußte, was sie darauf antworten sollte; sie bewies sich indeß so freundlich gegen den Widder, daß er wol einige Hoffnung schöpfen konnte. Sie sagte auch, sie habe nun weniger Furcht vor den Schatten, da sie wüßte, daß sie eines Tages wieder in's Leben zurückkehrten. Ach, fuhr sie fort, wenn meine arme Patypata, meine theuere Grabüschon und der reizende Tintin, die um meinetwillen sich dem Tode opferten, doch ein gleiches Loos haben könnten, wie glücklich würde ich mich schätzen!

Seines Mißgeschickes ungeachtet besaß König Widder doch sehr annehmliche Vorrechte. Geht, sagte er zu einem seiner Untergebenen, einem sehr gutmüthig aussehenden Widder, geht und holt die Mohrin, die Meerkatze und das Hündchen, ihre Schatten sollen der Prinzessin zur Unterhaltung dienen.

Nach wenig Augenblicken sah Wunderhold alle Drei, und obgleich sie ihr nicht so nahe kamen, um von ihr berührt werden zu können, so gereichte doch schon der bloße Anblick ihr zum größten Trost.

König Widder besaß so viel Geist und Feinheit, daß seine Unterhaltung äußerst angenehm war. Er liebte die Prinzessin so leidenschaftlich, daß er ihr gleichfalls Liebe einflößte. Warum sollte auch ein so aufmerksamer, zärtlicher, liebenswürdiger Widder nicht gefallen, zumal wenn man weiß, daß er ein König ist und seine Verwandlung ein Ende nehmen muß! —

So verlebte die Prinzessin ihre Tage ganz angenehm, in Erwartung einer noch glücklicheren Zukunft. Der Widder beschäftigte sich nur mit ihr, veranstaltete Feste, Concerte, Jagden, und seine Heerde unterstützte ihn auf's Beste.

Eines Tages, als die Boten zurückkehrten, die er beständig nach Neuigkeiten aussandte, hinterbrachten sie ihm die Nachricht, daß die älteste Schwester der Prinzessin Wunderhold im Begriff sei, sich mit einem angesehenen Prinzen zu verheirathen, und daß man alle Anstalten zu einer überaus prächtigen Hochzeitsfeier treffe.

Ach, rief Prinzessin Wunderhold, wie unglücklich bin ich, so viel schöne Dinge nicht sehen zu können! Da befinde ich mich hier unter der Erde, in Gesellschaft von Schatten und Schaafen, und kann meine liebe Schwester nicht sehen, die wie eine Königin geschmückt sein wird, und kann allein an ihrer Freude keinen Theil nehmen!

Warum beklagt ihr euch? entgegnete der König der Widder, hab' ich euch denn schon abgeschlagen, zur Hochzeit eurer Schwester zu reisen? Reist, wann es euch gefällt, aber versprecht mir, zurückzukehren. Haltet ihr aber euer Wort nicht, so werdet ihr mich zu euern Füßen sterben sehen; denn meine Liebe ist zu heftig, als daß ich euch verlieren könnte, ohne zugleich mein Leben zu lassen.

Wunderhold, gerührt, versprach dem Widder, nichts auf der Welt solle sie abhalten, zu ihm zurückzukehren. Er gab ihr eine Equipage, die ihrem Stande angemessen war, sie zog sich ein kostbares Kleid an und vergaß nichts, was den

Glanz ihrer Schönheit noch erhöhen konnte; darauf setzte sie sich in einen Wagen von Perlemutter, welchen sechs isabellenfarbige Flügelpferde zogen, und eine Menge reichgekleideter Bedienten, die König Widder weit und breit zu seinem Gefolge hatte herbeiholen lassen, begleiteten sie.

Sie langte an dem Palast des Königs, ihres Vaters an, in dem Augenblick, wo man die Hochzeit feierte. Als sie eintrat, war das Aufsehen, welches ihre Schönheit und ihr kostbarer Anzug erregten, allgemein; sie hörte rund um sich nichts als Ausrufungen des Beifalls und der Bewunderung. Der König betrachtete sie so aufmerksam, daß sie schon fürchtete, von ihm erkannt zu werden, aber er war von ihrem Tode so überzeugt, daß er gar keinen Gedanken hatte, wer sie sein könne.

Doch die Furcht, man könne sie zurückhalten, ließ sie das Ende der Feierlichkeit nicht abwarten. Sie entfernte sich bald wieder, ließ aber ein kleines Kästchen von Korallen und Smaragden zurück, auf welchem mit diamantenen Buchstaben geschrieben stand: Schmuck für die Braut. Man öffnete es sogleich, und welche Kostbarkeiten fand man darin! Der König, der vor Begierde brannte, zu erfahren, wer sie sei, war in Verzweiflung, sie nicht mehr zu sehen, und befahl ausdrücklich, wenn sie je wiederkomme, alle Thüren hinter ihr zu verschließen, und sie da zu behalten.

Wie kurz auch die Abwesenheit der Prinzessin gewesen war, schien sie dem Könige der Widder doch eine Ewigkeit. Er erwartete sie am Rande einer Quelle, in dem Dickigt des Waldes; kaum hatte er sie erblickt, so lief er auf sie zu, hüpfend und springend, und erwies ihr tausend Zärtlichkeiten, legte sich zu ihren Füßen, küßte ihr die Hände und erzählte ihr, welche Unruhe und Ungeduld er inzwischen ausgestanden habe. Seine Liebe gab ihm eine Beredsamkeit, von der die Prinzessin entzückt war.

Nach einiger Zeit verheirathete der König seine zweite Tochter. Wunderhold erfuhr es, und bat den Widder um die Erlaubniß, auch diesem Feste, an welchem sie so großen Antheil nahm, beiwohnen zu dürfen. Bei diesen Worten konnte der Widder seinen Schmerz kaum bezwingen, allein die Gefälligkeit gegen die Prinzessin siegte über alles Andere; er hatte nicht die Kraft, ihre Bitte abzuschlagen. Ihr wollt mich verlassen, sagte er zu ihr; nicht ihr, mein unglückliches Geschick trägt die Schuld. Ich willige in Alles, was ihr wünscht, aber dies ist das größte Opfer, welches ich euch bringen kann.

Die Prinzessin versicherte ihm, sie werde eben nicht länger ausbleiben, als das erstemal und beschwor ihn, sich nicht zu beunruhigen. Sie bediente sich der nämlichen Equipage, und langte wie damals gerade bei dem Anfang der Feierlichkeit an. Der Aufmerksamkeit ungeachtet, welche dieselbe in Anspruch nahm, erhob sich bei dem Erscheinen der Prinzessin Wunderhold ein allgemeiner Schrei der Freude und Bewunderung. Aller Augen waren auf sie gerichtet, man konnte sich nicht satt an ihr sehen, und fand ihre Schönheit so ungewöhnlich, daß man beinahe geneigt war, die Fremde für keine Sterbliche zu halten.

Am Meisten freute sich der König, sie wieder zu sehen; er wandte kein Auge von ihr ab und befahl, alle Thüren wohl zu verschließen, um sie da zu behalten.

Als die Feierlichkeit ihrem Ende nahte, stand die Prinzessin rasch auf und wollte sich unter der Menge verlieren, doch wie erschrocken und bekümmert war sie, alle Thüren verschlossen zu finden!

Der König näherte sich ihr ehrfurchtsvoll und mit einer Freundlichkeit, die ihr Muth einflößte. Er bat sie, ihm nicht sobald das Vergnügen ihrer Gegenwart zu entziehen, sondern das Festmahl zu verherrlichen, welches er den Prinzen und Prinzessinnen gebe. Er führte sie in einen prächtigen Saal, wo der ganze Hof versammelt war, nahm ein goldenes Waschbecken und eine Kanne, und reichte es ihr dar, um sich die Hände zu waschen.

In diesem Augenblick konnte sie ihr Gefühl nicht länger zurückhalten; sie warf sich zu seinen Füßen, umschlang seine Knie und sagte: „So ist also mein Traum erfüllt, ihr habt mir an dem Hochzeitstage meiner Schwester das Waschwasser gereicht, ohne daß euch ein Unglück widerfahren wäre."

Der König erkannte sie jetzt ohne Mühe; schon mehr als einmal hatte er gefunden, daß sie seiner Tochter Wunderhold außerordentlich ähnlich sehe. „Ach, meine geliebte Tochter, rief er, sie umarmend und in Thränen ausbrechend, kannst du meine Grausamkeit verzeihen? Ich habe deinen Tod gewollt, weil ich glaubte, dein Traum bedeute den Verlust meiner Krone. Er bedeutete ihn auch, fuhr er fort; deine beiden Schwestern sind verheirathet, jede trägt eine Krone, die meinige aber soll für dich sein."

Mit diesen Worten stand er auf, setzte seine Krone der Prinzessin Wunderhold auf und rief: „Es lebe die Königin Wunderhold!" Und der ganze Hof schrie mit.

Die beiden Schwestern der jungen Königin eilten herbei, umarmten sie und erwiesen ihr die zärtlichsten Liebkosungen. Wunderhold weinte und lachte zu gleicher Zeit; sie umarmte die Eine, sie sprach zu der Andern, sie dankte dem Könige und dazwischen erinnerte sie sich des Hauptmanns, dem sie ihr Leben zu danken hatte. Sie fragte dringend nach ihm, aber man sagte, daß er todt sei, was ihr sehr nahe ging.

Als sie bei Tische saßen, bat sie der König, Alles zu erzählen, was ihr seit jenem traurigen Tage begegnet sei. Sie nahm sogleich das Wort und Alle hörten mit großer Aufmerksamkeit zu.

Während sie jedoch bei dem Könige und ihren Schwestern saß und alles Uebrige vergaß, sah der ungeduldige Widder die Stunde verstreichen, in welcher die Prinzessin hatte zurückkehren wollen, und seine Ungeduld wurde so heftig, daß er ihrer nicht Herr werden konnte.

„Sie will nicht mehr zurückkehren," rief er aus, „meine unglückliche Verzauberung schreckt sie zurück! O ich Unglücklicher, was werde ich ohne Wunderhold anfangen? Ragotte, grausame Fee, welche Rache nimmst du für meine Gleichgültigkeit!" — So klagte er lange Zeit; da aber die Nacht herannahte, ohne daß die Prinzessin erschien, so lief er in die Stadt.

In dem Palaste des Königs fragte er nach Wunderhold; da aber Alle bereits ihr Abentheuer kannten, und man nicht wollte, daß sie mit einem Widder zurückkehre, so verweigerte man ihm hartnäckig, sie zu sehen. Er brach in die

rührendsten Klagen aus, die jeden Andern bewegt hätten, nur jene hartherzigen Thürsteher nicht, welche den Palast bewachten. Endlich, im Uebermaß seines Schmerzes, stürzte er zu Boden und gab sein Leben auf.

Der König und Wunderhold hatten von dieser trübseligen Begebenheit keine Ahnung. Jetzt schlug der König seiner Tochter vor, mit ihm in den Wagen zu steigen und sich die Stadt zu besehen, die heute mit vielen tausend und tausend Lampen auf das Prächtigste erleuchtet war. Welch ein Anblick aber, da sie ihren geliebten Widder am Eingange des Palastes hingestreckt fand, ohne ein Zeichen des Lebens! Sie stürzte aus dem Wagen, sie lief auf ihn zu, sie weinte und jammerte, sie wußte, daß nur der Mangel ihrer Pünktlichkeit den Tod des Widders verschuldet habe. Sie befand sich in solcher Verzweiflung, daß sie selbst jeden Augenblick zu sterben gedachte — aber vergebens. —

So sind die Höchsten der Erde den Schlägen des Schicksals nicht weniger unterworfen, als Andere, und oft erfahren sie den härtesten Schlag in dem Augenblick, wo sie sich auf dem Gipfel ihrer Wünsche glauben.

12.

Die im Walde schlafende Prinzessin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die waren sehr betrübt, daß sie keine Kinder hatten, so betrübt, es ist nicht zu sagen. Sie gingen in alle möglichen Bäder; Gelübde, Pilgerfahrten, Alles wurde versucht, doch Nichts wollte helfen. Endlich bekam die Königin ein Töchterchen. Man veranstaltete ein prächtiges Tauffest und wählte zu Pathen der kleinen Prinzessin alle Feen aus dem ganzen Lande (es waren ihrer sieben), damit eine jede von ihnen, wie es damals unter den Feen Sitte war, dem Kinde ein Geschenk mache und die Prinzessin auf solche Weise alle nur denkbaren Vollkommenheiten erhalte.

Nach den Ceremonien der Taufe begab sich die ganze Gesellschaft in den Palast des Königs, wo man ein herrliches Mahl für die Feen angerichtet hatte. Man legte vor eine jede ein Besteck mit einem Futeral von gediegenem Golde, in welchem Löffel, Gabel und Messer steckten, Alles besetzt mit Diamanten und Rubinen.

Als sich aber die ganze Gesellschaft schon zu Tische gesetzt hatte, trat plötzlich eine alte Fee herein, die man nicht gebeten hatte, weil sie seit länger als funfzig Jahren aus ihrem Thurm nicht herausgegangen war und man daher geglaubt hatte, sie sei verstorben oder verzaubert. Der König ließ ihr sogleich ein Besteck auflegen, aber es war unmöglich, ihr eins von Gold zu geben, wie den Andern, weil er deren nur sieben für die sieben Feen hatte machen lassen.

Die Alte glaubte, man verachte sie und murmelte einige Drohungen zwischen den Zähnen. Eine der jungen Feen, die neben ihr saß, hörte es und vermuthete, sie werde der kleinen Prinzessin irgend ein schlimmes Geschenk machen. Sie verbarg sich daher, als man von der Tafel aufstand, hinter die Tapete, um die Letzte zu sein, und möglicherweise das Uebel, welches die Alte dem Kinde zufügen würde, wieder gut machen zu können.

Die Feen fingen nun an, der kleinen Prinzessin ihre Gaben auszutheilen. Die jüngste verlieh ihr vollkommene Schönheit, die zweite Geist wie ein Engel, die dritte bewunderungswürdige Anmuth in Allem, was sie thun würde; die vierte, die Gabe, vorzüglich schön zu tanzen; die fünfte, zu singen wie eine Nachtigal; und die sechste, alle Arten von Instrumenten auf das Vollkommenste zu spielen.

Als nun die Reihe an die alte Fee kam, wackelte sie mit dem Kopf, mehr vor Bosheit, als vor Alter, und sagte, die Prinzessin solle sich mit einer Spindel in die Hand stechen und daran sterben.

Die ganze Gesellschaft erschrak über dieses entsetzliche Geschenk und Alle brachen in Thränen aus. In diesem Augenblick trat die junge Fee hinter der Tapete hervor und sagte ganz laut zu dem Könige und der Königin: Beruhigt euch, eure Tochter wird nicht daran sterben; es steht zwar nicht in meiner Gewalt, was jene Boshafte gethan hat, gänzlich ungeschehen zu machen: die Prinzessin wird sich mit einer Spindel in die Hand stechen, aber statt zu sterben, wird sie nur in einen tiefen Schlaf fallen; hundert Jahre dauert der Schlaf und dann wird sie der Sohn eines Königs aufwecken.

Der König, um möglicherweise das von der Alten angedrohte Schicksal ganz zu vermeiden, ließ sogleich einen Befehl bekannt machen, durch welchen es Jedermann verboten wurde, an der Spindel zu spinnen oder nur eine Spindel im Hause zu haben, bei Todesstrafe.

Eines Tages, da die Prinzessin schon etwa funfzehn oder sechszehn Jahr alt war, begaben sich der König und die Königin auf eines ihrer Lustschlösser, und da traf es sich, daß die junge Prinzessin, die im ganzen Schlosse umherlief, Trepp' auf Trepp' ab, aus einem Zimmer in das andere, endlich auch ganz hoch oben in ein kleines Dachstübchen kam, wo eine alte Frau mutterseelen allein an ihrer Spindel dasaß und spann. Diese gute alte Frau hatte von dem Verbot des Königs kein Wort erfahren.

Was macht ihr denn da, gute Mutter? fragte die Prinzessin.

Ich spinne, mein schönes Kind, antwortete die Alte, welche die Prinzessin nicht kannte.

Ach, das ist ja allerliebst, rief die Prinzessin; wie macht ihr es denn? Gebt doch einmal her, ich möchte gern sehn, ob ich es auch so kann.

Kaum aber hatte sie die Spindel genommen, als sie lebhaft und ein wenig unbesonnen, wie sie war (auch lag es einmal so im Beschluß der Feen) sich damit in die Hand stach und ohnmächtig zu Boden sank.

Das alte Mütterchen, in Todesschreck, schrie nach Hülfe; man eilte von allen Seiten herbei, man spritzte der Prinzessin Wasser in's Gesicht, man schnürte sie auf, man rieb ihr die Hände und Schläfen mit starkem, wohlriechendem Wasser:

aber nichts konnte sie aus ihrer Ohnmacht erwecken. Der König, welcher gleichfalls auf den Lärm herbeigekommen war, erinnerte sich der Prophezeihung der Feen, und da er wohl einsah, daß dies so hatte geschehen müssen, weil es die Feen gesagt hatten, so ließ er die Prinzessin in das schönste Gemach des Palastes tragen und auf ein Bett legen, welches mit Gold und Silber gestickt war. Sie war schön wie ein Engel, denn ihre Ohnmacht hatte die schönen Farben ihres Gesichts nicht verlöscht; ihre Wangen blühten wie Rosen und ihre Lippen glichen Korallen; nur ihre Augen waren geschlossen, aber man hörte sie leise athmen, woraus man sehen konnte, daß sie nicht todt war.

Der König befahl, man solle sie ruhig schlafen lassen, bis die Zeit ihres Erwachens gekommen sei. Die gute Fee, die ihr das Leben gerettet hatte, indem sie sie zu einem hundertjährigen Schlaf verdammte, befand sich eben in dem Königreich Mataquin, zwölftausend Meilen davon entfernt, als sich diese Begebenheit mit der Prinzessin zutrug; aber durch einen kleinen Zwerg mit Siebenmeilenstiefeln wurde sie in wenig Augenblicken davon benachrichtigt. Sogleich reis'te die Fee ab, und bald darauf kam sie in einem feurigen, mit Drachen bespannten Wagen an. Der König reichte ihr die Hand und hob sie aus dem Wagen. Sie billigte Alles, was er gethan hatte, aber da sie sehr vorsichtig war, fiel ihr ein, daß die Prinzessin, wenn sie aufwache, in großer Verlegenheit sein werde, sich in diesem alten Schloß ganz allein zu befinden. Was that sie also!

Sie berührte mit ihrem Zauberstabe, den König und die Königin ausgenommen, Alles, was sich in diesem Schlosse befand: Die Oberhofmeisterin, die Hofdamen, die Kammerfrauen, die Kammerherren, Offiziere, Hausmeister, Köche, Küchenjungen, Wachen, Thürsteher, Läufer, Kammerdiener, Pagen; sie berührte gleichfalls alle Pferde im Marstalle, sammt den Reitknechten, die großen Hofhunde und das kleine Toto, das Schooshündchen der Prinzessin, welches neben ihr am Bette lag. Sobald sie sie berührte, schliefen Alle ein, um nicht eher, als mit ihrer Gebieterin wieder aufzuwachen, damit sie gleich bei der Hand wären, wenn die Prinzessin Etwas bedürfe. Selbst die Bratspieße am Feuer, die voll Rebhühner und Fasanen steckten, schliefen ein und das Feuer schlief auch.

Das Alles geschah in einem Augenblick, denn die Feen brauchen nicht viel Zeit zu ihren Geschäften. Hierauf verließen der König und die Königin, nachdem sie ihr geliebtes Kind noch einmal geküßt hatten, ohne daß es aufwachte, das Schloß, und ließen öffentlich bekannt machen, Niemand, wer es auch immer sei, solle sich diesem Schlosse nähern. Es bedurfte aber dieses Verbots gar nicht, denn in weniger als einer Viertelstunde wuchs rings herum ein so dicker Wald von großen und kleinen Bäumen, Sträuchern und Disteln, die alle so in einander verschlungen waren, daß weder Menschen noch Thiere hindurch konnten, so daß man von dem Schloß nichts weiter als die Thurmspitze erblickte und auch die nur in ziemlicher Entfernung. Ganz ohne Zweifel war auch dies ein Werk der Fee, damit die Prinzessin während ihres Schlafes von Neugierigen nichts zu besorgen hätte.

Nach Verlauf von hundert Jahren ging der Sohn des damals regierenden Königs, der aus einer andern Familie stammte als die schlafende Prinzessin, auf

die Jagd, und da er an jenen Wald kam und die Thurmspitze erblickte, fragte er, was das für ein Thurm sei, der über dem dicken Wald hervorragte.

Jeder erzählte ihm nun, was er davon gehört hatte; der Eine sagte, es sei ein altes Schloß, wo Geister ihre Zusammenkünfte hielten; ein Anderer, alle Hexen aus der Umgegend feierten dort ihren Sabbath. Die Meinung der Meisten war, daß ein Menschenfresser dort wohne, und daß er alle Kinder, die er nur erwischen könne, dahin schleppe, um sie nach seiner Bequemlichkeit zu verspeisen, da ihm Niemand nachfolgen könnte, weil er allein durch dies verwachsene Gebüsch einen Weg wüßte.

Der Prinz wußte nicht, was er davon glauben sollte, bis endlich ein alter Bauer das Wort nahm und zu ihm sagte: „Mein Prinz, es sind schon über funfzig Jahr, daß ich meinen Vater habe sagen hören, in diesem Schloß sei eine Prinzessin, die schönste, welche je gelebt hat; sie müsse aber hundert Jahre schlafen und werde dann von einem Prinzen erweckt werden, dem sie zur Gemahlin bestimmt sei."

Bei diesen Worten wurde der junge Prinz voll Feuer und Flamme; er war sogleich überzeugt, daß er bestimmt sei, dieses schöne Abentheuer zu bestehen, und beschloß, auf der Stelle zu erfahren, wie es damit beschaffen sei. Kaum näherte er sich dem Gebüsche, so traten alle die großen Bäume, Sträucher und Dornen von selbst auf die Seite und ließen ihn ungehindert durch. Er ging gerade auf das Schloß zu, welches er am Ende einer langen Allee liegen sah. Zu seiner Verwunderung hatte ihm keiner von seinen Leuten folgen können, weil die Bäume sogleich wieder hinter ihm zusammenrückten.

Er kam in einen großen Vorhof, wo Alles was er sah, wol geeignet war, ihm Furcht und Grauen einzuflößen. Das schrecklichste Stillschweigen herrschte, überall sah man das Bild des Todes; Körper von Menschen und Thieren lagen ausgestreckt, wie ohne Leben; doch sah er wol an den kupfrigen Nasen und rothen Gesichtern der Thürsteher, daß sie nur schliefen; die Gläser, welche neben ihnen standen und in denen noch einige Tropfen Wein waren, zeigten, daß sie der Schlaf während des Trinkens überfallen hatte.

Der Prinz trat hierauf in einen großen mit Marmor gepflasterten Hof: er stieg eine Treppe hinauf und kam in einen Saal wo die Leibwachen, das Gewehr auf der Schulter und auf ihr Bestes schnarchend, in einer Reihe standen. Er ging durch mehrere Zimmer voll Kammerherren und Damen die alle schliefen, die Einen stehend, die Andern sitzend.

Endlich gelangte er in ein Zimmer, welches über und über vergoldet war, und auf einem Bette, dessen Vorhänge von beiden Seiten offen waren, erblickte er das anmuthigste Schauspiel von der Welt: eine Prinzessin von etwa funfzehn bis sechszehn Jahren, deren leuchtendes Antlitz wie verklärt und überirdisch erschien.

Zitternd und voll Bewunderung näherte sich der Prinz und kniete neben ihr nieder. Da eben jetzt der Augenblick der Entzauberung gekommen war, so wachte die Prinzessin auf, und indem sie ihn mit so zärtlichen Blicken ansah, als kenne sie ihn seit langer Zeit, sagte sie zu ihm: „Seid ihr es, mein Prinz? Ihr habt lange auf euch warten lassen."

Der Prinz war entzückt über diese Worte und noch mehr über die Art, mit welcher sie dieselben sagte. Er wußte gar nicht, wie er ihr seine Freude und seine Erkenntlichkeit bezeugen sollte; er versicherte, er liebe sie mehr als sich selbst. Seine Worte waren schlecht gesetzt, aber sie gefielen der Prinzessin nur um so mehr, denn die Liebe ist um so zärtlicher, je weniger sie beredt ist. Er war überhaupt weit verlegner als sie, worüber man sich nicht wundern darf: sie hatte Zeit genug gehabt, daran zu denken, was sie ihm sagen sollte, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die gute Fee während eines so langen Schlafes ihr das Vergnügen angenehmer Träume gewährt. Genug, sie sprachen vier ganze Stunden lang und hatten sich noch nicht die Hälfte von dem gesagt, was sie sich zu sagen hatten.

Inzwischen war der ganze Palast zugleich mit der Prinzessin aufgewacht: jedes dachte nun darauf, seinen Dienst zu verrichten, und da sie nicht Alle von Liebe erfüllt waren, so starben sie fast vor Hunger. Die Hofdame wurde so gut wie die Uebrigen ungeduldig, und sagte ganz laut zur Prinzessin, daß das Fleisch aufgetragen sei. Der Prinz half der Prinzessin aufstehen, sie war vollständig und sehr prächtig angekleidet; aber er hütete sich wohl, ihr zu sagen, daß sie wie seine Großmutter angezogen sei, denn sie hatte einen hohen Steifkragen, war aber nicht weniger schön deshalb.

Sie begaben sich in einen rings mit Spiegeln tapezirten Saal und speisten daselbst, während die Dienerschaft der Prinzessin ihnen aufwartete. Die Violinisten und Hautboisten spielten einige alte Stücke auf, welche vortrefflich waren, obgleich man sie seit hundert Jahren nicht mehr spielte; und nach Tisch ging es gleich in die Schloßkapelle, wo der Hofkapellan das Paar traute.

Am andern Morgen verließ der Prinz seine Gemahlin und kehrte nach der Stadt zurück, wo sein Vater in großer Sorge um ihn war. Der Prinz sagte zu ihm, er habe sich auf der Jagd im Walde verirrt und in der Hütte eines Kohlenbrenners geschlafen, der ihn mit Schwarzbrot und Käse bewirthet habe. Der König, sein Vater, war ein guter Mann und glaubte Alles; aber seine Mutter war nicht so leicht zu überreden, und da sie sah, daß er fast alle Tage auf die Jagd ging, und immer eine Entschuldigung bei der Hand hatte, wenn er zwei oder drei Nächte außer dem Hause zubrachte, so zweifelte sie nicht, daß irgend ein Geheimniß dahinter stecke. Denn er lebte mit der Prinzessin schon länger als zwei ganze Jahre so und sie hatte ihm zwei Kinder geschenkt, von denen das älteste eine Tochter war und Morgenroth hieß, das zweite ein Sohn, den man Prinz Tag nannte, weil er noch schöner war als seine Schwester.

Die Königin suchte auf alle Art, ihren Sohn zu einem Geständniß zu bringen; aber er wagte nicht, ihr sein Geheimniß anzuvertrauen, denn er fürchtete sie, aller Liebe ungeachtet, weil sie aus einer Menschenfresserfamilie stammte und der König sie nur ihres großen Vermögens wegen geheirathet hatte. Ja, man sagte sich selbst bei Hof ganz leise in's Ohr, daß sie die Neigungen der Menschenfresser theile, und wenn sie kleine Kinder vorbeigehen sehe, sich kaum bezähmen könne, nicht über sie herzufallen. Deßhalb also wollte ihr der Prinz nichts ent-

decken. Als indeß der König nach Verlauf von einigen Jahren gestorben war und der Prinz zur Regierung kam, machte er seine Vermählung öffentlich bekannt und holte die Königin, seine Gemahlin, mit großer Feierlichkeit aus ihrem Schlosse. Sie wurde in der Hauptstadt, wo sie mit ihren beiden Kindern einzog, auf's Prächtigste empfangen.

Einige Zeit darauf zog der König in den Krieg gegen seinen Nachbar, den Kaiser Kantalabutte. Er überließ die Verwaltung seines Reichs der Königin, seiner Mutter, und empfahl ihr die Sorge für seine Frau und Kinder sehr angelegentlich. Er mußte den ganzen Sommer über ausbleiben; kaum war er fort, so schickte die Königin Mutter ihre Schwiegertochter und ihre Enkelkinder in ein Landhaus, welches mitten im Walde lag, um dort ihr abscheuliches Gelüst leichter befriedigen zu können.

Nach einigen Tagen begab sie sich gleichfalls dahin, und eines Abends sagte sie zu ihrem Haushofmeister: „Morgen Mittag will ich die kleine Morgenrothspeisen."

„Um Himmelswillen, Ihro Majestät!" rief der Haushofmeister.

„Ich befehl' es," sagte die Königin, und sie sagte das mit einem rechten Menschenfresserton, dem man die Lust nach frischem Fleisch anhörte, „und ich will sie mit einer sauern Sauce essen."

Der arme Mann sah wol, daß sich mit einer Menschenfresserin nicht spaßen lasse, nahm also sein großes Messer und ging in die Kammer der kleinen Morgenroth, die damals vier Jahr alt war. Sie kam springend und lachend auf ihn zu, schlang die Aermchen um seinen Hals und bat ihn um Naschwerk. Er brach in Thränen aus, das Messer fiel ihm aus der Hand, er ging in den Hof, schnitt einem Lämmchen die Gurgel ab, und bereitete es mit einer so guten Sauce, daß ihn die Königin versicherte, nie etwas so Delikates gegessen zu haben. Zu gleicher Zeit hatte er die kleine Morgenroth zu seiner Frau gebracht, um sie in einer Kammer zu verbergen, die ganz versteckt tief drin im Hofe lag.

Acht Tage später sagte die nichtswürdige Königin zu ihrem Haushofmeister: „Ich will zum Abendbrot den kleinen Tag essen."

Er entgegnete kein Wort, war aber fest entschlossen, sie wie das erste Mal zu hintergehen. Er ging zu dem kleinen Tag, der eben ein kleines Rappier in der Hand hatte und sich mit einem Affen herumfocht: gleichwol war der Knabe nicht älter als drei Jahr. Er brachte ihn zu seiner Frau, die ihn alsdann an den nämlichen Ort wie die kleine Morgenroth versteckte, und richtete anstatt des Knaben ein sehr zartes junges Reh zu, welches die Königin ganz vortrefflich fand.

Bis dahin war Alles ganz gut gegangen; eines Abends aber sagte diese nichtswürdige Königin zum Haushofmeister: „Nun will ich die Königin mit derselben Sauce, wie ihre Kinder speisen."

Diesmal gerieth der arme Haushofmeister in Verzweiflung, denn er wußte nicht, wie er es anstellen solle, sie zu täuschen. Die junge Königin war über zwanzig Jahr alt, ohne die hundert Jahr zu rechnen, welche sie verschlafen hatte. Ihre Haut war also ein wenig hart, obgleich schön und weiß, und nun galt es

in dem Thiergarten ein Thier aufzufinden, dessen Haut der ihrigen gliche! Er entschloß sich also, um sein eigenes Leben zu retten, der Königin den Hals abzuschneiden, und ging auf ihr Zimmer, in der Absicht, es nicht so zu machen, wie die andern beiden Male. Er versetzte sich, so viel als möglich in Wuth, und trat, den Dolch in der Hand, in das Zimmer der jungen Königin; er wollte sie indeß nicht unvorbereitet sterben lassen, sondern kündigte ihr mit aller Ehrfurcht den Befehl an, den er von der Königin Mutter erhalten hatte.

„Wohlan," versetzte sie, indem sie ihm den Hals darbot, „vollzieht euern Befehl; so werd' ich doch meine Kinder wiedersehen, meine armen Kinder, die ich so zärtlich geliebt habe" — sie hielt sie nämlich für todt, weil man sie fortgebracht hatte, ohne ihr etwas davon zu sagen.

„Nein, nein, gnädigste Frau," entgegnete der arme Haushofmeister ganz gerührt, „ihr sollt nicht sterben und sollt doch eure Kinder wiedersehen. Ich habe sie bei mir verborgen, und will die Königin noch einmal täuschen, indem ich ihr statt eurer eine junge Hirschkuh vorsetze.

Er führte sie sogleich in seine Kammer, und während sie ihre Kinder umarmte und mit ihnen weinte, ging er, eine Hirschkuh zuzurichten, welche die alte Königin auch mit solchem Appetit zum Abend verspeiste, als ob es ihre Schwiegertochter selbst gewesen wäre. Sie war mit ihrer Grausamkeit ganz zufrieden, und beschloß, dem Könige bei seiner Rückkehr zu sagen, die Wölfe hätten die Königin, seine Gemahlin, so wie seine beiden Kinder aufgefressen.

Eines Abends, da sie, wie gewöhnlich, in allen Höfen des Schlosses umherschlich, um irgendwo frisches Fleisch zu erschnuppern, hörte sie in einem der Gemächer den kleinen Tag weinen, weil ihn die Königin, seine Mutter, einer Unart wegen strafen wollte, und eben so hörte sie auch die Stimme der kleinen Morgenroth die für ihren Bruder um Verzeihung bat.

Die Menschenfresserin erkannte sogleich die Stimme der Königin und ihrer Kinder und gerieth in Wuth, daß man sie hintergangen hatte. Sie befahl den andern Morgen mit einem furchtbaren Ton, der Alles zittern machte, mitten auf den Hof eine große Kufe zu setzen, sie mit Kröten, Vipern, Ottern und Schlangen zu füllen, und dann die junge Königin und ihre Kinder, den Haushofmeister, seine Frau und seine Dienerin hineinzuwerfen. Sie hatte Befehl gegeben, sie, die Hände auf den Rücken gebunden, herbeizuführen, und schon waren die Henker im Begriff, sie in die Kufe zu stürzen, als der König, den man sobald nicht erwartet hatte, plötzlich in den Hof ritt.

Ganz erstaunt fragte er, was dieses schreckliche Schauspiel bedeuten solle. Niemand wagte ihm zu antworten; da stürzte sich die Menschenfresserin, voller Wuth, ihre Absicht so vereitelt zu sehen, selbst in die Kufe, und wurde in einem Augenblick von dem abscheulichen Gewürm, welches sich darin befand, aufgefressen.

Der König betrübte sich zwar darüber, denn sie war einmal seine Mutter; aber er tröstete sich bald in den Armen seiner schönen Gemahlin und seiner Kinder.

13.

Der blaue Vogel.

Es war einmal ein König, der sehr viele Länder und Schätze besaß; seine Gemahlin aber starb ihm und er war untröstlich deshalb. Er verschloß sich acht ganze Tage in ein kleines Kabinet, wo er den Kopf gegen die Wände rannte, so voller Verzweiflung war er. Man besorgte, er werde sich noch den Kopf einstoßen, und legte Matratzen zwischen die Wand und die Tapete, so daß er immerhin stoßen konnte und gleichwol keinen Schaden nahm. Alle seine Unterthanen beschlossen, zu ihm zu gehen und ihm Alles zu sagen, was nur geeignet schien, seinen Kummer zu lindern. Die Einen studirten auf eine nachdrucksvolle, ernsthafte Anrede, Andere auf etwas Erheiterndes, ja sogar auf etwas Lustiges: aber nichts von Allem machte Eindruck auf ihn, er hörte kaum, was man zu ihm sprach.

Endlich erschien auch eine Frau, die mit schwarzen Flören, Schleiern, Tüchern und langen Trauergewändern dergestalt vermummt war und so über alle Maßen weinte und schluchzte, daß der König ganz erstaunte.

Die Frau sagte zu ihm, sie komme nicht in der Absicht wie die Uebrigen seinen Schmerz zu vermindern, sondern sie wolle ihn noch vermehren, denn nichts sei billiger, als eine gute Frau zu beweinen. Sie, die den besten aller Männer gehabt hätte, sei fest entschlossen, so lange um ihn zu weinen, als sie noch ein Auge im Kopf habe. Darauf verdoppelte sie ihr Geschrei und der König heulte nach ihrem Beispiele mit.

Er nahm diese Frau besser auf als alle übrigen; er unterhielt sich mit ihr von den guten Eigenschaften seiner verstorbenen Gemahlin, und sie erhob noch vielmehr die ihres verstorbenen Gemahls: und Beide schwatzten so viel und so lange von ihrem Schmerz, bis sie zuletzt über ihren Schmerz nichts mehr zu sagen wußten.

Als die schlaue Wittwe diesen Gegenstand beinah erschöpft sah, lüftete sie ein wenig ihre Schleier und der betrübte König weidete sein Auge an dem Anblick dieser armen Betrübten, die mit vorzüglicher Geschicklichkeit zwei große blaue Augen, die mit langen, schwarzen Augenbrauen besetzt waren, umherzuwerfen verstand. Der König betrachtete sie mit vieler Aufmerksamkeit; allmählig sprach er immer weniger von seiner Frau, zuletzt sprach er gar nicht mehr von ihr. Die Wittwe sagte, sie wolle ihren Mann ohne Aufhören beweinen, und der König bat, sie möge ihren Schmerz nicht verewigen. Endlich, zu aller Welt Erstaunen, vermählte sich der König mit ihr und das Schwarz verwandelte sich in Grün und Rosenfarben. So bedarf es oft nur, die Schwäche der Menschen zu kennen, um sich ihrer Neigung zu bemächtigen und Alles mit ihnen zu machen, was man will.

Der König hatte aus seiner ersten Ehe nur eine Tochter, die für das erste Wunder der Welt galt. Sie hieß Florine, weil sie wie die Göttin Flora so blühend und schön war. Prächtige Kleider liebte sie nicht, aber einen leichten Taffentanzug mit einer Spange von Edelsteinen und Blumenguirlanden, die in ihr schönes Haar verflochten, den reizendsten Anblick gewährten. Sie war erst funfzehn Jahr alt, als sich der König verheirathete.

Die neue Königin ließ jetzt ihre eigene Tochter herbeiholen, die bei ihrer Pathe, der Fee Sussio, erzogen worden war; allein sie war deßhalb um nichts anmuthiger noch schöner geworden. Die Fee hatte sich alle mögliche Mühe mit ihr gegeben, doch ohne Erfolg; gleichwohl hörte sie nicht auf sie zärtlich zu lieben. Man nannte sie Forelline, weil ihr Gesicht so rothe Flecken hatte, wie eine Forelle. Ihr schwarzes Haar war so fett und schmutzig, daß man es nicht anrühren mochte, und ihre gelbe Haut schwitzte Oel aus.

Die Liebe der Königin zu dieser Tochter ging bis zur Narrheit: sie sprach von nichts als von ihrer reizenden Forelline, und gerieth in Verzweiflung, daß Florine sie in jeder Art so weit übertraf; sie versuchte alles Mögliche, ihre Stieftochter bei dem Könige anzuschwärzen; und kein Tag verging, daß nicht die Königin und Forelline Florinen einen Streich spielten. Aber die sanfte und geistvolle Prinzessin setzte sich über dieses boshafte Betragen so viel als möglich hinweg.

Eines Tages sagte der König zu seiner Gemahlin, Florine und Forelline seien nun groß genug, um sich zu vermählen, und man müsse zusehen, daß man eine von ihnen an den ersten Prinzen, der sich bei Hofe sehen ließe, verheirathe.

Ich verlange, versetzte die Königin, daß meine Tochter zuerst vermählt wird, sie ist älter, als die eurige, und da sie tausendmal liebenswürdiger ist, so kann gar keine Wahl stattfinden.

Der König, welcher nicht gern zankte, sagte, er sei es zufrieden, und sie solle darüber zu bestimmen haben.

Nach einiger Zeit hörte man, daß der König Liebreiz sie nächstens besuchen würde. Nie gab es einen zuvorkommendern und prachtliebendern Prinzen; sein Geist und sein Aeußeres entsprachen seinem Namen. Als die Königin diese Neuigkeit vernahm, setzte sie alle Stickermädchen, alle Schneider und alle übrigen Arbeiter für Forellinen in Bewegung; zugleich bat sie den König, daß Florine nichts Neues haben solle, ja sie bestach sogar ihre Kammerfrauen und ließ ihr an dem nämlichen Tage, da Prinz Reizlieb eintraf, alle ihre Kleider, ihren Kopfputz und ihr Geschmeide stehlen, so daß Florine, als sie sich ankleiden wollte, nicht ein Band vorfand. Sie merkte wol, wer ihr diesen schönen Dienst erwiesen habe, und schickte zu den Kaufleuten nach andern Stoffen; aber die Kaufleute entgegneten, die Königin habe streng verboten, ihr Etwas zu verkaufen, und so blieb ihr nichts, als ein altes, beschmutztes Kleidchen. Ganz beschämt setzte sie sich in einen Winkel des Saales, als der König Reizlieb anlangte.

Die Königin empfing ihn mit außerordentlichen Höflichkeitsbezeugungen; sie stellte ihm ihre Tochter vor, die heller als die Sonne flimmerte, durch ihren Putz aber nur noch häßlicher als sonst erschien. Der König wendete die Augen von

ihr ab; aber die Königin wollte sich überreden, sie gefalle ihm so sehr, daß er in Besorgniß sei, sich von ihr fesseln zu lassen. Deshalb brachte sie ihm ihre Tochter immer wieder vor die Augen. Er fragte darauf, ob es nicht noch eine andere Prinzessin gäbe, Namens Florine?

„Ja," antwortete Forelline, indem sie mit dem Finger auf sie zeigte, „die da ist es in der Ecke, die versteckt sich, weil sie wie ein Aschenbrödel aussieht.

Florine erröthete, und wurde so schön, so schön, daß der König Reizlieb wie geblendet dastand. Er stand rasch auf, machte der Prinzessin eine tiefe Verbeugung und sagte zu ihr: „Eure unvergleichliche Schönheit, meine Prinzessin, schmückt euch so sehr, daß ihr einer fremden Hülfe nicht erst bedürft."

„Mein Prinz," erwiderte sie, „ich gestehe, daß ich nicht gewohnt bin, ein so schlechtes Kleid zu tragen, wie dies hier, und ihr würdet mir ein Vergnügen gemacht haben, wenn ihr mich gar nicht bemerkt hättet.

Das wär' unmöglich, rief Reizlieb; eine so wundervolle Prinzessin sollte sich irgendwo befinden und man könnte noch für eine Andere Augen haben, als für sie?"

„Ha," fiel die aufgebrachte Königin ein, ich bringe meine Zeit wirklich schön zu, indem ich euch zuhöre. Glaubt mir, mein Herr, Florine ist gefallsüchtig genug man braucht ihr nicht erst so viele Schmeicheleien vorzusagen."

Der König Reizlieb durchschaute sogleich die Gründe, welche die Königin so reden ließen, indeß, da er keine Rucksicht zu nehmen brauchte, so gab er alle seine Bewunderung Florinen zu erkennen, und unterhielt sich mit ihr drei Stunden hintereinander.

Die Königin war in Verzweiflung und Forelline untröstlich, daß sie nicht den Vorzug vor der Prinzessin erhielt. Sie gingen nun den König mit heftigen Klagen an, und nöthigten ihn, einzuwilligen, daß man, so lange König Reizlieb anwesend sei, Florinen in einen Thurm sperre, wo sie sich nicht sehen könnten. Und wirklich war sie kaum wieder auf ihr Zimmer zurückgekehrt, so ergriffen sie vier Männer und trugen sie hoch hinauf in den Thurm. Hier ließ man sie allein in der äußersten Trostlosigkeit, denn sie sah wol, dies Alles geschehe nur, um zu verhindern, daß der König Reizlieb ihr seine Neigung schenke, und Reizlieb gefiel ihr doch schon so wol und sie wurde ihn gern zu ihrem Gemahl gewählt haben,

Da dieser von dem gewaltsamen Verfahren gegen die Prinzessin nichts wußte, so erwartete er die Stunde, wo er sie wieder zu sehen hoffte, mit größter Ungeduld. Er fragte nach ihr bei einigen Hofleuten, welche der König zu seiner Aufwartung geschickt hatte, aber auf Befehl der Königin sagten sie nur alles erdenkliche Böse von ihr: sie sei gefallsüchtig, launig, boshaft; sie quäle ihre Freunde und ihre Dienerschaft; man könnte nicht unsauberer sein, sie triebe den Geiz so weit, daß sie lieber wie eine Gänsehüterin gekleidet ginge, als sich von dem Nadelgelde, welches der König, ihr Vater, ihr gebe, einen anständigen Anzug zu kaufen.

Bei allen diesen Schilderungen stand Reizlieb wahrhaft aus und konnte die Bewegungen seines Unwillens kaum zurückhalten. Nein, sagte er bei sich selbst,

es ist unmöglich, daß der Himmel einem solchen Meisterwerk der Natur eine so häßliche Seele gegeben hat. Ich muß gestehen, sie war nicht eben sauber gekleidet, aber ihre Beschämung deshalb beweist hinlänglich, daß sie nicht gewohnt ist, sich so gekleidet zu sehen. Wie, so böse sollte sie sein, mit diesem bezaubernden Anschein von Bescheidenheit und Sanftmuth? Das ist mir unbegreiflich; weit leichter kann ich mir denken, daß sie so auf Geheiß der Königin verläumdet wird; sie ist nicht umsonst ihre Stiefmutter, und die Prinzessin Forelline ist ein so garstiges Geschöpf, daß es ganz natürlich ist, wenn sie eine so vollkommene Schönheit beneidet.

Während dieses Selbstgespräches erriethen die Hofleute leicht aus seinen Mienen, daß sie ihm mit ihren Lästerungen der Prinzessin Florine kein Vergnügen gemacht hatten. Einer von ihnen, schlauer als die Andern, änderte sogleich Ton und Sprache, um die Gesinnung des Prinzen zu erforschen und fing an, die Prinzessin wie ein Wunderwerk herauszustreichen. Bei diesen Worten erwachte der Prinz wie aus einem tiefen Schlafe, unterhielt sich lebhaft, und sein Antlitz glänzte vor Freude.

Die Königin, ungeduldig, zu erfahren wie es mit der Neigung des Königs Reizlieb stünde, brachte die halbe Nacht damit zu, die Hofleute auszufragen, aber Alles, was sie ihr hinterbrachten, bestärkte sie nur noch in dem Glauben, daß der König Florinen liebe.

Was soll man aber von der Schwermuth dieser armen Prinzessin sagen! Sie lag in jenem furchtbaren Thurm, wohin man sie geschleppt hatte auf dem Boden. Ich wäre weniger zu beklagen, sagte sie zu sich, hätte man mich hier eingesperrt, bevor ich noch jenen liebenswürdigen König erblickte. Der Gedanke an ihn kann meinen Kummer nur vermehren. Ganz ohne Zweifel behandelt mich die Königin so grausam, um zu verhindern, daß ich ihn nicht mehr sehe. Ach, wie viel kostet mich das bischen Schönheit, welches mir der Himmel verliehen hat. — Dabei weinte sie so bitterlich, so bitterlich, daß selbst ihre Feindin gewiß Mitleid mit ihr empfunden hätte, wenn sie Zeugin ihres Schmerzes gewesen wär'.

So verging die Nacht. Die Königin, welche den König Reizlieb durch alle möglichen Beweise von Aufmerksamkeit fesseln wollte, machte ihm ein Geschenk von den reichsten und geschmackvollsten Kleidern, nebst einem Orden, den der König an ihrem Vermählungstage gestiftet hatte. Es war ein goldenes Herz mit einem feuerfarbenen Schmelz, umgeben von Pfeilen, deren einer es durchbohrte, mit den Worten: Nur Einer hat mich verwundet. Die Königin hatte für Liebreiz ein Herz von einem Rubin, in der Größe eines Straußeneies, anfertigen lassen, jeder Pfeil bestand aus einem einzigen Diamant, von der Länge eines Fingers und die Kette, an welcher das Herz hing, war von Perlen, deren kleinste ein Pfund wog, so daß es, seit die Welt besteht, nichts Aehnliches gegeben hat.

Der König war bei dem Anblick dieses Geschenks so überrascht, daß er eine Zeitlang sprachlos dastand; zu gleicher Zeit überreichte man ihm ein Buch, dessen pergamentne Blätter mit bewunderungswürdigen Miniaturgemälden geschmückt waren; der goldene Deckel strahlte von Edelsteinen, der Inhalt enthielt die Gesetze des Ordens. Man sagte dem Könige, die Prinzessin, welche er gesehen habe, übersende ihm dieses Geschenk, mit der Bittte, ihr Ritter zu sein.

Bei diesen Worten wagte er sich mit dem Gedanken zu schmeicheln, es könne die sein, welche er liebe. „Wie, die schöne Prinzessin Florine, rief er aus, denkt an mich auf eine so freigebige, bezaubernde Weise?"

„Ihre Majestät," entgegnete man, „irren sich im Namen, wir kommen von der liebenswürdigen Forelline."

„Also Forelline will mich zu ihrem Ritter?" sagte der König sehr kalt und ernsthaft, „ich bedaure, diese Ehre nicht annehmen zu können; aber ein König ist nicht so sehr sein eigener Herr, daß er jede Verbindlichkeit, wie er wünschte, annehmen könnte. Ich kenne die Pflichten eines Ritters und möchte sie gern alle erfüllen; ich zieh' es daher vor, die Gunst, welche sie mir anbietet, nicht anzunehmen, als mich ihrer unwürdig zu machen."

Er legte sogleich das Herz, die Kette und das Buch wieder in den Korb und schickte darauf Alles der Königin zurück, die gleich ihrer Tochter vor Wuth zu ersticken meinte über die verächtliche Weise, mit welcher der fremde König eine so besondere Gunstbezeugung empfangen hatte.

Sobald Reizlieb sich schicklicher Weise zu dem Könige und der Königin begeben konnte, eilte er dahin, in der Hoffnung, Florinen zu finden. Ueberall sah er sich nach ihr um; so oft er Jemanden in das Zimmer treten hörte, wendete er den Kopf rasch nach der Thür zu; Unruhe und Mißlaune zeigte sich in seinem ganzen Wesen. Die boshafte Königin errieth leicht genug, was in seiner Seele vorging, aber sie ließ sich nichts merken. Sie sprach von nichts als von Lustbarkeiten mit ihm; er antwortete ihr ganz zerstreut; endlich fragte er, wo die Prinzessin Liebreiz wär'. „Der König, ihr Vater," entgegnete die Königin stolz, „hat ihr verboten, sich eher sehen zu lassen, als bis meine Tochter vermählt sein wird."

„Und aus welchem Grunde," fragte der König, „kann man diese liebenswürdige Prinzessin so gefangen halten?"

„Ich weiß nicht," versetzte die Königin, „und wenn ich es auch wüßte, könnte ich meine Gründe haben, es euch nicht zu sagen."

König Reizlieb empfand einen heftigen Ingrimm; er sah Forelline mit zornigen Blicken an, denn dieses kleine Ungeheuer war ja die Ursache, daß man ihn des Vergnügens, die Prinzessin zu sehen, beraubte. Er entfernte sich sehr bald, die Gegenwart der Königin war ihm unerträglich.

Als er sich wieder auf seinem Zimmer befand, sagte er zu einem jungen Prinzen, welcher ihn begleitete, und den er sehr liebte, er möge Alles aufbieten und kein Geld scheuen, eine von Florinens Kammerfrauen zu gewinnen, daß er nur einen Augenblick mit der Prinzessin sprechen könne. Es gelang dem Prinzen leicht, unter den Damen im Palast eine Vertraute zu gewinnen. Diese versicherte ihn, noch denselben Abend werde Florine an einem kleinen Fenster erscheinen, welches zu ebener Erde in den Garten ging, dort könne er mit ihr sprechen; doch müßte es mit der größten Behutsamkeit geschehen, damit man nichts gewahr werde; denn, fügte sie hinzu, der König und die Königin sind so streng, daß sie mich mit dem Tode bestrafen würden, wenn sie entdeckten, ich hätte die Neigung des Königs Reizlieb begünstigt.

Der Prinz, entzückt, die Sache so weit gebracht zu haben, versprach ihr Alles, was sie wollte, und eilte, den König von Allem in Kenntniß zu setzen. Aber die nichtswürdige Vertraute sagte der Königin Alles wieder, die sogleich den Gedanken faßte, ihre Tochter an das kleine Fenster zu schicken; sie unterrichtete diese vollständig, und Forelline, so einfältig sie sonst war, vergaß nichts.

Die Nacht war so finster, daß der König den Betrug, den man ihm spielte, unmöglich hätte merken können, selbst wenn er weniger eingenommen gewesen wär', als er war. Er sagte also, da er sich mit unaussprechlicher Freude dem Fenster nahte, zu Forellinen Alles, was er Florinen sagen wollte, um sie von seiner Liebe zu überzeugen.

Forelline, seinen Irrthum benutzend, klagte ihm, wie unglücklich sie sei, eine so grausame Stiefmutter zu haben, und was sie Alles noch zu erdulden haben würde, bis ihre Stiefschwester vermählt sei.

Der König versicherte ihr dagegen, wenn sie ihn zum Gemahl annehmen wolle, so würde er entzückt sein, seine Krone und sein Herz mit ihr zu theilen. Darauf zog er einen Ring vom Finger und steckte ihn Forellinen an, zum Zeichen seiner ewigen Treue, und bat sie, die Zeit zu bestimmen, wenn sie heimlich von hier abreisen könnten.

Forelline antwortete ihm so gut sie immer konnte; er merkte wol, daß sie ihm nicht viel Kluges sagte, und das würde ihn besorgt gemacht haben, wenn er nicht vollkommen überzeugt gewesen wär', daß ihr die Furcht, von der Königin überrascht zu werden, die Freiheit des Geistes benehme. Er verließ sie unter der Bedingung, daß sie morgen um die nämliche Stunde wieder hier erscheine, was sie ihm auch von ganzem Herzen versprach.

Als die Königin den glücklichen Erfolg dieser Unterredung erfuhr, versprach sie sich Alles davon. In der That wurde auch der Tag festgesetzt und der König erschien in einem leichten Wagen von geflügelten Fröschen gezogen, die ihm ein befreundeter Zauberer zum Geschenk gemacht hatte. Die Nacht war sehr dunkel. Forelline schlich geheimnißvoll durch eine kleine Thür' hinaus, und der König, der sie erwartete, schloß sie in seine Arme und schwor ihr hundertmal ewige Treue. Hierauf fragte er, wo sie wünsche, daß die Vermählung vollzogen werde.

Sie antwortete ihm, eine sehr berühmte Fee, Namens Sussio, sei ihre Pathe, und sie schlage vor, sich nach dem Schloß derselben zu begeben. Der König wußte zwar den Weg nicht; indeß er durfte nur seinen dicken Fröschen befehlen, ihn dahin zu bringen, sie hatten die Karte des ganzen Erdkreises im Kopf und in kurzer Zeit brachten sie den König und Forellinen zur Fee.

Das Schloß war so hell erleuchtet, daß der König bei seiner Ankunft daselbst seinen Irrthum sogleich erkannt haben würde, wenn die Prinzessin sich nicht sorgfältig in ihren Schleier gehüllt hätte. Sie fragte gleich nach ihrer Pathe, und erzählte ihr unter vier Augen, wie sie den König Reizlieb in's Netz gelockt habe, und bat zugleich die Fee, ihn zu besänftigen.

„Ach, mein Töchterchen," entgegnete die Fee, „das wird gar nicht so leicht sein, er liebt Florinen allzusehr; ich weiß gewiß, er wird uns viel zu schaffen machen."

Inzwischen wartete der König in einem Saale, dessen Wände aus Diamanten bestanden und so klar und durchsichtig waren, daß er durch die Wand Sussio und Forellinen zusammen reden sehen konnte. Wie, sagte er, bin ich denn betrogen? Haben feindliche Geister diese Feindin unsrer Ruhe hierhergetragen? Kommt sie, meine Vermählung zu stören? Meine theuer Florine erscheint nicht, sollte ihr Vater sie verfolgt haben?

So drängten sich ihm tausend traurige Gedanken durch den Kopf, aber noch viel schlimmer ward es, als sie in den Saal traten und die Fee mit gebieterischem Tone zu ihm sagte: „König Reizlieb, hier ist die Prinzessin Forelline, der ihr Treue geschworen habt, sie ist mein Pflegekind, und ich wünsche, daß ihr sie auf der Stelle heirathet."

„Ich," schrie er, „ich sollte dies kleine Ungeheuer heirathen! Ihr haltet mich für sehr folgsam, daß ihr mir einen solchen Antrag thut. Wißt, daß ich ihr nichts versprochen habe; sagt sie anders, so hat sie . . . .

„Sprecht nicht aus," unterbrach ihn die Fee, „seid nicht so verwegen, die Ehrfurcht gegen mich zu vergessen."

„Ich gesteh' euch alle Ehrfurcht zu, die man einer Fee schuldig ist," entgegnete der König, „sobald ihr mir meine Prinzessin zurückgebt."

„Und bin ich das nicht, Meineidiger," sagte Forelline, indem sie ihm seinen Ring zeigte. „Wem hast du diesen Ring gegeben zum Pfand deiner Treue? Mit wem hast du an dem kleinen Fenster gesprochen, wenn nicht mit mir?

„Also betrogen bin ich, getäuscht!" rief er; „nein, nein, ich bin kein solcher Gimpel. Fort, meine Frösche, fort, ich will gleich abreisen."

„Oho, das steht nicht so in euerm Belieben, wenn ich nicht darein willige," sagte die Fee; sie berührte ihn und seine Füße blieben wie angenagelt am Boden stehen.

„Und wenn ihr mich steinigt," entgegnete der König, „und wenn ihr mir die Haut über die Ohren zieht, ich werde keiner Andern, als Florinen, meine Hand reichen. Das ist mein fester Entschluß und ihr könnt nun machen, was ihr wollt.

Sussio versuchte es mit Sanftmuth, Drohungen, Versprechungen, Bitten. Forelline weinte, schrie, seufzte, erboste sich und besänftigte sich — der König sprach kein Wort; er betrachtete alle Beide mit den verächtlichsten Blicken von der Welt, das war seine ganze Antwort auf ihr Geschwätz.

So vergingen zwanzig Tage und zwanzig Nächte, in denen sie unaufhörlich redeten, ohne zu essen, ohne zu schlafen, ja ohne sich nur zu setzen.

Endlich wußte Sussio nicht mehr, was sie vorbringen sollte und sagte ganz ermüdet zum Könige: „Nun gut, ihr seid so halsstarrig, keine Vernunft annehmen zu wollen, wählt also, sieben Jahre in Buße zuzubringen, dafür, daß ihr euer Wort gegeben habt, ohne es zu halten, oder mein Pflegekind zu heirathen."

Der König, welcher bis dahin ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, schrie unverzüglich: „Macht mit mir, was ihr wollt, nur daß ich von diesem albernen Dinge befreit werde.

„Alberner selbst," schrie Forelline zornig; „ihr seid mir ein schöner Zaunkönig mit eurer Froschequipage, in mein Land zu kommen, mir Beleidigungen zu sagen,

euer Wort zu brechen — wenn ihr nur für vier Pfennige Ehre hättet, würdet ihr euch nicht so benehmen."

„Das sind rührende Vorwürfe," versetzte der König spöttisch. „Ist es nicht entsetzlich, eine so schöne Dame nicht zur Frau nehmen zu wollen?"

„Nein, nein, das sollt ihr auch nicht," schrie die Fee im äußersten Zorn; „du brauchst nur durch dieses Fenster zu fliegen, wenn du willst, denn du wirst sieben Jahre lang ein blauer Vogel sein."

In diesem Augenblick verwandelte sich die Gestalt des Königs, seine Arme überzogen sich mit Federn und wurden Flügel, seine Füße wurden schwarz und dünn; es wuchsen ihm krumme Krallen, sein Leib schrumpfte zusammen und lange feine, himmelblaue, glänzende Federn bedeckten ihn ganz und gar; seine Augen rundeten sich und funkelten wie die Sonne; seine Nase verwandelte sich in einen elfenbeinernen Schnabel; auf dem Kopf erhob sich ein weißer Federbusch in Form einer Krone; er sang zum Entzücken und sprach sogar. Der König stieß einen schmerzlichen Schrei aus über seine Verwandlung und flog eiligst davon, um nur den widerwärtigen Palast der Fee nicht mehr zu sehen.

Von Schwermuth gebeugt, flatterte er von Zweig zu Zweig, aber er wählte nur solche Bäume, welche der Liebe oder der Trauer heilig sind; so saß er bald auf Myrten, bald auf Cypressen, und beklagte in schwermüthigen Gesängen sein und Florinens unglückliches Geschick. An welchen Ort haben ihre Feinde sie verborgen? sagte er bei sich. Was ist aus ihr geworden? Hat die Grausamkeit der Königin sie noch am Leben gelassen? Wo soll ich sie suchen? Bin ich verdammt, sieben Jahre ohne sie zuzubringen? Vielleicht vermählt man sie inzwischen an einen Andern, und die einzige Hoffnung, die mich am Leben erhält, ist dahin. So mannichfaltige Gedanken bekümmerten den blauen Vogel, und brachten ihn endlich so weit, daß er sein Leben zu enden beschloß.

Unterdessen schickte die Fee Sussio Forellinen zur Königin zurück, die sehr ungeduldig war, zu erfahren, wie die Hochzeit vorübergegangen wär'. Aber da ihre Tochter zurückkehrte und ihr Alles erzählte, was vorgefallen war, gerieth sie in einen furchtbaren Zorn, dessen ganze Folgen die arme Florine trafen. „Sie soll es bereuen, rief sie, mehr als einmal, daß sie gewußt hat, sich so in die Neigung des Königs einzuschleichen."

Sie ging in den Thurm mit Forellinen, die sich ihre prächtigsten Kleider angezogen hatte; auf dem Kopf trug sie eine Krone von Diamanten, und drei der vornehmsten jungen Damen trugen die Schleppe ihres königlichen Talars; am Finger hatte sie den Ring des Königs Reizlieb, den Florine bei ihrer ersten Unterredung mit dem Könige bemerkt hatte.

Sie war sehr erstaunt, Forellinen in einem so prunkhaften Aufzuge zu erblikken. „Meine Tochter," sagte die Königin, „will dir ihre Hochzeitgeschenke zeigen; sie hat sich mit dem König Reizlieb vermählt. Er liebt sie bis zum Wahnsinn und es hat nie ein glücklicheres Paar gegeben."

Sogleich breitete man vor der Prinzessin gold- und silberdurchwirkte Stoffe aus, Edelsteine, kostbare Spitzen und Bänder, die in großen Körben von Gold-

draht lagen. Und, indem man ihr alle diese Dinge vorzeigte, verfehlte Forelline nicht, den Ring des Königs spielen zu lassen.

So konnte die Prinzessin Florine nicht länger an ihrem Unglück zweifeln, und rief voll Verzweiflung, man solle alle diese traurigen Geschenke ihr aus den Augen nehmen, sie wolle nichts mehr tragen, als Schwarz, oder vielmehr, sie wolle gleich sterben.

Bei diesen Worten fiel sie in Ohnmacht, und die grausame Königin, voller Freude, daß ihr Anschlag so wohl gelungen war, erlaubte nicht, daß man ihr Hülfe leiste; sie ließ sie allein in dem beklagenswerthesten Zustande von der Welt; ihrem Gemahl aber erzählte sie boshafterweise, Florine sei von Zärtlichkeit so hingerissen, daß sie die unsinnigsten Dinge angebe, und man müsse sich ja hüten, sie aus dem Thurm herauszulassen. Der König erwiderte, sie könne in dieser Angelegenheit thun, was sie wolle und er werde immer damit zufrieden sein.

Als die Prinzessin aus ihrer Ohnmacht erwachte, und über das Betragen nachdachte, welches man sich gegen sie erlaubte, über die nichtswürdige Behandlung von Seiten ihrer boshaften Stiefmutter und über die so getäuschte Hoffnung, je die Gemahlin des Königs Reizlieb zu werden, so wurde ihr Schmerz so lebhaft, daß sie die ganze Nacht durch weinte. In diesem Zustande trat sie an's Fenster und überließ sich den zärtlichsten und rührendsten Klagen. Als der Tag anbrach, machte sie das Fenster zu und weinte von Neuem.

In der folgenden Nacht öffnete sie wieder das Fenster, seufzte und schluchzte von Grund ihres Herzens und vergaß unzählige Thränen; der Tag kam und sie verbarg sich in ihrem Zimmer.

Inzwischen wurde König Reizlieb, oder vielmehr der schöne blaue Vogel, nicht müde, den Palast zu umflattern; er glaubte, daß seine theuere Prinzessin darin eingeschlossen sein müsse; und wenn sie trauervolle Klagen ausstieß so waren es die seinigen nicht minder; er näherte sich den Fenstern so viel er konnte, um in die Zimmer zu sehen; die Furcht, Forelline könne ihn bemerken und wieder erkennen, nöthigten ihn, sich entfernt zu halten, auch sang er fast nur bei Nacht.

Florinens Fenster gegenüber stand eine Cypresse von außerordentlicher Höhe; auf die setzte sich der blaue Vogel. Er hatte sich kaum auf ihr niedergelassen, so hörte er die Stimme einer Klagenden. „Wie lange soll ich noch dulden?" sagte dieselbe. „Wird mir der Tod nicht zu Hülfe kommen? Denen, die ihn fürchten, naht er allzurasch; ich sehne mich nach ihm, und der Grausame flieht mich! Ach, barbarische Königin, was hab' ich dir gethan, um mich in einer so schrecklichen Gefangenschaft zu halten! Hast du sonst keinen Aufenthalt zur Qual für mich, Du darfst mich ja nur eine Zeugin des Glückes werden lassen, welches deine unwürdige Tochter mit dem König Reizlieb genießt."

Der blaue Vogel hatte kein Wort von diesen Klagen verloren und war nicht wenig erstaunt darüber. Er erwartete den Tag mit der äußersten Ungeduld, um die Klagende zu sehen; aber noch vor Tagesanbruch schloß sie das Fenster und verschwand.

Der blaue Vogel versäumte nicht, in der folgenden Nacht wieder zu kommen; der Mond schien hell und er erblickte an dem Fenster des Thurmes ein junges Mädchen, die wiederum zu klagen begann. „O Schicksal," sagte sie, „du versprachst mir einen Königsthron, du gabst mir die Liebe meines Vaters — was hab' ich dir gethan, daß du mir plötzlich die bittersten Schmerzen bereitest? In einem so zarten Alter, wie dem meinigen, muß ich deine Unbeständigkeit erfahren? Komm zurück, Liebloser, komm' zurück, wenn es möglich ist; ich bitte dich um Nichts, als mein trauriges Leben zu enden."

Je mehr der blaue Vogel hörte, desto mehr überzeugte er sich, daß die Klagende seine geliebte Prinzessin sei. „Angebetete Florine," sagte er zu ihr, „warum wollt ihr euer Leben so rasch beschließen? Eure Leiden sind nicht unheilbar!"

„Wie, wer spricht zu mir," rief sie, „wer will mich trösten?"

„Ein unglücklicher König," versetzte der Vogel, „der euch liebt und zeitlebens lieben wird."

„Ein König, der mich liebt?" wiederholte sie. „Ist das vielleicht eine Schlinge, welche meine Feindin mir legt? Aber was könnte sie damit erreichen? Wenn sie meine Gesinnungen erforschen will, ich will ihr Nichts verhehlen."

„Nein, meine Prinzessin," entgegnete der Vogel, „der Liebende, welcher spricht, ist nicht fähig, euch zu verrathen. Mit diesen Worten flog er zu ihr an's Fenster."

Florine empfand anfänglich große Furcht vor einem so außerordentlichen Vogel, der so verständig wie ein Mensch zu ihr sprach, obgleich er nur eine Stimme hatte, so fein wie eine Nachtigall: aber die Schönheit seines Gefieders und das, was er ihr sagte, beruhigte sie wieder.

„Ist es mir vergönnt," rief er aus, „euch wieder zu sehen, meine Prinzessin! Kann ich ein so außerordentliches Glück genießen, ohne vor Freude zu sterben! Ach, aber diese Freude ist durch eure Gefangenschaft getrübt, und durch den Zustand, in welchen mich die boshafte Sussio auf sieben Jahre verdammt hat!"

„Und wer bist du denn, liebreizender Vogel?" fragte die Prinzessin, indem sie ihn streichelte.

„Ihr habt meinen Namen genannt," erwiderte der König, „und ihr solltet mich nicht erkennen?"

„Wie," rief die Prinzessin, „ein so mächtiger König, der König Reizlieb wäre der kleine Vogel hier auf meiner Hand?"

„Ja, schöne Florine," antwortete der blaue Vogel, „es ist nur allzuwahr, und wenn mich Etwas darüber trösten kann, so ist es, daß ich es vorzog, diese traurige Verwandlung zu ertragen, als auf die Liebe zu euch zu verzichten."

„Zu mir?" wiederholte Florine erstaunt. „Ach, täuscht mich nicht! Ich weiß ja, daß ihr mit Forellinen vermählt seid; ich hab' euern Ring an ihrem Finger gesehen; ich habe sie gesehen, funkelnd von Diamanten, die sie von euch erhalten hat; sie kam, mich in meiner traurigen Gefangenschaft zu verhöhnen, mit einer goldenen Krone auf dem Haupt, in einem königlichen Talar, die sie beide von eurer Hand empfing, während ich in Banden schmachtete."

„Ihr habt Forellinen in einem solchen Aufzuge gesehen?“ unterbrach sie der König; „sie und ihre Mutter haben es gewagt, euch zu sagen, diese Geschenke kämen von mir? O Himmel, ist es möglich, daß ich so abscheuliche Lügen vernehmen muß, und mich nicht auf der Stelle dafür rächen kann! Wißt, sie haben mich hintergehen wollen; sie haben euern Namen gemißbraucht und mich dahin gebracht, die häßliche Forelline zu entführen: sobald ich aber nur meinen Irrthum erkannte, wollt' ich sie auf der Stelle verlassen und zog es vor, lieber sieben Jahre lang in einen blauen Vogel verwandelt zu bleiben, als die Treue zu verletzen, die ich euch gelobt habe.“

Florine empfand ein so inniges Vergnügen, den edlen König sprechen zu hören, daß sie der Leiden ihrer Gefangenschaft gar nicht mehr gedachte. Was sagte sie ihm nicht Alles, um ihn über sein Mißgeschick zu trösten und um ihn zu versichern, daß sie nicht weniger für ihn thun würde, als er für sie gethan hätte. Der Tag brach an, ein Theil der Schloßbewohner war schon munter, und der blaue Vogel und die Prinzessin plauderten noch. Sie trennten sich mit großer Ueberwindung, nachdem sie versprochen hatten, alle Nächte zusammenzukommen.

Die Freude, sich gefunden zu haben, war so außerordentlich, daß es nicht zu beschreiben ist. Doch war Florine für den blauen Vogel in großer Sorge. Wer wird ihn vor den Jägern schützen? sagte sie, oder vor der scharfen Kralle eines Adlers, oder vor einem hungrigen Geier! O Himmel, wie würde mir werden, wenn seine weichen, feinen Federn mir vom Winde entgegengetrieben würden und mir in meine traurige Gefangenschaft die Schreckensbotschaft seines Todes brächten! —

Der schöne Vogel verbarg sich inzwischen in einem hohlen Baume; der Gedanke an seine geliebte Florine beschäftigte ihn den ganzen Tag. Wie glücklich bin ich, sie wieder gefunden zu haben, sagte er; wie bezaubernd ist sie! wie gut! Er rechnete die ganze Zeit seiner Buße nach, und wünschte sehnsuchtsvoll das Ende derselben herbei. Da er sich gegen Florine so aufmerksam als möglich zu beweisen wünschte, so flog er nach der Hauptstadt seines Königreichs und schlüpfte durch ein zerbrochenes Fenster in ein Kabinet seines Palastes. Dort nahm er ein Paar Ohrgehänge von Diamanten, die an Kostbarkeit und Schönheit nicht ihres Gleichen mehr hatten, brachte sie am Abend Florinen und bat sie, sich damit zu schmücken.

„Recht gern wollt' ich es thun,“ antwortete sie, „wenn ihr mich am Tage damit sähet; aber da ich euch nur bei Nacht spreche, so werd' ich sie nicht anlegen.“

Der blaue Vogel versprach ihr, zu jeder Stunde, wenn sie nur wollte, an's Fenster zu kommen; sogleich hing sie die Ohrgehänge ein, und die Nacht verstrich ihnen, gleich wie die erste, in angenehmer Unterhaltung.

Am folgenden Morgen kehrte der blaue Vogel in sein Königreich und in seinen Palast zurück, er schlupfte durch die zerbrochenen Fensterscheiben in sein Kabinet und nahm daselbst die prächtigsten Armbänder, die man je gesehen hat. Sie bestanden aus einem einzigen Smaragd, rautenförmig geschliffen und in der Mitte ausgehöhlt, damit Hand und Arm hindurch könnten.

„Glaubt ihr wol,“ sagte die Prinzessin, „daß meine Liebe für euch durch Geschenke genährt werden müsse! O wie falsch würdet ihr dieselbe dann beurtheilen.“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnete Reizlieb; „ich glaube nicht, daß die Kleinigkeiten, die ich euch bringe, nothwendig sind, um mir eure Liebe zu bewahren; aber der meinigen würd' es empfindlich sein, wenn ich irgend eine Gelegenheit versäumte, euch meine Aufmerksamkeit zu beweisen. Und dann, wenn ihr mich nicht seht, werden diese kleinen Tändeleien mich euch in's Gedächtniß zurückrufen.“

Sobald der Tag anbrach, flog der blaue Vogel wieder in seinen hohlen Baum, wo Früchte seine Nahrung waren. Zuweilen sang er auch, und so schön, daß die Vorübergehenden ganz entzückt waren. Da sie nicht sahen, von wem der Gesang käme, so mußten es natürlich Geister sein. Dieser Glaube ward so allgemein, daß sich Niemand mehr in das Gehölz wagte: man erzählte sich tausend fabelhafte Abentheuer, die sich daselbst ereignet hätten und die allgemeine Furcht gereichte dem blauen Vogel zur besonderen Sicherheit.

Es verging kein Tag, an welchem er nicht Florinen ein Geschenk machte, bald ein Halsband von Perlen, bald Ringe von Brillanten, auf's Schönste gefaßt, Schleifen von Diamanten, Haarnadeln, Sträußchen von Edelsteinen, von den Farben der lieblichsten Blumen, Bücher und noch vieles Andere. Genug, sie hatte bald einen ganzen Vorrath der ausgesuchtesten Kostbarkeiten; sie schmückte sich damit nur bei Nacht, um dem Könige zu gefallen, und bei Tage verbarg sie Alles sorgfältig in ihrer Strohdecke.

So gingen zwei Jahre hin, ohne daß Florine ein einzigesmal noch ihre Gefangenschaft beklagte. Und worüber hätte sie auch klagen sollen? Sie genoß ja das Glück, die ganze Nacht sich mit dem, welchen sie liebte, unterhalten zu können. Sah gleich Florine keinen Menschen und brachte gleich der Vogel den Tag über in seinem hohlen Baume zu: so hatten sie sich doch immer etwas Neues zu erzählen. Ihr Stoff war unerschöpflich, denn ihr Herz und Geist boten hinlänglich Unterhaltung dar.

Inzwischen hatte die boshafte Königin, welche Florinen gefangen hielt, lauter vergebliche Bemühungen gemacht, Forellinen zu verheirathen. An alle Prinzen, deren Namen sie nur kannte, schickte sie Abgesandte und ließ ihnen Forellinens Hand antragen; man wies sie aber ohne alle Umstände zurück. Ja, sagte man, wenn es Prinzessin Florine wär', so hätte man euch mit Freuden aufgenommen — Forelline aber, die mag nur immer eine Vestalin bleiben, es wird Niemand was dagegen haben.

Mutter und Tochter ärgerten sich über solche Antworten nicht wenig: aber ihr ganzer Grimm fiel auf die unschuldige Florine. „Wie, trotz ihrer Gefangenschaft,“ sagten sie, „soll uns dies freche Geschöpf in den Weg kommen? Sie muß geheime Verbindungen im Auslande unterhalten; sie ist zum Allerwenigsten eine Staatsverbrecherin; als solche wollen wir sie auch behandeln und alles Mögliche aufbieten, sie zu überführen.“

Sie hielten so lange mit einander Rath, bis es beinah Mitternacht war; da entschlossen sie sich, noch in den Thurm zu gehen und Florinen zu befragen. Diese stand eben bei dem blauen Vogel am Fenster, mit ihren Juwelen geschmückt, ihr schönes Haar wohl geordnet, mit einer Sorgfalt, wie man sie von einer Be-

trübten und Gefangenen nicht erwarten konnte. Blumen waren in ihrem Gemach und auf ihr Bett gestreut, und köstliches Räucherwerk verbreitete den angenehmsten Wohlgeruch. Die Königin lauschte an der Thür und vernahm den lieblichen Gesang zweier Stimmen.

„Ha, Forelline," rief die Königin, „wir sind verrathen!" Damit öffnete sie rasch die Thür' und stürzte in das Zimmer.

Wie wurde Florinen bei diesem Anblick! Sie warf hastig das kleine Fenster zu, damit der blaue Vogel Zeit gewinne zu entfliehen. Sie war weit mehr um seine Rettung, als um ihre eigene besorgt, sie war aber nicht stark genug, sich zu entfernen. Sein Falkenblick hatte ihm die Gefahr schon entdeckt, von welcher die Prinzessin bedroht wurde. Er hatte die Königin und Forellinen erblickt; o welcher Schmerz, daß er so unvermögend war, der Geliebten beizustehen. Wie Furien stürzten sie auf sie los, als ob sie sie verschlingen wollten.

„Man kennt schon eure Ränke gegen den Staat," schrie die Königin, „denkt nicht, daß eure Geburt euch vor der wohlverdienten Strafe schützen wird."

„Ränke?" versetzte Florine, „und mit wem sollt' ich sie angesponnen haben? Seid ihr nicht selbst seit zwei Jahren meine Gefangenwärterin? Hab' ich in dieser Zeit Jemand anders gesehen, als die ihr zu mir geschickt habt?"

Während sie so sprachen, betrachteten die Königin und ihre Tochter sie mit einem Erstaunen sonder gleichen; ihre bewunderungswürdige Schönheit und ihr kostbarer Schmuck blendeten sie. „Und woher habt ihr denn," fragte die Königin, „diesen Schmuck, der heller als die Sonne funkelt? Wollt ihr uns etwa glauben machen, daß es in diesem Thurm eine Diamantgrube giebt?"

„Ich hab' ihn hier gefunden," entgegnete Florine, „das ist Alles, was ich darüber zu sagen weiß."

Die Königin sah sie scharf an, als wollte sie bis auf den Grund ihres Herzens dringen. „Wir lassen uns nicht so hintergehen," sagte die Königin, „wir sind nicht so leichtgläubig, wie ihr denkt; ja, Prinzessin, wir wissen, was ihr von früh bis in die Nacht beginnt. Man hat euch alle diese Juwelen gegeben, nur in der Absicht, damit ihr das Königreich eures Vaters verrathen sollt."

„Ich wär' auch sehr wohl im Stande, es zu verrathen," erwiderte sie mit einem verächtlichen Lächeln, „ich, eine unglückliche Prinzessin, die schon so lange Zeit in Banden schmachtet, kann recht viel zu einem solchen Anschlag beitragen."

„Und für wen denn," fuhr die Königin fort, „habt ihr euch die schönen Locken gemacht, euch wie zu einem Hoffest geputzt, euch mit Wohlgerüchen umgeben?"

„Ich habe ja Zeit genug," antwortete Florine; „ist es denn etwas so Außerordentliches, daß ich einige Augenblicke für meinen Anzug verwende? ich bringe so viele andre damit zu, mein Unglück zu beweinen, daß mir jene wol nicht vorzuwerfen sind."

„Nun, nun, laß doch sehen," sagte die Königin, „ob diese unschuldige Person nicht mit den Feinden des Landes unterhandelt hat." — Sie suchte sogleich überall nach, und als sie den Strohsack durchwühlte, fand sie den ganzen Vorrath von Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden und Topasen. Sie hatte sich vorge-

nommen, irgendwo ein Papier unterzuschieben, welches die Beschuldigung gegen die Prinzessin bestätigte, und sie schob auch ein solches ganz heimlich in's Kamin; zum Glück aber hatte sich der blaue Vogel darauf gesetzt, und da er schärfer sah, als ein Luchs und Alles wahrnahm, rief er: „Nimm dich in Acht, Florine, deine Feindin will dir einen Streich spielen."

Diese so unerwartete Stimme erschreckte die Königin so sehr, daß sie ihr Vorhaben nicht auszuführen wagte. „Ihr seht" sagte Florine, „die Geister in der Luft wollen mir wohl."

„Ja, ja," erwiderte die Königin, „die bösen Geister wollen euch wohl; aber ihnen zum Trotz wird euer Vater schon sein Recht ausüben."

„O wollte der Himmel," rief Florine, „daß ich sonst nichts zu fürchten hätte, als den Zorn meines Vaters! Der eurige ist furchtbarer."

Die Königin entfernte sich, ganz verwirrt von dem Allen, was sie gesehen und gehört hatte. Sie berathschlagten nun, was gegen die Prinzessin vorzunehmen sei. Man sagte ihr, wenn irgend eine Fee oder ein Zauberer sie unter ihren Schutz genommen hätten, so würde man die Sache noch schlimmer machen, wenn man sie länger quäle; man solle lieber ihre Ränke aufzudecken suchen.

Die Königin billigte diese Idee; sie schickte der Prinzessin zu ihrer Aufwartung ein junges Mädchen, die sich ganz unbefangen stellen sollte, um Florinen desto besser auszuforschen. Aber der Fallstrick war zu grob. Die Prinzessin erkannte ihn sogleich. Sie empfand den lebhaftesten Schmerz. „Wie" rief sie aus, „so soll ich nicht mehr mit meinem lieben blauen Vogel sprechen können? Er half mir mein Unglück ertragen, ich tröstete ihn über das seinige, unsere Liebe ließ Alles ertragen. Was wird er jetzt anfangen? Und was soll aus mir werden?" Bei diesen Gedanken strömten unaufhaltsam ihre Thränen.

Sie wagte nicht mehr, sich an das kleine Fenster zu stellen, obgleich sie ihn draußen flattern hörte; sie starb fast vor Sehnsucht, es ihm zu öffnen, aber sie fürchtete, sein theures Leben einer Gefahr auszusetzen. So verstrich ein ganzer Monat, ohne daß sie sich sehen ließ; der blaue Vogel war in Verzweiflung. Welche Klagen stieß er aus! Nie hatte er das Schmerzliche der Trennung und seiner Verwandlung so lebhaft empfunden. Umsonst sann er auf Hülfe; er fand keine Hülfe, keinen Trost.

Die Kundschafterin, die nun schon einen ganzen Monat gewacht hatte, ward endlich doch von Müdigkeit überwältigt und sank in einen tiefen Schlaf. Kaum bemerkte dies Florine, so öffnete sie das kleine Fenster und rief:

„Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel flieg rasch zu mir!"

Der blaue Vogel verstand diesen Ruf so wohl, daß er gleich auf das Fenster geflogen kam. Welche Freude des Wiedersehens! Wie viel hatten sie sich zu sagen! Sie wiederholten tausend und tausendmal die Versicherungen ihrer Freundschaft und Treue. Endlich kam die Stunde der Trennung, und sie nahmen auf das Rührendste Abschied.

Am folgenden Tage schlief die Aufpasserin noch immer; Florine eilte wieder an's Fenster und rief wie das Erstemal:

„Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel, flieg rasch zu mir!“

Sogleich kam der blaue Vogel herbei und die Nacht verging, wie die erste, ganz unbemerkt. Die Liebenden waren entzückt und schmeichelten sich, die Wächterin werde so viel Vergnügen am Schlafen finden, daß sie keine Nacht mehr wach bleiben würde. Wirklich ging auch noch die dritte Nacht ganz glücklich vorüber; aber in der folgenden hörte die Aufseherin ein Geräusch und lauschte, ohne sich etwas merken zu lassen. Sie erblickte im Mondschein den schönsten Vogel von der Welt, wie er mit der Prinzessin sprach, sie mit den Füßchen streichelte und den Schnabel sanft an sie schmiegte. Ueber ihre Unterhaltung war sie auch nicht wenig erstaunt, denn der Vogel sprach wie ein Liebender, und die schöne Florine antwortete ihm auf's Zärtlichste.

Der Tag brach an und sie nahmen Abschied von einander; als hätten sie ein Vorgefühl ihres nahen Unglücks gehabt, trennten sie sich mit schwerem Herzen. Die Prinzessin warf sich auf ihr Lager und benetzte es mit ihren Thränen und der König kehrte in seinen hohlen Baum zurück. Alsbald lief ihre Aufpasserin zur Königin und hinterbrachte ihr Alles, was sie gesehen und gehört hatte. Die Königin ließ Forelline und ihre Vertrauten herbeiholen; und nachdem sie lange hin- und hergesprochen hatten, waren sie endlich Alle der Meinung, der blaue Vogel sei Niemand anders als König Reizlieb.

„Welch ein Schimpf!“ schrie die Königin, „welch ein Schimpf, meine Forelline! Diese unverschämte Prinzessin, die ich von Kummer ganz gebeugt glaubte, führt in aller Ruhe mit unserm Undankbaren ganz angenehme Unterhaltungen. Aber ich will mich rächen, so rächen, daß sie daran denken sollen.“

Forelline bat sie, keinen Augenblick zu verlieren, und da sie sich noch mehr beleidigt glaubte, als die Königin, so war sie außer sich vor Freude bei dem Gedanken, wie übel es den Liebenden ergehen werde.

Die Königin schickte die Aufpasserin wieder in den Thurm zurück, und befahl ihr, weder Argwohn noch Neugier zu zeigen und zu thun, als schliefe sie noch fester als sonst. Sie schlief also zur gehörigen Zeit wieder ein und schnarchte auf ihr Bestes; dadurch getäuscht, öffnete die arme Prinzessin das kleine Fenster und rief:

„Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel, flieg rasch zu mir!“

Aber sie rief vergebens die ganze Nacht durch; der blaue Vogel kam nicht, denn die boshafte Königin hatte Degen, scharfe Messer und Dolche an der Cypresse befestigen lassen; und als nun der blaue Vogel mit ausgebreiteten Schwingen sich darauf niederlassen wollte, durchschnitten ihm die mörderischen Waffen die Füße; er fiel auf andere, die ihm die Flügel zerschnitten, und so überall verwundet, rettete er sich mit großer Noth in seinen Baum, eine lange Blutspur zurücklassend.

Warum warst du nicht da, schöne Prinzessin, um den Unglücklichen zu trösten! Aber nein, sie wäre gestorben bei einem so beklagenswerthen Anblick. Er wollte keine Sorge weiter für sein Leben tragen, denn er bildete sich ein, Florine selbst habe ihn an ihre Stiefmutter verrathen.

„Grausame," rief er schmerzhaft aus, „belohnst du so die reinste und zärtlichste Liebe? Wenn du meinen Tod wolltest, warum verlangtest du ihn nicht selbst? Er wär' mir von deiner Hand willkommen gewesen. Welches Vertrauen hatte ich zu dir! Was erduldete ich um dich, und hab' es ohne Klagen erduldet! Wie, und du konntest mich der grausamsten aller Frauen opfern! Sie war unsre gemeinschaftliche Feindin; du hast sie mit meinem Leben versöhnen wollen!" — Voll von diesen niederschlagenden Gedanken, beschloß er zu sterben.

Inzwischen war sein Freund, der Zauberer, als er die fliegenden Frösche mit den Wagen zurückkommen sah ohne den König, so besorgt um ihn gewesen, daß er achtmal die ganze Erde durchlief, um ihn aufzusuchen. Da er ihn nicht finden konnte, trat er zum neuntenmal seine Wanderung an und gelangte dabei in das Gehölz, in welchem sich der König aufhielt; wie gewöhnlich stieß er fünfmal in's Horn, und schrie fünfmal aus Leibeskräften: „König Reizlieb, König Reizlieb, wo seid ihr?"

Der König erkannte die Stimme seines besten Freundes und antwortete: „Kommt hier zu diesem Baume und erblickt den unglücklichen König, den ihr liebt, in seinem Blute schwimmend."

Der Zauberer sah sich ganz erstaunt nach allen Seiten um, aber er sah nichts.

„Ich bin der blaue Vogel," sagte der König mit matter, erlöschender Stimme. Nun fand ihn der Zauberer ohne Mühe in seinem kleinen Neste. Ein so geschickter Zauberer, wie er, brauchte nur ein paar Worte, um das Blut zu stillen, welches noch immer floß, und mit einigen Kräutern, die er im Walde fand, und über welche er einige Zaubersprüche murmelte, stellte er den König so vollkommen her, als wär' er gar nicht verwundet gewesen.

Hierauf bat er ihn um Erklärung, durch welches Mißgeschick er in einen Vogel verwandelt worden sei und wer ihn so grausam verwundet habe. Der König erzählte ihm Alles, und sagte, Florine selbst müsse das Geheimniß ihrer nächtlichen Zusammenkünfte verrathen haben, um sich mit der Königin auszusöhnen, ja sie müsse darein gewilligt haben, daß man die Cypresse mit Dolchen und Messern behänge, die ihn fast ganz zerschnitten hätten. Er brach in die bittersten Klagen über die Untreue der Prinzessin aus, und sagte, er würde sich glücklich schätzen, wenn er gestorben wär', bevor er ihr falsches Herz hätte kennen lernen.

Der Zauberer fing nun an, gegen Florinen und überhaupt gegen alle Frauen loszuziehen und rieth dem Könige, die Ungetreue zu vergessen. „Welches Unglück stünde euch bevor," sagte er, „wenn ihr im Stande wäret, diese Undankbare noch länger zu lieben! Nach dem, was sie euch angethan hat, muß man Alles von ihr befürchten."

Gleichwol konnte der König sich nicht dazu entschließen, denn er liebte Florinen noch allzusehr. Der Zauberer vertröstete ihn auf die Zeit, welche jeden Schmerz lindre, und der blaue Vogel bat seinen Freund nur, ihn nach Hause zu versetzen, in einen Käfig, wo er vor den Krallen der Katzen und anderen mörderischen Nachstellungen geschützt sei.

„Wollt ihr denn aber," sagte der Zauberer, „noch fünf Jahre in einem so beklagenswerthen Zustande bleiben, der euerm Beruf und eurer Würde so wenig ange-

messen ist? Dazu kommt, ihr habt Feinde, die das Gerücht von euerm Tode aussprengen; sie wollen sich euers Thrones bemächtigen, und ich fürchte sehr, ihr verliert ihn, noch ehe ihr eure natürliche Gestalt wieder empfangen habt."

„Könnte ich denn nicht," versetzte der König, „in meinen Palast zurückkehren und ganz wie sonst regieren?"

„Ja, das ist eine mißliche Sache! entgegnete der Zauberer. Man will wol einem Menschen gehorchen, aber nicht einem Papagei. Man fürchtet euch als König, von Glanz und Größe umgeben; sieht man aber, daß ihr ein kleiner Vogel seid, so rupft man euch alle Federn aus."

„O menschliche Schwäche!" rief der König; „dieser trügerische Glanz, obschon er Verdienst und Tugend so wenig bezeichnet, hat doch so viel Verführerisches, daß man ihm kaum widerstehen kann."

„Ich ergebe mich nicht sogleich," sagte der Zauberer, „ich hoffe immer noch Mittel zu finden."

Inzwischen verweilte Florine, die kummervolle Florine, in Verzweiflung, den König nicht mehr zu sehen, Tag und Nacht an ihrem Fenster, und wiederholte in einem fort:

„Blau wie der Himmel über dir,
Blauer Vogel flieg rasch zu mir!"

Selbst die Anwesenheit ihrer Aufseherin hinderte sie daran nicht; ihre Verzweiflung war so heftig, daß sie keine Furcht mehr kannte. „Was ist aus euch geworden, König Reizlieb?" rief sie. „Haben euch unsere gemeinschaftlichen Feinde die schrecklichen Folgen ihrer Wuth empfinden lassen? Seid ihr das Opfer ihrer Grausamkeit geworden? Ach, seid ihr nicht mehr am Leben? Soll ich euch niemals wiedersehen? Oder habt ihr vielleicht, meines Unglücks müde, mich selbst verlassen? Thränen und Schluchzen unterbrachen ihre zärtlichen Klagen. Wie lang wurden ihr die Stunden, da sie den blauen Vogel nicht mehr sah. Kaum konnte sich noch die Prinzessin aufrecht erhalten, so hinfällig schwach und elend wurde sie; sie war überzeugt, daß dem Könige das Allertraurigste begegnet sei.

Die Königin und Forelline triumphirten; sie freuten sich noch mehr über ihre Rache, als sie sich vorher über die Beleidigung geärgert hatten. Unterdessen aber wurde Florinens Vater, der schon bei Jahren war, krank und starb. Nun bekam die Lage der boshaften Königin und ihrer Tochter eine ganz andere Gestalt. Man sah sie als Günstlinge an, die ihre Macht gemißbraucht hätten. Das empörte Volk drängte sich zum Palast und verlangte die Prinzessin Florine, die sie als ihre Herrin anerkannten. Die aufgebrachte Königin wollte die Sache mit Strenge behandeln; sie erschien auf dem Balkon und drohete den Empörern. Aber nun wurde der Aufstand allgemein; man stieß die Thüren ihrer Wohnung ein, zertrümmerte Alles und tödtete sie selbst mit Schlägen und Steinwürfen. Forelline entfloh zu ihrer Pathe, der Fee Sussio, denn sie lief nicht weniger Gefahr, als ihre Mutter.

Die Großen des Reichs versammelten sich in größter Eile und begaben sich nach dem Thurm, wo sie die Prinzessin krank und betrübt fanden. Sie wußte noch

nichts von dem Tode ihres Vaters, und von dem schrecklichen Ende ihrer Feindin. Als sie den Lärm hörte, glaubte sie, man komme, sie zum Tode zu führen; sie erschrak aber darüber nicht, denn das Leben war ihr seit dem Verlust des blauen Vogels verhaßt. Doch es waren ihre Unterthanen die sich ihr zu Füßen warfen, und sie von der Veränderung, welche ihr Schicksal erfahren hatte, in Kenntniß setzten. Auch das machte wenig Eindruck auf sie. Nun trug man sie in den Palast und krönte sie.

Die außerordentliche Sorge, die man für ihre Gesundheit trug, und ihre Sehnsucht, den blauen Vogel aufzusuchen, trugen nicht wenig zu ihrer Herstellung bei und gaben ihr bald so viel Kraft, einen Staatsrath zu ernennen, der in ihrer Abwesenheit das Reich verwalte; darauf steckte sie für einige Millionen Edelsteine zu sich und begab sich einmal des Nachts auf den Weg, ohne daß irgend Jemand wußte, wohin.

Der Zauberer, welcher sich die Lage seines Freundes, des Königs Reizlieb sehr zu Herzen nahm, hatte nicht Macht genug, das Werk der Fee zu zerstören; er entschied sich also, zu ihr zu gehen und ihr einen Vergleich vorzuschlagen, damit sie dem Könige seine natürliche Gestalt wiedergebe. Die Frösche wurden vorgespannt und flogen zur Fee, die eben mit Forellinen schwatzte.

Von einem Zauberer bis zu einer Fee ist nur ein handbreiter Abstand; sie kannten sich seit fünf- oder sechshundert Jahren. „Was wünscht mein Herr Gevatter?" fragte sie ihn, denn so nennen sie sich untereinander. „Kann ich ihm mit irgend Etwas dienen, was von mir abhängt?"

„Ja, Frau Gevatterin," versetzte der Zauberer, „es hängt ganz allein von euch ab; es handelt sich um meinen besten Freund, den ihr unglücklich gemacht habt."

„Ha, ich verstehe, Gevatter!" rief Sussio, „es thut mir sehr leid, aber es ist keine Gnade für ihn zu hoffen, wenn er nicht mein Pflegetöchterchen hier heirathen will; sie ist schön und liebenswürdig, wie ihr seht; er mag sich's überlegen.

Der Zauberer verstummte, so häßlich fand er sie; er konnte sich aber doch nicht entschließen, fortzugehen, ohne für seinen Freund Etwas gethan zu haben, denn der König befand sich in tausendfacher Gefahr, so lange er im Käfig war. Der Haken, an welchem der Käfig hing, war zerbrochen, der Käfig heruntergefallen und die gefiederte Majestät litt nicht wenig vom Falle! Die Katze, welche sich gerade im Zimmer befand, da sich der Unfall ereignete, kratzte ihn dabei so in's Auge, daß er einäugig zu werden meinte. Ein andermal hatte man vergessen, ihm zu trinken zu geben, und er war nahe daran, zu verschmachten, als man ihn noch durch einige Tropfen erfrischte. Ein kleiner schelmischer Affe, der entsprungen war, erwischte ihn durch das Gitterwerk seines Käfigs hindurch bei den Federn, die er dermaßen zerrupfte, als hätt' er eine Elster oder eine Amsel in der Mache.

Doch das Schlimmste von Allem war, daß er auf dem Punkt stand, sein Königreich zu verlieren; seine Erben dachten tagtäglich neue Ränke aus, um zu beweisen, daß er todt sei.

Endlich einigte sich der Zauberer mit seiner Gevatterin Sussio dahin, daß sie Forellinen in den Palast des Königs Reizlieb bringen, daß diese einige

Monate daselbst bleiben, und daß sich der König inzwischen entscheiden solle, ob er sie heirathe; für diese Zeit solle ihm die Fee seine menschliche Figur wiedergeben, doch mit dem Vorbehalt, ihn wieder in einen Vogel zu verwandeln, wenn er sich nicht mit Forellinen vermähle.

Die Fee beschenkte ihre Pflegetochter mit den prächtigsten Kleidern, welche von Gold und Silber nur so starrten, dann bestieg sie mit ihr einen Drachen und sie begaben sich in das Königreich Reizlieb's. Drei Schläge mit ihrem Zauberstäbchen stellten den König wieder her, wie er gewesen war, schön, liebenswürdig, geistreich. Aber wie theuer erkaufte er die Zeit, die ihm von seiner Buße erlassen wurde. Schon der bloße Gedanke, Forellinen zu heirathen, ließ ihn schaudern. Der Zauberer stellte ihm zwar, so viel er konnte, die eindringlichsten Beweggründe vor, aber sie machten keinen Eindruck auf ihn. Er dachte weniger an sein Reich als auf Mittel, die Frist, welche die Fee ihm gegeben hatte um Forellinen zu heirathen, noch zu verlängern.

Inzwischen hatte die Königin Florine, als Bäuerin verkleidet, mit fliegendem Haar, welches einen Theil ihres Gesichts bedeckte, einen Strohhut auf dem Kopf, einen Leinwandsack auf dem Rücken, ihre Wanderung angetreten, bald zu Fuß, bald zu Pferde, über Meer und Land; sie eilte, so sehr sie konnte, aber da sie nicht wußte, wo sie den König antreffen sollte, fürchtete sie immer, ihn irgendwo zu suchen, während er sich gerade wo anders befände.

Eines Tages, da sie am Rande einer Quelle verweilte, deren Silberwellen über weiße Kiesel rollten, empfand sie Lust, sich die Füße zu baden; sie setzte sich auf den Rasen, band ihr blondes Haar mit einem Bande fest und tauchte mit den Füßen in's Wasser. Gerade ging eine kleine alte Frau vorüber, ganz gebückt und an einem großen Stock humpelnd; sie blieb stehen und fragte: „Was machst du da, mein schönes Töchterchen? bist du so ganz allein?"

„Mein gutes Mütterchen," antwortete die Königin, „ich befinde mich in zahlreicher Gesellschaft, denn Kummer, Unruhe und Sorgen begleiten mich." Damit brach sie in Thränen aus.

„Wie?" fuhr die gute Alte fort, „so jung und so betrübt? Gräme dich nicht, meine Tochter, sag mir ganz aufrichtig, was dir fehlt, und ich hoffe, dich trösten zu können."

Die Königin that es gern und erzählte ihr alle ihre Leiden, von der Feindschaft der Fee Sussio, und endlich, daß sie jetzt umherwandre, den blauen Vogel aufzusuchen.

Die kleine Alte richtete sich empor und war in einem Augenblick ganz verwandelt; sie erschien schön, jung und prachtvoll gekleidet. Sie blickte die Königin mit einem holden Lächeln an, und sagte zu ihr: „Liebenswürdige Florine, der König, den ihr sucht, ist kein Vogel mehr, meine Schwester Sussio hat ihm seine frühere Gestalt wieder gegeben und er befindet sich in seinem Königreich. Betrübt euch nicht länger, ihr werdet ihn wiedersehen und an das Ziel eurer Wünsche gelangen. Hier sind vier Eier, zerbrecht sie, sobald ihr in Noth seid und ihr werdet darin finden, was euch dienlich ist." Mit diesen Worten verschwand sie.

Florine fühlte sich von dem was sie gehört hatte getröstet; sie steckte die Eier in ihren Sack und richtete ihre Schritte gerade nach dem Königreiche Reizlieb's.

Nachdem sie acht Tage und acht Nächte, ohne sich auszuruhen, gegangen war, gelangte sie an den Fuß eines ungeheuer hohen Berges, der ganz und gar von Elfenbein war und so steil, daß man keinen Fuß darauf setzen konnte. Sie machte hundert vergebliche Versuche, sie glitt immer wieder aus und wurde ganz müde davon. Voller Verzweiflung über ein so unüberwindbares Hinderniß, setzte sie sich endlich am Fuße des Berges nieder, entschlossen, hier zu sterben — da erinnerte sie sich der Eier, welche ihr die Fee gegeben hatte. Sie nahm eins davon und sagte: „Laß doch sehen, ob sie mich nur zum Besten gehabt hat, als sie mir versprach, ich würde Alles darin finden, was mir Noth thue."

Als sie nun das Ei zerbrach, fand sie kleine Stacheln von Stahl darin, welche sie sich an Händen und Füßen befestigte, und damit ohne alle Schwierigkeit den elfenbeinernen Berg hinaufklimmte; denn die Stacheln faßten festen Fuß und verhinderten so das Ausgleiten.

Als sie ganz oben war, zeigte sich eine neue Schwierigkeit, nämlich hinunterzukommen, denn das ganze Thal bestand aus einer einzigen Spiegeltafel. Rings umher standen eine ungeheure Menge von Weibern, die sich mit dem größten Wohlgefallen darin bespiegelten; denn dieser Spiegel, welcher wol zwei Meilen breit und sechse lang war, ließ eine Jede sich so erblicken, wie sie zu sein wünschte. Hatte eine rothes Haar, so zeigte sie der Spiegel blond; die Brünette hatte schwarzes Haar, die alten glaubten jung zu sein; die jungen alterten nicht; mit einem Wort, man sah sich so ganz nach Wunsch, jeder Fehler wurde hier so umgewandelt, daß man aus allen Enden der Welt herbeikam. Man hätte sich todtlachen mögen über die Grimassen und das Mienenspiel dieser Schönen.

Aus gleichem Grunde fanden sich auch nicht wenig Männer ein; denn ein solcher Spiegel gefiel ihnen gleichfalls. Dem Einen lieh er schöne Haare, dem Andern einen edleren und schlankeren Wuchs, ein kriegerisches Ansehen und einen besseren Anstand. Die Frauen, über die sie spotteten, spotteten nicht weniger über sie; daher gab man diesem Berge sehr verschiedene Namen; bis auf den Gipfel aber war noch Niemand gekommen, und als man Florinen oben erblickte, stießen alle Frauen ein lautes Geschrei aus. Wohin will diese Unbesonnene? riefen sie. Sie wird doch so klug sein, nicht auf unsern Spiegel herabzugehen! auf den ersten Schritt zerbricht sie Alles. Kurz, sie erhoben einen Lärm zum ohnmächtig werden.

Die Königin wußte nicht, was sie thun sollte, denn es schien allzugefährlich, hier hinabzusteigen. Sie zerbrach also ein zweites Ei. Sogleich kamen zwei Tauben heraus und ein Wagen, der auf der Stelle so groß wurde, daß sie bequem darin sitzen konnte. Darauf flogen die Tauben mit der Königin leicht hinab, ohne daß ihr nur das Mindeste widerfuhr.

„Meine kleinen Freunde," sagte sie jetzt zu ihnen, „wolltet ihr mich wol dahin führen, wo König Reizlieb seinen Hof hält? Ihr würdet mich damit außerordentlich verpflichten."

Die freundlichen, folgsamen Täubchen flogen Tag und Nacht, bis sie an den Thoren der Residenz angelangt waren. Florine stieg ab, und gab jedem Täubchen einen Kuß zum Lohne.

O, wie schlug ihr das Herz, als sie hier eintrat! Sie schwärzte sich das Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Jeden, dem sie begegnete, fragte sie, wo sie den König zu sehen bekommen könne.

„Den König sehen?“ wiederholten die Leute lachend. „Geh', was willst du von ihm, mein allerliebstes Schmuzbartel? Geh', geh' und wasche dich erst; du siehst zu häßlich aus, um einen solchen Monarchen zu sehen.“

Die Königin erwiderte nichts, sie entfernte sich still und fragte immer wieder Andere, denen sie begegnete, wo sie den König sehen könnte.

„Morgen,“ sagte man ihr, „wird er öffentlich mit der Prinzessin Forelline im Tempel erscheinen, denn er hat sich endlich entschlossen, ihr seine Hand zu reichen.“

O Himmel, welche Nachricht! Forelline, die nichtswürdige Forelline auf dem Punkt, den König zu heirathen! Florine meinte, auf der Stelle vor Schmerz zu sterben, sie war so kraftlos, daß sie weder reden noch gehen konnte. Sie setzte sich unter ein Thor auf einen Steinhaufen; ihr langes, fliegendes Haar und ihr Strohhut verbargen das Gesicht hinlänglich. „O wie unglücklich bin ich!“ sagte sie zu sich; „ich komme hierher, um den Triumph meiner Feindin noch zu vermehren, und eine Zeugin ihres Glückes zu sein! War das der Grund, weßhalb der blaue Vogel nicht mehr zu mir kam? Für dieses kleine Ungeheuer also beging er eine so grausame Untreue, während ich, von Gram verzehrt, mich um sein Leben ängstigte!“

Wenn man sehr betrübt ist, hat man selten großen Hunger; die Königin suchte nur ein Lager und legte sich nieder, ohne gegessen zu haben. Mit Anbruch des Tages stand sie auf und eilte zum Tempel. Sie drängte sich hinein, nachdem sie hundertmal von den Wachen und Soldaten zurückgestoßen und geschlagen worden war. Sie sah den Thron des Königs und den Forellinens, die man schon als Königin betrachtete. Welch ein Gefühl für die zärtliche, gefühlvolle Florine! Sie näherte sich dem Thron ihrer Nebenbuhlerin und blieb, an einen Marmorpfeiler gelehnt, unbeweglich stehen. Der König erschien zuerst, schöner und liebenswürdiger als je. Darauf kam Forelline, prachtvoll gekleidet, aber so häßlich, daß man ein Grauen empfand. Sie betrachtete die Königin mit einem finstern Blick und sagte zu ihr: „Wer bist du, daß du dich unterstehst, meiner Herrlichkeit und meinem Goldthron so nahe zu kommen?“

„Ich heiße Schmuzeline,“ antwortete Florine, „und komme von weit her, um euch einige seltene Kostbarkeiten zum Kauf anzubieten.“ Zugleich griff sie in ihren Leinwandsack und zog die Armbänder von Smaragd heraus, welche König Reizlieb ihr geschenkt hatte.

„Oho!“ rief Forelline, „das sind ja allerliebste Glassächelchen! willst du ein paar Groschen dafür haben?“

„Weist sie Kennern,“ versetzte die Königin, „und dann wollen wir unsern Handel schließen.“

Forelline, die den König zärtlicher liebte, als man von einem solchen Geschöpf hätte erwarten sollen, war entzückt, eine Gelegenheit zu finden, mit ihm zu sprechen. Sie näherte sich seinem Thron, zeigte ihm die Armbänder und bat ihn, ihr seine Meinung darüber zu sagen.

Bei dem Anblick dieser Armbänder erinnerte er sich an die, welche er Florinen gegeben hatte; er erblaßte, seufzte und konnte lange Zeit nicht antworten; endlich, aus Furcht, seinen Zustand zu verrathen, ermannte er sich und sagte: „Diese Armbänder gelten leicht so viel, als mein ganzes Königreich."

Forelline begab sich auf ihren Thron zurück, auf dem sie sich schlechter ausnahm, als eine Schnecke in ihrem Häuschen. Sie fragte die Königin, wie viel sie, ohne Vorschlag, für diese Armbänder haben wolle?

„Es würd' euch nicht leicht sein, sie mir zu bezahlen," entgegnete Florine; „ich will euch aber einen andern Handel vorschlagen: wenn ihr mich eine Nacht in der Echogrotte, im Palast des Königs, schlafen laßt, so geb' ich euch meine Armbänder dafür."

„Ja, ja, ich will es, meine schöne Schmuzeline," sagte Forelline, indem sie ein unsinniges Gelächter aufschlug, wobei sie ihre Zähne wies, die länger als Schweinshauer waren.

Der König fragte nicht weiter, woher die Armbänder kämen, weniger aus Gleichgültigkeit gegen die Person, welche sie anbot, obgleich sie eben nicht geeignet schien, die Neugier zu reizen, als aus einer unüberwindlichen Abneigung gegen Forellinen. Nun muß man wissen, daß er als blauer Vogel der Prinzessin erzählt hatte, unter seinem Zimmer befinde sich ein Kabinet, die Echogrotte genannt, welches so kunstreich gebaut sei, daß er in seinem Zimmer das leiseste Wort, was darin gesprochen werde, hören könne; und da Florine ihm seine Treulosigkeit vorwerfen wollte, so hatte sie das beste Mittel dazu gewählt.

Man führte sie also auf Forellinen's Geheiß in jenes Kabinet. Sie begann zu seufzen und zu klagen. „So ist mein Unglück," rief sie aus, „an welchem ich so gern zweifeln möchte, nur zu gewiß! Grausamer blauer Vogel, du hast mich vergessen, du liebst meine unwürdige Feindin. Die Armbänder, die ich von deiner Hand empfangen habe, konnten mein Bild dir nicht zurückrufen, so sehr hast du mich vergessen!" — Schluchzen unterbrach ihre Worte; dann setzte sie ihre Klagen fort bis zum Anbruch des Tages.

Die Kammerdiener, welche sie die ganze Nacht durch ächzen und seufzen gehört hatten, sagten es der Königin wieder, und diese fragte, warum sie in der Nacht solchen Lärm gemacht hätte. Florine versetzte, sie pflege lebhaft zu träumen und dann im Schlaf sehr laut zu sprechen.

Was den König betrifft, so hatte er durch ein besonderes Verhängniß nichts gehört. Seitdem er nämlich Florine liebte, konnte er nicht mehr schlafen, und man gab ihm daher, wenn er sich zu Bette legte, Opium ein, damit er doch einige Ruhe genieße.

Florine brachte den ganzen Tag in großer Unruhe zu. „Wenn er mich gehört hat," sagte sie bei sich, „gibt es eine grausamere Gleichgültigkeit? Und wenn er mich nicht gehört hat, was soll ich anfangen, damit er mich hört?"

Seltenheiten besaß sie nicht mehr, denn obwol Edelsteine immer schön sind, so mußte es doch etwas sein, was gerade Forellinen reizte; sie nahm daher ihre Zuflucht zu ihren Eiern. Sie zerbrach eins und alsbald erschien eine kleine Karosse von geschliffenem Stahl, mit Gold eingelegt. Sie war mit sechs grünen Mäusen bespannt; ein rosenfarbenes Mäuschen machte den Kutscher und ein kornblaues den Vorreiter. In der Karosse selbst saßen vier Marionetten, die an Munterkeit und Laune Alles übertrafen, was man je davon gesehen, bewunderungswürdig tanzten und ganz erstaunliche Kunststücke machten.

Florine freute sich sehr über dieses neue Meisterstück der Zauberkunst. Abends, um die Stunde, wo Forelline auf die Promenade zu gehen pflegte, setzte sie sich in eine Allee und ließ die Mäuse mit der Karosse und den Marionetten nach Herzenslust galoppiren.

Ueber dieses neue Schauspiel gerieth Forelline so in Entzücken, daß sie einmal über das andere ausrief: „Schmuzeline, Schmuzeline, willst du ein paar Groschen für deine Karosse und dein Mäusegespann?"

„Fragt die Gelehrten im ganzen Lande," entgegnete Florine, „was ein solches Wunderwerk werth sei, und ich will mich dem Ausspruch des Gelehrtesten unterwerfen."

Forelline entgegnete ihr auf ihre gewöhnliche herrische Weise: „Ohne mich noch länger mit deiner schmutzigen Gegenwart zu belästigen, sag' mir gleich, was du dafür haben willst."

„Noch einmal in der Echogrotte schlafen," versetzte Florine, „das ist Alles, was ich verlange."

„Geh', du einfältiges Geschöpf," erwiderte Forelline, „es soll dir gewährt sein! Was für eine dumme Creatur," sagte sie zu ihren Frauen, „von ihren Seltenheiten nicht mehr Vortheil zu ziehen."

Die Nacht kam; Florine sagte das Zärtlichste, was sie nur immer ersinnen konnte, aber eben so vergebens als früher, denn der König hatte auch in dieser Nacht sein Opium genommen.

Die Kammerdiener sagten zu einander: „Diese Bäuerin muß wahrhaftig toll sein, was hat sie denn alle Nacht zu schwatzen?" „Bei alledem," sprachen Andere, ist nicht zu läugnen, daß sich in Allem, was sie sagt, viel Verstand zeigt."

Ungeduldig erwartete sie den Anbruch des Tages, um zu sehen, welche Wirkung ihre Reden gehabt hätten. „Ach, der Hartherzige ist meiner Stimme taub geworden!" sagte sie. „Er hört seine geliebte Florine nicht mehr! O, welche Schwäche, ihn doch noch zu lieben! Ja, ich verdiene wohl die Zeichen seiner Geringschätzung." Doch es war vergebens, was sie sich vorsagte, sie konnte nicht aufhören, ihn zu lieben.

Sie hatte in ihrem Sack nur noch ein einziges Ei, auf dessen Beistand sie hoffen durfte; sie zerbrach es und eine Pastete zeigte sich mit sechs Vögeln, die gespickt, gebraten und sehr wohl zubereitet waren, und bei alledem zum Entzücken sangen, wahrsagten, und Recepte vorschrieben, besser als der erste Doktor.

Die Königin war über dieses Wunderwerk außerordentlich erfreut und eilte mit ihrer redenden Pastete nach Forellinens Zimmer.

Während sie darauf wartete, daß Forelline herauskommen sollte, näherte sich ihr einer der Kammerdiener des Königs und sagte: „Wißt ihr auch, mein gutes Schmuzelinchen, daß, wenn der König nicht Opium eingenommen hätte, um schlafen zu können, ihr ihn sicherlich aufwecken würdet? Es ist ja erstaunlich, was ihr alle Nächte zusammenschwatzt!"

Florine wußte nun, wie es kam, daß sie der König nicht gehört hatte; sie griff in ihren Sack und sagte: „Ich fürchte so wenig die Ruhe des Königs zu unterbrechen, daß, wenn ihr ihm diesen Abend kein Opium geben wollt, im Fall ich wieder in der folgenden Nacht in der Echogrotte schlafe, alle diese Perlen und Diamanten für euch sein sollen." Der Kammerdiener willigte ein und gab ihr sein Wort darauf.

Nach einigen Augenblicken kam Forelline heraus und erblickte Florinen, die im Begriff schien, ihre Pastete zu verzehren. „Was machst du da, Schmuzeline?" sagte sie zu ihr.

„Madame," versetzte Florine, ich speise Wahrsager, Musikanten und Aerzte. Zugleich begannen alle Vögel einen wunderlieblichen Gesang, und dann riefen sie: Weis't uns eure Hand, wir wollen euch wahrsagen." Eine Ente, welche alle andern überschrie, rief: „Ich bin ein Doctor, und heile alle Krankheiten und Narrheiten, nur die der Liebe nicht."

Dieses Wunderwerk setzte Forellinen noch mehr in Erstaunen, als alle übrigen; sie betheuerte mit einem Schwur, diese köstliche Pastete müsse sie haben. „Heh, Schmuzelinchen, was soll ich dir dafür geben?"

„Den gewöhnlichen Preis," versetzte diese, „noch einmal in der Echogrotte schlafen, nichts weiter."

„Da," sagte Forelline großmüthig (denn sie war durch den Besitz einer solchen Pastete sehr guter Laune geworden), „da hast du noch einen Louisd'or dazu;" Florine dankte und begab sich zufriedener als je hinweg, denn nun konnte sie doch hoffen, von dem Könige gehört zu werden.

Kaum war es Nacht, so ließ sie sich in das Kabinet bringen und wünschte nur sehnlichst, daß der Kammerdiener Wort halte und dem Könige diesmal kein Opium, sondern vielmehr einen Trank gebe, der ihn ermuntere. Sobald sie nur vermuthen konnte, daß Alles schliefe, begann sie ihre gewöhnlichen Klagen. „Wie viel Gefahren setzte ich mich aus, um dich zu sehen, während du mich fliehst und und Forellinen heirathen willst! Was hab' ich dir gethan, Grausamer, daß du deine Schwüre vergißt? Erinnere dich, da du noch der blaue Vogel warst, wie zärtlich ich dich liebte, wie du jede Nacht an mein Fenster flogst" — und dabei erzählte sie ihm Alles, was sie zusammen gesprochen hatten.

Der König schlief nicht; er erkannte deutlich Florinens Stimme und hörte jedes ihrer Worte. Er wußte nicht, was er davon denken sollte; aber sein Herz, von Liebe durchdrungen, rief ihm so lebhaft das Bild seiner theuern Prinzessin zurück, daß er nicht weniger Schmerz empfand, als da ihn die Dolche und Messer der Cypresse verwundeten. Er erwiderte die Klagen der Königin. „Ach, Florine," sagte er, „du warst allzu grausam gegen einen König, der dich so innig liebte!

Wie war es möglich, daß du ihn unsern gemeinschaftlichen Feinden zum Opfer bringen konntest?"

Florine, die Alles hörte, antwortete ihm, er solle nur Schmuzelinen fragen, so werde ihm das ganze Geheimniß klar werden.

Auf diese Worte rief der König voller Ungeduld nach einem seiner Kammerdiener und fragte ihn, ob er nicht Schmuzelinen auffinden und herbringen könne.

Das sei sehr leicht, versetzte der Kammerdiener, denn sie schlafe ja in der Echogrotte.

Der König konnte sich dies Räthsel nicht erklären. Florine und Schmuzeline in einer Person? Unmöglich! Und doch war es Florinens Stimme, und Schmuzeline wußte Geheimnisse, die außer Florinen Niemanden bekannt sein konnten! In dieser Ungewißheit stand er auf, kleidete sich hastig an und eilte auf einer geheimen Treppe in die Echogrotte hinab.

Er fand Florinen in einem leichten Gewande von weißem Taffet, das sie unter ihrer armseligen Kleidung trug; ihr schönes, lockiges Haar wallte auf ihre Schultern herab, sie lag auf einem Ruhebett, auf welches der matte Schein eines Lämpchens fiel. Plötzlich trat der König herein, seine Liebe siegte über allen Groll, er erkannte sie kaum, so warf er sich zu ihren Füßen, benetzte ihre Hände mit Thränen und war nahe daran, vor Freude und Schmerz zu sterben, während tausend verschiedene Gedanken seine Seele zugleich bestürmten.

Die Königin war nicht weniger bewegt; ihr Herz war gepreßt; kaum konnte sie athmen. Sprachlos, mit unverwandten Blicken, sah sie den König an, und als sie Kraft gewonnen hatte, zu sprechen, fehlte es ihr doch an Kraft, ihm Vorwürfe zu machen. Die Freude, ihn wiederzusehen, ließ sie an keine Klagen denken. Endlich verständigten und rechtfertigten sie sich. Ihre Zärtlichkeit erwachte, und was sie allein noch beunruhigte, war die Fee Sussio.

Doch in diesem Augenblick erschien der Zauberer, der Freund des Königs, mit einer mächtigen Fee, und das war eben die, welche Florinen die vier Eier gegeben hatte. Nach den ersten Begrüßungen erzählten sie, daß die Fee Sussio ihrer vereinigten Macht nicht habe widerstehen können, und daß also ihrer Verbindung kein Hinderniß mehr im Wege stehe.

Man kann sich die Freude der beiden Liebenden vorstellen! Kaum war es Tag, so wurde sie im ganzen Palaste bekannt gemacht; und Alles war entzückt, Florinen zu sehen. Als Forelline diese unerwartete Neuigkeit erfuhr, lief sie gleich zum Könige: welche Ueberraschung, ihre schöne Nebenbuhlerin bei ihm zu finden! Sie öffnete schon den Mund, um sie mit Schmähungen zu überhäufen, als der Zauberer und die Fee herzukamen und sie in ein Schwein verwandelten, eine Verwandlung, die ihrem natürlichen Charakter so wohl entsprach. Grunzend und brummend lief sie davon.

Der König Reizlieb und die Königin Florine, von ihrer widerwärtigen Feindin befreit, dachten nun an nichts weiter, als ihre Hochzeit zu feiern, auf welcher sich alle Pracht erschöpfte. Das Glück der beiden Liebenden war, nach so langen Leiden, um so größer.

14.

Der Orangenbaum und die Biene.

Es war einmal ein König und eine Königin, denen fehlte zu ihrem Glück nichts weiter, als daß sie keine Kinder hatten. Endlich gebar die Königin, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ein wunderschönes Töchterchen. Da gab es nun keine geringe Freude im königlichen Hause. Jeder suchte nach einem Namen für die kleine Prinzessin, welcher Alles ausdrücke, was man für sie empfinde. Endlich nannte man sie Vielgeliebt, und die Königin ließ diesen Namen auf ein Herz von Türkis eingraben: Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Insel.

Dieses Herzchen von Türkis hing sie der Prinzessin um den Hals, in der Meinung, es werde ihr Glück bringen; allein dergleichen Hoffnungen sind trüglich, denn eines Tages im Sommer, als die Amme bei ganz heiterem Wetter auf dem Meer spazieren fuhr, erhob sich mit einmal ein so furchtbarer Sturm, daß es unmöglich war, an's Land zu gelangen, und die kleine Barke, welche nur dazu bestimmt war, längs des Ufers auf- und abzufahren, wurde bald in Stücke zerschmettert.

Die Amme und das ganze Schiffsvolk kamen um. Die kleine Prinzessin, welche ruhig in ihrer Wiege schlief, schwamm auf dem Wasser hin und her, bis die Wellen sie endlich an das Ufer eines reizenden Landes führten, welches aber fast unbewohnt war, seitdem der Menschenfresser Ravagio und seine Frau Turmentine hier hausten; denn diese fraßen Alles auf. Wenn dies abscheuliche Volk erst einmal Menschenfleisch gekostet hat, so finden sie alle andern Gerichte unschmackhaft, und Turmentine fand immer Mittel, sich welches zu verschaffen, denn sie war eine halbe Fee.

Auf eine Stunde weit roch sie die arme kleine Prinzessin und lief gleich an's Ufer, um sie aufzusuchen, bevor sie Ravagio fände, denn sie waren Beide Eins so gefräßig als das Andere und Eins eben so häßlich als das Andere. Sie hatten jedes nur ein Auge, welches mitten auf der Stirn stand, ein Maul, welches so groß wie ein Backofen war, eine breite, eingedrückte Nase, lange Eselsohren, borstige Haare und einen Buckel vorn und hinten.

Gleichwol wurde Turmentine bei dem Anblick der kleinen Prinzessin von einem Mitleid bewegt, welches sie sonst nie empfunden hatte. Als sie das Kind betrachtete, wie es in seiner Wiege lag, mit den Windeln spielte, die Bäckchen wie weiße Rosen, roth angehaucht, das Mündchen zum Lächeln halb geöffnet, so beschloß Turmentine, es nicht aufzufressen, wenigstens nicht sogleich, sondern es borstige aufzuziehen.

Sie nahm es auf ihre Arme, band sich die Wiege auf den Rücken und in diesem Aufzuge kehrte sie nach ihrer Höhle zurück. „Da, Ravagio,“ sagte sie zu

ihrem Mann, „da ist Menschenfleisch, fett und zart, aber bei meiner Seele, du sollst es mir mit keinem Zahn anrühren. Es ist ein wunderhübsches kleines Mädchen, ich will es aufziehen und wir wollen es mit unserm Söhnchen verheirathen, damit wir in unserm Alter hübsche Enkelchen kriegen, die uns Freude machen."

„Das ist nicht übel gedacht," antwortete Ravagio; „du bist wahrhaft so dumm nicht. Laß mich doch einmal das Kind ansehen, es scheint ja wunderhübsch zu sein."

„Aber friß es ja nicht auf," versetzte Turmentine und legte ihm die Kleine in seine langen Klauen. „Nein, nein," sprach er, „lieber stürb' ich vor Hunger." Und nun überhäuften Ravagio, Turmentine und der kleine Menschenfresser Vielgeliebt mit solchen Liebkosungen und gingen so behutsam mit ihr um, daß es ein wahres Wunder war.

So wuchs nun das arme Kind, von einer Hindin genährt, welche Turmentine ihr zur Amme gegeben hatte, unter den häßlichen Menschenfressern auf, während man sie am Hofe ihres Vaters Tag und Nacht beweinte und in der Tiefe des Meeres begraben glaubte. Der König dachte darauf sich einen Erben zu wählen und fragte die Königin, was sie dazu meine. Sie antwortete, er möge thun, was er für gut halte, ihre theure Vielgeliebt sei gewiß todt; es sei nun bereits funfzehn Jahre, daß sie sie verloren hätten, und also durchaus keine Hoffnung mehr, sie je wiederzufinden.

Der König beschloß demnach, seinen Bruder bitten zu lassen, denjenigen seiner Söhne, der ihm der Herrschaft am würdigsten schiene, auszuwählen und schleunigst zu ihm zu schicken. Als die Abgesandten alle nöthigen Befehle empfangen hatten, schifften sie sich ein. Der Wind war günstig und der großen Entfernung ungeachtet langten sie in kurzer Zeit bei dem Bruder des Königs an, der ein großes Königreich besaß. Er nahm sie sehr freundlich auf und als sie ihn baten, einen seiner Söhne mit ihnen zu senden, damit er dem Könige ihren Herrn dereinst in der Herrschaft nachfolge, weinte er vor Freuden, und antwortete ihnen, da sein Bruder ihm die Wahl überlassen habe, so werde er ihm denjenigen von seinen Söhnen schicken, den er selbst für sich gewählt haben würde. Dies sei der zweite Sohn, dessen Neigungen so sehr mit seiner hohen Geburt übereinstimmten, daß er Alles, was man von einem Prinzen nur wünschen könne, in größter Vollkommenheit besitze.

Man holte den Prinzen Vielgeliebt (dies war sein Name) und wie viel die Gesandten auch schon vorher von ihm gehört hatten, wurden sie doch durch seinen Anblick ganz überrascht. Er war achtzehn Jahr alt, von bewundernswürdiger Schönheit, die durch ein edles männliches Aussehn, welches zugleich Ehrfurcht und Liebe einflößte, noch erhöht wurde. Man theilte ihm den Wunsch seines Oheims mit, ihn bei sich zu haben, und den Entschluß des Königs, seines Vaters, ihn sogleich mitreisen zu lassen. Nun wurde Alles zur Reise in Stand gesetzt, der Prinz nahm Abschied, schiffte sich ein, und befand sich bald auf dem hohen Meer.

Möge das Glück ihm günstig sein! Wir verlassen ihn einstweilen und kehren zu Ravagio zurück um zu sehn, was unsre junge Prinzessin macht. Sie ward mit

jedem Tage schöner und alle Reize schienen in ihr vereinigt. Die Grausamkeit, welche sie an den Ungeheuern sah, die sie umgaben, machte sie um so sanfter; und seit sie den schauderhaften Appetit derselben nach Menschenfleisch kannte, that sie alles Mögliche die Unglücklichen, die den Menschenfressern in die Hände fielen, zu retten, so daß sie sich öfters dadurch der ganzen Wuth Ravagios und Turmentinens aussetzte. Ja sie würden sie zuletzt noch aufgefressen haben, wenn sie der kleine Menschenfresser nicht wie seinen Augapfel geliebt hätte. Was vermag die Liebe nicht! die Blicke der schönen Prinzessin konnten das kleine Ungeheuer ganz zahm machen.

Aber ach! wie ward ihr zu Muth, wenn sie daran dachte, daß sie dieses abscheuliche Geschöpf heirathen sollte! Obgleich sie von ihrem Stande nichts wußte, schloß sie doch aus dem Reichthum ihrer Windeln, der goldnen Kette und dem Türkis, die an ihrem Halse hingen, daß sie von hoher Geburt sei und in ihren Empfindungen und ihrer Denkungsart fand sie die Bestätigung. Sie konnte weder lesen noch schreiben, sie verstand keine Sprache als das Kauderwelsch der Menschenfresser, sie lebte in allem, was die Welt betraf, in vollkommener Unwissenheit, aber sie hatte so richtige Grundsätze von Tugend und Ehre, als ob sie die sorgfältigste Erziehung genossen hätte.

Sie hatte sich ein Kleid aus Tigerhaut gemacht, ihre Arme waren halb nackend, ein Köcher mit Pfeilen hing über ihrer Schulter und ein Bogen an ihrer Seite. Ihre blonden Haare waren nur mit einer Schnur von Meerbinsen befestigt, und fielen ganz frei über Brust und Rücken herab; die Halbstiefeln, welche sie trug, waren gleichfalls aus Binsen geflochten. In diesem Aufzuge durchstrich sie die Wälder, ohne zu wissen wie schön sie war. In dem Spiegel der Quellen sah sie das Bild ihrer Schönheit, aber ohne dadurch selbstgefällig und eitel zu werden. Sie aß nichts, als was sie auf der Jagd oder beim Fischfang erbeutete, und unter diesem Vorwande entfernte sie sich oft aus der schrecklichen Höhle, um sich dem Anblick der widerwärtigsten Ungeheuer, die es nur auf der Welt geben konnte, zu entziehen.

„O Himmel," rief sie unter Thränen aus, „was hab' ich denn verbrochen, daß du mich diesem grausamen Menschenfresser zum Weibe bestimmt hast? Warum ließest du mich nicht in den Fluthen des Meeres untergehn? Warum hast du mir ein Leben erhalten, welches ich auf eine so jammervolle Art zubringen muß? Hast du kein Erbarmen mit meinem Zustande?" So klagte sie, den Himmel um Beistand anflehend.

Wenn das Wetter stürmisch war, so eilte sie an's Ufer, um den Unglücklichen, die das Meer etwa an's Land geworfen hätte, nach Kräften beizustehn, und zu verhüten, daß sie nicht in die Höhle der Menschenfresser kämen. Einstmals hatte es die ganze Nacht furchtbar gestürmt; sie eilte also, da kaum der Tag anbrach, an's Meer, und erblickte einen Menschen, der ein Brett zwischen den Armen hielt und sich bemühte das Ufer zu gewinnen, obgleich ihn der heftige Wellenschlag immer wieder zurücktrieb.

Die Prinzessin wäre ihm gern zu Hülfe gekommen, sie suchte ihn durch Zeichen auf die zugänglichsten Stellen hinzuweisen, aber er sah und hörte nicht.

Bisweilen kam er so nahe, daß es schien, als brauche er nur noch einen Schritt zu thun; aber plötzlich bedeckte ihn eine Welle und schleuderte ihn wieder zurück. Endlich wurde er auf den Sand geworfen und lag eine Zeitlang bewegungslos und ohne Besinnung. Vielgeliebt näherte sich ihm und obgleich seine Blässe sie fürchten ließ, daß er todt sei, so leistete sie ihm alle nur mögliche Hülfe; sie pflückte eine Art Kräuter, deren Geruch so stark war, daß er aus jeder Ohnmacht erweckte, zerdrückte sie zwischen den Händen und rieb ihm die Lippen und Schläfe damit. Er schlug die Augen auf und war von dem Aufzuge der Prinzessin und ihrer Schönheit so überrascht, daß er nicht einig werden konnte, ob er träume oder wache.

Er sprach sie zuerst an, sie antwortete ihm, aber Keins verstand das Andre und sie betrachteten sich aufmerksam mit Blicken voll Erstaunen und Freude. Die Prinzessin hatte in ihrem Leben noch keine Männer gesehn, außer einigen armen Fischern, die den Menschenfressern in die Hände gerathen waren, und die sie, wie schon erzählt, gerettet hatte. Was mußte sie also denken, als sie einen sehr reichgekleideten Jüngling erblickte, so schön, wie es keinen schönern auf der Welt gab? Denn mit einem Wort, es war der Prinz Vielgeliebt, ihr Vetter, dessen Flotte, von einem furchtbaren Sturm ergriffen, an den Klippen gescheitert war, wobei ein Theil der Mannschaft in den Wogen seinen Tod fand, ein andrer Theil an unbekannte Küsten verschlagen wurde.

Der junge Prinz war seinerseits nicht wenig verwundert unter einer solchen Tracht und in einem anscheinend wüsten Lande eine so wunderbare Schönheit zu finden, die Alles übertraf, was er am Hofe seines Vaters gesehen hatte. In dieser gegenseitige Ueberraschung fuhren sie fort zu sprechen, ohne einander zu verstehen. Aber ihre Augen und Gebehrden halfen ihnen sich den Sinn ihrer Worte verständlich zu machen. Plötzlich fiel der Prinzessin die Gefahr ein, welcher der Fremdling ausgesetzt sei, und dies versetzte sie in eine tiefe Schwermuth und Niedergeschlagenheit, die sich sogleich in ihren Mienen ausdrückten. Der Prinz in Furcht, sie könne von einem Unwohlsein befallen sein, näherte sich ihr und wollte ihre Hände ergreifen, aber sie stieß ihn zurück und machte ihm, so gut sie konnte, begreiflich, er solle sich von hier fortbegeben. Sie fing an zu laufen, kehrte wieder zurück und gab ihm zu verstehn, er solle es eben so machen. Er floh und kehrte wieder um. Als er wieder zurückkam, wurde sie böse, nahm einen Pfeil und richtete ihn auf sein Herz, um ihm anzudeuten, daß man ihn tödten würde. Er glaubte, sie wolle ihn tödten, kniete nieder und erwartete seinen Tod.

Nun wußte sie nicht mehr, was sie thun und wie sie sich verständlich machen sollte, und indem sie ihn liebevoll anblickte, sagte sie: Wie, du solltest das Opfer dieser Unmenschen werden? Diese nämlichen Augen, welche dich mit Vergnügen betrachten, sollen mit ansehn, wie man dich in Stücken zerreißt und ohne Barmherzigkeit verschlingt? Sie brach in Thränen aus, und der bestürzte Prinz konnte nichts von Allem, was sie that, begreifen.

Indeß gelang es ihr doch ihm verständlich zu machen, sie wolle nicht daß er ihr folge; darauf nahm sie ihn bei der Hand, und führte ihn zu einem Felsen,

dessen Eingang nach dem Meere zuging. Die Höhle war sehr tief, die Prinzessin kam oft hieher, ihr Unglück zu beweinen; auch brachte sie zuweilen die Nächte hier zu, und mit der ihr eigenen Geschicklichkeit hatte sie die Höhle mannigfach ausgeschmückt. Sie hatte eine Tapete aus Schmetterlingsflügeln von den verschiedensten Farben gemacht, und über Rohr, welches so ineinander geflochten war, daß es eine Art Ruhebett bildete, hatte sie einen Teppich von Binsen gebreitet; große Muscheln, deren sie sich als Blumenvasen bediente, standen umher; und so gab es tausend artige Kleinigkeiten von ihrer Hand, theils aus Fischgräten und Muscheln, theils aus Binsen und Rohr, und diese kleinen saubern Arbeiten zeigten, bei aller Einfachheit, von dem Geschmack und der Geschicklichkeit der Prinzessin.

Der Prinz war über den Anblick alles dessen ganz erstaunt, und da er die Höhle für den Aufenthalt der Prinzessin hielt, so entzückte ihn der Gedanke, hier mit ihr zusammen zu leben; denn schon war sein Herz von Liebe zu der schönen Wilden ergriffen, die er allen Kronen vorzog, zu denen ihn seine Geburt und der Wille seiner Angehörigen beriefen.

Die Prinzessin hieß ihn niedersitzen und um ihm anzudeuten, daß er hier bleiben solle, bis sie ihm zu essen gebracht hätte, machte sie das Band los, welches ihr Haar zusammenhielt, schlang es um den Arm des Prinzen und band ihn an das kleine Bett; hierauf ging sie fort, und aus Furcht ihr zu mißfallen wagte er es nicht seinem Wunsche nachzugeben, ihr zu folgen.

Als er allein war, überließ er sich seinen Betrachtungen. „Wo bin ich?" sprach er zu sich selbst. „In welches Land hat mich das Schicksal geführt? Mein Schiff ist zertrümmert, meine Leute ertrunken, und entblößt von allem finde ich statt einer Krone, die sich mir darbot, einen trübseligen Felsen als letzte Zuflucht. Was soll hier aus mir werden? Was wird das für ein Volk sein, welches diese Gegend bewohnt? Wird es dem schönen Mädchen gleichen, welches mich rettete, oder wird es, roh und grausam, mich noch ein traurigeres Schicksal finden lassen als bisher?" Furcht und Hoffnung wechselten in seinem Herzen, aber der Gedanke an die Schönheit der jungen Wilden verdrängte jeden andern.

Sie kehrte so rasch als möglich zurück, ganz athemlos und mit allerhand Speisen beladen, die sie vor den Prinzen hinsetzte, Vogeleiern, in der Sonne gebraten, Erdbeeren, Himbeeren, Kirschen und anderen Früchten. Die Schüsseln waren aus Cedernholz, das Messer von Stein, große weiche Baumblätter dienten als Servietten, eine Muschel als Trinkschaale.

Der Prinz bezeigte ihr auf alle Weise seine Dankbarkeit, die sie mit freundlichem Lächeln aufnahm. Aber die Stunde der Trennung war gekommen; sie machte ihm verständlich, daß sie fortgehen müsse, Beide seufzten und brachen in Thränen aus, die jedes dem andern zu verbergen suchte. Sie stand auf und wollte gehn; der Prinz stieß einen lauten Schrei aus, warf sich zu ihren Füßen, und bat sie zu bleiben; aber sie stieß ihn sanft zurück, und er sah wol, daß er ihr gehorchen müßte.

Beide brachten die Nacht sehr traurig hin. Als die Prinzessin sich wieder in der Höhle mitten unter den Menschenfressergezücht befand, als sie das schreckliche Ungethüm betrachtete, welches ihr Gemahl werden sollte, und den liebenswürdigen

Fremdling dagegen hielt, den sie eben verlassen hatte, war sie nahe daran sich kopfüber in's Meer zu stürzen. Dazu kam die Furcht, daß Ravagio und Turmentine das Menschenfleisch riechen und gradenwegs nach dem Felsen rennen und den Prinzen Vielgeliebt auffressen möchten.

Diese mannigfachen Besorgnisse hielten sie die ganze Nacht wach. Mit Tagesanbruch stand sie auf, und eilte oder flog vielmehr nach dem Ufer, beladen mit Früchten, Milch und Allem, was sie Schmackhaftes hatte finden können. Der Prinz schlief noch, von der Anstrengung des vorhergehenden Tages erschöpft. Sie weckte ihn auf und sagte ihm, sie stehe Todesangst aus, daß Ravagio und Turmentine ihn entdecken könnten; sie wage nicht zu hoffen, daß er sich in diesem Felsen noch länger in Sicherheit befinde, und wie schmerzlich ihr auch seine Entfernung sei, so beschwöre sie ihn doch, so weit als möglich von hier zu fliehen.

Bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie faltete die Hände und bat ihn auf das Rührendste. Sie deutete auf den Weg, bis er endlich den Sinn ihrer Zeichen und Worte verstand; aber er gab ihr seinerseits zu verstehen, daß er lieber sterben als sie verlassen wolle. Dieser Beweis seiner Anhänglichkeit rührte sie so sehr, daß sie die goldene Kette und das Herz von Türkis, welche die Königin, ihre Mutter, ihr um den Hals geschlungen hatte, abnahm und es um den Arm des Prinzen band. Dieser bemerkte sogleich die Schriftzeichen, welche auf den Türkis eingegraben waren; er betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und las:

Vielgeliebt, Tochter des Königs der glücklichen Insel.

Sein Erstaunen war unbeschreiblich. Er wußte, daß die kleine Prinzessin, die verloren gegangen war, Vielgeliebt hieß, und zweifelte nicht, daß dieser Türkis ihr angehöre, aber das wußte er nicht, ob die schöne Wilde die Prinzessin sei oder ob das Meer etwa den Stein an's Ufer geworfen habe. Er betrachtete Vielgeliebt mit der größten Aufmerksamkeit, und je länger er sie betrachtete, desto mehr entdeckte er gewisse Familienzüge, und sein Herz vor allem versicherte ihn, daß er sich nicht täusche.

Mit Erstaunen verfolgte sie seine Blicke und Gebehrden; wie er die Augen zum Himmel aufschlug, um ihm zu danken, ihre Hände ergriff und ihr seine Freude und Erkenntlichkeit auf jede Weise zu erkennen zu geben suchte. — So verstrichen vier Tage; jeden Morgen brachte die Prinzessin so viel an Speisen herbei, als er bedurfte; sie blieb so lange sie konnte in seiner Gesellschaft, und die Stunden flogen rasch dahin, obgleich ihre Unterhaltung noch sehr unvollständig war.

Eines Abends kam sie ziemlich spät nach Hause und fürchtete schon von der bösen Turmentine tüchtig ausgescholten zu werden: aber wie erstaunte sie den freundlichsten Empfang zu finden. Der Tisch war mit Früchten besetzt und Ravagio sagte ihr, sie seien alle für sie bestimmt und sein Söhnchen habe sie gepflückt; es sei endlich Zeit, daß er heirathe und in drei Tagen solle die Hochzeit sein.

Welche Nachricht! Was konnte es auf der ganzen Welt für diese liebenswürdige Prinzessin Schrecklicheres geben? Sie meinte vor Angst und Abschen auf der Stelle sterben zu müssen; aber sie verbarg ihren Kummer, und antwortete, sie gehorche ohne Widerstreben, nur möchten sie die Hochzeit noch einige Tage aufschieben.

Ravagio ergrimmte über diese Antwort und schrie: „Was hält mich denn zurück, dich nicht auf der Stelle aufzufressen?"

Die arme Prinzessin fiel ohnmächtig vor Furcht Turmentinen und ihrem Sohn in die Klauen, und der letztere, welcher in die Prinzessin sehr verliebt war, bat bei Ravagio so lange für sie, bis er ihr verzieh.

Vielgeliebt machte die Nacht kein Auge zu, sie erwartete den Tag mit größter Ungeduld; kaum brach er an, so eilte sie zum Felsen, und als sie den Prinzen erblickte, stieß sie ein schmerzhaftes Geschrei aus und vergoß einen Strom von Thränen. Er war ganz bestürzt darüber und konnte die Ursache ihrer Betrübniß nicht begreifen. Endlich fand sie doch ein Mittel, sich ihm verständlich zu machen. Sie band ihr langes Haar los, setzte einen Blumenkranz auf ihr Haupt und indem sie seine Hand ergriff, gab sie ihm zu verstehen, daß sie gezwungen werde, einem Andern ihre Hand zu reichen.

Sein Schmerz war unbeschreiblich; er kannte nicht Mittel noch Wege zu ihrer Rettung und sie eben so wenig, sie weinten, sahen sich an und beschlossen lieber zu sterben als sich zu trennen.

Sie blieb bis auf den Abend bei ihm; aber die Nacht brach früher ein, als sie erwartete, und da sie, ganz in Gedanken versunken, auf ihre Schritte nicht Acht gab, gerieth sie im Wald auf einen wenig betretenen Weg und trat sich einen langen Dorn tief in den Fuß. Zum Glück war sie von ihrer Höhle nicht mehr weit entfernt, mit großer Anstrengung schleppte sie sich bis nach Hause und ihr Fuß schwamm ganz in Blut. Ravagio, Turmentine und die kleinen Menschenfresser bezeigten sich sehr hülfreich; sie zogen ihr den Dorn aus der Wunde, wobei sie nicht geringe Schmerzen erduldete, legten heilsame Kräuter auf den Fuß und verbanden ihn.

Man kann sich denken, in welcher Sorge sie um ihren geliebten Prinzen war. „Ach," sagte sie, „morgen werde ich nicht ausgehen können, was wird er denken, wenn er mich nicht sieht? Wird er nicht glauben, man habe mich zur Heirath gezwungen? Und wer wird ihm Nahrung bringen? Ach, er wird mich aufsuchen und dann ist er verloren. Wenn ihn Ravagio entdeckt, so ist sein Tod gewiß." In Thränen und Seufzen brachte sie die Nacht zu; am andern Morgen wollte sie zeitig aufstehn und fortgehn; aber sie konnte kaum auftreten, und Turmentine hielt sie zurück und sagte drohend: „Wenn du einen Schritt thust, so freß' ich dich auf."

Inzwischen stand der Prinz, da die Stunde verstrich, in der sie zu kommen pflegte, große Angst aus, und sein Kummer und seine Besorgniß vermehrten sich mit jedem Augenblick; endlich beschloß er, nicht länger zu warten, sondern ohne Furcht vor dem Tode, seine geliebte Prinzessin aufzusuchen.

Er ging fort, ohne zu wissen wohin, er verfolgte einen betretenen Fußsteg, den er am Eingang des Waldes bemerkte. Nachdem er eine Stunde zugeschritten war, hörte er ein Geräusch und erblickte die Höhle, aus welcher ein dicker Rauch aufstieg. In der Hoffnung dort von seiner Geliebten Nachricht zu erhalten, trat er hinein und kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als ihn Ravagio erblickte, ihn plötzlich mit seinen furchtbaren Klauen ergriff und ihn verschlingen

wollte. Aber das Geschrei, welches der Prinz ausstieß, indem er sich gegen den Menschenfresser wehrte, drang zu den Ohren der Prinzessin, die in einer Nebenhöhle lag; bei diesem Ton konnte sie nichts zurückhalten, sie verließ ihr Lager, näherte sich Ravagio, welcher den Prinzen in seinen Krallen hielt, und bleich und zitternd, als solle sie selber gefressen werden, warf sie sich vor ihm auf die Knie und beschwor ihn diesen Leckerbissen bis auf ihren Hochzeitstag aufzusparen, wo sie mit davon essen wolle.

Ravagio war über diese Bitte und den Gedanken, daß die Prinzessin die Sitten ihrer Schwiegereltern annehmen wolle, so erfreut, daß er den Prinz losließ und in die Höhle einsperrte, wo die kleinen Menschenfresser schliefen.

Vielgeliebt bat um Erlaubniß ihn gut füttern zu dürfen, damit er nicht mager werde und dem Hochzeitsschmause Ehre mache. Der Menschenfresser ertheilte sie ihr und sie brachte also dem Prinzen das Beste, was sie nur bekommen konnte. Als er sie eintreten sah, war seine Freude so groß, daß er sein Unglück fast vergaß; aber die Wunde an ihrem Fuß setzte ihn auf's neue in Schrecken. Sie weinten lange Zeit mit einander, und der Prinz würde keinen Bissen gegessen haben, wenn ihm seine theure Prinzessin nicht Alles so anmuthig und flehend dargereicht hätte, daß er es unmöglich zurückweisen konnte.

Sie ließ durch die kleinen Menschenfresser frisches Moos herbeischaffen, breitete einen Teppich von Vogelfedern darüber, und bedeutete den Prinzen, daß dies sein Lager sei. Turmentine rief nach ihr und sie konnte ihm nur noch die Hand zum Lebewohl reichen, die er zärtlich küßte.

Ravagio, Turmentine und die Prinzessin schliefen in einer der Seitenhöhlen; und die Menschenfresserkinder mit dem Prinzen in einer andern; sie trugen, wie es bei ihnen gebräuchlich ist, sämmtlich statt der Schlafmützen in der Nacht goldene Krönchen auf dem Kopf. Als nun Alles schlief, empfand die Prinzessin mit einmal bei dem Gedanken an den Prinzen Vielgeliebt eine tödtliche Unruhe. Es fiel ihr nämlich ein, daß es um den Prinzen unfehlbar geschehen sei, des Versprechens ungeachtet, welches Ravagio und Turmentine gegeben hatten, ihn nicht aufzufressen, wenn sie ja in der Nacht Hunger empfänden. Und das begegnete ihnen fast immer, wenn sich Menschenfleisch zu Hause befand. Der Gedanke einer solchen Möglichkeit beunruhigte sie dermaßen, daß sie nach einiger Zeit aufstand, ihre Tigerhaut umnahm, und ganz leise in die Höhle schlich, wo die kleinen Menschenfresser schliefen; sie nahm dem ersten besten die Krone vom Kopf und setzte sie dem Prinzen auf, der, obschon er wach war, sich doch ganz ruhig verhielt, weil er nicht wußte, wer da sei. Darauf kehrte die Prinzessin auf ihr Lager zurück.

Sie hatte sich kaum niedergelegt, als Ravagio, welcher von der guten Mahlzeit träumte, die er von dem Prinzen halten würde, bei dem Gedanken aufwachte, und je mehr er daran dachte, desto heftigeren Appetit danach empfand, so daß er rasch aufstand und gleichfalls in die Höhle zu den Kindern ging. Da er nichts deutlich erkennen konnte, so fühlte er mit der Hand an den Köpfen umher, packte den, der keine Krone auf dem Kopf hatte, und verspeiste ihn wie ein junges Huhn. Die arme Prinzessin, welche auf ihrem Lager hörte, wie er die Knochen des

Unglücklichen zermalmte, starb fast vor Furcht, es könne gleichwol der Prinz sein, und der Prinz seinerseits, der ganz nahe dabei war, empfand alle die Unruhe, die man in einem solchen Fall haben kann.

Der Anbruch des Tages befreite die Prinzessin von ihrer furchtbaren Besorgniß; sie eilte zu dem Prinzen, dem sie durch Zeichen die Qual, welche sie ausgestanden hatte, zu erkennen gab; er hatte ihr so viel zu erwiedern, aber Turmentine, die nach ihren Kindern sehen kam, störte ihn darin. Als sie die Höhle voll Blut sah und fand, daß ihr jüngstes fehle, stieß sie einen entsetzlichen Schrei aus. Ravagio überzeugte sich bald, welchen schönen Streich er gespielt hatte, aber das Uebel war nicht wieder gut zu machen. Er sagte ihr in's Ohr, er habe sich vor Hunger in der Wahl vergriffen, und geglaubt Menschenfleisch zu fressen.

Turmentine mußte sich wol dabei beruhigen, denn Ravagio war so wild, daß, wenn sie seine Entschuldigungen nicht im Guten hätte gelten lassen, er sie selber vielleicht aufgefressen hätte.

Die Prinzessin hörte nicht auf, auf Mittel zu denken, dem Prinzen das Leben zu retten. In der folgenden Nacht stand sie, von der nämlichen Besorgniß gequält, ganz leise auf, begab sich in die Höhle, wo der Prinz lag, nahm behutsam einem kleinen Menschenfresser die Krone vom Kopf und setzte sie ihrem Geliebten auf.

Die Prinzessin hatte nie einen glücklicheren Einfall gehabt. Ohne diese Vorsicht war es um den Prinzen geschehn. Nämlich die grausame Turmentine fuhr plötzlich aus dem Schlaf auf und da sie an den Prinzen dachte, der ihr sehr schmackhaft vorgekommen war, empfand sie eine solche Furcht, Ravagio könne ihn ganz allein verzehren, daß sie es für das Beste hielt, ihm zuvorzukommen. Ohne ein Wort zu sagen, schlich sie in die Kammer ihrer Kleinen, fühlte behutsam nach ihren Kronen auf dem Kopf und eins der kleinen Menschenfresser, welches keine hatte, verschwand auf drei Mundbissen.

Der Prinz und die Prinzessin hörten, vor Furcht zitternd, Alles mit an, aber Turmentine verlangte, nachdem sie dies Geschäft abgemacht hatte, nur nach Schlaf und sie brachten den übrigen Theil der Nacht in Sicherheit zu.

„O Himmel steh uns bei,„ sagte leise die Prinzessin! „Zeig mir ein Mittel, welches uns aus dieser äußersten Gefahr rettet.“ Der Prinz flehte nicht minder; zuweilen fiel es ihm ein, die Ungeheuer anzugreifen und zu bekämpfen, aber welchen Erfolg durfte er hoffen gegen diese riesenhaften Geschöpfe, deren Haut fast undurchdringlich war? Nein, nur die List konnte sie aus diesen schrecklichen Aufenthalt befreien.

Als der Tag anbrach und Turmentine merkte, was sie angerichtet hatte, so erfüllte sie die Luft mit einem furchtbaren Geheul. Ravagio schien nicht weniger außer sich, und es fehlte nicht viel, so hätten sie den Prinzen und die Prinzessin gepackt und ohne Barmherzigkeit aufgefressen.

Plötzlich fiel der Prinzessin, welche sich in einem fort den Kopf zerbrach, ein, daß Turmentine ein Stäbchen von Elfenbein besitze, mit dem sie allerhand Wunder verrichtete, ohne daß sie selbst die Ursache davon angeben konnte. Wenn nun

das Stäbchen, dachte die Prinzessin, blos auf ihre Worte so erstaunliche Dinge verrichtet, warum sollte es sie nicht gleichfalls auf die meinigen thun?

Von diesem Gedanken voll, lief sie in die Höhle, wo Turmentine schlief, suchte das Stäbchen, welches tief in einer Höhlung steckte, und als sie es in der Hand hielt, sagte sie: „Ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio die Sprache reden zu können, die der spricht, den ich liebe."

Sie hätte wol noch mehr gewünscht, aber Ravagio nahte. Die Prinzessin schwieg, legte das Stäbchen wieder an seinen Ort und eilte zum Prinzen. Wie angenehm überrascht wurde dieser, die schöne Wilde in seiner Sprache reden zu hören! Sie entdeckte ihm die Macht des Zauberstäbchens und er unterrichtete sie über ihre Abkunft und ihre Angehörigen. Doch es war keine Zeit zu verlieren, es galt so schleunig als möglich sich aus den Klauen der erbosten Ungeheuer zu retten und die Prinzessin sagte zu ihrem Geliebten, sie müßten sich, sobald die Menschenfresser in der nächsten Nacht eingeschlafen wären, auf Ravagio's großes Kameel setzen, und es dem Himmel überlassen, wohin er sie führen werde.

Die so ersehnte Nacht kam heran: die Prinzessin nahm Mehl und knetete mit ihren weißen Händen einen Kuchen, in den sie eine Bohne that; darauf sagte sie, das Zauberstäbchen in der Hand: „O du Bohne, kleine Bohne, ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio, daß du redest, sobald es nöthig ist, so lange bis du gebacken bist."

Sie legte den Kuchen in die heiße Asche und eilte zu dem Prinzen, der sie mit Ungeduld erwartete. „Rasch fort," sagte sie zu ihm, „das Kameel steht angebunden im Walde."

„Liebe und Glück mögen uns leiten," antwortete ganz leise der junge Prinz. So eilten sie fort, der Mond leuchtete ihnen, sie fanden das Kameel, stiegen auf, und machten sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin.

Inzwischen wälzte sich Turmentine, die noch voll Grimm und Betrübniß war, unruhig im Schlafe hin und her, bis sie aufwachte. Sie streckte den Arm aus, um zu fühlen, ob die Prinzessin schon in ihrem Bett wäre und da sie sie nicht fand, so rief sie mit einer Donnerstimme: „Wo bist du denn, Mädchen?"

„Ich stehe hier beim Feuer," antwortete die Bohne.

„Willst du wol schlafen kommen," brummte Turmentine.

„Gleich, gleich," versetzte die Bohne, „schlaft nur ganz ruhig."

Turmentine fürchtete sich den Ravagio aufzuwecken und schwieg; aber da sie nach einigen Stunden wieder aufwachte, und das Bett der Prinzessin noch immer leer fand, so schrie sie: „Wie, du kleine Hexe, du willst dich also nicht schlafen legen?"

„Ich wärme mich so viel ich kann," antwortete die Bohne.

„So wollt' ich, daß du zur Strafe mitten im Feuer lägst," sagte die Menschenfresserin.

„Ich lieg' auch darin," entgegnete die Bohne, „und man kann sich nicht besser wärmen als ich."

So führten sie noch mehrere Gespräche, welche die Bohne für eine Bohne ganz vortrefflich beantwortete. Endlich gegen Morgen rief Turmentine die Prin-

zessin noch einmal; aber die Bohne, welche bereits gebacken war, antwortete nicht mehr. Dies Schweigen beunruhigte sie, sie stand hastig auf, sah sich um, rief und suchte überall. Die Prinzessin, der Prinz und das Zauberstäbchen waren verschwunden. Nun schrie sie so laut, daß Wald und Thal davon wiederhallte: „Wach auf, mein Schatz, steh auf, lieber Ravagio, wir sind verrathen, unser Menschenfleisch ist fort."

Ravagio öffnete sein Auge, sprang mitten in die Höhle wie ein Löwe, kupferroth vor Zorn, brüllte, heulte und schäumte. „Rasch, rasch," rief er, „meine Siebenmeilenstiefeln, meine Siebenmeilenstiefeln, daß ich den Fortläufern nachsetze. Ich will sie bald erwischt haben, die sollen mir trefflich schmecken."

Er zog nun seine Stiefeln an, in welchen er auf jeden Schritt nicht weniger als sieben Meilen machte. Ach, was hilft da alle Schnelligkeit eines Kameels gegen solche Schritte!

Voll Freude, bei einander zu sein, sich verstehen zu können, und nicht mehr verfolgt zu werden, setzten der Prinz und die Prinzessin ihren Weg fort, als die Prinzessin, welche zuerst den schrecklichen Ravagio bemerkte, schrie: „Mein Prinz, wir sind verloren, seht das furchtbare Ungeheuer, welches wie ein Donner auf uns zustürmt."

„Was fangen wir an," sagte der Prinz, „was soll aus uns werden? Ach, wenn ich allein wär', so würd' ich mein Leben nicht achten; aber das deinige, meine theure Gebieterin, ist in Gefahr."

„Ich weiß keine Rettung," versetzte die Prinzessin Vielgeliebt weinend, „wenn uns der Zauberstab nicht hilft; sonst sind wir unfehlbar verloren. — Ich wünsche," sprach sie darauf, „im Namen der königlichen Fee Trusio, daß unser Kameel in einen See, der Prinz in eine Barke und ich in ein altes Weib, welches die Barke führt, verwandelt werde."

Augenblicklich ging die Verwandlung vor sich. Ravagio gelangte an das Ufer des Sees und schrie: „Hola, ho, alte Mutter, habt ihr nicht ein Kameel, einen jungen Menschen und ein Mädchen vorbeikommen sehn?"

Die Schifferfrau, welche mitten auf dem See hielt, setzte ihre Brille auf die Nase, und indem sie Ravagio aufmerksam betrachtete, gab sie ihm durch Zeichen zu verstehn, sie habe sie gesehn und sie wären die Wiese entlang geritten.

Der Menschenfresser glaubte ihr und nahm den Weg zur Linken. Die Prinzessin wünschte hierauf ihre natürliche Gestalt wieder anzunehmen, und berührte sich dreimal mit ihrem Zauberstabe und eben so die Barke und den See. Nachdem Alle wieder ihre vorige Gestalt erhalten hatten, stiegen sie auf das Kameel und schlugen den Weg zur Rechten ein, um ihrem Verfolger nicht zu begegnen.

Sie eilten so rasch als möglich vorwärts, und wünschten sehr Jemanden zu finden, der ihnen den Weg nach der glücklichen Insel zeigte. Sie lebten nur von Früchten, tranken Quellwasser, und des Nachts schliefen sie unter den Bäumen. Die Gefahr, in der sie schwebten, erschreckte sie nicht so sehr, daß sie nicht das Vergnügen, der Höhle entronnen und bei einander zu sein, lebhaft empfunden

hätten. Seitdem sie sich verstanden, hörten sie nicht auf sich zu unterhalten und fanden in ihrer gegenseitigen Liebe unerschöpflichen Stoff dazu.

Als Ravagio die Berge, die Wälder, die Thäler durchirrt hatte, kehrte er in seine Höhle zurück, wo Turmentine und die kleinen Menschenfresser ihn mit Ungeduld erwarteten. Er war mit fünf, sechs Menschen bepackt, die ihm unglücklicherweise in die Klauen gerathen waren.

„Nun," schrie ihm Turmentine entgegen, „hast du sie gefunden und aufgefressen, die Nichtswürdigen, das Diebspack, das Menschenfleisch? Hast du nicht wenigstens mir die Hände oder die Füße aufgehoben?"

„Ich glaube, sie sind davongeflogen," versetzte Ravagio, „ich bin nach allen Seiten gelaufen wie ein Wolf, und habe nichts von ihnen gesehn; nur eine alte Frau, die auf einem Teich in einer Barke fuhr, gab mir Nachricht von ihnen."

„Und was hat sie dir denn von ihnen gesagt?" fragte Turmentine ungeduldig.

„Sie hätten sich links gewendet," versetzte Ravagio.

„So wahr ich lebe," schrie sie, „du hast dich anführen lassen; ich glaube gewiß, sie war es selbst, mit der du gesprochen hast. Kehr' wieder um und wenn du sie erwischst, so verschon' sie nicht einen Augenblick."

Ravagio schmierte seine Siebenmeilenstiefeln und machte sich über Hals und Kopf wieder auf den Weg. Unser junges Paar kam eben aus einem Walde heraus, wo es übernachtet hatte. Ihr Schreck war nicht gering, als sie ihn erblickten. „Meine Geliebte," sagte der Prinz, „da naht unser Verfolger, ich fühle Muth genug, mich ihm entgegenzustellen, würdest du nicht so viel haben, um ganz allein die Flucht zu ergreifen?"

„Nein, Nein," entgegnete sie, „ich verlasse dich nie. Aber verlieren wir keine Zeit; das Zauberstäbchen wird uns vielleicht von großem Nutzen sein." — „Ich wünsche," sagte sie, „im Namen der königlichen Fee Trusio, daß sich der Prinz in ein Bildniß verwandle, das Kameel in einen Pfeiler und ich in einen Zwerg."

Die Verwandlung geschah und der Zwerg schickte sich an, in's Horn zu stoßen, als sich Ravagio mit großen Schritten näherte und ihn fragte: „Sage mir, du kleines Ungeheuer, hast du nicht einen hübschen Jüngling, ein junges Mädchen und ein Kameel hier vorbeikommen sehn?"

„Da kann ich euch Auskunft geben," versetzte der Zwerg: „Wenn ihr etwa ein feines Herrchen meint, mit einer wunderschönen Dame und ihrem Reitthier, so hab' ich sie gestern zu der nämlichen Stunde gesehn; sie waren sämmtlich sehr wohlgemuth, der feine Kavalier empfing den Dank im Ringen und Turnieren, welches sie zu Ehren der schönen Merlusine anstellten, die ihr auf diesem Bilde in sprechender Aehnlichkeit abgemalt seht. Viel vornehme Herren und tapfere Ritter brachen hier Lanzen, Helme und Pickelhauben; es war ein harter Strauß, und der Dank eine schöne Armspange von Gold, besetzt mit Perlen und Diamanten. Bei der Abreise sagte die unbekannte Dame zu mir: „Freund Zwerg, ohne lange Redensarten, ich bitte dich um eine Gunst, im Namen deiner liebsten Freundin;" worauf ich ihr antwortete: „Sie soll euch nicht versagt werden, ich verspreche sie euch, im Fall sie in meiner Macht steht."

„Wenn du den großen Riesen gewahr wirst, der sein Auge mitten auf der Stirn trägt, so bitte ihn höflichst, daß er uns in Frieden ziehen lasse." Darauf spornte sie ihren Zelter an und sie entfernten sich."

„Wohin?" fragte Ravagio.

„Ueber die grüne Wiese hin, die sich am Walde hinzieht," versetzte der Zwerg.

„Wenn du mich belügst," sagte der Menschenfresser, „so sei versichert, kleiner Taugenichts, daß ich dich auffresse, dich, mitsammt deinem Pfeiler und dem Bildniß der Merlusche."

„Trug und List war nie in mir," erwiderte der Zwerg, „aus meinem Munde ist nie eine Lüge hervorgegangen, kein Mensch auf Erden kann mich eines Betruges zeihen: aber beeilt euch, wenn ihr sie noch vor Untergang der Sonne erreichen wollt."

Der Menschenfresser entfernte sich. Der Zwerg nahm seine vorige Gestalt wieder an und berührte das Bild und den Pfeiler, die sich wieder in den Prinzen und das Kameel verwandelten.

Welche Freude für die Liebenden! „Nein," sagte der Prinz, „nie hab' ich eine so lebhafte Unruhe ausgestanden, meine theure Vielgeliebt. Wie meine Liebe für dich in jedem Augenblicke wächst, so vermehrt sich auch meine Angst, sobald ich dich in Gefahr sehe."

„Und mir schien es," sagte sie, „als empfände ich gar keine Furcht, denn Ravagio frißt keine Bilder, und was mich betraf, die ich allein seiner Wuth ausgesetzt war, so war mein Aussehn wenig appetitlich, und endlich würde ich ja gern mein Leben hingeben, um das deinige zu retten."

Ravagio lief vergebens umher; er fand weder den Prinzen noch die Prinzessin; er war müde wie ein Hund, und trat den Rückweg nach seiner Höhle an.

„Wie, du kommst wieder ohne unsere Gefangnen?" schrie Turmentine, indem sie ihre schmutzigen Haare zerraufte. „Komm mir nicht zu nahe, oder ich erwürge dich."

„Ich habe Niemanden angetroffen," antwortete er, „als einen Zwerg, einen Pfeiler und ein Bild."

„So wahr ich lebe," fuhr sie fort, „das waren sie! Ich bin wol eine rechte Närrin, daß ich dir die Sorge für meine Rache überlasse, als wenn ich zu klein wäre, sie selbst zu nehmen. Ja ja, ich will mich auf den Weg machen, ich will mir die Siebenmeilenstiefeln anziehn und werde so schnell damit gehn wie du."

Sie zog die Siebenmeilenstiefeln an und machte sich auf den Weg. Wie schnell auch der Prinz und die Prinzessin reisten und welchen Vorsprung sie gewonnen hatten, den Siebenmeilenstiefeln konnten sie nicht entgehn. Sie sahen die Menschenfresserin daher kommen, die eine bunte Schlangenhaut übergeworfen hatte und über der Schulter eine Eisenkeule von entsetzlichem Gewicht trug. Sie sah sich scharf nach allen Seiten um und würde den Prinzen und die Prinzessin jedenfalls entdeckt haben, wenn sie nicht eben tief im Walde verborgen gewesen wären.

„Wir sind verloren," sagte die Prinzessin Vielgeliebt weinend, „da ist die grausame Turmentine, bei deren Anblick mein Blut gerinnt; sie ist klüger als

Ravagio, wenn einer von uns Beiden mit ihr spricht, so wird sie uns erkennen und damit anfangen, daß sie uns auffrißt. Ach, es wird bald mit uns zu Ende sein!"

„O Liebe, Liebe," rief der Prinz, „verlaß uns nicht; giebt es zärtlichere Herzen als die unsrigen, eine reinere Neigung? Ach meine theure Vielgeliebt," fuhr er fort, indem er ihre Hand ergriff, „solltest du bestimmt sein auf eine so schreckliche Art deinen Tod zu finden?"

„Nein, nein," sagte sie, „ich fühle mich auf's neue von Muth und Standhaftigkeit durchdrungen; wolan, mein kleines Stäbchen, thu deine Pflicht. Ich wünsche im Namen der königlichen Fee Trusio, daß das Kameel sich in einen Kübel verwandle, mein theurer Prinz in einen schönen Orangenbaum und ich in eine Biene." Sie that wie gewöhnlich ihre drei Schläge auf jedes von ihnen und augenblicklich war die Verwandlung geschehn, so daß Turmentine, als sie ankam, nicht das Mindeste davon merkte.

Das schreckliche Weib hatte sich ganz außer Athem gelaufen und setzte sich unter den Orangenbaum. Die Prinzessin Biene machte sich's zum Vergnügen sie an tausend Orten zu stechen und wie hart auch Turmentinens Haut war, so drang der Bienenstachel dennoch durch und brachte sie zum Schreien. Sie wälzte sich auf dem Grase wie ein Stier oder ein junger Löwe, der von Bremsen gestochen ist, denn die eine Biene verrichtete so viel als ihrer hundert. Prinz Orangenbaum war in Todesangst, sie könne sich erwischen lassen und getödtet werden. Endlich aber entfernte sich Turmentine, ganz mit Beulen bedeckt.

Nun wollte die Prinzessin wieder ihre natürliche Gestalt annehmen, als unglücklicherweise einige Reisende durch den Wald kamen, den schönen elfenbeinernen Stab bemerkten, ihn aufhoben und mit fort nahmen.

Es konnte nicht leicht etwas Unangenehmeres begegnen. Der Prinz und die Prinzessin hatten zwar den Gebrauch der Sprache nicht verloren; aber dies war ein schwacher Trost in dem Zustand, in welchem sie sich befanden. „Wie unglücklich bin ich," rief der Prinz, „in die Rinde eines Baumes eingeschlossen zu sein, ohne mich bewegen zu können. Was soll aus mir werden, wenn du mich verläßt? Aber," fuhr er fort, „warum solltest du dich von mir entfernen? Du wirst auf meinen Blüthen süßen Thau finden und einen Saft, der köstlicher ist als Honig. Du wirst dich davon nähren können, und meine Blätter werden dir zum Lager dienen, wo du nichts von der Bosheit der Spinnen zu befürchten hast."

„Fürchte nichts," versetzte die Biene, „ich verlasse dich nie; nicht Jasmin, nicht Rosen und Lilien, noch die schönsten aller Blumen können mich eine solche Untreue begehen lassen. Ohne Unterlaß werd' ich dich umfliegen, und du wirst erkennen, daß der Orangenbaum der Biene nicht weniger theuer ist, als es Prinz Vielgeliebt der Prinzessin Vielgeliebt war." — Und wirklich schloß sie sich in eine der größten Blüthen wie in einen Palast ein.

Der Wald, in welchem der Orangenbaum stand, diente einer Prinzessin, die in der Nähe einen prächtigen Palast bewohnte, häufig zum Spaziergang. Sie hieß Linda und war jung, schön und klug. Sie wollte sich nicht verheirathen,

weil sie befürchtete, von dem, welchen sie zum Gemahl wähle, nicht immer geliebt zu werden; und da sie sehr reich war, so ließ sie ein kostbares Schloß bauen, und sah Niemanden darin bei sich als Damen und Greise von Erfahrung und Weisheit. Allen übrigen Männern war es nicht gestattet sich demselben zu nähern.

Die Hitze des Tages hatte die Prinzessin länger als sie wollte, im Zimmer zurückgehalten; auf den Abend nun ging sie mit allen ihren Damen im Walde spazieren. Der Duft des Orangenbaums, den sie niemals hier gesehen hatte, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Man begriff nicht, durch welchen Zufall er hierher gekommen sein könnte und die ganze Gesellschaft umringte und bewunderte ihn.

Die Prinzessin verbot, nur eine einzige Blüthe davon abzubrechen und ließ ihn in ihren Garten tragen, wohin die treue Biene nachfolgte. Von seinem köstlichen Geruch entzückt, setzte sich Linda unter seinem Schatten nieder, und als sie wieder aufstand, um sich nach ihrem Palast zu begeben, wollte sie sich ein paar Blüthen von dem Baume brechen. Aber die wachsame Biene, die es wohl bemerkte, flog aus dem Kelch, in welchem sie verborgen war, heraus und stach die Prinzessin so heftig, daß diese beinah in Ohnmacht gefallen wär' und ganz krank, ohne den Baum seiner Blüthen beraubt zu haben, auf ihr Zimmer zurückkehrte.

Sie gab jedoch ihren Plan nicht auf, denn sie empfand nun einmal eine unüberwindliche Lust einen Strauß von Orangenblüthen zu haben, stand am andern Morgen zeitig auf und ging in den Garten, um sich von dem Baume einen Strauß zu pflücken. Als sie aber die Hand ausstreckte, empfing sie von der Biene wieder einen so empfindlichen Stich, daß sie allen Muth dazu verlor.

Sie kehrte sehr übler Laune auf ihr Zimmer zurück und sagte: „Ich begreife nicht was das mit dem Baume ist, den wir gestern im Walde gefunden haben; sobald ich mir nur die kleinste Knospe davon abbrechen will, werd' ich von Bienen gestochen, die ihn bewachen."

Eine ihrer Kammerfrauen, die einen aufgeweckten muntern Geist besaß, entgegnete ihr lächelnd: „Ich würde euch rathen, gnädige Prinzessin, euch wie eine Amazone zu bewaffnen und dann noch einmal muthig daran zu gehn die schönsten Blüthen dieses allerliebsten Baumes abzupflücken."

Linda fand diesen Gedanken gar nicht übel; sie ließ sich sogleich einen Helm, einen leichten Panzer und eiserne Handschuhe machen und bei dem Schall der Trompeten, Pauken, Pfeifen und Hörner, betrat sie den Garten in Begleitung ihrer sämmtlichen Damen, die ganz eben so bewaffnet waren. Als sie an den Orangenbaum kam, zog sie mit leichtem Anstand den Degen, hieb einen Zweig desselben ab und rief: „Erscheinet, ihr fürchterlichen Bienen, erscheinet, ich komme euch herauszufordern; seid ihr mächtig genug, euern geliebten Baum zu vertheidigen?"

Aber wie ward der Prinzessin und allen ihren Begleiterinnen, als sie aus dem Stamme des Orangenbaums ein wehmüthiges Ach hörten, von einem tiefen Seufzer begleitet, und aus dem abgehauenen Zweige Blut fließen sahen.

„O Himmel," rief Linda erschrocken, „was hab' ich gethan? Welche Erscheinung!" Sie nahm den blutenden Zweig, aber vergebens versuchte sie ihn an den Baum wieder anzufügen.

Die arme kleine Biene war bei dem Anblick des traurigen Schicksals ihres geliebten Orangenbaums in Verzweiflung; schon wollte sie ihn rächen und auf der Spitze des Degens ihren Tod finden; doch sie entschloß sich, lieber für ihn zu leben und ihm das Heilmittel zu verschaffen, dessen er bedurfte. Sie beschwor ihn um die Erlaubniß, nach Arabien fliegen zu dürfen, um ihm Balsam zu holen. Nachdem sie Abschied von einander genommen hatten, machte sie sich auf den Weg, von ihrem Instinkt und der Liebe geleitet. In kurzer Zeit kehrte sie glücklich zurück und brachte auf ihren Flügeln und an ihren Füßchen den wundersamen Balsam, mit welchem sie den Prinzen vollkommen heilte.

Linda war über das, was sie gesehn hatte, so erschrocken, daß sie weder aß noch schlief. Endlich entschloß sie sich einige berühmte Feen zu sich einzuladen, um über eine so außerordentliche Begebenheit in's Klare zu gelangen; sie schickte ihre Gesandten ab und gab ihnen eine Menge kostbarer Geschenke mit.

Eine der ersten, welche der Einladung folgten, war die Fee Trusio. Eine geschicktere Fee als sie, hat es nie gegeben. Sie untersuchte Zweig und Baum, sie roch an seine Blüthen und fand den Geruch derselben ganz ungewöhnlich. Sie sparte keinerlei-Beschwörungen und diese bewirkten endlich, daß der Orangenbaum plötzlich verschwand, und man statt seiner den wohlgebildetesten Prinzen von der Welt erblickte.

Linda stand bei diesem Anblick ganz unbeweglich, sie war so überrascht und von Bewunderung erfüllt, daß ihr Herz schon seine frühere Gleichgültigkeit zu verlieren anfing, als der junge Prinz, nur mit seiner geliebten Biene beschäftigt, sich der Fee Trusio zu Füßen warf.

„Große Königin," sagte er zu ihr, „ich verdanke dir unendlich viel; du giebst mir mit meiner natürlichen Gestalt den Gebrauch meines Lebens wieder; wenn du aber willst, daß ich dir meine Ruhe verdanke, mein Glück, ja mehr als mein Leben, so gieb mir meine geliebte Prinzessin wieder."

Bei diesen Worten nahm er die kleine Biene, auf die seine Augen ohne Unterlaß gerichtet gewesen waren.

„Du sollst glücklich werden," antwortete die edelmüthige Fee Trusio; sie begann auf's neue ihre Beschwörungen, und die Prinzessin Vielgeliebt stand da mit allen ihren Reizen.

Linda wußte nicht recht, ob sie sich über dieses außerordentliche Abentheuer freuen oder betrüben sollte, besonders über die Verwandlung der Biene. Endlich siegte die Vernunft über eine kaum entstandene Neigung. Sie umarmte die Prinzessin Vielgeliebt auf das Zärtlichste und Trusio bat dieselbe um die Erzählung ihrer Abentheuer.

Vielgeliebt erfüllte diese Bitte mit größter Anmuth. Die Art, wie sie dieselben vortrug, nahm die ganze Gesellschaft für sie ein und als sie Trusio erzählte, daß sie durch die Kraft ihres Namens und ihres Zauberstabes so viele Wunder

verrichtet habe, schrieen Alle vor Freude laut auf und allgemein bat man die Fee, ihr schönes Werk zu vollenden.

Trusio empfand ihrerseits ein außerordentliches Vergnügen über alles das, was sie vernahm, und schloß die Prinzessin zärtlich in ihre Arme. „Reizende Vielgeliebt," sagte sie zu ihr, „da ich euch schon so nützlich gewesen, ohne euch zu kennen, so könnt ihr daraus schließen, um wie viel mehr ich mich jetzt beeifern werde, euch zu dienen, da ich euch kenne. Mein fliegender Wagen soll uns rasch nach der glücklichen Insel führen, wo ihr Beide die günstigste Aufnahme finden werdet."

Linda bat sie jedoch auf das Inständigste noch einen Tag bei ihr zu verweilen; sie machte ihnen die kostbarsten Geschenke, und die Prinzessin Vielgeliebt legte ihre Tigerhaut ab, und zog ein prächtiges Kleid an, welches ihrer Schönheit angemessener war.

Am andern Tage reisten sie ab. Trusio führte sie mitten durch die Luft nach der glücklichen Insel, wo sie von dem König und der Königin, welche jede Hoffnung, sie wieder zu sehen, aufgegeben hatten, mit unaussprechlicher Freude empfangen wurden. Die Reize, der Verstand und die Sittsamkeit der Prinzessin Vielgeliebt erwarben ihr die Bewunderung und die Liebe Aller, und eben so fanden die trefflichen Eigenschaften des Prinzen Vielgeliebt den größten Beifall.

Mit großer Pracht wurde die Hochzeit vollzogen und der erste Sohn, welchen die Prinzessin Vielgeliebt ihrem Gemahl schenkte, erhielt den Namen Treulieb.

15.

Die Hindin im Walde.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten sehr glücklich mit einander. Sie liebten sich zärtlich und ihre Unterthanen beteten sie an. Nur eins fehlte zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit, sie hatten keine Kinder. Die Königin glaubte, ihr Gemahl werde sie dann noch viel mehr lieben und reiste alle Frühjahr nach einem großen Walde, in welchem mehrere heilsame Quellen sprudelten. Aus allen Gegenden der Welt kamen Leute hieher, um von dem Wasser dieser Quelle zu trinken.

Eines Tages als die Königin am Rande der einen saß, befahl sie allen ihren Frauen, sich zu entfernen und sie allein zu lassen. Darauf brach sie in ihre gewöhnlichen Klagen aus: „Wie unglücklich bin ich doch," rief sie, „nicht ein Kind zu haben! Die ärmsten Frauen haben welche; seit fünf Jahren schon bitte ich täglich den Himmel darum und immer vergebens! Ja, ich werde dieses Glück nie erleben!"

Bei diesen Worten bemerkte sie in dem Wasser des Quells eine Bewegung; ein großer Krebs kam gleich darauf zum Vorschein und sprach zu ihr: „Erhabene

Königin, euer Wunsch soll erfüllt werden. Hier in der Nähe befindet sich ein kostbarer Palast, von Feenhänden erbaut; doch kein Mensch kann ihn finden, denn er ist von so dichten Wolken eingeschlossen, daß das Auge eines Sterblichen nicht hindurchdringen kann. Wollet ihr euch indeß der Leitung einer armen Krebsin anvertrauen, die eure unterthänigste Dienerin ist, so erbiete ich mich, euch dahin zu führen."

Die Königin hörte ihr ohne Unterbrechung zu; einen Krebs reden zu hören, war ihr etwas ganz Neues und setzte sie nicht wenig in Erstaunen. Sie nahm das Anerbieten mit vielen Freuden an, entschuldigte sich jedoch, sie könne nicht rückwärts gehen. Die Krebsin lächelte und verwandelte sich auf der Stelle in eine alte Frau. „Nun," sprach sie, „wollen wir nicht rückwärts gehen, ich bin ganz damit einverstanden. Betrachtet mich überhaupt als eine eurer Freundinnen, denn ich wünsche nichts weiter, als euch hülfreich zu sein."

Sie stieg trockenen Fußes aus dem Wasser; ihr Gewand war weiß, mit Karmoisin gefüttert, und ihr Haar mit grünen Bändern durchflochten. Man konnte nicht leicht eine anmuthigere alte Frau sehen. Sie begrüßte die Königin und umarmte sie. Dann schlugen sie ohne Verzug einen Waldweg ein, den die Königin, so viele tausend- und tausendmal sie hier gewesen war, doch nie betreten hatte. Wie hätte dies auch geschehen können; es war der Weg, den die Feen nahmen, wenn sie die Quelle besuchten. Er war für gewöhnlich mit Sträuchern und Dornen verschlossen; kaum aber nahte sich die Königin, so trieb das Strauchwerk augenblicklich Rosen, Jasmin- und Orangenbäume schlangen ihre Zweige in einander und bildeten so einen schattigen Gang, mit Blättern und Blumen überwölbt. Veilchen sproßen aus der Erde und Vögel aller Art flatterten auf den Bäumen und sangen zum Entzücken.

Die Königin hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als ihre Augen durch einen Anblick nie gesehener Pracht geblendet wurden. Sie sah einen Palast, ganz von Diamanten erbaut; die Mauern, das Dach, die Decken, der Fußboden, die Treppen, die Balkons bis auf die Terrassen, Alles war aus Diamanten. Von Bewunderung hingerissen, stieß sie einen lauten Schrei aus und fragte ihre freundliche Begleiterin, ob dies Schein oder Wirklichkeit sei. „Es kann nichts Wirklicheres geben," versetzte Jene.

Alsbald öffneten sich die Thore des Palastes und sechs Feen traten heraus, aber was für Feen! Die schönsten und prachtvollsten, die man je gesehen hat. Sie machten der Königin eine tiefe Verbeugung und reichten ihr jede eine Blume von Edelsteinen zu einem Strauß; sie empfing eine Rose, eine Tulpe, eine Anemone, eine Agley, eine Nelke und eine Granatblüthe.

„Wir konnten euch," sagten die Feen, „kein größeres Zeichen unserer Hochachtung geben, als euch den Besuch dieses Palastes zu erlauben. Es freut uns zugleich, euch verkündigen zu können, daß ihr die Mutter einer schönen Prinzessin sein werdet. Vergesset nicht, uns gleich nach ihrer Geburt zu rufen; denn wir wollen sie mit allen möglichen guten Eigenschaften begaben. Ihr dürft nur den Strauß nehmen, welchen wir euch gegeben haben, und mit dem Gedanken an

uns jede Blume bei ihrem Namen nennen, dann werden wir augenblicklich in eurem Zimmer sein."

Ueberwältigt von Freude, warf sich die Königin an ihren Hals, und die Umarmungen dauerten länger als eine gute halbe Stunde. Darauf ersuchten sie die Königin, in ihren Palast zu treten, dessen wundersame Schönheit sich unmöglich beschreiben läßt. Der Baumeister der Sonne hatte ihn erbaut und das im Kleinen geschaffen, was der Sonnenpalast im Großen ist. Die Königin, die einen solchen Glanz kaum ertragen konnte, mußte mehr als einmal die Augen schließen.

Aus dem Palast gingen sie in den Garten. Schönere Früchte hat es nie gegeben! Die Aprikosen waren größer als ein Kopf, an dem vierten Theil einer Kirsche hatte man genug, und sie war von so lieblichem Geschmack, daß die Königin, als sie davon genossen, ihr ganzes Leben nichts anders hätte essen mögen. Auch einen Obstgarten gab es da von lauter künstlichen Bäumen, die aber so gut Leben hatten und wuchsen wie die andern.

Das Entzücken der Königin läßt sich gar nicht beschreiben; wie freute sie sich auf die kleine Prinzessin, wie dankte sie den liebenswürdigen Feen, die ihr eine so angenehme Nachricht verkündigten. Es gab kein Zeichen der Erkenntlichkeit, womit sie ihnen nicht ihren Dank ausgedrückt hätte; ganz besonders der Fee der Quelle. Die Königin verweilte bis gegen Abend in dem Palast. Da sie die Musik liebte, so ertönte ihr zu Ehren ein Gesang wie von himmlischen Stimmen; man überhäufte sie mit Geschenken und nachdem sie allen diesen hohen Damen gedankt hatte, kehrte sie mit der Fee der Quelle zurück.

Zu Hause waren alle in großer Sorge um sie gewesen, man hatte sie überall gesucht und konnten sich nicht vorstellen, wo sie sein könne; man fürchtete sogar, irgend ein verwegener Fremdling habe sie um ihrer Schönheit und Jugend willen entführt.

So bezeigte nun jeder bei ihrer Rückkehr eine außerordentliche Freude, und da sie ihrerseits auch über die freundlichen Aussichten, welche man ihr gegeben hatte, sehr vergnügt war, so unterhielt sie sich so aufgeweckt und fröhlich, daß alle Welt entzückt war.

Die Fee der Quelle hatte in der Nähe des königlichen Palastes Abschied genommen, wobei sich die Danksagungen und Freundschaftsbezeugungen verdoppelten; und da die Königin sich noch acht Tage bei der Quelle aufhielt, so unterließ sie nicht mit ihrer liebenswürdigen Führerin, die zuerst immer als Krebs erschien und dann ihre natürliche Gestalt annahm, in den Palast der Feen zurückzukehren.

Die Königin reiste ab und nach einiger Zeit gebar sie eine Prinzessin, welche sie Sehnsuchtblüthe nannte. Alsbald nahm sie den Strauß, den sie empfangen hatte, nannte alle Blumen nach der Reihe und auf der Stelle sah man die Feen erscheinen. Jede kam auf einem Wagen von verschiedenem Aussehn; der eine war von Ebenholz, gezogen von weißen Tauben, andere von Elfenbein, mit kleinen Raben bespannt, noch andere von Cedernholz. Das waren ihre Friedensequipagen, denn wenn sie böse waren, so kamen sie nur mit fliegenden Drachen

einher, die aus Maul und Nase Feuer sprühten, Schlangen, Löwen, Leoparden, Tigern, auf denen sie von einem Ende der Welt bis zum andern in kürzerer Zeit, als man Guten Tag oder Guten Abend sagt, dahinfuhren. Doch diesmal befanden sie sich in ihrer allerbesten Laune.

Mit einem heitern und würdevollen Aussehn traten sie in das Gemach der Königin, begleitet von ihren Zwergen und Zwerginnen, die mit Geschenken ganz beladen waren. Nachdem sie die Königin umarmt hatten, und die kleine Prinzessin geküßt, breiteten sie das Wickelzeug aus, welches von so feiner und so vortrefflicher Leinwand war, daß es hundert Jahr in Gebrauch sein konnte, ohne abgenutzt zu werden; die Feen hatten es in ihren Mußestunden gesponnen. Was die Spitzen anbetrifft, so waren sie noch bewundernswürdiger als die Leinwand, denn die ganze Weltgeschichte war hinein gestickt oder gewebt. Sodann zeigten sie die Windeln und die Deckbetten, die auch mit außerordentlichem Fleiß gestickt waren, und tausenderlei anmuthige Kinderspiele darstellten. Seit es Sticker und Stickerinnen giebt, ist etwas so Wunderbares nicht gesehn worden. Aber als nun die Wiege zum Vorschein kam, schrie die Königin laut auf, denn diese übertraf noch alles frühere. Sie war aus einer seltenen Holzart gefertigt, von der das Pfund hunderttausend Thaler kostete. Vier kleine Liebesgötter hielten sie; alle vier waren Meisterwerke, an denen die Kunst den Werth des Stoffes noch übertraf, obgleich eine unbeschreibliche Menge von Diamanten und Rubinen dazu verwendet waren. Diese kleinen Liebesgötter hatten durch die Macht der Feen Leben erhalten, so daß, wenn das Kind schrie, sie es wiegten und einschläferten; was für die Ammen ganz erstaunlich bequem war.

Die Feen nahmen selbst die kleine Prinzessin auf ihre Knie, wickelten sie ein und küßten sie mehr als hundertmal, denn sie war so schön, daß man sie nicht ansehn konnte, ohne sie zu lieben. Als sie bemerkten, daß das Kind trinken wollte, schlugen sie mit ihren Zauberstäben auf die Erde, und sogleich erschien eine Amme, wie sie sich für dieses reizende Kind eignete.

Nun hatten sie nur noch das Kind zu begaben und die Feen beeiferten sich es zu thun. Die eine begabte sie mit Tugend, die andre mit Geist, die dritte mit außerordentlicher Schönheit, die vierte mit Reichthümern, die fünfte wünschte ihr eine lange Gesundheit und die letzte, daß ihr jede Arbeit, die sie unternähme, gelingen solle.

Die Königin war ganz entzückt und bedankte sich tausend und abertausendmal für die Geschenke, welche sie der kleinen Prinzessin gemacht hatten, als man plötzlich einen Krebs erscheinen sah, der so dick war, daß er nur mit Mühe zur Thür herein konnte.

„Ha, undankbare Königin," sagte der Krebs, „ihr habt mich also nicht für werth gehalten, euch meiner zu erinnern? Ist es möglich, daß ihr die Fee der Quelle so rasch vergessen habt, so wie die guten Dienste, die ich euch erwies, da ich euch zu meinen Schwestern führte? Wie? Alle habt ihr gerufen und mich allein vernachlässigt? Gewiß hatte ich ein Vorgefühl davon, welches mich nöthigte die Gestalt eines Krebses anzunehmen, als ich euch das erstemal sprach, und

welches mir dadurch sagen wollte, daß eure Freundschaft anstatt vorwärts, rückwärts gehen würde."

Die Königin, untröstlich über den von ihr begangenen Fehler, unterbrach sie und bat um Verzeihung. Sie sagte ihr, wie sie geglaubt habe ihre Blume gleich denen der übrigen zu nennen, der Strauß von Edelsteinen habe sie irre gemacht, sie sei gewiß nicht fähig, die großen Verbindlichkeiten, welche die Fee ihr erwiesen habe, zu vergessen; sie bat sie inständigst, ihr ihre Freundschaft nicht zu entziehen und besonders der Prinzessin geneigt zu sein.

Sämmtliche Feen, welche befürchteten, sie werde sie nur mit Elend und Mißgeschick begaben, vereinigten sich mit der Königin, sie zu besänftigen. „Meine theure Schwester," sagten sie zu ihr, „eure Hoheit erzürne sich nicht gegen eine Königin, die nie die Absicht gehabt, euch ein Mißfallen zu erregen: habt doch die Gnade und verlaßt diese Krebsfigur, zeigt euch in allen euren Reizen."

Die Fee der Quelle, die etwas eitel war, wurde durch die Schmeicheleien ihrer Schwestern ein wenig besänftigt. „Nun wohl," sagte sie, „ich will der Prinzessin Sehnsuchtblüthe nicht alles das Böse zufügen, was ich mir vorgenommen hatte, denn ich hatte in der That Lust, sie zu verderben, und Niemand hätte mich daran hindern können; aber ich sage euch, wenn sie vor ihrem funfzehnten Jahr das Tageslicht erblickt, so wird sie Grund haben, es zu bereuen, ja es wird sie vielleicht das Leben kosten."

Die Thränen der Königin und die Bitten der Feen vermochten sie nicht von dem, was sie einmal gesagt hatte, Etwas zurückzunehmen. Sie entfernte sich auf ihren Krebsscheeren, denn sie hatte ihr Krebskleid nicht ablegen wollen.

Als sie sich aus dem Zimmer entfernt hatte, bat die betrübte Königin die Feen um ein Mittel, ihre Tochter vor dem Unglück, mit welchem sie bedroht war, zu bewahren. Sie berathschlagten sogleich untereinander und endlich, nachdem sie mehrere verschiedene Vorschläge in Erwägung gezogen hatten, entschlossen sie sich, einen Palast ohne Thüren und Fenster zu bauen, in den nur ein unterirdischer Eingang führe, und die Prinzessin an diesem Ort bis zu dem verhängnißvollen drohenden Jahr aufzuziehen.

Drei Schläge mit der Zauberruthe brachten ein solches Gebäude vollkommen zu Stande. Es war von weißem und grünem Marmor, die Decken und Wände von Diamanten und Smaragden, die Blumen, Vögel und tausend anmuthige Gegenstände bildeten. Die Fußdecken waren von buntem Sammet, mit eigenhändigen Stickereien der Feen, welche, um der jungen Prinzessin das Wichtigste aus der Vergangenheit leichter einzuprägen, dasselbe kunstreich darin dargestellt hatten.

Im ganzen Palast schien kein anderes Licht, als das der Wachskerzen; aber sie brannten jederzeit in solcher Menge, daß es hell wie der Tag war. Alle die Lehrmeister, deren die Prinzessin zu ihrer vollkommenen Ausbildung bedurfte, wurden hierher geholt. Der lebendige Geist, die leichte Auffassungsgabe der Prinzessin trafen fast immer schon in voraus, was man ihr begreiflich machen wollte, und setzten Jeden in Verwunderung, denn in einem Alter, wo Andere kaum

ihre Amme nennen können, sprach sie die erstaunlichsten Dinge. Aber freilich, wer von den Feen begabt ist, kann nicht unwissend und dumm bleiben.

Wenn ihr Geist Alle, die in ihre Nähe kamen, entzückte, so brachte ihre Schönheit nicht minder mächtige Wirkungen hervor; sie riß die Unempfindlichsten hin und die Königin, ihre Mutter, hätte sich gar nicht von ihr getrennt, wenn ihre Pflicht sie nicht an den König, ihren Gemahl, gefesselt hätte. Die guten Feen kamen von Zeit zu Zeit die Prinzessin zu besuchen, und brachten ihr immer ganz unvergleichlich schöne Dinge mit, die prächtigsten und geschmackvollsten Kleider und vieles, vieles Andere. Aber unter allen Feen war Tulipane die, welche sie am zärtlichsten liebte, und der Königin, ihrer Mutter, auf das dringendste anempfahl, sie ja nicht das Tageslicht sehen zu lassen, bevor sie funfzehn Jahr alt wär'.

„Unsre Schwester von der Quelle," sagte sie, „ist rachsüchtig, und eben so sehr, wie wir an diesem Kinde Antheil nehmen, wird sie ihrerseits ihm nach Möglichkeit zu schaden suchen; darum könnt ihr gar nicht wachsam genug sein."

Die Königin versprach ihr ohne Unterlaß die äußerste Wachsamkeit zu beobachten; aber als ihre geliebte Tochter sich der Zeit näherte, wo sie das Schloß verlassen sollte, ließ sie sie malen und schickte ihr Bildniß an die vornehmsten Höfe von der ganzen Welt. Keiner der Prinzen, die es sahen, konnte sich der Bewunderung erwehren, aber einer von ihnen wurde sogar so davon ergriffen, daß er sich nicht mehr davon trennen konnte; er stellte es in sein Kabinet, schloß sich mit ihm ein, sprach mit ihm, als ob es Leben hätte und ihn verstehen könnte und sagte ihm die zärtlichsten Dinge von der Welt.

Der König, der seinen Sohn fast gar nicht mehr zu Gesicht bekam, fragte, was er treibe, und weshalb er nicht mehr so aufgeräumt sei wie sonst. Einige geschwätzige Höflinge antworteten ihm, es stehe zu befürchten, daß der Prinz den Verstand verliere, denn er verschließe sich ganze Tage in sein Kabinet und man höre ihn sprechen, als ob er sich mit Jemanden unterhielte.

Diese Nachricht setzte den König in Unruhe. „Wär' es möglich," sagte er zu seinen Vertrauten, „daß mein Sohn den Verstand verlöre? Und er hat doch jederzeit so viel an den Tag gelegt; ihr wißt, wie sehr man ihn immer bewundert hat und ich finde noch gar nichts Irres in seinen Augen, er scheint mir mehr melancholisch; ich muß mit ihm reden, vielleicht entdecke ich, von welcher Art Thorheit er angesteckt ist."

Er ließ ihn sogleich holen und nachdem sich alle Andern entfernt hatten, fragte er ihn nach einigen gleichgültigen Dingen, worauf der Prinz ziemlich zerstreute Antworten gab, und zuletzt fragte er ihn, was er denn habe, daß seine Laune und sein Aussehen so verwandelt seien?

Der Prinz, welcher diesen Augenblick für günstig hielt, warf sich zu seinen Füßen und antwortete: „Ihr habt beschlossen, mir die Prinzessin Schwarzmaul zur Gemahlin zu geben, ihr werdet bei dieser Verbindung Vortheile finden, die ich euch bei der mit der Prinzessin Sehnsuchtblüthe nicht versprechen kann; aber die Reize, welche ich bei dieser finde, finde ich bei der andern nicht."

„Und wo hast du sie denn gesehen?" fragte der König.

„Man hat mir die Bildnisse Beider gebracht," antwortete Prinz Tapfer (denn so nannte man ihn, seit er drei große Schlachten gewonnen hatte) „und ich bekenne euch, daß ich für die Prinzessin Sehnsuchtblüthe eine so heftige Neigung gefaßt habe, daß, wenn ihr euer der Prinzessin Schwarzmaul gegebenes Wort nicht zurücknehmt, ich sterben muß; glücklich, mein Leben zu beendigen, wenn ich ohne Hoffnung bin, Der anzugehören, die ich liebe."

„Das ist also ihr Bildniß," fragte der König ernst, „mit welchem es dir beliebt, Gespräche zu führen, die dich bei allen Höflingen lächerlich machen? Sie halten dich für verrückt, und wenn du wüßtest, was mir darüber zu Ohren gekommen ist, so würdest du dich schämen, eine solche Schwäche an den Tag zu legen."

„Ich kann mir über eine so schöne Neigung keine Vorwürfe machen," versetzte der Prinz. „Wenn ihr das Bildniß dieser reizenden Prinzessin gesehen hättet, so würdet ihr meine Gefühle für sie billigen."

„Nun, so geh und bring es her," sprach der König mit einer Heftigkeit, die seinen Unwillen deutlich zu erkennen gab. Der Prinz würde in Sorge deshalb gewesen sein, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, daß nichts auf der Welt der Schönheit der Prinzessin Sehnsuchtblüthe gleichkommen könne. Er eilte in sein Kabinet und brachte es dem König, der fast eben so entzückt davon war wie sein Sohn.

„Ja, mein theurer Sohn," rief er aus, „ich stimme mit deinen Wünschen überein; ich werde selbst wieder jung werden, wenn ich eine so liebenswürdige Prinzessin an meinem Hofe habe; ich will auf der Stelle Gesandte an den Hof der Prinzessin Schwarzmaul schicken und mein Versprechen zurücknehmen; ja auf die Gefahr hin, daß es zu einem grausamen Kriege kommen sollte."

Der Prinz küßte ehrfurchtsvoll die Hand seines Vaters und umarmte mehr als einmal seine Knie. Er war so vergnügt, daß man ihn kaum wieder erkannte, er drängte den König, Gesandte abzuschicken, nicht allein zur Prinzessin Schwarzmaul, sondern auch zur Prinzessin Sehnsuchtblüthe.

Er wünschte, daß man für letztere den vermögendsten und fähigsten Mann wähle, weil er mit allem Glanz auftreten, und durch seine Beredsamkeit für die Wünsche der Prinzessin geneigt machen sollte.

Der König warf demnach seine Augen auf Florindo, einen vornehmen jungen Herrn, der eine ausnehmende Beredsamkeit besaß und viele Millionen Thaler jährlicher Einkünfte. Er hing an dem Prinzen mit außerordentlicher Liebe und ihm zu Gefallen traf er Zurüstungen zu dem prachtvollsten Aufzuge von der Welt. Er betrieb sie mit der größten Schnelligkeit, denn die Liebe des Prinzen nahm täglich zu und ohne Unterlaß beschwor ihn derselbe abzureisen. „Denket, daß es sich um mein Leben handelt," sagte der Prinz zu ihm, „daß ich den Verstand verliere, wenn ich daran denke, der Vater dieser Prinzessin könnte eine andere Verbindung eingehen und diese nicht wieder zu meinen Gunsten auflösen wollen, so daß ich die Prinzessin für immer verlöre."

Florindo ermuthigte ihn, um so viel als möglich Zeit zu gewinnen, denn er wünschte, daß sein Aufwand ihm Ehre mache. Er hatte vier und zwanzig Karossen ganz von

Gold und Diamanten blitzend und mit der feinsten Miniaturmalerei geschmückt; außerdem funfzig andere Wagen, vier und zwanzig tausend Pagen zu Pferde, prächtig gekleidet und der Rest dieses großen Gefolges stach in nichts davon ab.

Als der Gesandte sich von dem Prinzen beurlaubte, umarmte ihn derselbe zärtlich und sagte zu ihm: „Mein theurer Florindo, erinnert euch, daß mein Leben von der Heirath abhängt, die ihr zu vermitteln geht, bietet Alles auf, um die liebenswürdige Prinzessin, die ich anbete, zu gewinnen und hierherzuführen."

Er gab ihm zugleich tausend Geschenke mit, die eben so werthvoll waren, als in allen ihren Beziehungen artig und schmeichelhaft.

Der Gesandte trug das Portrait des jungen Prinzen, welches von einem Maler so kunstreich gefertigt worden war, daß es sprach und kleine Artigkeiten voll Geist sagte. Allerdings antwortete es nicht auf Alles, was man zu ihm sagte, aber es mangelte ihm doch nur selten an einer Antwort. Florindo versprach dem Prinzen, nichts zu verabsäumen, seinen Wunsch zu befriedigen, und fügte hinzu, er nehme so viel Geld mit sich, daß, wenn man ihm die Prinzessin verweigere, er Gelegenheit finden würde, eine ihrer Kammerfrauen zu bestechen und sie zu entführen.

„Nein," schrie der Prinz, „ich kann mich nicht dazu verstehen, sie würde durch euer so wenig ehrerbietiges Verfahren beleidigt werden."

Florindo antwortete hierauf nichts und reiste ab.

Das Gerücht seiner Reise ging seiner Ankunft voran. Der König und die Königin waren entzückt darüber. Sie schätzten den König, seinen Herrn, und kannten die Heldenthaten des Prinzen Tapfer, aber noch mehr seinen vortrefflichen Charakter; so daß, wenn sie auf dem ganzen Erdkreis einen Gemahl für ihre Tochter hätten suchen sollen, sie keinen würdigeren hätten finden können. Man richtete einen Palast zur Wohnung des Gesandten ein, und traf alle Anstalten, den Hof in der äußersten Pracht erscheinen zu lassen.

Der König und die Königin hatten beschlossen, den Gesandten zu ihrer Tochter zu führen; aber die Fee Tulipane kam zur Königin und sagte: „Hütet euch ja, den Florindo zu unserm Kinde zu bringen (denn so nannte sie die Prinzessin); er darf sie nicht eher sehen und ihr dürft sie nicht eher zu dem Könige reisen lassen, der um ihre Hand anhält, als bis sie ihr funfzehntes Jahr vollendet hat; denn ich bin überzeugt, wenn sie früher abreist, so begegnet ihr irgend ein Unglück."

Die Königin umarmte die gute Tulipane, versprach ihrem Rathe zu folgen und sie gingen auf der Stelle zur Prinzessin.

Der Gesandte langte an, sein Einzug dauerte drei und zwanzig Stunden, denn er hatte sechs mal hundert tausend Maulesel; ihre Schellen und Hufeisen waren von Gold, ihre Decken von Sammet und Brokat mit Perlen gestickt; in den Straßen war ein Gedränge ohne Gleichen, alle Welt war herbeigeströmt, um das Schauspiel mit anzusehen. Der König und die Königin gingen ihm entgegen, so erfreut waren sie über seine Ankunft.

Wir sagen nichts von der feierlichen Anrede, welche er hielt, und von den Höflichkeiten, die man sich gegenseitig erwies; als er jedoch die Prinzessin

zu begrüßen verlangte, war er nicht wenig erstaunt, daß man ihm diese Bitte versagte.

„Wenn wir euch, Herr Florindo," antwortete der König, „eine anscheinend so billige Sache abschlagen, so geschieht dies nicht etwa aus einem besonderen Eigensinn — ich muß euch die merkwürdige Geschichte unserer Tochter erzählen, so werdet ihr uns beistimmen."

„Eine Fee faßte seit dem Augenblick ihrer Geburt einen Haß gegen sie und bedrohte sie mit einem sehr großen Unglück, wenn sie vor vollendetem funfzehnten Jahr das Tageslicht sähe; wir halten sie daher in einem Palast, wo sich die schönsten Gemächer unter der Erde befinden. Als wir den Entschluß faßten, euch zu ihr zu führen, rieth sie uns ab, dies zu thun."

„Wie, gnädiger Herr," versetzte der Gesandte, „soll ich den Kummer haben, ohne sie zurückzukehren? Ihr bewilligt sie dem Könige, meinem Herrn, für seinen Sohn, sie wird mit größter Ungeduld erwartet: ist es möglich, daß ihr euch durch solche Kleinigkeiten, wie die Prophezeiungen der Feen, abhalten lassen könnt? Hier ist das Portrait des Prinzen Tapfer, welches ich den Auftrag habe ihr zu überreichen; es ist so ähnlich, daß ich bei seinem Anblick ihn selbst zu sehen glaube."

Er wies es vor, und das Portrait, welches nur unterrichtet war, zur Prinzessin zu reden, sagte: Schöne Sehnsuchtblüthe, ihr könnt euch nicht vorstellen, mit welcher Ungeduld ich euch erwarte; kommt bald an unsern Hof, und schmückt ihn mit eurer unvergleichlichen Anmuth.

Das Portrait sagte nichts weiter, und der König und die Königin waren so erstaunt, daß sie Florindo baten, es ihnen zu geben, um es zur Prinzessin zu tragen. Hocherfreut über diese Bitte, legte er das Bildniß in ihre Hände.

Die Königin hatte bis dahin mit ihrer Tochter über das Vorgefallene noch nicht gesprochen, ja sie hatte es sogar den Damen, welche um sie waren, verboten, ihr von der Ankunft des Gesandten das Mindeste zu sagen; indeß sie hatten ihr nicht gehorcht, und die Prinzessin wußte, daß es sich um ihre Vermählung handle; doch war sie klug genug, ihrer Mutter nichts davon merken zu lassen. Als diese ihr das Portrait des Prinzen wies, und dasselbe zu sprechen anfing und ihr ein eben so feines wie zärtliches Kompliment sagte, gerieth sie in das größte Erstaunen, denn sie hatte nie etwas dem Aehnliches erlebt, und das liebenswürdige geistreiche Aussehen des Prinzen entzückte sie nicht weniger, als das, was ihr das Bildniß sagte.

„Würdest du böse sein," fragte die Königin lachend, „einen Gemahl zu erhalten, der diesem Prinzen gliche?"

„Es hängt nicht von mir ab, eine Wahl zu treffen," antwortete die Prinzessin; „doch ich werde immer mit der, welche ihr für mich trefft, zufrieden sein."

„Nun aber," fuhr die Königin fort, „wenn die Wahl auf diesen hier fiele, würdest du dich nicht glücklich schätzen?"

Sie erröthete, schlug die Augen nieder und antwortete nichts. Die Königin schloß sie in ihre Arme und küßte sie mehreremal; sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, wenn sie daran dachte, daß sie auf dem Punkt stehe, sie zu ver-

lieren, denn es fehlten nur noch drei Monate, so wurde die Prinzessin funfzehn Jahr alt. Sie verbarg jedoch ihren Schmerz, und erzählte ihr Alles, was die Gesandtschaft Florindo's anbetraf, ja sie gab ihr sogar die kostbaren Geschenke, welche derselbe für sie mitgebracht hatte.

Als der Abgesandte sah, daß seine Bitten, ihm die Prinzessin mitzugeben, vergebens waren und daß man sich begnüge, sie ihm zu versprechen, doch so feierlich, daß er keinen Grund hatte daran zu zweifeln, so kehrte er nach kurzer Zeit nach Hause zurück, um seinem Herrn von dem Erfolg seiner Unterhandlungen Bericht abzustatten.

Als der Prinz erfuhr, daß er seine geliebte Sehnsuchtblüthe nicht unter drei Monaten erwarten dürfe, brach er in solche Klagen aus, daß der ganze Hof in Besorgniß gerieth; er aß und schlief nicht mehr, wurde traurig und träumerisch, seine blühende Gesichtsfarbe erlosch, er blieb ganze Tage auf einem Sopha in seinem Kabinet liegen und betrachtete das Bildniß seiner Prinzessin: er schrieb ihr alle Augenblicke und überreichte die Briefe dem Portrait, als ob es im Stande gewesen wär' sie zu lesen; endlich wurde sein Körper immer schwächer; er verfiel in eine gefährliche Krankheit, und es fehlte nicht an Doktoren und Gelehrten, welche die Ursache davon erriethen.

Der König war in Verzweiflung, er liebte seinen Sohn zärtlicher, als je ein Vater den seinigen geliebt hat. Er stand auf dem Punkt ihn zu verlieren; welcher Schmerz für einen Vater! Er sah kein Mittel, welches den Prinzen heilen könnte; denn dieser verlangte nach Sehnsuchtblüthe, ohne welche er sterben müsse. Der König entschloß sich also, in dieser großen Noth, den König und die Königin, die Eltern der Prinzessin Sehnsuchtblüthe, zu besuchen, und sie zu beschwören, mit dem Zustande, in welchen der Prinz gebracht sei, Mitleid zu haben, und eine Vermählung nicht zu verschieben, die niemals stattfinden würde, wenn sie durchaus darauf beständen, daß die Prinzessin ihr funfzehntes Jahr vollendet habe.

Dieser Schritt war ungewöhnlich, aber es wäre noch sonderbarer gewesen, wenn er einen so liebenswürdigen theuern Sohn hätte sterben lassen. Indeß es fand sich eine Schwierigkeit, die unüberwindlich war, das war sein hohes Alter, welches ihm nicht anders als in der Sänfte zu reisen erlaubte, und dieses Fuhrwerk paßte schlecht zu der Ungeduld seines Sohnes. Er schickte deshalb den getreuen Florindo und schrieb die rührendsten Briefe von der Welt, um den König und die Königin für seine Wünsche zu gewinnen.

Inzwischen empfand Sehnsuchtblüthe nicht weniger Vergnügen, das Bildniß des Prinzen zu betrachten, als er das ihrige. Sie ging alle Augenblicke an den Ort, wo es stand und wie sorgfältig sie auch ihr Gefühl zu verbergen suchte, so gelang ihr dies doch nicht gegen Alle. Unter andern bemerkten Viole und Langdorn, ihre Hoffräulein, die kleine Unruhe, von welcher sie gequält wurde, recht wohl. Viole liebte ihre Prinzessin zärtlich und war ihr treu ergeben: Langdorn hingegen beneidete immer insgeheim den Rang und die Vorzüge derselben. Ihre Mutter hatte die Prinzessin erzogen, war ihre Hofmeisterin gewesen und war jetzt ihre Ehrendame: dieselbe hätte sie also wie das Köstlichste von der Welt

lieben sollen; da sie aber ihre eigne Tochter ganz närrisch liebte, und sah, daß diese die schöne Prinzessin haßte, so konnte sie ihr gleichfalls nicht wolwollen.

Der Abgesandte, den man an den Hof der Prinzessin Schwarzmaul geschickt hatte, wurde eben nicht zum besten aufgenommen, als man den Auftrag erfuhr, mit welchem er beladen war. Diese äthiopische Prinzessin war das rachsüchtigste Geschöpf von der Welt; sie fand, es hieße sie sehr geringschätzig behandeln, nachdem man Verbindlichkeiten gegen sie eingegangen, ihr sagen zu lassen, daß man für sie danke. Sie hatte das Bildniß des Prinzen gesehen, welches ihr den Kopf ganz eingenommen hatte, und die Aethiopierinnen, wenn sie erst lieben, lieben weit leidenschaftlicher, als Andere.

„Wie, mein Herr Gesandter," sagte sie, „bin ich euerm Herrn nicht reich und schön genug? Durchreist meine Staaten, so werdet ihr finden, daß sie zu den größten der Welt gehören; kommt in meine Schatzkammer, so werdet ihr mehr Gold sehen, als alle Minen von Peru je geliefert haben: endlich, betrachtet die Schwärze meines Antlitzes, diese Plattnase, diese dicken Lippen — bin ich nicht schön?"

„Gnädigste Prinzessin," antwortete der Gesandte, welchem nicht wol zu Muthe war, „ich tadle meinen Herrn so sehr, als es einem Unterthan nur erlaubt ist, und wenn mich der Himmel auf den ersten Thron der Welt gesetzt hätte, so wüßte ich wahrhaftig wol, wem ich denselben anböte."

„Diese Worte retten euch das Leben," entgegnete die Prinzessin; „ich hatte beschlossen, mit meiner Rache bei euch anzufangen, aber es wäre ungerecht gewesen, da ihr an dem schlechten Benehmen eures Prinzen nicht Schuld habt: geht und sagt ihm, daß es mir Vergnügen mache, mit ihm zu brechen, weil ich so schlechte Leute nicht liebe."

Der Gesandte, welcher nichts mehr wünschte, als seinen Abschied, hatte ihn kaum empfangen, als er auf der Stelle Gebrauch davon machte.

Aber die Aethiopierin war gegen den Prinzen Tapfer zu erbittert, um ihm zu verzeihen; sie bestieg ihren Elfenbeinwagen, der von sechs Straußen gezogen wurde, welche zehn Meilen in der Stunde machten, und begab sich nach dem Palast der Fee der Quelle. Diese war ihre Pathe und zugleich ihre beste Freundin; sie erzählte derselben ihr Begegniß und bat sie auf das inständigste, ihrer Rache beizustehen.

Die Fee wurde durch den Schmerz der Prinzessin bewegt: sie sah in ihr Zauberbuch und erkannte sogleich, daß Prinz Tapfer die Prinzessin Schwarzmaul nur um der Prinzessin Sehnsuchtblüthe willen verlasse; daß er diese auf's heftigste liebe, und nur aus Ungeduld sie zu sehen, sogar krank geworden sei. Diese Entdeckung entflammte auf's Neue ihren Zorn, der beinah erloschen war, so daß, wenn die rachsüchtige Schwarze sie nicht darum beschworen hätte, sie wahrscheinlich nicht daran gedacht haben würde, der Prinzessin Sehnsuchtblüthe, welche sie seit ihrer Geburt nicht gesehen hatte, etwas Böses zuzufügen.

„Wie," schrie sie, „diese unglückliche Sehnsuchtblüthe hört also noch nicht auf, mein Mißfallen zu erregen? Nein, reizende Prinzessin, nein, mein Püppchen,

ich werd' es nicht dulden, daß man dir einen Schimpf anthue. Kehre nach Hause zurück und verlaß dich auf deine treue Pathe."

Die schwarze Prinzessin dankte und überreichte ihr ein Geschenk von Blumen und Früchten, welches sie sehr freundlich aufnahm.

Der Gesandte Florindo legte in größter Eil den Weg nach der Hauptstadt zurück, wo der Vater von Sehnsuchtblüthe seinen Hof hielt; er warf sich dem König und der Königin zu Füßen, und sagte ihnen mit weinenden Augen in den rührendsten Ausdrücken, daß Prinz Tapfer sterbe, wenn sie ihm noch länger das Vergnügen verweigerten, die Prinzessin, ihre Tochter, zu sehen; es fehlten nur noch drei Monate, so sei sie funfzehn Jahr alt, und in einer so kurzen Zeit könne ihr nichts Böses begegnen; er nehme sich die Freiheit zu bemerken, daß die große Leichtgläubigkeit, welche man unbedeutenden Feen schenke, seine königliche Majestät beleidige — genug, er redete ihnen so zu, als er nur immer vermochte.

Man weinte mit ihm, indem man sich den traurigen Zustand vorstellte, in welchem sich der junge Prinz befand, und sagte dann zu ihm: es bedürfe einiger Tage, um sich zu entscheiden und ihm Antwort zu geben. Er entgegnete jedoch, er könne nur einige Stunden Zeit lassen, denn sein Herr befinde sich in der äußersten Gefahr, er würde sich einbilden, die Prinzessin sei ihm abgeneigt und sie sei es, welche die Reise aufschöbe. Man versprach ihm also, ihn schon auf den Abend wissen zu lassen, was man für ihn thun könne.

Die Königin eilte in den Palast ihrer geliebten Tochter und erzählte ihr Alles, was sich zugetragen hatte. Sehnsuchtblüthe empfand einen unbeschreiblichen Schmerz, bekam Herzbeklemmungen und fiel in Ohnmacht, und die Königin erkannte hieraus genug, welche Gefühle sie für den Prinzen hege.

„Betrübe dich nicht," mein geliebtes Kind, sagte sie zu ihr, „du vermagst Alles zu seiner Heilung, ich bin nur unruhig wegen der Drohungen, welche die Fee der Quelle bei deiner Geburt ausgestoßen hat."

„Ich bin überzeugt," versetzte Sehnsuchtblüthe, „bei einigen Vorsichtsmaaßregeln die boshafte Fee hintergehen zu können; könnt' ich nicht zum Beispiel in einem ganz verschlossenen Wagen reisen, in dem ich kein Tageslicht sähe? Man brauchte ihn nur des Nachts zu öffnen, um uns Speisen zu reichen, so würde ich ganz ohne Gefahr zu dem Prinzen Tapfer kommen."

Der Königin gefiel dieses Auskunftsmittel sehr wol, sie theilte es dem Könige mit, der es gleichfalls billigte, so daß man zu Florindo schickte und ihn schleunigst zu sich berief. Er empfing jetzt die gewisse Zusicherung, daß die Prinzessin früher abreisen würde; er könne also jetzt zu seinem Herrn zurück kehren und ihm diese gute Nachricht überbringen, und um sich noch mehr zu beeilen, so wolle man auf die Ausstattung und die prächtigen Kleider, welche ihrem Stande geziemten, weniger Rucksicht nehmen.

Von Freude hingerissen, warf sich der Gesandte zu den Füßen ihrer Majestäten, um ihnen seinen Dank zu bezeigen, und reiste sodann ab, ohne die Prinzessin gesehen zu haben.

Die Trennung von dem Könige und der Königin würde Sehnsuchtblüthe unerträglich erschienen sein, wenn sie weniger für den Prinzen eingenommen gewesen wäre; aber die Liebe ist ein Gefühl, welches fast alle andern überwältigt. Man baute für die Prinzessin eine Karosse, die von außen mit grünem Sammet beschlagen und mit großen Goldplatten verziert war und inwendig mit Silberbrokat, rosenfarbig gestickt; sie hatte nirgends Fenster, war sehr geräumig, schloß besser als eine Schachtel und einer der vornehmsten Herren des Königreichs hielt die Schlüssel in Gewahrsam, welche die Schlösser öffneten, die man an die Thüren gelegt hatte.

Die Begleitung der Prinzessin bestand nur aus wenig Personen, damit ein zahlreiches Gefolge nicht aufhalte, und nachdem man ihr die kostbarsten Schmucksachen von der Welt, und einige sehr reiche Anzüge mitgegeben hatte; endlich, nachdem man Abschied genommen, wobei der König, die Königin und der ganze Hof fast in Thränen zerflossen, verschloß man die Prinzessin nebst ihren Ehrendamen, Viole und Langdorn, in die dunkle Karosse.

Man erinnert sich vielleicht, daß Langdorn die Prinzessin Sehnsuchtblüthe eben nicht liebte, um so mehr liebte sie aber den Prinzen Tapfer, seit sie dessen sprechendes Portrait gesehen hatte. Die Neigung, welche sie ergriffen, war so lebhaft, daß, als sie im Begriff waren abzureisen, sie zu ihrer Mutter sagte, sie sterbe, wenn die Vermählung der Prinzessin zu Stande käme, und wenn sie ihr Leben wolle, so müsse sie durchaus ein Mittel ausfindig machen, diese Heirath zu hintertreiben.

Die Ehrendame erwiederte ihr, sie möge sich nicht härmen, sie werde für ihren Kummer schon ein Gegenmittel finden, welches sie glücklich mache.

Als die Königin ihr geliebtes Kind fortschickte, empfahl sie es dieser nichtswürdigen Frau auf das allerdringendste. „Welchen Schatz vertraue ich euch an," sagte sie zu ihr, „er gilt mehr als mein Leben! Nehmt die Gesundheit meiner Tochter recht in Acht, aber vor allem tragt die größte Sorge, daß sie das Tageslicht nicht erblickt; sonst ist Alles verloren. Ihr wißt mit welchem Unglück sie bedroht ist und ich bin deshalb mit dem Gesandten des Prinzen Tapfer überein gekommen, daß man sie bis zu ihrem vollendeten funfzehnten Jahr in einem Schloß wohnen lasse, wo sie kein Licht erblickt, als das der Wachskerzen."

Die Königin überhäufte die Ehrendame mit Geschenken, um ihrer Sorgfalt dadurch noch mehr versichert zu sein, und diese versprach ihr auch, die Prinzessin wie ihren Augapfel zu bewachen, und sobald sie angelangt wären, ihr sogleich Nachricht zu geben.

So durften also der König und die Königin, im Vertrauen auf die getroffenen Maaßregeln, um ihre geliebte Tochter außer Sorge sein, und dies half wenigstens den Schmerz mäßigen, den ihre Entfernung ihnen verursachte.

Als Langdorn, die jeden Abend von den Begleitern der Prinzessin, welche den Wagen öffneten, um ihr Speise zu reichen, hörte, daß man sich der Stadt nähere, in welcher sie erwartet wurden, drängte sie ihre Mutter, ihren Plan auszuführen, denn sie fürchtete, der König oder der Prinz könne ihnen entgegenkom-

men und es werde dann nicht mehr Zeit sein. Um die Mittagszeit also, als die Sonne am hellsten schien, schnitt die Alte plötzlich mit einem großen Messer, welches sie mitgenommen und ausdrücklich dazu hatte machen lassen, die Decke der Karosse, in welcher sie eingeschlossen waren, von einander. Prinzessin Sehnsuchtblüthe sah nun zum ersten Mal das Tageslicht; aber kaum hatte sie es erblickt, so stieß sie einen tiefen Seufzer aus und stürzte sich in der Gestalt einer weißen Hindin aus dem Wagen, lief bis zum nächsten Walde und verbarg sich an einer dunkeln Stelle, um unbeobachtet sich ihrem Schmerz über diese Verwandlung hinzugeben.

Als die Fee der Quelle, welche diesen Streich leitete, sah, daß sämmtliche Begleiter der Prinzessin, die einen ihr folgen, die andern in die Stadt eilen wollten, den Prinzen Tapfer von diesem unglücklichen Ereigniß zu benachrichtigen, so schien sie sogleich die Natur gänzlich in Aufruhr zu bringen; Blitz und Donner erschreckten die Muthigsten, und vermöge ihrer wunderbaren Kunst zerstreute sie alle diese Leute weit fort, um sie von dem Orte zu entfernen, wo ihre Anwesenheit ihr nicht gelegen war.

Nur die Ehrendame blieb, so wie Langdorn und Viole. Letztere lief ihrer Gebieterin nach, rief ihren Namen und erhob ein Wehklagen, daß Wald und Fels widerhallten. Langdorn zog nun die reichsten Kleider der Prinzessin Sehnsuchtblüthe an. Der königliche Hochzeitmantel war von einem Reichthum ohne Gleichen und die Krone hatte Diamanten, die zwei- oder dreimal so dick waren wie eine Faust, der Scepter war aus einem einzigen Rubin, der Reichsapfel, welchen sie in der andern Hand hielt, aus einer Perle, größer als ein Kopf; er war sehr schwer zu tragen, aber die Leute sollten doch nun einmal Langdorn für die Prinzessin halten, und so durfte sie von all' den königlichen Insignien nichts zurücklassen.

In diesem Aufzuge ging Langdorn, gefolgt von ihrer Mutter, die ihr die Schleppe des Mantels trug, nach der Stadt. Ganz gravitätisch schritt diese falsche Prinzessin einher; sie zweifelte nicht, man werde ihr zum Empfang entgegen kommen, und in der That, sie waren noch nicht weit gegangen, so erblickten sie einen Haufen Reiter, in deren Mitte sich zwei Sänften befanden, die von Gold und Edelsteinen blitzten und von Mauleseln getragen wurden, die mit hohen grünen Federbüschen geschmückt waren (denn grün war die Lieblingsfarbe der Prinzessin). Der König, welcher sich in der einen und der kranke Prinz, der sich in der andern Sänfte befand, wußten nicht, für wen sie die beiden Damen halten sollten, die auf sie zukamen. Einige Reiter sprengten ihnen sogleich entgegen und schlossen aus dem prachtvollen Anzuge, daß es Personen von Stande sein müßten. Sie stiegen ab, und näherten sich ihnen ehrfurchtsvoll.

„Habt doch die Güte und laßt uns wissen," redete Langdorn sie an, „wer in diesen beiden Sänften ist."

„Meine Damen," antworteten sie, „es ist der König und der Prinz, sein Sohn, die der Prinzessin Sehnsuchtblüthe entgegen kommen."

„Nun so geht, ich bitte euch," fuhr sie fort, „und sagt ihnen, daß sie hier ist; eine Fee, welche auf mein Glück eifersüchtig ist, hat durch ein paar hundert

Blitze, Donnerschläge und andere erstaunliche Wunder mein ganzes Gefolge zerstreut: aber hier ist meine Ehrendame, welche die Briefe des Königs, meines Vaters, und meinen Schmuck bei sich trägt."

Sogleich küßten die Herren den Saum ihres Kleides und beeilten sich dem Könige die Nachricht zu bringen, daß die Prinzessin in der Nähe sei.

„Wie," schrie er, „sie kommt zu Fuß, am hellen Tage?" — Der Prinz, vor Ungeduld brennend, rief sie zu sich und statt aller andern Fragen, sagte er zu ihnen: „Nicht wahr, sie ist ein Wunder von Schönheit, eine Prinzessin von größter Vollkommenheit?"

Ihr Schweigen überraschte den Prinzen. „Ihr würdet mit euerm Lobe nicht fertig werden," fuhr er fort, „und wollt also lieber schweigen?"

„Gnädiger Herr, seht sie selbst," entgegnete ihm der Kühnste von ihnen; „die Anstrengungen der Reise haben sie wahrscheinlich verändert."

Der Prinz war ganz bestürzt; wenn er weniger schwach gewesen wär', so würde er aus seiner Sänfte gesprungen sein, um seine Ungeduld und seine Neugier zu befriedigen. Der König verließ die seinige und, mit dem ganzen Hofstaat sich in Bewegung setzend, traf er auf die falsche Prinzessin. Aber kaum hatte er einen Blick auf sie geworfen, so stieß er einen lauten Schrei aus, ging einige Schritte rückwärts und sagte: „Was seh' ich, welcher Betrug?"

„Gnädiger Herr," sagte die Ehrendame, kühn auf ihn zuschreitend, „dies ist die Prinzessin Sehnsuchtblüthe mit den Briefen des Königs und der Königin, ich gebe sie mit dem Schmuckkästchen, welches mir bei der Abreise übergeben wurde, in eure Hände."

Der König betrachtete bei dem allen ein tiefes Schweigen; jetzt näherte sich der Prinz, auf Florindo gestützt, seiner falschen Braut. O Himmel, wie wurde ihm, als er dieses Geschöpf betrachtete, deren Wuchs furchterregend war. Sie war so groß, daß die Kleider der Prinzessin ihr kaum die Knie bedeckten; ihre Magerkeit war entsetzlich, ihre Nase, gekrümmter als die eines Papageis, funkelte von einem glänzenden Roth, die Zähne standen ganz schief und schwärzere konnte es gar nicht geben; mit einem Wort, sie war grade so häßlich, als Prinzessin Sehnsuchtblüthe schön war.

Der Prinz, ganz beschäftigt mit dem reizenden Bilde seiner Prinzessin, war wie versteinert bei dem Anblick dieser hier; er war nicht im Stande nur ein Wort hervorzubringen, er sah sie mit unbeschreiblichem Erstaunen an und sagte dann, sich zum Könige wendend: „Ich bin betrogen; dieses wundervolle Portrait, auf welches ich meine Freiheit hingab, hat nichts von der Person, die man uns schickt; man hat uns zu täuschen gesucht und es ist ihnen gelungen; es wird mein Leben kosten."

„Wie meint ihr das, mein Herr," sagte Langdorn, „man hat euch zu täuschen gesucht? das wird nie der Fall sein, wenn ihr mich heirathet."

Ihre Unverschämtheit und ihre Kühnheit waren beispiellos. Aber die Ehrendame trieb es noch weiter: „Ha, meine schöne Prinzessin," rief sie, „wo sind wir hingekommen! Empfängt man so eine Dame eures Standes? Welche Unbestän-

digkeit, welches Benehmen! Der König, euer Vater, wird schon Rechenschaft dafür fordern —

„An uns ist es, sie zu fordern," unterbrach sie der König, „er hatte uns eine schöne Prinzessin versprochen und schickt uns ein Skelett, eine Mumie, die Furcht einjagt. Ich wundere mich nicht, daß er diesen schönen Schatz funfzehn Jahr lang verborgen gehalten hat, er wollte einen Betrug damit spielen und uns hat dies Loos getroffen; aber es ist nicht unmöglich, dafür Rache zu nehmen."

„Welche Beleidigungen," rief die falsche Prinzessin, „bin ich nicht sehr unglücklich, auf das Wort solcher Leute gekommen zu sein? Ist das ein so großes Vergehen, ein wenig schöner als man ist, gemalt worden zu sein? Begegnet das nicht alle Tage? Wenn in solchen Fällen die Prinzen ihre Verlobten immer zurückschicken wollten, so würden sich wenige verheirathen."

Der König und der Prinz von Zorn überwältigt, würdigten sie keiner Antwort, stiegen jeder in seine Sänfte und ohne weiteres setzte ein Reiter die Prinzessin hinter sich auf's Pferd und die Ehrendame wurde in gleicher Weise behandelt. So brachte man sie in die Stadt, wo sie auf Befehl des Königs in ein Schloß eingesperrt wurden.

Prinz Tapfer war von dem Schlage, der ihn getroffen hatte, so niedergedrückt, daß er seinen Kummer ganz in sich selbst verschloß. Als er Kraft genug hatte, in Klagen auszubrechen, was sagte er nicht Alles über sein grausames Geschick! Er liebte noch immer, und der ganze Gegenstand seiner Neigung war nur ein Bildniß! Seine Hoffnungen fanden keine Nahrung mehr, alle die reizenden Vorstellungen, die er sich von der Prinzessin Sehnsuchtblüthe gemacht hatte, waren vernichtet; lieber wär' er gestorben, als daß er die, welche er dafür hielt, geheirathet hätte: genug, seine Verzweiflung war grenzenlos; er konnt' es nicht mehr bei Hofe aushalten, und entschloß sich, sobald es seine Gesundheit erlauben würde, ihn heimlich zu verlassen und sich an irgend einen einsamen Ort zu begeben, um den Rest seines traurigen Lebens daselbst zuzubringen.

Er theilte seinen Entschluß Niemanden mit, als dem getreuen Florindo, von dem er überzeugt war, daß er ihm überall hin folgen würde und mit welchem er auch öfter, als mit jedem Andern über den schlechten Streich sprach, den man ihm gespielt hatte.

Kaum fing er an sich stärker zu fühlen, so reiste er ab und ließ auf dem Tisch seines Kabinets einen langen Brief an den König zurück, in welchem er ihn versicherte, sobald sein Geist ein wenig ruhiger sei, werde er zu ihm zurückkehren; er bitte ihn zugleich, an ihre gemeinschaftliche Rache zu denken, und die häßliche Prinzessin fortdauernd gefangen zu halten.

Man kann sich eine Vorstellung von dem Schmerz machen, welchen der König empfand, als er diesen Brief empfing; er glaubte die Trennung von einem so geliebten Sohn nicht überstehen zu können. Während alle Welt damit beschäftigt war, ihn zu trösten, entfernten sich der Prinz und Florindo und nach Verlauf von drei Tagen befanden sie sich in einem weiten Walde, der durch die hohen dichtbelaubten Bäume so schattig war, wie durch das frische Gras und die Bäche,

die ihn nach allen Seiten durchflossen, anmuthig. Der Prinz, durch den langen Weg ermüdet, denn er war noch immer krank, stieg vom Pferde und warf sich traurig auf's Gras, die Hand unter dem Kopf, ohne sprechen zu können, so schwach war er.

„Gnädiger Herr," sagte Florindo, „während ihr euch ausruht, will ich einige Früchte suchen, um uns zu erfrischen und ein wenig die Gegend betrachten, in der wir sind."

Der Prinz antwortete nicht, sondern gab ihm nur durch ein Zeichen die Erlaubniß zu gehen.

Wir haben die Hindin schon lange verlassen und wollen nun von dieser unvergleichlichen Prinzessin reden. Als sie ihre jetzige Gestalt in einer Quelle betrachtete, die ihr als Spiegel diente, weinte sie trostlos. „Wie, bin ich es?" sagte sie; „mußte ich heut' das traurigste Geschick erleben, welches nur immer unter der Herrschaft der Feen einer so unschuldigen Prinzessin begegnen kann! Wie lange wird meine Verwandlung dauern? Wohin soll ich mich zurückziehen, daß mich die Löwen, die Bären, die Wölfe nicht verschlingen? Wie kann ich Gras essen?" Sie that noch tausend Fragen und der grausamste Schmerz, den man sich nur denken kann, zerriß ihr Herz. Nur ein geringer Trost konnte es sein, daß sie eine so schöne Hindin war, als sie eine schöne Prinzessin gewesen.

Der Hunger trieb Sehnsuchtblüthe, Gras zu essen und es schmeckte ihr, worüber sie nicht wenig erstaunt war. Darauf legte sie sich auf's Moos nieder und brachte die Nacht in Angst und Schrecken zu. Sie hörte das Geheul der wilden Thiere in ihrer Nähe, und oft vergaß sie, daß sie eine Hindin war und wollte auf einen Baum klettern. Der Anbruch des Tages gab ihr wieder etwas Muth; sie bewunderte seine Schönheit, und die Sonne schien ihr etwas so Herrliches, daß sie nicht müde wurde, sie anzublicken; Alles, was sie davon hatte sagen hören, schien ihr weit unter dem, was sie sah; sie war der einzige Trost, den sie an einem so verlassenen Ort finden konnte. So blieb sie hier nun mehrere Tage ganz allein.

Die Fee Tulipane, welche die Prinzessin immer geliebt hatte, empfand lebhaftes Mitgefühl bei ihrem Unglück; aber sie war auch sehr erzürnt, daß die Königin so wie Sehnsuchtblüthe ihre Rathschläge so wenig beachtet hatten, denn sie hatte ihnen öfter gesagt, wenn die Prinzessin, ehe sie funfzehn Jahr alt wär', das Schloß verließe, so würde es ihr schlimm ergehen. Dessenungeachtet wollte sie dieselbe dennoch nicht der Wuth der Fee der Quelle überlassen und sie war es, welche die Schritte Violens in diesen Wald lenkte, damit diese treue Vertraute sie in ihrem Mißgeschick trösten könne.

Die schöne Hindin weidete entlang eines Baches, als Viole, die fast nicht mehr gehen konnte, sich niedersetzte, um auszuruhen. Sie sann betrübt, nach welcher Seite sie wol gehen solle, um ihre geliebte Prinzessin zu finden. Als die Hindin sie bemerkte, sprang sie plötzlich über den tiefen und breiten Graben auf Violen zu und erwies ihr tausend Liebkosungen. Diese war ganz überrascht, sie wußte nicht, was sie denken solle, ob die Thiere dieser Gegend vielleicht eine beson=

dere Freundschaft zu Menschen hätten, oder ob sie sie kenne; doch immer blieb das Benehmen des Thieres sehr merkwürdig.

Als sie jedoch die Hindin aufmerksam betrachtete und zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen große Thränen aus ihren Augen rollen sah, zweifelte sie nicht mehr, daß es ihre theure Prinzessin sei. Sie nahm die Füße und küßte sie so ehrfurchtsvoll und zärtlich, als ob sie ihre Hände geküßt hätte. Sie sprach zu ihr, und erkannte, daß die Hindin sie verstehe, aber antworten konnte sie ihr nicht, und beider Thränen und Seufzer verdoppelten sich. Viole versprach ihrer Herrin sie nicht zu verlassen; die Hindin machte ihr tausend kleine Zeichen mit Kopf und Augen, die ihr sagten, welches Vergnügen sie darüber empfinde, und wie sehr ihr Kummer dadurch gelindert werde.

Sie blieben fast den ganzen Tag bei einander. Die Prinzessin, besorgt, daß ihre treue Viole Hunger leide, führte sie an eine Stelle, wo sie wilde Früchte in Menge bemerkt hatte. Viole nahm einige davon, aber nachdem sie gegessen hatte, denn sie starb fast vor Hunger, verfiel sie in eine große Unruhe, da sie nicht wußte, wohin sie sich zurückziehen sollten, um zu schlafen; denn mitten im Walde zu bleiben, allen den Gefahren ausgesetzt, die sie treffen konnten, dazu konnte sie sich unmöglich entschließen. „Fürchtet ihr euch die Nacht hier zuzubringen, meine reizende Hindin?" sagte sie.

Die Hindin hob die Augen zum Himmel auf und seufzte. „Aber," fuhr Viole fort, „ihr seid ja schon einen Theil dieses wüsten Waldes durchlaufen, giebt es nirgends hier ein Haus, einen Holzschläger, einen Köhler, eine Einsiedelei?"

Die Hindin antwortete durch eine Kopfbewegung, sie habe nichts davon gesehn.

„O Himmel!" schrie Viole, „so werde ich morgen nicht mehr am Leben sein; denn wenn ich auch so glücklich sein sollte, den Tigern und den Bären zu entgehen, so bin ich doch gewiß, daß die Furcht allein mich tödtet. Glaubt übrigens nicht, meine theure Prinzessin, daß ich um meinetwillen meinen Tod beklage, nein, ich beklage ihn um euretwillen. Ach, euch an diesem jedes Trostes beraubten Aufenthalt zu lassen, kann es etwas Traurigeres geben?"

Die kleine Hindin brach in Thränen aus und schluchzte fast wie ein Mensch.

Ihre Thränen rührten die Fee Tulipane, welche sie zärtlich liebte; trotz ihres Ungehorsams hatte sie beständig über ihr Schicksal gewacht, und indem sie plötzlich zum Vorschein kam, sagte sie zu ihr: „Ich will euch nicht schelten, denn der Zustand, in welchem ich euch sehe, macht mir zu viel Kummer."

Die Hindin und Viole unterbrachen sie, indem sie sich zu ihren Füßen warfen: die erstere küßte ihr die Hände und liebkoste sie auf das anmuthigste von der Welt; die andere beschwor sie Mitleid mit der Prinzessin zu haben und ihr ihre natürliche Gestalt wieder zu geben.

„Das hängt nicht von mir ab," versetzte Tulipane, „die, welche ihr ein so großes Unglück zugefügt hat, ist mächtiger als ich; aber ich will die Zeit ihrer Buße verkürzen, und um sie zu erleichtern, soll sie immer beim Anbruch der Nacht die Gestalt einer Hindin verlassen, doch früh mit Tagesanbruch muß sie sie wieder annehmen, und gleich den andern Thieren, die Ebenen und Wälder durchstreifen."

Die Thiergestalt während der Nacht ablegen zu dürfen, war schon viel und die Prinzessin bewies ihre lebhafte Freude durch Hüpfen und Springen, was Tulipanen gleichfalls viel Freude machte. „Geht jetzt," sagte sie zu ihnen, „auf diesem schmalen Fußsteig fort, so werdet ihr zu einem Häuschen kommen, welches für diese Gegend artig genug ist." Mit diesen Worten verschwand sie.

Viole gehorchte; sie ging mit der Prinzessin Hindin den bezeichneten Weg und auf der Thürschwelle fanden sie eine alte Frau sitzen, die einen Korb von feinen Weidenruthen flocht. Viole grüßte sie und fragte: „Gute Mutter, möchtet ihr mich wol nebst meiner Hindin bei euch aufnehmen? Wir bedürfen nichts weiter als ein Kämmerchen."

„Ja, mein schönes Kind," antwortete sie, „ich will euch gern hier eine Zuflucht gewähren, kommt nur herein mit eurer Hindin."

Sie führte sie sogleich in ein sehr niedliches Kämmerchen, getäfelt mit Vogelkirschbaumholz; zwei Betten standen darin mit weißem Linnen und feinen Decken, und Alles war so einfach und sauber, daß die Prinzessin seit lange nichts so nach ihrem Geschmack fand.

Kaum war die Nacht völlig hereingebrochen, so nahm Sehnsuchtblüthe ihre menschliche Gestalt wieder an; sie umarmte hundertmal ihre theure Viole, dankte ihr für die Treue, die sie ihr in ihrem Mißgeschick bewiesen habe, und versprach, wenn die Zeit der Verwandlung vorüber sei, sie so glücklich als möglich zu machen.

Die Alte kam und klopfte sacht an ihre Thür, und ohne einzutreten, reichte sie Violen einige schmackhafte Früchte, welche die Prinzessin mit großem Appetit verzehrte, worauf sie sich schlafen legten. Kaum brach der Tag an, so verwandelte sich Sehnsuchtblüthe wieder in eine Hindin und kratzte an der Thür, damit Viole ihr öffne. Sie empfanden den lebhaftesten Schmerz, sich von einander zu trennen, obgleich es nur für kurze Zeit war. Die Prinzessin Hindin stürzte sich in das tiefste Dickicht des Waldes und fing dort an, nach ihrer Weise umherzulaufen.

Es ist schon gesagt, daß Prinz Tapfer in dem Walde geblieben war und daß Florindo nach einigen Früchten umherlief. Es war ziemlich spät, als er zu dem Häuschen der guten Alten gelangte, von der bereits erzählt ist. Er sprach sie höflich an und bat sie um das, was er für seinen Herrn bedurfte. Sie beeilte sich, einen Korb damit anzufüllen, gab ihm denselben und sagte: „ich fürchte, wenn ihr die Nacht draußen im Freien zubringt, daß euch irgend ein Unfall begegne; ich biete euch deßhalb bei mir einen Zufluchtsort an, der zwar ärmlich genug ist, aber wenigstens vor den wilden Thieren Schutz gewährt."

Er dankte ihr verbindlich und antwortete, es sei noch einer seiner Freunde mit ihm, dem wolle er gleichfalls vorschlagen, hierher zu kommen. In der That wußte er den Prinzen dahin zu überreden, daß er sich zu dieser guten Frau führen ließ. Sie stand noch vor ihrer Thür und ohne alles Geräusch führte sie Beide in eine Kammer, die derjenigen, welche die Prinzessin einnahm, ganz gleich und nur durch eine Bretterwand von ihr getrennt war. Der Prinz brachte die Nacht in seiner gewöhnlichen Unruhe zu; kaum vergoldeten die ersten Strahlen der Sonne

sein Fenster, so stand er auf, und um seinen Trübsinn zu zerstreuen, ging er in den Wald, ohne jedoch Florindo mitzunehmen.

Er strich lange Zeit umher, ohne irgend einen bestimmten Weg zu nehmen; endlich gelangte er auf einen ziemlich geräumigen Platz, der mit Bäumen und Moos bedeckt war; in dem nämlichen Augenblick stürzte eine Hindin daraus hervor. Er konnte sich nicht enthalten, ihr zu folgen, denn er liebte die Jagd leidenschaftlich, obgleich nicht mehr in dem Grade, seit die Neigung für die Prinzessin Sehnsuchtblüthe sein Herz einnahm. Dessenungeachtet verfolgte er die arme Hindin und von Zeit zu Zeit schickte er ihr einen Pfeil nach. Sie starb fast vor Furcht, obgleich sie nicht getroffen wurde, denn ihre Freundin Tulipane schützte sie, und freilich bedurfte es auch eines nicht geringeren Beistandes, als der hülfreichen Hand einer Fee, um sie vor der Geschicklichkeit des Prinzen zu retten. Man konnte nicht müder sein, als es die arme Prinzessin war; die Anstrengung, welche sie machte, war ihr etwas ganz Ungewohntes. Endlich gewann sie einen Fußsteig so glücklich, daß der gefährliche Jäger sie aus dem Gesicht verlor, welcher, obgleich selbst bis auf's Aeußerste erschöpft, ihre Verfolgung dennoch nicht aufgab.

So ging der Tag hin; die Hindin sah mit Freude die Stunde ihrer Heimkehr nahen und richtete ihre Schritte nach dem Häuschen, wo Viole sie mit Ungeduld erwartete. Kaum befand sie sich in ihrer Kammer, so warf sie sich athemlos auf das Bett, wie in Wasser gebadet. Viole erwies ihr tausend Liebkosungen, und hatte die größte Sehnsucht zu erfahren, was ihr begegnet sei. Die Stunde der Verwandlung war gekommen, die schöne Prinzessin nahm ihre natürliche Gestalt wieder an, schlang den Arm um den Hals ihrer treuen Dienerin und sagte: „Ach! ich glaubte, nur die Fee der Quelle und die grausamen Thiere des Waldes fürchten zu dürfen, aber heute bin ich durch einen jungen Jäger verfolgt worden, den ich kaum einmal ansehen konnte, so sehr war ich mit der Flucht gedrängt. Tausend Pfeile, die er nach mir absandte, bedrohten mich mit einem unvermeidlichen Tode und durch welches besondere Glück ich gerettet worden bin, ist mir noch unbegreiflich."

„Ihr müßt nicht mehr ausgehen, meine theure Prinzessin," versetzte Viole; „bringt die verhängnißvolle Zeit eurer Verwandlung in dieser Kammer zu, ich will in die nächste Stadt gehen, um Bücher zu eurer Unterhaltung einzukaufen."

„Ach! meine theure Viole," entgegnete die Prinzessin, „der Gedanke an den Prinzen Tapfer würde allein hinreichen, mich angenehm zu beschäftigen; aber dieselbe Macht, die mich zwingt während des Tages die traurige Gestalt einer Hindin anzunehmen, nöthigt mich auch wider meinen Willen Alles zu thun, was der Natur dieser Thiere gemäß ist: ich laufe, ich springe und esse Kraut wie sie; zu der Zeit würde mir der Aufenthalt in einer Kammer unerträglich sein." Sie war von der Jagd so erschöpft, daß sie nur schleunig zu essen verlangte und darauf schlossen sich ihre schönen Augen bis zum Aufgang der Sonne. Kaum brach der Tag an, so ging die gewöhnliche Verwandlung vor sich und sie kehrte in den Wald zurück.

Der Prinz seinerseits war auf den Abend wieder zu Florindo zurückgekehrt. „Ich habe die Zeit damit zugebracht," erzählte er ihm, „der schönsten Hindin

nachzulaufen, die ich jemals gesehen habe. Sie hat mich hundertmal mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit getäuscht; ich habe alle Geschicklichkeit aufgeboten, sie zu treffen und ich begreife nicht, wie sie meinen Pfeilen entgangen ist. Ich will sie gleich mit Tagesanbruch noch einmal aufsuchen und diesmal gewiß nicht verfehlen." In der That begab sich dieser junge Prinz, der aus seinem Herzen eine Vorstellung verbannen wollte, die er für ein Luftgespinnst hielt und der sich deßhalb seiner Neigung zur Jagd gern hingab, an den nämlichen Platz, wo er die Hindin gefunden hatte, aber sie hütete sich wol, dahin zu kommen, denn sie fürchtete ein ähnliches Abentheuer wie gestern. Er warf die Augen nach allen Seiten, strich lange Zeit umher und bemerkte, als er müde und erhitzt war, mit Vergnügen einige Aepfel, deren schönes Aussehn ihn reizte; er pflückte, aß davon und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf, hingestreckt auf frisches Gras, unter Bäumen, die durch den anmuthigen Gesang von tausend Vögeln belebt wurden.

Während er schlief, kam unsre furchtsame Hindin, welche die einsamsten Stellen aufsuchte, auch dahin, wo er sich befand. Hätte sie ihn früher bemerkt, so würde sie die Flucht ergriffen haben, aber sie stand so nahe bei ihm, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihn anzublicken und sein Schlummer gab ihr so viel Muth, daß sie sich Zeit nahm, alle seine Züge aufmerksam zu betrachten. O Himmel! wie ward ihr, als sie ihn wieder erkannte! ihrer Seele schwebte das reizende Bild des Prinzen zu lebendig vor, um es in so kurzer Zeit vergessen zu haben.

„O Liebe, Liebe, was beginnst du? soll ich dem Schicksal ausgesetzt sein, mein Leben durch die Hand des Geliebten zu verlieren? Ja, dieses Schicksal erwartet mich, es giebt kein Mittel mehr für meine Sicherheit."

Sie legte sich einige Schritte von ihm nieder und ihre Augen, von seinem Anblick entzückt, konnten sich nicht wieder von ihm abwenden; sie seufzte tief auf und, kühner geworden, kam sie ihm näher und berührte ihn endlich, so daß er davon aufwachte. Sein Erstaunen war unbeschreiblich, er erkannte die nämliche Hindin, die ihn so außer Athem gesetzt und die er so lange Zeit vergebens verfolgt hatte; es war ihm daher höchst überraschend, sie jetzt so zutraulich zu finden. Sie wartete nicht erst ab, daß er einen Versuch mache, sie zu fangen, sondern floh mit aller ihrer Kraft und er folgte ihr mit aller der seinigen. Von Zeit zu Zeit hielten sie an, um Athem zu schöpfen, denn die schöne Hindin war noch von dem gestrigen Wettlauf müde, und der Prinz war es nicht minder: aber was die Flucht der Hindin am meisten verzögerte, war ihr Kummer, sich von Dem zu entfernen, der doch ihr ganzes Herz besaß. Er bemerkte, wie sie öfters den Kopf nach ihm umwendete, als wolle sie ihn fragen, ob er wünsche, daß sie unter seinen Pfeilen sterbe; und sobald er auf dem Punkt war, sie zu erreichen, machte sie neue Anstrengungen, um sich zu retten.

„Ach! wenn du mich verstehen könntest, reizendes Geschöpf," rief er ihr nach, „so würdest du nicht vor mir fliehen; ich habe dich lieb, ich will dich ernähren, ich will Sorge für dich tragen!" aber seine Worte verhallten in der Luft, ohne daß sie bis zu ihr gelangten.

Endlich, nachdem sie den ganzen Wald durchlaufen waren und unsre Hindin nicht mehr fort konnte, wurden ihre Schritte langsamer und der Prinz, welcher die seinigen verdoppelte, erreichte sie mit einer Freude, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten hatte. Sie hatte alle ihre Kräfte verloren, lag da halb todt und erwartete nichts Anderes als ihr Leben unter den Händen ihres Siegers zu endigen; aber anstatt ihr irgend ein Leid zuzufügen, fing der Prinz an sie zu liebkosen.

„Schöne Hindin," sagte er zu ihr, „sei ohne Furcht, ich will dich mit mir führen und du sollst mir überall hin folgen." — Er schnitt einige Zweige ab, flocht sie geschickt ineinander, bedeckte sie mit Moos und warf Rosen darauf, die an den Gebüschen umher wuchsen, darauf nahm er die Hindin in seine Arme, stützte ihren Kopf an seinen Hals und legte sie sanft auf die Zweige. Dann setzte er sich neben sie und suchte von Zeit zu Zeit einige feine Kräuter, die er ihr darreichte und die sie aus seiner Hand aß. Der Prinz fuhr fort mit ihr zu reden, obgleich er überzeugt war, daß sie ihn nicht verstehe; aber welches Vergnügen sie auch empfand, ihn in ihrer Nähe zu sehen, so wurde sie doch unruhig, weil sich die Nacht näherte. „Wie," sagte sie bei sich selbst, „wenn er mich plötzlich in meiner natürlichen Gestalt erblickte!"

Sie dachte nur darauf, auf welche Art sie immer könnte, sich zu retten, als er ihr selbst das Mittel dazu darbot; denn da er fürchtete, sie könne Durst haben, so ging er irgend eine Quelle aufzusuchen, um sie dahin zu führen. Während er nun danach suchte, sprang sie rasch auf und eilte nach Hause, wo Viole sie erwartete. Sie warf sich auf ihr Bett, die Nacht kam, die Verwandlung hörte auf und sie erzählte ihr Abentheuer.

„Würdest du glauben, meine theure Viole," sagte sie zu derselben, „daß Prinz Tapfer sich in diesem Walde befindet? Er ist es selbst, der mich seit zwei Tagen gejagt, der mich gefangen und mir tausend Liebkosungen erwiesen hat. Ach! das Bildniß, welches man mir von ihm gebracht hat, erreicht ihn nicht, er ist hundertmal schöner; die Wildheit, welche man so oft an Jägern bemerkt, entstellt sein Antlitz nicht, welches voller Güte ist und von einem Liebreiz, den ich dir nicht beschreiben kann. Wie unglücklich bin ich nicht, daß mich das Schicksal zwingt, diesen Prinzen zu fliehen, ihn, der mir durch meine Eltern zum Gemahl bestimmt ist, ihn, der mich liebt und den ich wieder liebe! — Ja, eine boshafte Fee muß an dem Tage der Geburt einen Haß gegen mich gefaßt haben, daß alle Hoffnungen meines Lebens zerstört werden!"

Sie brach in Thränen aus und Viole tröstete sie mit der Aussicht, daß sich in kurzer Zeit ihr Kummer in Freude verwandeln könne.

Kaum hatte der Prinz eine Quelle entdeckt, so kehrte er zu seiner geliebten Hindin zurück, aber er fand sie nicht mehr an der Stelle, wo er sie gelassen hatte. Vergebens suchte er überall nach ihr und war so gegen sie erzürnt, als hätte er Verstand bei ihr voraussetzen dürfen.

„Wie!" rief er aus, „ich soll also immer nur Ursache finden, mich über dieses trügerische und ungetreue Geschlecht zu beklagen?" — Schwermüthig kehrte er zu der guten Alten zurück: er erzählte seinem Vertrauten das Abentheuer mit der

Hindin und beschuldigte dieselbe der Undankbarkeit. Florindo konnte sich nicht enthalten, über den Zorn des Prinzen zu lächeln und rieth ihm, die Hindin, wenn er ihr wieder begegne, zu bestrafen.

„Deswegen bleib' ich auch nur noch hier," antwortete der Prinz; „wir reisen dann sogleich weiter."

Der Tag brach an und mit ihm nahm die Prinzessin wieder die Gestalt einer weißen Hindin an. Sie wußte nicht, zu was sie sich entschließen sollte; sollte sie die nämlichen Stellen besuchen, auf welchen sich der Prinz gewöhnlich einfand, oder sollte sie einen entgegengesetzten Weg einschlagen, um ihm zu entgehen? Sie wählte das Letztere und entfernte sich ziemlich weit; aber der junge Prinz, welcher eben so schlau war wie sie, that das Nämliche, da er diese kleine List von ihr vermuthete, und so kam es, daß er sie in dem tiefsten Dickicht des Waldes entdeckte.

Sie war dort ganz sorglos, als sie ihn plötzlich gewahr wurde; sogleich sprang sie auf und über die Büsche hinweg und als ob sie ihn wegen des Streiches, den sie ihm gestern Abend gespielt hatte, noch mehr gefürchtet hätte, floh sie leichter als der Wind. Aber in dem Augenblick, als sie über einen Fußsteig setzte, nahm er sie so wol auf's Korn, daß er sie mit einem Pfeil am Schenkel verwundete. Sie empfand einen heftigen Schmerz und da sie keine Kraft mehr zu fliehen hatte, stürzte sie nieder.

Dieses traurige Ereigniß war unvermeidlich, denn die Fee der Quelle hatte daran die Lösung ihres Geschickes geknüpft.

Der Prinz näherte sich und war schmerzlich betrübt, als er das Blut der Hindin fließen sah; er nahm Kräuter, legte sie auf die Wunde, um das Blut zu stillen und bereitete ihr wiederum ein Lager von Zweigen. Er hielt den Kopf der Hindin auf seinen Knieen und sagte zu ihr: „Kleiner Schelm, bist du nicht selber Schuld an dem, was dir begegnet ist? was hatte ich dir gestern gethan, um mich zu verlassen? Ich werde heut' nichts Anderes thun, als dich mit mir führen.

Die Hindin erwiederte nichts und was hätte sie auch sagen können? Der Prinz erwies ihr tausend Liebkosungen. „O wie leid thut es mir," sagte er, „dich verwundet zu haben! du hassest mich und ich wünsche, du liebtest mich."

Endlich war es Zeit zu seiner alten Wirthin zurück zu kehren und er belud sich deshalb mit seiner Beute, die ihm jedoch nicht wenig zu schaffen machte, denn bald mußte er sie tragen, bald führen, ja, zuweilen auch mit Gewalt fortziehen. Sie hatte durchaus keine Lust, mit ihm zu gehen; „was soll aus mir werden?" sagte sie bei sich. „Nein, lieber will ich sterben, als mich später ganz allein mit dem Prinzen befinden."

Sie machte sich daher so schwer, als sie nur immer konnte; er war von dieser Anstrengung wie gebadet und obgleich er nicht mehr weit bis zu dem Häuschen der Alten hatte, so sah er doch, daß er ohne fremden Beistand nicht dahin gelangen könne. Er beschloß also, seinen treuen Florindo zu holen; doch bevor er seine Beute verließ, band er sie aus Furcht, sie könne ihm zum zweiten Mal entfliehen, mit einigen Bändern an einem Baumstamm fest.

Ach, wer hätte denken können, daß die schönste Prinzessin der Welt eines Tages durch einen Prinzen, der sie anbetete, so behandelt werden würde? Sie bemühte sich vergebens, die Bänder zu zerreißen, aber ihre Anstrengungen knüpften sie nur noch fester und sie war nahe daran, sich mit einer Schlinge, welche er unglücklicherweise gemacht hatte, zu erwürgen, als Viole, die es überdrüssig war, den ganzen Tag in ihrer Kammer eingeschlossen zu sein, hinaus ging, um ein wenig Luft zu schöpfen und an den Ort kam, wo die weiße Hindin sich vergebens anstrengte. Wie ward ihr, als sie ihre theure Gebieterin erblickte! sie eilte, was sie nur konnte, sie aus dieser Lage zu erlösen, aber die Bänder waren mehrfach verknüpft und eben als sie die Hindin fortführen wollte, kam der Prinz mit Florindo herbei.

„Welche Ehrfurcht ich immer vor euch habe," redete der Prinz sie an, „so muß ich mich doch dem Diebstahl widersetzen, den ihr an mir begehen wollt; ich habe diese Hindin verwundet, sie ist mein, ich liebe sie und bitte euch, sie mir zu überlassen."

„Mein Herr," entgegnete Viole artig, „diese Hindin hier hat mir eher gehört, als euch, ich würde auf der Stelle lieber mein Leben lassen, als sie und wenn ihr sehen wollt, wie sie mich kennt, so bitte ich euch, ihr nur ein wenig Freiheit zu lassen. Frisch, mein kleines Weißchen," sagte sie, „umarme mich;" die Hindin warf sich an ihren Hals. „Küß mir die rechte Wange;" sie gehorchte. „Berühr mein Herz;" sie legte den Fuß darauf; „seufze;" sie seufzte.

Der Prinz konnte nicht mehr an dem zweifeln, was Viole ihm gesagt hatte; „ich gebe sie euch zurück," sagte er gütig, „aber ich gestehe, daß es nicht ohne Kummer geschieht." Viole entfernte sich sogleich mit ihrer Hindin. Sie wußten nicht, daß der Prinz in einem Hause mit ihnen wohne; er folgte ihnen von weitem und war überrascht, sie bei der alten Frau eintreten zu sehen. Er traf nur um weniges später ein und in einer Anwandlung von Neugier, welche die weiße Hindin erregt hatte, fragte er die Alte, wer diese junge Person sei, welcher die Hindin angehöre.

Sie erwiederte ihm, sie kenne sie nicht; sie habe sie mit ihrer Hindin bei sich aufgenommen, die Fremde bezahle gut und lebe in großer Einsamkeit. Florindo erkundigte sich, wo ihr Zimmer sei und sie antwortete ihm, es liege ganz nahe an dem seinigen und sei nur durch eine Bretterwand davon getrennt.

Als sich der Prinz auf seinem Zimmer befand, sagte Florindo zu ihm, er müsse sich gänzlich täuschen oder dieses Mädchen habe der Prinzessin Sehnsuchtblüthe gehört und er habe sie während seiner Gesandtschaft dort im Palast gesehen.

„Welche traurige Erinnerungen ruft ihr mir da zurück," rief der Prinz, „und durch welchen Zufall sollte sie sich hier befinden?"

„Das weiß ich allerdings nicht, mein Prinz," erwiederte Florindo, „aber ich bin begierig, sie noch einmal zu sehen, und da uns nur eine einfache Bretterwand trennt, so will ich ein Loch darein machen."

„Das ist gewiß eine vergebliche Neugier," sagte traurig der Prinz, denn die Worte Florindo's hatten seinen ganzen Schmerz erneuert. Er öffnete das Fenster,

sah in den Wald hinaus und überließ sich seinen Gedanken; inzwischen ging Florindo an's Werk und hatte bald ein Loch zu Stande gebracht, welches groß genug war, um die reizende Prinzessin zu erblicken.

Sie war in ein Gewand von Silberstoff gekleidet, in welches purpurrothe Blumen, mit Gold und Diamanten besetzt, eingewebt waren; ihr Haar fiel in langen Locken über den schönsten Nacken von der Welt, ein sanftes Roth durchschien ihre Wangen und das Feuer ihrer Augen war bezaubernd. Viole lag auf Knieen vor ihr und verband ihr den Arm, aus welchem das Blut heftig floß. Sie schienen alle Beide sehr in Verlegenheit wegen dieser Wunde. „Laß mich sterben," sagte die Prinzessin, „der Tod wird mir angenehmer sein, als das beklagenswerthe Leben, welches ich führe. Wie, den Tag über eine Hindin zu sein, Den zu sehen, dem ich bestimmt bin, ohne ihn sprechen, ohne ihm mein verhängnißvolles Abentheuer mittheilen zu können? Ach, wenn du wüßtest, was er mir alles Rührendes in meiner Verwandlung gesagt hat, wie liebevoll der Klang seiner Stimme ist, wie edel und anmuthig sein Benehmen, du würdest mich noch weit mehr beklagen, als jetzt, daß ich nicht im Stande bin, ihm mein Geschick zu entdecken."

Man kann sich leicht das Erstaunen Florindo's denken, als er alles dies sah und hörte; er lief zum Prinzen, er riß ihn in der Aufwallung seiner Freude vom Fenster weg und sagte zu ihm: „Ach, gnädiger Herr, kommt sogleich an diese Bretterwand und ihr werdet das leibhaftige Original des Bildnisses sehen, welches euch entzückt hat."

Der Prinz sah und erkannte sogleich seine Prinzessin. Seine Freude hätte kein Maaß gekannt, wenn er nicht zugleich gefürchtet hätte, durch irgend eine Bezauberung getäuscht zu werden, denn wie ließ sich ein so überraschendes Zusammentreffen mit Langdorn und ihrer Mutter vereinigen, die zu Hause in dem Schlosse eingesperrt waren und von denen die eine für die Prinzessin Sehnsuchtblüthe und die andere für ihre Ehrendame galt?

Indeß man hat einen natürlichen Trieb, sich das zu überreden, was man wünscht. Wenn er nicht vor Ungeduld sterben wollte, so mußte er sich auf der Stelle von der Wahrheit überzeugen; er ging also sogleich und klopfte sacht an die Thür des Zimmers, in welchem sich die Prinzessin befand. Da Viole nicht anders glaubte, als daß es die gute Alte sei und ihrer Hülfe eben so sehr bedurfte, um den Arm der Prinzessin zu verbinden, so beeilte sie sich, die Thür zu öffnen und war nicht wenig erstaunt, den Prinzen zu erblicken, der auf Sehnsuchtblüthe zueilte und sich ihr zu Füßen warf.

Die Aufregung, in welcher er sich befand, erlaubte ihm keine zusammenhängenden Reden, und die Prinzessin war nicht weniger verwirrt; aber die Liebe, die auch Stummen eine Sprache giebt, gesellte sich als Drittes hinzu und überredete Beide, daß nie etwas Geistreicheres gesagt worden sei, und in der That wenigstens nichts Rührenderes und Zärtlicheres.

So verstrich die Nacht und der Tag brach an, ohne daß Sehnsuchtblüthe daran gedacht hätte; aber diesmal blieb sie in ihrer natürlichen Gestalt. Ihre Freude

darüber war grenzenlos. Sie liebte den Prinzen zu sehr, um ihm die Ursache derselben nicht mitzutheilen und begann sogleich mit großer Anmuth und natürlicher Beredsamkeit ihr Abentheuer zu erzählen.

„Wie," rief er, „meine reizende Prinzessin, euch also habe ich unter der Gestalt einer weißen Hindin verwundet? was soll ich thun, um ein so großes Verbrechen zu sühnen? Ist es genug, das ich aus Schmerz darüber vor euren Augen sterbe?"

Die lebhafteste Betrübniß malte sich auf seinem Antlitz und Sehnsuchtblüthe litt davon mehr, als von ihrer Wunde. Sie versicherte ihm, die Wunde habe so gut wie gar nichts auf sich und sie könne sich nicht enthalten, ein Leiden lieb zu haben, welches ihr ein so großes Glück verschaffe.

Die verbindliche Art, mit der sie dies sagte, überzeugte ihn noch mehr von ihrer Herzensgüte. Um sie nun seinerseits auch über Alles aufzuklären, erzählte er ihr den Betrug, welchen Langdorn und ihre Mutter gespielt hatten und fügte hinzu, er müsse sich beeilen, den König seinen Vater in Kenntniß zu setzen, daß er das Glück gehabt habe, sie aufzufinden, weil derselbe im Begriff sei, einen schrecklichen Krieg anzufangen, um wegen des Schimpfes, den er erlitten zu haben glaubte, Rechenschaft zu fordern.

Sehnsuchtblüthe bat ihn, durch Florindo zu schreiben und er wollte dies eben thun, als ein durchdringender Lärm von Trompeten, Clarinetten, Pauken und Trommeln in den Wald herschallte; ja, es schien ihnen sogar, als ob sie eine Menge Leute ganz nahe bei ihrem kleinen Hause vorbei marschiren hörten. Der Prinz sah durch's Fenster, erkannte mehrere seiner Offiziere, seine Fahnen und Standarten; er befahl ihnen zu halten und auf ihn zu warten.

Für die Soldaten des Prinzen konnte es gar keine angenehmere Ueberraschung geben; ein Jeder war der Meinung, der Prinz werde sie anführen und an dem Vater der Sehnsuchtblüthe Rache nehmen. Der Vater des Prinzen führte sie selbst, seines hohen Alters ungeachtet; er kam in einer Sänfte von Sammet mit Gold gestickt, hinter ihr folgte ein bedeckter Wagen, in welchem sich Langdorn mit ihrer Mutter befand. Als Prinz Tapfer die Sänfte erblickte, lief er hinzu, der König breitete die Arme nach ihm aus und umarmte ihn auf das Zärtlichste.

„Wo kommst du her, mein theurer Sohn?" rief er, „wie war es möglich, daß du mich dem lebhaften Schmerz, den deine Abwesenheit mir verursachen mußte, preis gabst?"

„Mein Vater," versetzte der Prinz, „vergönnt mir, euch Alles zu erzählen." Der König stieg augenblicklich aus seiner Sänfte und indem er sich mit ihm bei Seite begab, theilte ihm sein Sohn das glückliche Zusammentreffen mit der Prinzessin, so wie Langdorn's Betrügerei mit. Der König war über dies Ereigniß entzückt und hob Hände und Augen zum Himmel empor, um ihm dafür zu danken. In dem nämlichen Augenblick sah er die Prinzessin Sehnsuchtblüthe, schöner und glänzender als ein Stern. Sie saß auf einem prächtigen Rosse, welches mit größter Leichtigkeit daher tanzte, hundert Federn von verschiedenen Farben schmück-

ten ihr Haupt und ihr Kleid strahlte von großen Diamanten; sie war in Jagdkleidern. Viole, die hinter ihr kam, war nicht weniger geschmückt.

Dies Alles nun verdankte man dem Schutz der Fee Tulipane, durch ihre Sorge war Alles zu einem glücklichen Erfolg gediehen. Um der Prinzessin willen hatte sie das reizende Häuschen im Walde erbaut und in der Gestalt einer alten Frau sie mehrere Tage bewirthet. Sobald der Prinz seine Soldaten erkannt hatte und zu dem Könige, seinem Vater, geeilt war, trat die Fee in das Zimmer der Prinzessin, heilte durch einen Hauch auf ihren Arm die Wunde und gab ihr sodann die reichen Kleider, in denen sie vor dem Könige erschien, der so entzückt von ihr war, daß er sie fast für etwas Ueberirdisches gehalten hätte.

Er sagte ihr das Verbindlichste, was man bei solchen Gelegenheiten nur sagen kann und beschwor sie, seinen Unterthanen das Glück nicht aufzuschieben, sie als Königin zu begrüßen, denn ich bin entschlossen, fuhr er fort, mein Königreich dem Prinzen Tapfer abzutreten, um ihn eurer desto würdiger zu machen.

Sehnsuchtblüthe antwortete ihm mit aller der Höflichkeit, die man von einer so wohlerzogenen Person erwarten durfte. Als ihre Blicke sodann auf die beiden Gefangenen fielen, die sich im Wagen befanden und ihr Gesicht mit den Händen bedeckten, hatte sie den Edelmuth, für sie um Gnade zu bitten, so wie, daß der nämliche Wagen, in welchem sie sich jetzt befanden, sie hinführen möge, wohin sie verlangten. Der König bewilligte ihr diese Bitte, nicht ohne ihr gutes Herz zu bewundern und ihr die größten Lobsprüche zu ertheilen.

Man befahl der Armee, den Rückweg wieder anzutreten und der Prinz stieg zu Pferde, um seine schöne Prinzessin zu begleiten. In der Hauptstadt wurden sie mit tausendfachem Freudengeschrei empfangen, und man traf alle Anstalten zur Hochzeit, die durch die Gegenwart der sechs wohlthätigen Feen, welche der Prinzessin wohlwollten, besonders feierlich wurde. Sie machten ihr die reichsten Geschenke, die man sich nur denken kann, unter andern den prächtigen Palast, in welchem die Königin sie gesehen hatte.

Der treue Florindo bat seinen Herrn, bei Violen für ihn zu werben und ihn an dem nämlichen Tage, wenn er die Prinzessin heirathe, mit ihr zu vereinigen. Der Prinz that dies gern und auch das liebenswürdige Mädchen war erfreut, bei ihrem Eintritt in ein fremdes Königreich eine so vortheilhafte Parthie zu treffen. Die Fee Tulipane, die noch freigebiger, als ihre Schwestern war, schenkte ihr vier Goldminen in Indien, damit ihr Gemahl sich nicht rühmen könne, reicher zu sein, als sie. Die Hochzeit des Prinzen dauerte mehrere Monate, jeden Tag gab es ein neues Fest und die Abentheuer der weißen Hindin wurden weit und breit besungen.

16.

Schönchen Goldhaar.

Es war einmal eine Königstochter, die war so schön, daß es nichts Schöneres auf der Welt gab und deshalb nannte man sie Schönchen Goldhaar; denn ihr goldgelbes krauses Haar war weit feiner, als Gold und fiel in langen Locken bis auf die Knie herab. Sie war wie eingehüllt darin, trug fast immer einen Blumenkranz auf dem Kopf und Kleider, die mit Diamanten und Perlen besetzt waren. Niemand konnte sie sehen, ohne sie zu lieben.

In ihrer Nachbarschaft befand sich ein junger König, der noch unverheirathet war, sehr hübsch und sehr reich. Als er hörte, was man Alles von Schönchen Goldhaar erzählte, empfand er, ohne sie noch gesehen zu haben, eine so heftige Liebe zu ihr, daß er alle Lust zum Essen und Trinken verlor und sich entschloß, einen Gesandten abzuschicken und sie zu seiner Gemahlin zu verlangen. Er ließ seinem Gesandten eine prächtige Karosse bauen, gab ihm mehr als hundert Pferde und hundert Bedienten mit und empfahl ihm angelegentlich, ihm die Prinzessin ja mitzubringen.

Als der Gesandte von dem Könige Abschied genommen hatte und abgereist war, sprach der ganze Hof von nichts Anderm, und der König, der keinen Augenblick zweifelte, daß Schönchen Goldhaar ja sagen werde, ließ schon prächtige Kleider machen und wunderschöne Möbeln. Während nun die Arbeitsleute in voller Beschäftigung waren, traf der Gesandte bei Schönchen Goldhaar ein und richtete seinen Auftrag aus. Aber sei es nun, daß sie diesen Tag nicht bei guter Laune war, oder gefiel ihr etwa das Compliment nicht, genug, sie entgegnete: sie danke dem Könige schönstens, habe indeß keine Lust sich zu verheirathen.

Sehr betrübt über diesen Bescheid, verließ der Gesandte den Hof der Prinzessin und brachte alle die Geschenke wieder mit, die er ihr von Seiten des Königs überreicht hatte; denn wohlerzogen wie sie war, wußte sie, daß Mädchen von jungen Männern keine Geschenke annehmen dürfen und wollte daher auch weder die schönen Diamanten, noch alles Uebrige behalten. Nur einen Brief feiner englischer Stecknadeln nahm sie an, um den König nicht zu beleidigen.

Als der Gesandte in der Residenz des Königs, wo er mit großer Ungeduld erwartet wurde, wieder anlangte, betrübte sich Jedermann, daß er Schönchen Goldhaar nicht mitbringe und der König weinte wie ein Kind: alle Bemühungen, ihn zu trösten, waren vergebens.

An dem Hofe des Königs befand sich ein junger Mann, schön wie der Tag; seiner Anmuth und seines Geistes halber hatte man ihm den Namen Liebhold gegeben. Jedermann liebte ihn, einige neidische Höflinge ausgenommen, welche sich ärgerten, daß der König ihm wohlwollte und ihn zu seinem Vertrauten machte.

Als sich Liebhold einmal unter diesen Leuten befand und von der Rückkehr und der verunglückten Bewerbung des Gesandten gesprochen wurde, äußerte er

unvorsichtigerweise: „Wenn mich der König zu Schönchen Goldhaar geschickt hätte, so bin ich überzeugt, sie wäre mit mir gekommen."

Auf der Stelle gingen diese boshaften Menschen zum Könige und sprachen: „Wissen Ew. Majestät, was Liebhold so eben gesagt hat? Wenn er zu Schönchen Goldhaar geschickt worden wäre, er hätte sie mitgebracht! Seht nur den Hochmuth, er will schöner sein als Ihr und bildet sich ein, die Prinzessin würde so entzückt von ihm gewesen sein, daß sie ihm überall hin gefolgt wär'."

Auf diese Rede hin gerieth der König in Zorn und so sehr, so sehr in Zorn, daß er ganz außer sich war. „Ha!" rief er: „Macht sich dieses niedliche Püppchen über mein Unglück lustig und dünkt sich mehr, als ich? Man bringe ihn gleich in den großen Thurm und lasse ihn da verhungern."

Die Leibwache des Königs ergriff Liebhold, der gar nicht mehr an das dachte, was er gesagt hatte und schleppte ihn in's Gefängniß, wo er mit der äußersten Härte behandelt wurde. Der arme Mensch erhielt nichts weiter, als ein wenig Stroh zum Lager und würde verschmachtet sein, hätte er nicht aus einer kleinen Quelle, die am Fuß des Thurmes floß, trinken und sich erfrischen können.

Eines Tages, da er kaum noch athmen konnte, sagte er seufzend: „weshalb zürnt der König auf mich, er hat keinen treueren Unterthan, ich habe ihn nie beleidigt."

Zufällig ging der König an dem Thurm vorüber und als er die Stimme dessen vernahm, den er sonst so sehr geliebt hatte, blieb er stehen, um ihn zu hören; obgleich seine Begleiter, welche Liebhold haßten, den König davon abzuhalten suchten, indem sie sagten: „wozu verweilt Ihr, gnädiger Herr, Ihr wißt ja, daß er ein Bösewicht ist;" aber der König antwortete: „Laßt mich, ich will ihn hören."

Als er seine Klagen vernahm, konnte er sich der Thränen nicht erwehren, öffnete selbst die Thür seines Kerkers und rief ihn. Liebhold erschien in seinem trübseligen Zustande, warf sich vor ihm auf die Knie, küßte seine Füße und sagte zu ihm: „wodurch habe ich diese harte Behandlung verdient, mein König?"

„Du hast dich über mich und meinen Abgesandten lustig gemacht," versetzte der König; „du hast gesagt, wenn ich dich zu Schönchen Goldhaar geschickt hätte, du würdest sie wohl mitgebracht haben."

„Ganz recht, gnädiger Herr," erwiederte Liebhold, „denn ich würde eure erhabenen Eigenschaften so beredt geschildert haben, daß ich überzeugt bin, sie hätte sich durchaus nicht weigern können und damit glaube ich Nichts gesagt zu haben, was euch mißfällig sein könnte." Der König fand, daß er in der That gar nicht Unrecht habe, warf denen, welche ihm von seinem Günstlinge Böses gesagt hatten, einen zornigen Blick zu und nahm ihn mit sich, indem er sein hartes Verfahren gegen ihn sehr bereute.

Nachdem sich Liebhold durch eine kräftige Mahlzeit gestärkt hatte, rief ihn der König in sein Kabinet und sagte: „Liebhold, ich liebe Schönchen Goldhaar noch immer, ihre abschlägige Antwort hat mich nicht zurückgeschreckt; aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, um sie für mich zu gewinnen. Ich habe also Lust, dich zu ihr zu schicken, vielleicht gelingt es dir besser."

Liebhold antwortete: „er sei bereit, ihm in allen Dingen zu gehorchen und werde gleich am nächsten Morgen seine Reise antreten."

„Oh!" sagte der König, „ich will dir ein stattliches Gefolge mitgeben."

„Das ist nicht nothwendig," erwiderte er, „ich brauche nur ein gutes Pferd und einen Brief von euch."

Der König umarmte ihn und war entzückt, ihn gleich so bereitwillig zu finden. An einem Montag Morgen nahm er von dem Könige und seinen Freunden Abschied und trat seine Gesandtschaftsreise an, ganz allein, ohne Prunk und Geräusch. Sein einziger Gedanke war, durch welche Mittel er Schönchen Goldhaar dahin bringen könne, den König zu heirathen. Er trug ein Schreibzeug in der Tasche und wenn ihm irgend ein glücklicher Gedanke einfiel, der in seine Anrede paßte, so stieg er vom Pferde, setzte sich unter einen Baum und schrieb ihn auf, um ihn nicht zu vergessen.

Eines Morgens, als er in der Dämmerung aufgebrochen war und über eine große Wiese ritt, kam ihm ein besonders artiger Gedanke; er stieg ab und setzte sich unter die Weiden und Pappeln, die einen Fluß, am Rande der Wiese, beschatteten. Nachdem er seinen Einfall aufgezeichnet hatte, sah er sich nach allen Seiten um, denn die Gegend gefiel ihm sehr wol. Da bemerkte er auf dem Grase einen großen Goldkarpfen, der nach Luft schnappte und kaum noch athmete; er war, indem er Mücken haschte, so hoch aus dem Wasser gesprungen, daß er auf's Gras fiel, wo er nahe daran war, sein Leben aufzugeben.

Liebhold empfand Mitleid mit ihm und obgleich er ihn zu seiner Mittagsmahlzeit ganz gut hätte brauchen können, nahm er ihn auf und setzte ihn ganz gemächlich wieder in's Wasser. Kaum fühlte der Karpfen die Frische des Wassers, so wurde er ganz munter und schlüpfte behaglich zum Grunde nieder, kam dann ganz frisch an's Ufer und sagte: „Liebhold, ich danke dir für die Wohlthat, welche du mir erwiesen hast. Ohne dich wäre ich nicht mehr am Leben, du hast mich gerettet und ich will es dir vergelten." Mit dieser Versicherung verschwand er im Wasser und Liebhold war über einen so vernünftigen und ungemein höflichen Karpfen nicht wenig erstaunt.

Ein ander Mal sah er auf seinem Wege einen Raben in großer Angst; das arme Thier wurde von einem großen Adler verfolgt, der nahe daran war, ihn zu erwischen und ihn wie eine Linse verschlungen haben würde, wenn nicht Liebhold mit dem Schicksale dieses Vogels Mitleid gehabt hätte.

„Sieh da," sagte er, „wie der Starke den Schwächeren unterdrückt! Welches Recht hat der Adler, einen Raben zu fressen?" Er nahm seinen Bogen, den er immer bei sich trug, legte einen Pfeil auf und sodann den Adler gut auf's Korn nehmend, drückte er ab und durchbohrte ihn, daß er todt zur Erde fiel. Voller Freude flog der Rabe auf einen Baum und sagte: „Liebhold, du bist mir edelmüthig zu Hülfe geeilt, obgleich ich nichts weiter bin als ein armer Rabe; doch ich werde nicht undankbar sein, ich werd' es dir vergelten." Liebhold verwunderte sich über die gute Gesinnung des Raben und setzte seinen Weg fort. Als er ein ander Mal in einen großen Wald gelangte, so früh am Tage, daß er kaum den

Weg vor sich sah, hörte er eine Eule jämmerlich krächzen. „Horch," sagte Liebhold, „da ist eine Eule, die in großer Noth scheint, sie hat sich vielleicht in einem Netz gefangen."

Er suchte überall, bis er endlich ein großes Netz entdeckte, welches die Vogelsteller in der Nacht aufgespannt hatten, um die kleinen Vögel einzufangen. „Wie erbarmungslos!" sagte er, „die Menschen sind nur gemacht, sich unter einander zu quälen, oder arme Thiere zu verfolgen, die ihnen weder Leid, noch Schaden zufügen."

Er nahm sein Messer und schnitt die Schnuren entzwei. Die Eule flog auf, kehrte aber im vollen Fluge zurück und sprach: „Liebhold, ich brauche dir nicht erst eine lange Rede zu halten, um dir zu sagen, welche Verbindlichkeit ich gegen dich habe: sie liegt am Tage; die Jäger wären gekommen, ich war gefangen und ohne deinen Beistand hätte ich sterben müssen. Ich hab' ein erkenntliches Herz und werd' es dir vergelten."

Diese drei Abentheuer waren das Erheblichste, was Liebhold auf seiner Reise begegnete. Er beeilte sich so sehr, daß er in Kurzem in dem Palast von Schönchen Goldhaar eintraf; Alles war darin bewunderungswürdig. Man sah hier die Diamanten wie Kieselsteine zu ganzen Haufen; prachtvolle Kleider, Leckereien, Gold und Silber, es war zum Erstaunen und Liebhold dachte wol bei sich, wenn sie alles das verließe, um zu dem Könige, seinem Herrn, zu kommen, so hätte er wirklich von Glück zu sagen.

Er wählte zu seinem Anzuge ein Kleid von Goldstoff, einen Kopfschmuck von weißen und rothen Federn, und hing eine reichgestickte Schärpe um, mit einem kleinen Körbchen, worin sich ein allerliebstes Hündchen befand, welches er unterwegs in Bologna gekauft hatte.

Liebhold war so liebenswürdig, zeigte in Allem, was er that, einen so edlen Anstand, daß, als er an der Thür des Palastes erschien, die Wache ihm eine tiefe Verbeugung machte und man sogleich zu Schönchen Goldhaar lief, um ihr zu sagen, daß Liebhold, der Abgesandte des Königs, ihres nächsten Nachbars, sie zu sehen wünsche.

Bei dem Namen Liebhold sagte die Prinzessin: „Das ist eine gute Vorbedeutung; ich möchte wetten, er ist ein liebenswürdiger Mensch, der aller Welt gefällt."

„Ja gewiß," versicherten einstimmig alle ihre Damen, „wir haben ihn schon vom Dach aus gesehen, als wir euer Garn auslegten und so lange er unter dem Fenster stand, haben wir nichts thun können."

„Das ist ja allerliebst," versetzte die Prinzessin, „euch damit zu unterhalten, junge Männer anzusehen! Nun rasch, mein Staatskleid von blauem Atlas, meine hohen Schuh und meinen Fächer, und daß mir die Locken ja gut fallen, und frische Blumenkränze; denn ich will, der Gesandte soll überall sagen, daß ich mit Recht Schönchen Goldhaar heiße."

Alle ihre Frauen beeiferten sich nun, sie wie eine Königin zu schmücken und das geschah in solcher Hast, daß eine immer an die andere stieß und man dabei

kaum vorwärts kam. Endlich begab sich die Prinzessin in ihre große Spiegelgallerie, um zu sehen, ob auch nichts fehle und dann setzte sie sich auf ihren Thron, der aus Gold, Elfenbein und Ebenholz gearbeitet war und wie Balsam duftete. Ihre Mädchen mußten Instrumente nehmen und dazu singen, aber nur ganz leise, um Niemanden zu übertäuben.

Man führte Liebhold in das Audienzzimmer und er war so von Bewunderung überwältigt, daß er kaum sprechen konnte, wie er später oft gestanden hat; indeß faßte er doch Muth und hielt eine bewunderungswürdige Anrede, in welcher er die Prinzessin bat, sie möchte ihm nicht den Kummer machen, ohne sie zurückzukehren.

„Mein artiger Liebhold," erwiederte sie ihm, „alle die Gründe, welche ihr vorgebracht habt, sind in der That sehr erheblich und ihr dürft überzeugt sein, daß ich euch lieber als jeden Andern begünstigen möchte; aber ihr müßt wissen, daß ich vor einem Monat etwa, als ich mit allen meinen Damen am Fluß spazieren ging und man mir eine Erfrischung reichte, beim Abziehen meines Handschuhs zugleich einen Ring vom Finger zog, der unglücklicherweise in den Fluß fiel. Dieser Ring war mir lieber als mein Königreich. Ihr könnt leicht denken, in welche Betrübniß mich dieser Verlust versetzte; ich that einen Schwur, nie irgend einem Heirathsantrage Gehör zu geben, wenn der Gesandte, der mir einen König antrüge, mir meinen Ring nicht wiederbringe. Sehet nun zu, was ihr dafür thun könnt, denn wenn ihr auch noch vierzehn Tage und vierzehn Nächte zu mir sprächet, so würdet ihr mich nicht überreden, meinen Entschluß zu ändern."

Liebhold war von dieser Antwort sehr betroffen, er machte ihr eine tiefe Verbeugung und bat sie, wenigstens das kleine Hündchen, den Korb und die Schärpe anzunehmen, allein sie erwiederte ihm, sie wolle keine Geschenke und er möge nur darauf denken, das zu thun, was sie ihm gesagt habe.

Als er nach Hause kam, legte er sich nieder, ohne gegessen zu haben, und sein Hündchen, welches Kabriol hieß, wollte auch nicht essen und setzte sich neben ihn. Die ganze Nacht hörte Liebhold nicht auf, zu seufzen. „Wie soll ich es anfangen," sagte er, „einen Ring wiederzufinden, der vor einem Monat in einen großen Fluß gefallen ist? Es ist eine Thorheit, so etwas nur zu versuchen. Die Prinzessin hat das nur gesagt, um mir eine ganz unmögliche Bedingung vorzuschreiben."

Er seufzte dabei und war ungemein bekümmert. Da sprach Kabriol, der Alles hörte: „Mein theurer Herr, ich bitte euch, vertraut doch nur eurem guten Glück, ihr seid zu liebenswürdig, um nicht glücklich zu sein. Laßt uns morgen mit Tagesanbruch an das Ufer des Flusses gehen."

Liebhold gab ihm ein paar leise Schläge mit der Hand, ohne zu antworten. Endlich schlief er ein, von Kummer ganz erschöpft. Als Kabriol den Morgen anbrechen sah, machte er so viel Sprünge, bis Liebhold aufwachte und dann sagte er zu ihm: „Lieber Herr, kleidet euch an und laßt uns gehen."

Liebhold folgte ihm, stand auf, zog sich an, ging in den Garten hinab und aus dem Garten kamen sie unvermerkt bis an's Ufer des Flusses, wo er, den Hut in's Gesicht gedrückt und die Arme übereinander geschlagen, nur in Gedanken an seine Abreise auf- und abging.

Plötzlich hörte er, daß man ihn rief: „Liebhold, Liebhold!" Er sah sich nach allen Seiten um, wurde Niemanden gewahr und glaubte geträumt zu haben. Als er seinen Weg fortsetzte, rief es wieder: „Liebhold, Liebhold."

„Wer ruft mich?" fragte er. Kabriol, der sehr klein war und ganz nah am Wasser umher guckte, antwortete ihm: „Ihr sollt mir nie mehr Etwas glauben, wenn es nicht der große Goldkarpfen ist, den ich hier sehe."

Alsbald erschien auch der Karpfen und sagte zu Liebhold: „Du hast mir auf jener Wiese das Leben gerettet und ich habe versprochen, es dir zu vergelten. Hier, guter Liebhold, ist der Ring von Schönchen Goldhaar."

Liebhold bückte sich, nahm ihn dem Karpfen aus dem Maul und sagte tausend Dank. Anstatt nach Hause zurückzukehren, ging er geraden Weges mit dem kleinen Kabriol, der sehr vergnügt war, seinen Herrn an das Ufer des Flusses gebracht zu haben, in den Palast.

Man hinterbrachte der Prinzessin, daß er sie zu sehen wünsche. „Ach," sagte sie, „der arme Mensch, er will Abschied von mir nehmen. Er hat eingesehen, daß er meine Bedingungen unmöglich erfüllen kann und will nun seinem Herrn die Nachricht überbringen."

Da trat Liebhold herein, überbrachte ihr den Ring und sagte: „Gnädigste Prinzessin, Euer Befehl ist vollzogen. Ist es Euch jetzt gefällig, den König, meinen Herrn, zum Gemahl zu nehmen?"

Als sie ihren Ring erblickte, gerieth sie in ein solches Erstaunen, daß sie zu träumen meinte. „Wahrhaftig," sagte sie, „anmuthiger Liebhold, ihr müßt von irgend einer Fee begünstigt werden, denn auf natürlichem Wege kann das nicht zugehen."

„Prinzessin," entgegnete Liebhold, „ich kenne keine Fee, ich habe nur den Wunsch, euch zu gehorchen."

„Da ihr so guten Willen habt," fuhr sie fort, „so müßt ihr mir noch einen andern Dienst erweisen, ohne welchen ich mich nie verheirathen werde. Nicht weit von hier, ist ein Prinz mit Namen Galifron, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu heirathen. Er ließ seinen Antrag mit den fürchterlichsten Drohungen begleiten, und wollte, im Fall ich ihn ausschlüge, mein ganzes Königreich verwüsten. Urtheilt jedoch selbst, ob ich ihn annehmen kann; er ist ein Riese, weit über Thurmhöhe und frißt einen Menschen, wie ein Affe eine Kastanie speist. Wenn er in's Feld zieht, so trägt er in seinen Taschen, statt der Pistolen, kleine Kanonen, die er ganz wie Pistolen gebraucht und wenn er recht laut spricht, so werden die, welche nahe bei ihm stehen, taub. Ich ließ ihm sagen, ich wolle mich nicht verheirathen und er möge mich entschuldigen, allein er hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen. Er tödtet alle meine Unterthanen und vor allen Dingen müßt ihr diesen Riesen bekämpfen und mir seinen Kopf bringen."

Liebhold war über diesen Antrag ein wenig betroffen, indeß nach einigem Bedenken sagte er: „Nun wol, Prinzessin, ich will Galifron bekämpfen, ich weiß, daß ich unterliegen muß; aber ich werde als ein tapferer Mann sterben."

Die Prinzessin war ganz erstaunt und sagte ihm tausend Dinge, um ihn von diesem Unternehmen abzubringen. Aber es half zu nichts, er entfernte sich,

um sich Waffen und Alles, was er sonst noch brauchte, zu besorgen. Als dies geschehen war, setzte er den kleinen Kabriol in sein Körbchen, bestieg sein gutes Roß und begab sich in das Land Galifron's. Er erkundigte sich bei Allen, denen er begegnete, nach ihm, und Jedermann sagte ihm, der Riese sei ein wahrer Teufel, dem man nicht zu nahe kommen dürfe. Je öfter er dies hörte, desto bänger ward ihm.

Kabriol machte ihm Muth und sagte: „Mein theurer Herr, während ihr ihn angreift, will ich ihn in die Beine beißen, er wird den Kopf umdrehen, um mich fortzujagen und da könnt ihr ihn tödten."

Liebhold bewunderte den Verstand des Hündchens, aber er wußte wol, daß ihm sein Beistand zu nichts helfen würde.

Endlich kam er ganz nah an das Schloß Galifron's; alle Wege waren mit Knochen und Gerippen von Menschen bedeckt, die er gefressen oder in Stücke zerrissen hatte. Es dauerte nicht lange, so sah er ihn zwischen einem Gebüsch daherkommen, sein Kopf ragte über die größten Bäume und mit erschrecklicher Stimme sang er:

„Wo treff' ich kleine Kinder an
Zum Fraß für meinen guten Zahn?
Mich packt ein Hunger, Hunger, Hunger an,
Die Welt hat nicht genug daran."

Sogleich erhob Liebhold seine Stimme in der nämlichen Weise:

„Hieher, hieher, da kommt ein Mann,
Der dir den Zahn ausbrechen kann
Und ist er nicht der größte Mann,
Groß genug, daß er dich tödten kann."

Als Galifron diese Worte hörte, sah er sich nach allen Seiten um und bemerkte Liebhold, welcher, den Degen in der Hand, ihm noch einige Schmähreden zurief, um ihn in Zorn zu bringen. Es bedurfte ihrer gar nicht. Er gerieth in eine fürchterliche Wuth und seine schwere eiserne Keule schwingend, würde er den artigen Liebhold mit einem Schlage zermalmt haben, wenn nicht ein Rabe gekommen wär', der sich dem Riesen auf den Kopf setzte und ihn mit seinem Schnabel so gut in die Augen traf, daß er sie ihm beide aushackte; das Blut strömte ihm über's Gesicht, er geberdete sich wie ein Verzweifelter und schlug nach allen Seiten um sich. Liebhold wich ihm aus und brachte ihm mit seinem Schwert so viele und so tiefe Wunden bei, daß er endlich erschöpft von dem vielen Blutverlust auf die Erde stürzte. Sogleich hieb ihm Liebhold den Kopf ab, ganz erfreut über sein unverhofftes Glück.

Da sprach zu ihm der Rabe, welcher sich auf einen Baum gesetzt hatte: „Ich habe den Dienst nicht vergessen, den du mir durch den Tod des Adlers, der mich verfolgte, erwiesen hast. Ich versprach dir, ihn zu vergelten und ich glaube, es heut' gethan zu haben."

„O weit mehr noch, als das, mein guter Herr Rabe," erwiderte Liebhold; ich bleibe alle Zeit dein Schuldner." Damit schwang er sich auf's Pferd, den fürchterlichen Kopf Galifron's vor sich.

Als er in die Stadt kam, lief ihm Alt und Jung nach und rief: „seht da den tapfern Liebhold, der das Ungeheuer getödtet hat."

Die Prinzessin, welche diesen Lärm hörte, zitterte, man komme sie von dem Tode Liebhold's zu benachrichtigen und wagte gar nicht zu fragen, was geschehen sei. Da trat Liebhold selbst mit dem Kopfe des Riesen herein und sagte zu ihr: „Prinzessin, euer Feind ist todt, ich hoffe, ihr werdet eure Hand nun dem Könige, meinem Herrn, nicht länger verweigern."

„Und doch," versetzte Schönchen Goldhaar, „werde ich sie verweigern, wenn ihr nicht ein Mittel findet, mir vor meiner Abreise Wasser aus der dunklen Grotte zu bringen."

„Es giebt nämlich hier in der Nähe eine tiefe Grotte, die wol sechs Stunden im Umfange hat. Den Eingang zu dieser Grotte verwahren zwei Drachen, die aus Maul und Augen Feuer sprühen. Ist man glücklich in die Grotte gelangt, so findet man ein tiefes Loch voll Kröten, Nattern und Schlangen, und in das muß man hinab steigen. Ganz unten am Boden aber befindet sich eine kleine Höhle, in welcher die Quelle der Schönheit und der Gesundheit fließt, und dies ist das Wasser, welches ich durchaus haben will. Es übt auf Alles, was man damit wäscht, eine wunderbare Wirkung. Wenn man schön ist, bleibt man beständig schön; wenn man häßlich ist, wird man schön; wenn man jung ist, so bleibt man jung; wenn man alt ist, wird man wieder jung. Ihr seht wol, mein guter Liebhold, daß ich mein Königreich nicht verlassen kann, ohne davon mitzunehmen."

„Prinzessin," entgegnete er ihr, „ihr seid so schön, daß euch dieses Wasser gewiß unnütz ist; aber ich bin einmal ein unglücklicher Gesandter, dessen Tod ihr wünscht; ich will also gehen, euch das Verlangte zu holen, obschon ich die Gewißheit habe, daß ich nicht mehr zurückkehre."

Schönchen Goldhaar bestand indeß auf ihrer Forderung und Liebhold begab sich mit dem Hündchen Kabriol auf den Weg, um aus der dunklen Grotte das Wasser der Schönheit zu holen.

Alle Leute, denen er unterwegs begegnete, sagten mitleidig: „es ist doch ein Jammer, einen so liebenswürdigen jungen Mann zu sehen, der seinem Tode freiwillig entgegen geht! Er wagt sich ganz allein in die Grotte, während doch ihrer hundert nichts ausrichten würden. Warum verlangt die Prinzessin nur so unmögliche Dinge?"

Liebhold setzte seinen Weg fort, ohne zu antworten, aber er war sehr niedergeschlagen. Er gelangte an den Gipfel eines Berges, und setzte sich hier nieder, um ein wenig auszuruhen, während sein Roß weidete und Kabriol nach Mücken schnappte. Er wußte, daß die dunkle Grotte nicht weit davon war und sah sich um, ob er sie nicht gewahr würde. Endlich bemerkte er einen fürchterlichen Felsen, der schwarz wie Tinte war und aus welchem ein dicker Rauch aufstieg, und gleich darauf erblickte er einen von den Drachen, der aus Maul und Augen Feuer auswarf. Sein Leib war gelb und grün, er hatte furchtbare Klauen und einen langen Schweif, der mehr als hundert Ringe machte. Kabriol gerieth bei diesem

Anblick in solche Furcht, daß er nicht wußte, wohin er sich verbergen sollte. Liebhold, ganz entschlossen zum Tode, zog seinen Degen und stieg mit einer Phiole, welche Schönchen Goldhaar ihm gegeben hatte, um sie mit dem Wasser der Schönheit zu füllen, den Berg hinab. Zu seinem Hündchen Kabriol sagte er, „es ist um mich geschehen. Niemals werde ich von diesem Wasser schöpfen können, welches von den Drachen bewacht wird. Wenn ich todt bin, fülle die Phiole mit meinem Blut und bringe sie der Prinzessin, damit sie sieht, wie viel sie mich kostet, dann geh zu dem Könige, meinem Herrn, und erzähle ihm mein Unglück."

Als er so sprach, hörte er, daß Jemand: „Liebhold, Liebhold!" rief.

„Wer ruft mich?" fragte er und erblickte in der Höhlung eines alten Baumes eine Eule, die zu ihm sagte: „Du hast mich aus dem Jägernetz, in welchem ich gefangen war, befreit und mir das Leben gerettet. Ich versprach dir diesen Dienst zu vergelten und der Augenblick ist da. Gieb mir deine Phiole, ich kenne jeden Weg in der dunklen Grotte und will dir von dem Wasser der Schönheit holen."

Wer war froher als Liebhold, er gab ihr rasch seine Phiole und die Eule flog ohne irgend ein Hinderniß in die Grotte. In weniger als einer Viertelstunde brachte sie das Fläschchen wohl verwahrt zurück.

Liebhold war überglücklich, er bedankte sich bei ihr von ganzem Herzen und nahm dann frohen Muths seinen Rückweg über den Berg nach der Stadt. Er ging graden Wegs nach dem Palast und überreichte seine Phiole Schönchen Goldhaar, welche nun keine Einwendungen mehr hatte. Sie dankte Liebhold und ließ Alles zu ihrer Abreise in Stand setzen, sodann trat sie die Reise mit ihm an.

Sie fand ihn sehr liebenswürdig und sagte mehr als einmal zu ihm: „Wenn ihr gewollt hättet, so hätte ich euch zum Könige gemacht, wir hätten mein Königreich gar nicht verlassen."

„Nicht um alle Königreiche der Erde," entgegnete Liebhold, „möchte ich meinem Herrn ein so großes Leid zufügen, obgleich ich Euch schöner finde, als die Sonne."

Endlich trafen sie in der Hauptstadt des Königs ein und da derselbe wußte, daß Schönchen Goldhaar mitkäme, ging er ihr entgegen und machte ihr die prächtigsten Geschenke von der Welt. Darauf wurde die Hochzeit mit so viel Festlichkeiten begangen, daß man lange Zeit von nichts Anderem redete. Aber Schönchen Goldhaar, welche im Grunde ihres Herzens Liebhold liebte, war nur vergnügt, wenn sie ihn sah und lobte ihn beständig.

„Ohne Liebhold würde ich nicht gekommen sein," sagte sie zum Könige; „er hat für mich das Unmögliche möglich machen müssen. Ihr seid ihm vielen Dank schuldig; er hat mir Schönheitswasser gebracht, ich werde nie altern, sondern immer schön bleiben."

Die Neider, welche die Königin so reden hörten, sagten zum Könige: „Ihr seid gar nicht eifersüchtig, und habt doch so guten Grund, es zu sein, denn die Königin liebt diesen Liebhold so sehr, daß sie Essen und Trinken darüber vergißt, um nur von ihm und den Verpflichtungen zu sprechen, welche Ihr gegen ihn habt; als ob ein Anderer, den ihr geschickt hättet, nicht das Nämliche gethan hätte."

„Wahrhaftig," versetzte der König, „es fällt mir nun auch auf. Man werfe ihn in den Thurm, an Händen und Füßen geschlossen."

Man ergriff Liebhold und zum Lohn dafür, daß er dem Könige so redlich gedient hatte, warf man ihn in den Thurm, mit Eisenfesseln an Händen und Füßen. Er sah Niemanden als den Kerkermeister, der ihm durch ein Loch ein Stück schwarzes Brod zuwarf und Wasser in einem irdenen Kruge reichte. Nur sein Hündchen Kabriol verließ ihn nicht, tröstete ihn und hinterbrachte ihm alle Neuigkeiten.

Kaum erfuhr Schönchen Goldhaar sein Mißgeschick, so warf sie sich dem Könige zu Füßen und bat ihn, in Thränen schwimmend, Liebhold aus dem Gefängniß zu lassen, aber je mehr sie bat, desto zorniger wurde er, weil ihn dies nur in seinem Verdacht bestärkte, und schlug es ihr rund ab. Sie sprach also nicht mehr davon, war aber tief betrübt.

Es fiel dem Könige ein, sie finde ihn vielleicht nicht schön genug und dies brachte ihn auf den Gedanken, sich das Gesicht mit dem Schönheitswasser zu waschen, um sich der Liebe der Königin mehr zu versichern. Die Phiole mit diesem Wasser stand im Zimmer der Königin auf dem Rande des Kamins; sie hatte es dahin gestellt, weil es ihr Freude machte es anzusehen; aber eins ihrer Kammermädchen warf, als sie eine Spinne mit dem Besen todt schlagen wollte, unglücklicherweise die Phiole auf die Erde; sie zerbrach und alles Wasser war dahin. Sie wischte es rasch auf und in der Angst, was sie nun thun sollte, erinnerte sie sich, in dem Kabinet des Königs eine ganz gleiche Phiole gesehen zu haben, mit einem Wasser gefüllt, welches eben so klar war, wie das der Schönheit. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie heimlich das Fläschchen und setzte es auf den Kamin der Königin.

Das Wasser, welches sich im Kabinet des Königs befand, diente dazu, die zum Tode verurtheilten Prinzen und Großen des Hofes hinzurichten; anstatt ihnen den Kopf abzuschlagen oder sie aufhängen zu lassen, wusch man ihnen nur das Gesicht mit diesem Wasser: sie schliefen ein und wachten nicht wieder auf.

Eines Abends nun nahm der König die Phiole und wusch sich tüchtig das Gesicht damit; darauf schlief er ein und war todt. Das Hündchen Kabriol erfuhr es gleich und hinterbrachte diese frohe Nachricht seinem Herrn, der es zu Schönchen Goldhaar schickte und sie bitten ließ, sich des armen Gefangenen zu erinnern.

Kabriol schlüpfte behutsam durch das Gedränge, denn der Tod des Königs hatte bei Hofe Alles in große Bewegung gesetzt, und sagte leise zur Königin: „Gnädige Frau, vergeßt den armen Liebhold nicht."

Sie hatte ihn nicht vergessen, sie erinnerte sich sehr wol der Gefahren, die er um ihretwillen ausgestanden hatte, gleichwie seiner großen Treue. Ohne Jemanden ein Wort zu sagen, ging sie geraden Weges nach dem Thurm, nahm Liebhold selbst die Fesseln von Händen und Füßen ab, setzte ihm eine goldne Krone auf den Kopf, hing ihm den königlichen Mantel um die Schultern und sagte zu ihm: „Kommt, kommt, liebenswürdiger Liebhold, ich erwähle euch zum Könige und zu meinem Gemahl."

Er warf sich zu ihren Füßen und dankte gerührt. Jedermann war erfreut, ihn zum Gebieter zu erhalten. Die fröhlichste Hochzeit von der Welt wurde begangen und Schönchen Goldhaar und Liebhold lebten lange Zeit glücklich und zufrieden mit einander.

17.

Der gestiefelte Kater.

Ein Müller hinterließ bei seinem Hinscheiden seinen drei Söhnen nichts weiter, als seine Mühle, seinen Esel und seine Katze. Die Theilung war bald gemacht, ohne daß man die Gerichte dazu brauchte, die von der kleinen Erbschaft gewiß nichts übrig gelassen hätten. Der Aelteste bekam die Mühle, der Zweite den Esel und der Jüngste nichts als die Katze.

Dieser konnte sich über ein so armseliges Erbtheil gar nicht zufrieden geben. „Meine Brüder," sagte er, „können doch, wenn sie gemeinschaftliche Sache machen, ihren Lebensunterhalt auf eine anständige Art verdienen; aber ich, wenn ich meinen Kater aufgegessen und mir aus seinem Fell einen Muff gemacht habe, ich muß ja Hungers sterben!"

Der Kater, welcher diese Rede wol hörte, obgleich er sich gar nicht so anstellte, sagte zu ihm mit einer ernsthaften und gesetzten Miene: „Bekümmert euch doch nicht, lieber Herr, ihr braucht mir nur einen Sack zu geben und mir ein Paar Stiefeln machen zu lassen, damit ich in das Gesträuch gehen kann, und ihr werdet sehen, daß ihr mit euerm Antheil nicht so übel bedacht wart, als ihr glaubt."

Der arme Mensch rechnete zwar nicht sehr auf die Versprechungen des Katers, indeß er hatte ihn so manchen listigen Streich ausführen sehen, wie er sich bald, um die Ratten und Mäuse zu fangen, bei den Beinen aufhing, bald sich in das Mehl hinstreckte, als ob er todt sei, daß er gleichwol nicht daran verzweifelte, er könne ihm in seinem Unglück irgendwie nützlich sein.

Als der Kater das, was er verlangte, erhalten hatte, zog er muthig die Stiefelchen an, hing seinen Sack um den Hals, faßte die Schnüre mit den beiden Vorderpfoten und marschirte so auf einen Berg, wo es eine große Menge Kaninchen gab. Er that Kohl und Kleie in seinen Sack und indem er sich hinstreckte, als ob er todt sei, erwartete er, daß irgend ein junges Kaninchen, mit den Listen dieser Welt noch wenig bekannt, hineinkröche, um von dem Kohl und der Kleie zu naschen. Kaum hatte er sich hingelegt, so geschah es auch, wie er dachte. Ein junges unbedachtsames Kaninchen spazierte in den Sack und Meister Kater zog gleich die Schnüre zu, packte und erwürgte es ohne Barmherzigkeit.

Ganz stolz auf seine Beute, ging er damit zum Könige und verlangte vorgelassen zu werden. Man ließ ihn in das Gemach Sr. Majestät hinaufsteigen,

der Kater trat ein, machte einen tiefen Bückling vor dem Könige und sagte zu ihm: „Hier bringe ich Ew. Majestät ein Kaninchen, welches der Herr Graf von Karabas (dies war der Name, welchen er für gut fand, seinem Herrn zu geben) mir aufgetragen hat, Euch zu überreichen."

„Sage deinem Herrn," antwortete der König, „daß ich ihm danke und daß er mir ein Vergnügen damit gemacht hat."

Ein ander Mal legte sich der Kater, den Sack immer offen haltend, in's Korn und als zwei Rebhühner darin waren, zog er die Schnüre zu und fing sie alle beide. Hierauf ging er wieder zum König und überreichte sie ihm, so wie er es mit dem Kaninchen gemacht hatte. Der König nahm auch die beiden Rebhühner gnädig an und ließ ihm ein Trinkgeld geben. So fuhr der Kater durch zwei oder drei Monate fort, dem Könige von Zeit zu Zeit Wildpret aus dem Forst seines Herrn zu bringen.

Eines Tages hatte er erfahren, daß der König mit seiner Tochter, der schönsten Prinzessin von der Welt, an dem Ufer des Flusses eine Spazierfahrt machen wolle, und sagte zu seinem Herrn: „Wenn ihr jetzt meinem Rathe folgt, so ist euer Glück gemacht. Ihr habt nichts weiter zu thun, als daß ihr euch in dem Flusse, an der Stelle, die ich euch zeigen werde, badet und das Uebrige lasset mich nur machen."

Der Graf von Karabas that, wie sein Kater ihm rieth, ohne zu wissen, wozu es gut sein würde. Während er nun badete, kam der König vorüber und sogleich fing der Kater aus Leibeskräften an zu schreien: „Zu Hülfe, zu Hülfe, der Herr Graf von Karabas ist im Ertrinken."

Auf dies Geschrei steckte der König den Kopf aus dem Wagen und als er den Kater erkannte, welcher ihm so oft Wildpret gebracht hatte, befahl er seinen Leuten, dem Grafen von Karabas schleunigst zu Hülfe zu eilen. Während man nun den armen Grafen aus dem Flusse zog, trat der Kater an den Wagen heran und sagte zum Könige: während sein Herr sich gebadet, seien Diebe gekommen und hätten alle Kleider mit fortgenommen, obgleich er ihnen aus Leibeskräften nachgeschrien habe. — Der Spitzbube von Kater hatte sie selbst unter einen großen Stein versteckt!

Sogleich befahl der König seinen Kammerdienern aus seiner Garderobe eins seiner schönsten Kleider für den Herrn Grafen von Karabas zu holen. Der König erwies ihm alle nur möglichen Höflichkeiten, und da der schöne Anzug, mit welchem man ihn bekleidete, ihm sehr wol stand (denn er war von Natur hübsch und gut gewachsen), so fand ihn die Tochter des Königs ganz nach ihrem Geschmack und der Graf von Karabas hatte ihr nur etwa zwei bis drei ehrfurchtsvolle und ein wenig zärtliche Blicke zugeworfen, so wurde sie, wie närrisch, in ihn verliebt. Der König ersuchte ihn in seine Karosse zu steigen und die Spazierfahrt mit zu machen.

Der Kater, außer sich vor Vergnügen, daß ihm sein Anschlag so gut gelungen war, lief voraus und als er auf einige Bauern traf, welche eine Wiese mähten, rief er ihnen zu: „Ihr guten Leute, wenn ihr dem Könige nicht sagt, daß die

Wiese, die ihr mäht, dem Grafen von Karabas gehört, so werdet ihr Alle kurz und klein gehackt, wie Pastetenfleisch."

Wirklich unterließ der König nicht, die Bauern zu fragen, wem die Wiese gehöre, die sie mähten?

„Sie gehört dem Grafen von Karabas," sagten Alle einstimmig, denn die Drohung des Katers hatte sie in Furcht gesetzt.

„Da habt ihr ein schönes Erbstück," sagte der König zu dem Grafen von Karabas.

„Wie Ihre Majestät sehen," antwortete der Graf; „diese Wiese bringt alle Jahr ihren reichlichen Ertrag."

Meister Kater, der immer voraus lief, traf jetzt auf einige Schnitter und rief ihnen zu: „Ihr guten Leute, wenn ihr nicht sagt, daß alle diese Getreidefelder dem Herrn Grafen von Karabas gehören, so werdet ihr Alle kurz und klein gehackt, wie Pastetenfleisch."

Der König, der einen Augenblick darauf vorüberkam, wollte wissen, wem alle diese Getreidefelder gehörten, die er vor sich sähe.

„Sie gehören dem Herrn Grafen von Karabas," antworteten die Schnitter, und der König bezeugte dem Grafen gleichfalls seine Freude darüber. Der Kater, welcher immer vor dem Wagen einherlief, sagte zu Allen, die er unterwegs traf, immer das Nämliche, und der König war über die großen Besitzthümer des Herrn Grafen von Karabas ganz erstaunt.

Endlich kam Meister Kater auch an ein schönes Schloß, welches einem wilden Manne gehörte, dem reichsten, der jemals gelebt hat, denn das ganze Land, durch welches der König gekommen war, gehörte zu diesem Schlosse. Der Kater erkundigte sich vorher, wer dieser wilde Mann sei und was er für Geschicklichkeiten besäße, und bat dann, ihm aufwarten zu dürfen, wobei er sagte: er habe, so nahe seinem Schloß, nicht vorbeigehen wollen, ohne die Ehre zu haben, ihm seinen unterthänigen Diener zu machen.

Der wilde Mann empfing ihn mit aller Höflichkeit, deren ein wilder Mann fähig ist und ließ ihn niedersitzen.

„Man hat mich versichert," sagte der Kater, „daß ihr die Fähigkeit hättet, euch in alle Arten von Thieren zu verwandeln. Ihr könntet z. B. die Gestalt eines Löwen oder eines Elephanten annehmen."

„Das ist auch wahr," antwortete der wilde Mann, „und um es dir zu beweisen, will ich mich gleich in einen Löwen verwandeln."

Der Kater war so erschrocken, einen Löwen vor sich zu sehen, daß er gleich auf die Dachrinne kletterte, nicht ohne Mühe und Gefahr der Stiefeln halber, die auf den Ziegeln ausglitten.

Als der Kater nach einer Weile sah, daß der wilde Mann seine Löwengestalt wieder abgelegt hatte, kam er herab und gestand, er sei in Todesangst gewesen. „Man hat mich," fuhr er fort, „auch noch versichert, was ich aber kaum glauben kann, daß es auch in eurer Macht stünde, die Gestalt der kleinsten Thiere anzunehmen, z. B. euch in eine Ratte oder in eine Maus zu verwandeln. Ich muß gestehen, daß ich das für ganz unmöglich halte."

„Unmöglich?“ rief der wilde Mann; „das sollst du sehen.“ Und sogleich verwandelte er sich in eine Maus, die auf dem Fußboden dahin lief; aber der Kater hatte sie kaum erblickt, so erwischte er sie und fraß sie auf.

Inzwischen kam der König auch bei dem schönen Schloß des wilden Mannes vorüber und wünschte hineinzutreten. Der Kater, welcher den Wagen über die Zugbrücke rollen hörte, lief ihm entgegen und sagte zum Könige: „Ew. Majestät seien bestens willkommen in dem Schloß des Herrn Grafen von Karabas.“

„Wie, mein Herr Graf,“ rief der König, „dieses Schloß gehört euch auch noch? Es kann nichts Schöneres geben, als diesen Hof und alle diese Gebäude, die es umgeben. Laßt uns nun auch das Innere besehen, wenn es euch gefällt.“

Der Graf reichte der jungen Prinzessin den Arm und folgte dem Könige, der voran ging. Sie traten in einen großen Saal und fanden daselbst eine prächtige Mahlzeit aufgestellt, welche der wilde Mann für seine Freunde hatte zurichten lassen, die ihn gerade an diesem Tag besuchen wollten, aber nicht hineinzugehen wagten, weil sie hörten, daß der König darin sei.

Der König war über die guten Eigenschaften des Herrn Grafen von Karabas ganz entzückt, und seine Tochter noch bei weitem mehr. In Betracht des großen Vermögens, welches er besaß, sagte er zu ihm, nachdem sie fünf oder sechs Gläser geleert hatten: „Es kommt nur auf euch an, mein Herr Graf, ob ihr mein Schwiegersohn werden wollt.“

Der Graf machte einen tiefen Bückling und nahm die Ehre, welche ihm der König anbot, mit großem Dank an. Noch an dem nämlichen Tage heirathete er die Prinzessin. Der Kater wurde ein vornehmer Herr und lief jetzt den Mäusen nur noch zum Spaß nach.

Druck von Eduard Haenel in Berlin.

Anhang.

Literarische Anmerkungen.

Band I.

Italienische Märchen.

Die reichste Märchensammlung Italiens ist das Pentameron des Basile (Erste Ausgabe 1637; später auch in der Collezione di tutti li poeti in lingua napoletana 1788. T. 20, 21), welches funfzig Märchen enthält, die, nach Art der 1001 Nacht und des Dekameron, in fünf Tagen zur Unterhaltung einer Mohrensklavin, die durch List Königin geworden, erzählt werden, bis dann in dem letzten Märchen der Betrug entdeckt und die Betrügerin bestraft wird. Ueber die Lebensumstände des Basile, die Ausgaben und den Werth des Pentameron vergleiche man hauptsächlich: Galiani, del dialetto napoletano, edizione seconda 1789, Bd. 28 der oben gedachten Sammlung; Eustach. d'Afflitto memorie degli scrittori del regno di Napoli. 1794. I.; Fernow, Römische Studien. III. 1808: „Ueber die Mundarten der Italienischen Sprache;„ Heinrich von der Hagen, Briefe in die Heimath. III. 1819 (meist nach Galiani); endlich die Brüder Grimm im 3. Bd. der Kinder- und Hausmärchen, 1822, die auch den Inhalt sämmtlicher Märchen im Auszuge geben und deren Urtheil wir hier aufnehmen:

„Die Reihe von Auflagen, die das Buch erlebt hat, würde schon in voraus einen gewissen Werth verbürgen, allein diese Märchensammlung ist wirklich unter allen, die bei irgend einem Volk veranstaltet worden, die beste und reichhaltigste. Nicht nur war damals die Ueberlieferung an sich noch vollständiger, sondern der Verfasser besaß auch, neben der genauen Kenntniß der Mundart, eine eigene Geschicklichkeit im Auffassen derselben; der Inhalt ist fast ohne Lücke und der Ton, wenigstens für die Neapolitaner, vollkommen getroffen, worin gleichfalls ein Vorzug vor Strapparola liegt, der nach der gewöhnlichen ausgebildeten Erzählungsart strebte und eine neue Saite anzuschlagen nicht verstand. Man kann demnach diese Sammlung von Märchen bei ihrem reichen Inhalt als Grundlage der übrigen betrachten und diese darnach messen; denn ob sie es gleich in der That nicht war, im Gegentheil außer dem Lande nicht bekannt, nicht einmal in das Französische übersetzt wurde, so hat es doch bei dem Zusammenhang der Ueberlieferung das Ansehen davon. Zwei Drittel finden sich den Grundzügen nach im Deutschen und noch zu jetziger Zeit lebendig. Basile hat sich keine Veränderung, schwerlich einen bedeutenden Zusatz erlaubt und das giebt auch von dieser Seite seinem Werk einen besonderen Werth. Den früheren Strapparola hat er nicht benutzt, wahrscheinlich nicht einmal gekannt, beide

haben nur vier Stücke gemeinschaftlich und aus der Vergleichung ergiebt sich klar, daß er unabhängig davon schrieb. Basile hat ganz im Geiste eines lebhaften, scherzhaften und witzigen Volks erzählt, mit beständigen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, selbst auf alte Geschichte und Mythologie, deren Kenntniß bei den Italienern überhaupt ziemlich verbreitet ist; darin erscheint der Gegensatz zu dem ruhigen und einfachen Styl deutscher Märchen. Er ist überreich an bildlichen und sprüchwörtlichen Redensarten und witzigen Wendungen, die ihm jeden Augenblick zur Hand sind und meist den Nagel auf den Kopf treffen; nicht selten ist auch der Ausdruck, nach des Landes Art, keck, frei und unverhüllt, und insoweit für unser Gefühl anstößig, doch kann man ihn nicht eigentlich unzüchtig nennen. Natürlich ist ihm auch ein gewisser Ueberfluß und das Ausströmen der Rede, wie z. B. in dem 23. Märchen die Klage der Renza durch zwei Seiten hindurch geht, doch ist es blos jene den südlichen Völkern eigene Lust an dem immer neuen Ausdruck und an dem Verweilen bei dem Gegenstande, nicht aber Armuth in der Sache selbst, die sich zu bedecken sucht. Da die Ueberfülle von Gleichnissen meist von Scherz und Witz hervorgetrieben wird, so können die seltsamsten und lächerlichsten hier, ohne abgeschmackt zu sein, gebraucht werden; so ruft z. B. in dem 23. Märchen der Liebhaber seiner Geliebten zu: „Lebe wohl, Protokoll aller Privilegien der Natur, Archiv aller Gnadenbewilligungen des Himmels, Tafel mit allen Titeln der Schönheit beschrieben!"

Die große Schwierigkeit einer worttreuen Verdeutschung des Pentameron wird auch durch die sehr mangelhafte, bis auf die Hälfte verkürzte Uebertragung in das gewöhnliche Italienisch (Neapel 1769) nicht viel erleichtert. Nur wenige Märchen des Basile sind in's Deutsche übertragen worden. Doch steht der Druck einer vollständigen und eben so wortgetreuen wie in jeder Beziehung meisterhaften Uebersetzung dieses schwierigen Werkes von der Hand eines sprachkundigen Gelehrten, Herrn Liebrecht's zu Berlin, mit Nächstem bevor. — Eine Inhaltsanzeige sämmtlicher Märchen, so wie eine vergleichende Uebersicht mit den entsprechenden deutschen ward a. a. O. durch die Brüder Grimm gegeben. Von den in unserer Sammlung befindlichen Märchen gehören folgende dem Pentameron des Basile an; sie sind, mit Ausnahme zweier, besonders für dieselbe übersetzt, doch frei und mit Berücksichtigung eines größeren Lesekreises.

Nr. 1: „Der Hahnenstein," von Clemens Brentano zu dem schönen Märchen Gockel, Hinkel und Gackeleia 1838, eigenthümlich erweitert. Nr. 2: „Der wilde Mann," deutsch: „Tischchen deck dich." Nr. 3: „Die drei Thierbrüder," deutsch: „Die drei Schwestern," in den Volksmärchen des Musäus; die Uebersetzung ist mitgetheilt aus den „Erzählungen und Märchen" von H. von der Hagen, Prenzlau. 1824. 26. 2 Bde. Nr. 4: „Vardiello," deutsch: „Frieder und Catherlieschen;" noch verwandter einem morgenländischen: „Xailun, der Blödsinnige." Nr. 5: „Der Floh," deutsch: „Sechse durch die Welt." Nr. 6: „Das Ziegengesicht." Nr. 7: „Die Monate." Nr. 8: „Corvetto," deutsch: „Ferenand getrü," französisch: „Schönchen Goldhaar." Nr. 9: „Die Schlange." Nr. 10: „Die Bärin," deutsch: „Allerlei-Rauh." Nr. 11: „Gagliuso," französisch: „Der gestiefelte Kater." Die Uebersetzung ist nach der von O. L. B. Wolff übertragenen „Mythologie der Feen und Elfen" des Engländers Keightley gegeben, Weimar 1828. Thl. 2. Die freundliche Mittheilung Herrn Liebrecht's setzt mich in Stand, ein Mißverständniß in derselben, an welchem auch andere Uebersetzer gescheitert sind, wenigstens nachträglich zu berichtigen. Als Gagliuso bei dem Könige speist, sagt er zur Katze, sie solle sich diese quattro pervoglie angelegen sein lassen, damit sie ihm nicht wieder entwischten. Dies bedeutet jedoch nicht, wie Wolff sagt: diese vier Finger, oder wie ich S. 46 ähnlich gesagt habe: deine vier Pfoten, sondern: diese paar Lumpen — nämlich den Anzug, welchen ihm der König hatte reichen lassen. Nr. 12: „Cannetella." Nr. 13: „Die zwei Brüder." Nr. 14: „Die sieben Speckschwarten," deutsch: „Die drei Spinnerinnen." Nr. 18: „Der Dummling," deutsch: „Sechse durch die Welt;" auch, gleichwie Nr. 5: „Der Floh," dem morgenländischen „Hauptmann Bergspalter und seine Gefährten" verwandt. Nr. 19: „Die sieben Tauben," deutsch: „Die

sieben Raben." Nr. 21: „Die drei Citronen." Nr. 22: „Der Rabe," deutsch: „Der treue Johannes."

Von geringerem, wenn auch sonst bedeutendem Werth ist eine ältere sehr verbreitete italienische Märchensammlung: „die ergötzlichen Nächte (le tredici piacevolissime Notti) des Strapparola" (zuerst 1550). Sie enthalten 74 in dreizehn Nächte vertheilte und auf ähnliche Art wie das Dekameron verbundene Stücke; darunter 21 Märchen. Von 18 derselben besitzen wir eine vortreffliche Uebersetzung von Friedr. Wilh. Val. Schmidt, Berl. 1817, mit einer Menge fleißiger und schätzbarer Anmerkungen. Drei Märchen fehlen, da sich Schmidt, ohne es zu wissen, einer mangelhaften Ausgabe (Vened. 1608) bediente. Von den Märchen des Strapparola befinden sich in unsrer Sammlung: Nr. 15: „Das Zauberpferd" (aus Schmidt), verwandt dem deutschen „Ferenand getrü." Nr. 16: „Der Waldmann" (aus Schmidt), deutsch: „Der wilde Mann." Nr. 17: „Das Geschenk der drei Thiere" (aus Schmidt). Nr. 20: „Herr Scarpacifico," dem deutschen Märchen vom Bürle verwandt; ein ähnliches Märchen wird auch dänisch von Andersen mitgetheilt: „Der große und der kleine Klaus." Nr. 23: „Der Zauberlehrling" (fehlt bei Schmidt). Nr. 24: „Das Mädchen im Schrein." Nr. 25: „Die guten Tage," dem deutschen „Doktor Allwissend" verwandt. Nr. 26: „Die Schlange." Nr. 27: „Die drei Königskinder, deutsch: „Die drei Vügelkens."

Französische Märchen.

Die Hauptquellen der französischen Märchenliteratur sind die zuerst unter dem Titel Contes de ma mère l'oye (Paris 1697) erschienenen Märchen Perrault's, so wie die der gleichzeitig lebenden Gräfin d'Aulnoy. Von den 11 Märchen Perrault's, die rein aufgefaßt und mit Naivetät vorgetragen sind, haben wir in unsre Sammlung aufgenommen: Nr. 2: „Der Blaubart." Nr. 4: „Das kleine Rothkäppchen," auch im Deutschen. Nr. 10: „Der kleine Däumling," im Deutschen: „Das Märchen vom Hänsel," im Pentameron: „Nennillo und Nennella," im Englischen bei Tabart: „Tom Däumling." Nr. 12: „Die im Walde schlafende Prinzessin," deutsch: „Dornröschen," im Pentameron: „Sonne und Mond." Nr. 17: „Der gestiefelte Kater," im Pentameron: „Gagliuso," bei Strapparola: „Die Katze."

Die Märchen der Gräfin d'Aulnoy sind gewandt und liebenswürdig erzählt, doch nicht so einfach und natürlich, wie die von Perrault. „Es ist," nach dem treffenden Urtheil der Brüder Grimm a. a. O., „zu viel Zier und Kostbarkeit, auch wohl französische Sentimentalität darin, man fühlt das überfeine vornehme Element aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten, dagegen fehlt etwas Natürliches und Frisches, oder das Einfache, und wenn man den Ausdruck nicht mißdeuten will, das Bürgerliche, das neben allen Wundern in den ächten Märchen immer durchscheint." Den meisten liegt eine ziemlich reiche Ueberlieferung zu Grunde, die aber von willkührlicher Behandlung, Erweiterungen und scheinbaren Verschönerungen nicht frei ist. Einige ihrer Märchen sind unmittelbar aus den Nächten des Strapparola genommen. In unserer Sammlung finden sich von ihr (frei übersetzt und zum Theil abgekürzt, doch ohne Beeinträchtigung des ächten Märchengehalts): Nr. 1: „Finette Aschenbrödel," zwei Märchen zu einem verbunden, die sich auch im Deutschen und Italienischen, doch überall eigenthümlich, vorfinden. Nr. 3: „Rosette." Nr. 7: „Prinz Kobold." Nr. 8: „Die gute kleine Maus." Nr. 11: „Der Widder." Nr. 13: „Der blaue Vogel." Nr. 14: „Orangenbaum und Biene." Nr. 15: „Die Hindin im Walde." Nr. 16: „Schönchen Goldhaar," im Deutschen: „Ferenand getrü" und im Pentameron: „Corvetto."

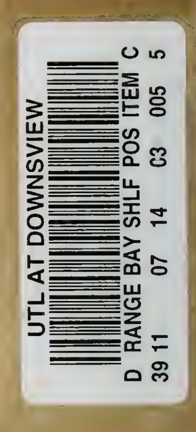
Sowol die Märchen Perrault's, wie die der Gräfin d'Aulnoy sind in das **Cabinet des Fées** (1785, 41 Bände) aufgenommen (T. I—IV). Jene umfangreiche Sammlung, von sehr bedingtem Werth, enthält auch alle übrigen französischen Märchen, von denen die meisten aber nur gehaltlose Nachahmungen Perrault's und der Aulnoy, namentlich letzterer, sind. (Vergl. das Urtheil der Brüder Grimm a. a. O. über die Märchen der Gräfin Mürat, der Gräfin d'Auneuil, des Herrn von Preschak u. s. w.) Auf ächter Grundlage beruht jedoch u. a. das in unsrer Sammlung Nr. 6 befindliche Märchen der Fräulein L'heritier (T. XII) „Riedin-Riedon," so wie Nr. 5 „Roth, weiß und schwarz" aus den **Nouveaux contes de Fées** (Cab. des Fées T. XXXI); dem Märchen von den drei Citronen im Pentameron verwandt. — Nr. 9: „Der Kobold" ist aus der schon erwähnten „Mythologie der Feen und Elfen" mitgetheilt, und steht ursprünglich in den **Ballades et Chants populaires de la Provence. Paris 1826.**



PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
PN
0041962
v.1


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 14 03 005 5